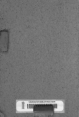

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

Vierter Jahrgang.

II. Semester. III. Band.

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1845.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Dritter Band.

Nr. 27. Drei Tage in der Schweiz. Von M. H. von Geldern. S. 1. — Zum ersten Male bei den Assisen. Von einem Reisenden. S. 12. — E. M. Arndt und seine lieben Deutschen. S. 19. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 24. — Berlin, S. 29. — Pesth, S. 32. — Cöln am Rhein, S. 37. — Frankfurt. a. M., S. 40. — Brüssel. S. 44. — Notizen S. 46. —

Nr. 28. Meine Auswanderung aus Oesterreich. Von Dr. Carl Herloßsohn. S. 49. — Ungarische Zustände. S. 68. — Tagebuch: Randglossen zu Hecker's und v. Itzstein's Ausweisung aus Preußen. S. 74. — Plaudereien aus Leipzig. S. 80. — Correspondenzen aus: Wien, 1 und 2. S. 86. — Weimar, S. 89. — Berlin. S. 92. — Romancero von Betty Paoly. S. 93. — Notizen. S. 94. —

Nr. 29. Ein Besuch bei Itzstein in Hallgarten. S. 97. — Die letzte Versammlung des Bürgervereins in Königsberg. S. 105. — Mittheilungen aus Pesth. S. 110. — Erinnerungen an Cassel. S. 116. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Hamburg, S. 124. — Braunschweig, S. 126. — Schlesien, S. 129. — Prag. S. 131. — ReinekeFuchs. S. 133. — Notizen. S. 135. —

Nr. 30. Alexander von Humboldt. S. 137. — Herr von Hormayr und sein neuestes Buch. S. 155. — Tagebuch: Ein Theaterartikel als Ausweisungsgrund. S. 172. — Correspondenzen aus: Hamburg, S. 174. — Steiermark, S. 179. — Breslau. S. 181. — Notizen. S. 184.

Nr. 31. Nicolaus Lenau. Von M. H. von Geldern. S. 185. — Deutsches Anwaltsbuch von Buddeus. (Die Rechtsverhältnisse in Oesterreich und in Preußen.) S. 194. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 224. — Hamburg, S. 226. — Halle. S. 228. — Cancan eines deutschen Edelmanns. S. 229. — Ein Samariter. S. 231. — Notizen. S. 233. —

Nr. 32. Drei Wochen auf Helgoland. Von Franz Wallner. S. 237. — Die politische Aeußerlichkeit. Von Franz Schuselka. S. 260. — Zwei Bilder in einem Saale. Von W. K. S. 264. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Cöln am Rhein, 271. — Prag, S. 275. — Bonn. S. 278. — Notizen. S. 280. —

Nr. 33. Leu von Ebersol und die Sittenzustände in den Schweizerkantonen. S. 281. — Neueste Erzählungsliteratur. (Zweiter Artikel.) Von A. B.....s. S. 296. — Tagebuch: Correspondenzen aus: Wien, S. 308. — Breslau. S. 314. — Die blutigen Ereignisse in Leipzig. S. 317.

Digitized by Google

Nr. 34. Die Leipziger Communalgarde. S. 321. — Ein deutſch-franzöſiſches Bündniß. Von Dr. Carl Krauſe. S. 331. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Wien, S. 341. — Hamburg, S. 347. — Brüſſel, S. 349. — Dresden, S. 353. — Franzensbad. S. 354. — Germaniens Völkerſtimmen. S. 356. — Die Ereigniſſe in Leipzig. S. 358. — Notizen. S. 359.

Nr. 35. Der Devinationsjäger. Novelle von Dr. H. Schiff. Erſte Abtheilung. S. 361. — Spaniſche Buchhändler und ſpaniſches Bücherweſen. S. 376 — Briefe vom Rhein. S. 381. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Wien, S. 389. — Berlin, S. 394. — Peſth, S. 396. — Halle. S. 401. — Notizen. S. 402. —

Nr. 36. Schiller's Begräbniß. Von einem alten Manne. S. 405. — Der Devinationsjäger. Novelle von Dr. H. Schiff. Zweite Abtheilung. S. 410. — Die erſte Eiſenbahnreiſe von Wien nach Prag. S. 425. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Wien, 1 u. 2. S. 433. — Brüſſel. S. 439. — Franz Wallner auf der Leipziger Bühne. S. 442. — Notizen. S. 444. —

Nr. 37. Paris vom Père Lachaiſe aus. S. 445. — Briefe aus Ungarn. S. 454. — Seidelmann's Leben und Wirken. S. 460. — Tagebuch: Bunte Belletriſtik. S. 473. — Correſpondenzen aus: Prag, S. 476. — Wien, S 478. — Leipzig. S. 480 — Notizen. 484. —

Nr. 38. Gottſched und Gellert, von Heinrich Laube. S. 485. — Wanderſtrophen aus Rußland. Von Emil Meklenburg. S. 491. — Wie man Redacteur eines Regierungsblattes wird? S. 500. — Tagebuch: Correſpondenzen aus: Weimar, S. 513. — Cöln am Rhein, S. 516. — Hamburg, 1 u. 2., S. 518. — Grätz, S. 522. — Wien, S. 524. — Peſth. S. 527. — Chownitz und die Juden. S. 529. — Notizen. S. 531. —

Nr. 39. Patriotiſche Phantaſien über den preußiſch-deutſchen Zollverein. Von F. von Florencourt. S. 533. — Ludwig Zacharias Werner. Von Geldern. S. 549. — Reiſebilder aus Polen. Von E. Göhring. S. 556. — Tagebuch: Correſpondenz aus Wien. S. 568. — Gottſched und Gellert. S. 571. — Notizen. 577. —

Digitized by Google

Drei Tage in der Schweiz.

Frau von Göthe ſagte einmal zu mir, ſie ſei ſtolz darauf, in Norddeutſchland eine der Erſten geweſen zu ſein, die Nicolaus Lenau anerkannte. Ich will mir ein Gleiches auf die Anerkennung des Wallenſtädter Sees zu gute thun, der ſelbſt ſo ſchön, ſo tief myſtiſch und mild melancholiſch iſt, wie ein Lenau'ſches Gedicht. Es gibt in der Natur wie in der Geſellſchaft verkannte Größen, die vergebens oft Jahrhunderte lang auf gerechte Anerkennung warten. Was iſt z. B. der Schaffhauſener Waſſerfall mit ſeiner breiten Behaglichkeit und ſeiner niedern Höhe im Vergleiche zu mancher einſamen Cascade im Graubündner Land, die ſich mit genialer Kühnheit von himmelhohen Bergen über titaniſche Felſenmaſſen in ſchwarze Abgründe ſtürzt, gleich einem menſchlichen Genie, das ſich aus einer lichten Himmelshöhe in die grauenvollen „Abgründe des Gemüthes" verſenkt? Aber die geniale Cascade liegt abſeits von der Heerſtraße und der großen Tour, und ſie brauſt und brauſt Jahrhunderte lang, wölbt hundert entzückende Regenbogen, beleuchtet mit ihrem glänzenden Schaume mächtige Tiefen, und auf keiner Landkarte iſt ſie verzeichnet, kein Touriſt iſt officiell entzückt von ihr, kein Dichter ſetzt ihre Melodien in Worte, keine blauäugige Lady lüftet um ihretwillen den Schleier. Wie viele Menſchen kennt Jeder von uns, die ein gleiches Schickſal haben mit den Graubündner Cascaden und Seen! Dieſe ſtehen in den Salons, *wenn* ſie in die Salons kommen, verſteckt im dunkelſten Winkel, hinter Fenſtervorhängen, während die Lions des Tages am oberſten Sopha ſitzen und ſich von den Damen opfern laſſen. Auch der Wallenſtädter See iſt einer der verkannten.

Digitized by Google

Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen im Auguſt des Jahres 1842, als ich aus Sargans, der Heimath der heldenmüthigen Weiber, aufbrach, um nach Wallenſtädt zu wandern, wo das Dampfſchiff die Reiſenden aufnimmt. Ich hatte vor kurzer Zeit den Lago di Como und den Lago maggiore, die zwei berühmteſten Seen, kennen gelernt und mit ihnen eine innige Freundſchaft geſchloſſen. Darum machte ich mir weniger Erwartungen über ihren obſcuren Bruder, der ſich zwiſchen Wallenſtädt und Weſen, hinter kahlen Felſen verſteckt, angeſiedelt hatte. Doch war der Morgen ſo ſchön; aus Sargans und Wallenſtädt tönten die Sonntagskirchenglocken, von den Alpen herab ſchallte das Klingen der Heerdenglocken, und über Berg und Thal warf die Morgenſonne einen goldenen Schleier. Vor mir her wanderte ein leichter Schneidergeſelle und ſang mit friſcher Stimme Lieder aus der Heimath. Alles das ſtimmte mich innig heiter, und ſelber ſingend und jubelnd zog ich in Wallenſtädt ein. Bald brauſte es aus dem Schlot des Dampfbootes, und ich fuhr dahin über die dunkle Fläche des Sees. Ja, dunkel, wie ein braunes, melancholiſches Auge aus tiefen Augenhöhlen, blickt dieſer See in die Welt. Nur am hohen Mittag mag er heller und heiterer blicken; ſonſt werfen die hohen Felſen rechts und links ihre dunkeln Schatten über ihn und geben ihm dieſes traurige Ausſehen. Rechts erheben ſich die Kurfürſten, ſieben mit Kronen gezierte himmelhohe Felſen, links ſchneidet ihn eine ſchroffe, ebenſo hohe Felſenwand, die ſich jählings in die Tiefe ſenkt, von der freundlichen grünen Welt ab. Da iſt weder rechts noch links Raum, wo ein Fußpfad den Wanderer aufnehmen könnte, ſo unmittelbar ſtehen die Felſen mit ihren Füßen in den ſtillen, todten Wellen. Daher die lebloſe Stille rings umher, die ſelbſt von den einzelnen Nachen nicht unterbrochen wird, da ſie wie Geiſterſchiffe lautlos durch die Dämmerung dahin fahren. Nur auf der linken Felſenwand iſt es den Menſchen gelungen, ſich einen Pfad zu bahnen, der ſich hier und da zwiſchen den Felſen verliert. Da oben ſieht man ſie vom Schiffe aus wie kleine dunkle Erdmännlein dahin klettern und jeden Moment hinter dem Geſteine verſchwinden, als ob ſie der Berg verſchlungen hätte. Das Läuten der Heerdenglocken, das ſelbſt die wildeſten Gebirgseinſamkeiten in Graubünden beſeelt, fehlt hier, denn die Felſen bieten weder den Rindern noch der genügſamen Ziege ein

Digitized by Google

lebendes Kraut. Es iſt Alles ſo kahl und todt, als ob das Abſterben unſeres kleinen Erdenhauſes, das in Jahrtauſenden vollendet ſein ſoll, hier begonnen hätte. Nur dünne Nebel weiden auf den gigantiſchen Felſenmaſſen, und ſtrecken und dehnen ſich,

Wie über hingeſtreckte kalte Heldenleiber
Mit naſſem Schleier blaſſe Klageweiber.

Wenn man ſo auf der vorderſten Spitze des Verdeckes ſitzt und ſich ganz hingibt den eindringenden Eindrücken, iſt es einem, als ob man ſelber hier zu Steine und mit dem ganzen Schiffe zu einer ſtarren Felſeninſel werden ſollte, zu einer warnenden Sage für die kommenden Geſchlechter. Unwillkürlich ſenken ſich die Augenlieder, beugt ſich das Haupt, fallen die Arme ſchlaff herunter, als ob die Verſteinerung begönne. Mit inniger Freude bemerkt man, daß die Gewalt des Dampfers ſiegreich und pfeilſchnell den unheimlichen Zauberkreis durchſchneide, und — ah! — da iſt wieder grüne Erde, die Schiffsglocke läutet, es iſt die Morgenglocke nach einer ſchweren, angſtvoll durchträumten Nacht. Wir ſind in Weſen.

Hier theilt ſich die Geſellſchaft des Dampfſchiffes. Der eine Theil, wahrſcheinlich der reichere, ſetzt ſich in den Poſtwagen, um auf ſtaubiger Landſtraße nach Utznach zu fahren, wo das Züricher Dampfſchiff wartet. Der andere, ärmere, aber wahrſcheinlich poetiſchere Theil beſteigt die bedeckten Kähne, um auf dem Lindcanal zum ſelben Ziele zu gelangen. Zu den Letztern gehörte ich. Dieſe Lindcanalſchiffe ſind länglich gebaut und durch ein Leinwanddach gegen die Sonnenhitze geſchützt; an beiden Seiten ziehen ſich lange Bänke hin, wo eine Geſellſchaft von fünfzehn bis zwanzig Perſonen Platz findet. Als ich eintrat, war faſt die ganze Geſellſchaft ſchon verſammelt und im eifrigſten Geſpräch. Es wurde abgeſtoßen, auf den reißenden Wellen des Lindcanals flogen wir mit Blitzesſchnelle dahin. Ein Schweizer, der große Reiſen durch fremde Länder gemacht und eben aus Rußland in ſeine Heimath zurückkehrte, führte das große Wort. Seine Landsleute, denn aus ſolchen beſtand faſt die ganze Geſellſchaft, hörten ihm mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu. Er erzählte, wie es jenſeits der Berge hergehe, und wie leicht man in fremden Ländern ſein Glück machen könne. Als Beleg führte er einen Schweizer an, der in Moskau ein reicher Mann geworden und einen Orden bekommen. Da hätte man ſehen ſollen, wie die Republikaner

große Augen machten und verwundert ein Mal über das andere ausriefen: Einen Orden! Man ſah es ihnen an, wie ſie in der Seligkeit des Gedankens ſchwelgten; und doch war von einem ruſſiſchen Orden die Rede. Dann erzählte der Reiſende vom Kaiſer, den er in Petersburg geſehen, und von der ſilbernen Hochzeit, von der er viel gehört. Die Republikaner konnten ſich nicht ſatt fragen nach dem Kaiſer, ſeinem Ausſehen, ſeinen Kleidern und ſeinem Hofſtaate. „Ach," ſagte der Eine, „es muß doch was Herrliches ſein um ſo einen Kaiſer oder König." Ein kleiner Junge fragte, „warum die Schweizer nicht auch einen Kaiſer oder einen König hätten." „Dazu ſind wir zu arm," antwortete ihm der Alte. Alſo das iſt die einzige Urſache? dachte ich bei mir, und mir wurde wehe zu Muthe. Ich erinnerte mich an Tell und ſeinen Walther, an Stauffacher und Walther Fürſt. Ja, wo ſind ſie, die alten Tage und die alte Schweiz!

Aus meiner Verſtimmung riß mich die echt deutſche Romantik, die einen Deutſchen über ſo Vieles tröſten muß. Vor uns her am Ufer lief in größter Eile eine Schaar ſonntäglich gekleideter Muſikanten. Die einen trugen Violinen, die andern Clarinetten, Flöten oder Waldhörner unterm Arme; der letzte keuchte unter der Laſt der ungeheuern Bratſche, des deutſcheſten Inſtrumentes. Sie eilten zu einem Sonntagsfeſte in ein Dorf am Züricher See. Kaum erblickte man ſie, als ihnen ſchon die ganze Geſellſchaft winkte und zurief. Das Schiff hielt, und die Muſiker ſtiegen ein. Nun ging es mit Sang und Klang den Lindcanal hinunter; und je wilder die Muſiker ſpielten und die Schweizer darein jauchzten, deſto eifriger nach dem Takte brauchten die Schiffer das Ruder, deſto ſchneller nach der Melodie flog das Schiff gegen Utznach. Es war ein echter, rechter deutſcher Sonntagsnachmittag, eine rechte deutſche Geſellſchaft auf einem Schiffe; es war ja der Märchenerzähler, das Lied und die Muſik dabei. Die Loyalität fehlte auch nicht. So kamen wir auf dem Lindcanal früher an unſrem Beſtimmungsorte an, als die Poſt. Dieſer Lindcanal iſt ein Andenken des echteſten Patriotismus, denn er iſt von einem Schweizer zu Nutz und Frommen ſeiner Landsleute angelegt, um die beiden Seen zu verbinden und die Sümpfe rechts und links auszutrocknen. Wie ich ſo auf ſeinen Wellen dahinfuhr, dachte ich bei mir, um wie viel leichter es einem Republikaner wird, etwas für ſein Vaterland zu thun; er thut es ja für ſeine Familie;

Digitized by Google

er weiß, es bleibt und gehört dem Lande. Anderswo, ſobald ein ſolches Werk mit allen Mühen und Aufopferungen des Patrioten vollendet iſt, wird es mit dem Titel: herzoglich, königlich, kaiſerlich beehrt und dem eigentlichen Vater entfremdet.

Der Züricher See an einem ſchönen Tage geſehen, iſt das Bild des heiterſten Glückes. Nichts Hohes, nichts Großartiges umgibt ihn, Alles rings umher iſt klare, lichte Idylle. Nur die Größe ſeiner Ausdehnung imponirt. Unſer Schiff machte Kreuz- und Querzüge, herüber und hinüber, von einem Ufer zum andern. Ueberall ſtrömten luſtige Sonntagsgeſellſchaften in Maſſe herbei, und bald war das Verdeck überfüllt. Schweizer Bauern, Städter, Züricher Studenten, gleichgiltige Lordsphyſiognomien, plaudernde Franzoſen, ſtille Deutſche à la moi in bunter Mannigfaltigkeit. Aber auf allen lag doch die ernſte Weihe, welche die ſchöne Natur rings umher ausſtrömte. Vorzüglich anmuthig und von glückſeligen Ausſehen iſt das rechte Ufer. Hinter rothbedachten Dörfern und Städtchen, die manches Mal eine ganz alterthümliche Phyſiognomie haben, zieht ſich eine ſanfte Hügelkette, die hier und da mit Weinreben bepflanzt ſind, bis gegen Zürich. Hinter jenen Hügeln liegt das ſchöne Dorf, wo jetzt die deutſchen Flüchtlinge Feiligrath, Ruge und Heinzen wohnen, der bekehrte, der philoſophiſche und der glühende Republikaner. In dieſer Gegend ſoll auch das Dorf Peſſikon liegen, aus welchem zur Zeit, da Strauß nach Zürich berufen wurde, der Pfarrer Hirzel losbrach und mit einer Schaar fanatiſirter Bauern in die Stadt zog, um die Religion zu retten und im Namen Gottes auf ſeine Mitbrüder ſchießen zu laſſen. Der gottſelige Mann ſoll damals etwelchen Blutdurſt und Grauſamkeit à la Capiſtran gezeigt haben. Er iſt identiſch mit jenem Hirzel, der die Sakuntalà, das zarteſte aller Gedichte aus dem Sanſcrit überſetzte.

Die Sonne war ſchon im Untergehen, als wir Zürich erblickten. Die Stadt liegt faſt amphitheatraliſch mit ihren prächtigen, palaſtartigen Hotels um den See, und macht mit ihrem reichbeſetzten Hafen den Eindruck einer Meeresſtadt.

Am andern Morgen war es mein erſtes Geſchäft, Herwegh aufzuſuchen,*) der damals noch in Zürich wohnte. Studenten zeigten mir

*) Die hier ſkizzirte Reiſe iſt aus dem Auguſt 1842. D. Red.

den Weg zu ſeinem Hauſe; aber er war leider nach Bern gereiſt, wo zur Zeit Tagſatzung war. Die Studenten wußten viel Schönes von ihm zu erzählen; doch wunderten ſie ſich über ſeine große Berühmtheit in Deutſchland, und ich mußte es ihnen viele Mal wiederholen, daß Herwegh mit zu den bekannteſten Dichtern gehöre. Da erſt ärgerten ſie ſich recht über die Zöpfe, d. i. die ſchweizeriſchen Ariſtokraten, welche damals den Dichter auf alle mögliche Weiſe plagten und ihm das Leben in der Schweiz ſauer zu machen ſuchten. Die Geſchichte, wie Herwegh in Chur beim Schießen eine Rede hielt und von einem alt-ariſtokratiſchen Zopfe beleidigt wurde, war damals noch neu. Die Studenten, mit denen ich den Tag verbrachte, waren überhaupt voll Ingrimm über die damals ans Ruder gelangte Partei; doch wagten ſie es nicht, ſich freimüthig darüber auszuſprechen. Wenn einer von ihnen mir von den politiſchen Verhältniſſen in Zürich erzählen wollte, ſah er ſich erſt vorſichtig um, ob er ja nicht belauſcht werde. Das Studentenweſen überhaupt machte mir einen traurigen Eindruck. Die Univerſität iſt ſchwach, die Zahl der Studenten iſt klein und kann ſehr leicht überwacht werden. Dazu kommt noch, daß die Regierung die von der liberalen Partei geſtiftete Hochſchule nicht leiden mag und ſie auf alle mögliche Weiſe verfolgt. Der Haß der Studenten gegen die Regierung mußte damals noch ſtärker ſein, da der Mord Kirchmeiers durch einen Nachtwächter erſt vor einigen Wochen geſchehen war, und die Studenten keine Satisfaction bekamen. Auf ſo brutale Weiſe zeigte ihnen die Regierung wie gut ſie es mit ihnen meinte, und ſo ſchnell hatte ſich der übermüthige büreaukratiſche Geiſt der Regierung von der höchſten Spitze bis zum niedrigſten Beſoldeten, dem Nachtwächter, geäußert. Die Studenten machten ſich zwar durch eine Katzenmuſik, die ſie einem der Zöpfe brachten, Luft, aber ſelbſt die Profeſſoren, in denen derſelbe gerechte Ingrimm kochte, und die nur das freiere Leben, das ſie hofften, auf die unbedeutende Univerſität lockte, mußten ihnen rathen, jede Demonſtration zu unterdrücken. Oken, der ſonſt an allen politiſchen Bewegungen Antheil genommen, zog ſich damals in ſein Kabinet zu ſeinen Raritäten zurück.

Wie im Büreau, auf dem Markt, in der Preſſe und auf der Tagſatzung die verſchiedenſten Meinungen ſich bekämpften, ebenſo zerſplitterten ſie die ganz geringe Zahl der Studenten in eine ganze Maſſe kleiner Parteien, und ſie ſahen ſich gezwungen, um nur eini-

germaaßen gesellschaftlich neben einander leben zu können, aus ihrer Unterhaltung jedes politische Gespräch auszuschließen. Vorzüglich aber in Gegenwart der Theologen hütete man sich, ein freies Wörtlein fallen zu lassen, und oft geschah es mir, daß ich, wenn ich in Gegenwart eines solchen ein politisches Thema nach meiner Art berührte, schnell von einem der Studenten rückwärts gezupft wurde, oder einen leisen Stoß erhielt, der mich an die Ermahnung erinnern sollte, in Gegenwart eines Theologen niemals zu politisiren.

Alles das verhielt sich so in dem freien Vorort im Jahre 1842.

Tragikomisch mußte es einem Deutschen erscheinen, wie sich diese Kinder der jungen Universität bemühten, echte, tolle, burschikose Studenten vorzustellen, mit welcher Aengstlichkeit sie sich nach dem Comment, nach Sitten und Gebräuchen der deutschen Universitäten erkundigten, nur um sie getreu nachzuahmen. So gewöhnten sie sich an eine gewisse Renommisterei, die ihnen gar nicht natürlich war; machten tolle Streiche ohne eigentlichen innern Drang dazu, und ließen sich verwildern, während ihnen Elegants vielleicht bequemer gewesen wären. Die ganze Universität ist ein Fuchs. Sie halten ängstlich darauf, ja alle Attribute des Studenten zu besitzen: ungeheure Pfeifen mit Quasten, starken Tabak, riesige Ziegenhainer u. dergl. m., was sie Alles mit sich in's Collegium schleppen und mit großer Behaglichkeit auf den Bänken auskramen. Ist erst ein Fremder dabei, geschieht es mit doppelt starkem Geräusch. Es ist ein kindisches Spiel. Doch ehrenwerth ist die große Pietät der Studenten für gewisse Professoren, wie z. B. für Oken, auf welchen die ganze Universität stolz ist, während ihn die Regierung haßt.

Denselben Tag hörte ich eine Vorlesung über Magnetismus, fand aber nicht, daß sich der Professor freier äußerte, als es selbst in Wien geschehen könnte. Es war eben das Allgemeinste, das sich über Magnetismus und Tellurismus sagen läßt. Nachmittags führten mich die Studenten in die Anlagen zu Geßners Monument. Es ist ganz einfach und ohne künstlerischen Werth. Bei dieser Gelegenheit erzählten sie mir von Geßners Enkel, dessen Haus zur Zeit der Sammelplatz der eifrigsten Republikaner war. Aber selbst die radicalsten unter den Studenten sprachen nur mit einem gewissen Unbehagen davon, und meinten, der Sansculottismus zeige sich in

der Geßner'ſchen Partei in der roheſten und widerwärtigſten Geſtalt. Was doch aus einem Nachkommen des ſentimentalſten Schäferdichters werden kann! Aber warum nicht? Hat doch die Schäferzeit des Rococo die franzöſiſche Revolution geboren.

Denſelben Nachmittag kamen wir an die Stelle, wo der bekannte oder berüchtigte Deutſche, Leſſing, von vielen Dolchſtichen durchbohrt todt gefunden wurde. Man weiß in Zürich eben ſo wenig über ſeinen Charakter, ſein Leben und ſeinen Tod, wie in Deutſchland. Was man ſich hier davon erzählt, klingt eben ſo myſteriös, als was man bei uns davon weiß. Die ihn kannten, rühmen ſein ſchönes Aeußere und ſeine Liebenswürdigkeit im Umgange, ſeinen Geiſt, ſeine Weltkenntniß und ſein mannigfaltiges Wiſſen. Mit dieſen Gaben nahm er in Zürich, wohin er als Flüchtling kam, bald Alles für ſich ein, die Einheimiſchen und die Deutſchen, welche ſich nach den damaligen Vorgängen in ihrem Vaterlande hierher geflüchtet hatten. In ihren Verſammlungen ſprach ſich Leſſing mit Geiſt, Beredtſamkeit und Freimuth über die deutſchen Verhältniſſe aus, und gewann bald die Erfahrenſten und Geſetzteſten unter den deutſchen Patrioten zu Freunden. Er, der kaum fünfundzwanzigjährige junge Mann, nahm an allen ihren Berathungen und Plänen Theil. Aber nach und nach verbreitete ſich ein dunkles Mißtrauen gegen ihn; man traute ſeinem Martyrthume nicht, ſeine Worte und ſein Benehmen hielt man für die Maske eines Spions. Trotz dieſer Mißſtimmung und dieſem Verdachte ſoll Leſſing ſeine Rolle mit bewunderungswürdiger Conſequenz fortgeſpielt haben bis an ſeinen Tod. Höchſt wahrſcheinlich haben die Flüchtlinge über ihn Gericht gehalten. Es iſt ſonderbar, daß ſelbſt diejenigen, die von ſeiner Verrätherei überzeugt ſind, ſeine Jugend bedauern und ſeine Anlagen nicht genug zu rühmen wiſſen. Selten ſprechen ſelbſt ſolche mit der Verachtung von ihm, die ein Spion verdient. Nach Allem ſcheint Leſſing zu etwas Beſſerem beſtimmt geweſen zu ſein, und der ſelige Herr von T... hat ſein junges Leben und ſein junges verderbtes Herz auf der Seele.

Alle dieſe Eindrücke friſch in mir kehrte ich ſpät des Abends in's Hotel de Baur zurück. Von dem platten italieniſchen Dache hat man die ſchönſte Ausſicht über den See und über die Stadt.

Digitized by Google

Dieſe mit ihren vielen Bäumen, mit dem vielen Grün, das ſie durchzieht, hat eher das Ausſehen eines großartigen, aus Paläſten beſtehenden Dorfes. Vor dem Hotel breitet ſich der Platz aus, wo zur Zeit der frommen Hirzel'ſchen Invaſion das meiſte Blut floß. Die armen Bauern mußten die Begeiſterung ihrers Pfarrers büßen. Damals, erzählt man ſich in Zürich, kam ein Engländer zum Wirthe des Hotel de Baur und fragte, wie viel ein Platz auf dem Dache koſte, um von da ruhig dem Blutvergießen zuſehen zu können.

Gegen Süden ſchweiften meine Blicke über den See, und meine Seele flog der Tellskapelle zu nach Bürgeln und Altorf, und beſuchte Melchthal, Stauffacher und Walther Fürſt. Ich dachte an jene Zeiten, da mir Wilhelm Tell zum erſten Male in die Hand fiel, wie in meinem Kinderherzen der erſte Freiheitsgedanke erwachte, und die Schweiz, die ſich damals meine kindiſche Phantaſie mit allem Zauber der Idylle, mit aller heroiſchen Einfalt ſchuf, ſtand vor mir. Wie ſeltſam contraſtirte ſie mit der Schweiz, die ich durchwanderte; wie ſeltſam verſchieden waren meine damaligen Vorſtellungen von meinen heutigen Erfahrungen! Die Berge, die Seen, die Flüſſe, die Waſſerfälle, die Sennhütten, die Gebirgsheerden, Alles ſchöner und herrlicher, als es ſich eine Phantaſie ausmalen kann — aber die Menſchen! Auch die Freiheit kann alt werden, ein altes, runzeliges, keifendes, bigottes Weib. Traurig ging ich zu Bett.

Den folgenden Tag ſollte ich Oken hören. Mit Stolz nahmen mich die Studenten in ihre Mitte und führten mich ins Collegium. Da, aus einer Nebenſtube, in einem altmodiſchen, bis hinauf zugeknöpften Rock kam ein blaſſer, hagerer Mann und eilte mit kaum hörbaren Schritten auf das Katheder. Es war Oken. Seine kurzen, geradaufſtehenden Haare waren mit vielem Grau gemiſcht, ſein Geſicht war blaß und mager und ſah ſehr krank aus. Eine tiefe Wehmuth überfiel mich, wie ich mir den Mann anſah, den begeiſterter Forſchungstrieb, tiefe Grübelei und die Liebe zur Welt aufzehrte. Nur ſein Auge leuchtete in einem ewig jugendlichen Feuer. An den Seiten des Kathebers lehnten ein rieſiger Wallfiſchpenis und ein eben ſo großer Zahn eines Meerfiſches. Mitten durch dieſe beiden Raritäten ſprach und agirte Oken. Er ſtellte über die Eintheilung der Säugethiere die ſonderbarſten, ja manchmal komiſchen Hypotheſen auf. Bald

wollte er ſie nach ihrer Musculatur, bald nach dem geiſtigen Ausdruck ihrer Augen eingetheilt wiſſen. Ich glaube, daß ich, auch ohne es zu wiſſen, errathen hätte, daß ich Oken hörte. Ein Paſſus, den er bei Gelegenheit des geiſtigen Ausdruckes der Augen ausſprach, iſt mir im Gedächtniß geblieben. Von der Athemloſigkeit, die ihn während ſeiner feurigen Rede oft überfällt, unterbrochen, brachte er ihn alſo hervor: „die Kuh — die Kuh — die Kuh hat ein ſehnſüchtiges Auge — und man ſieht es ihr gewiſſermaßen an — ſie ſehnt ſich nach Befreiung — aus der Slaverei, in der ſie ſchmachtet.“ Aehnliche Sätze kamen beim Schweine, beim Elephanten, bei der Gazelle und beim Pferde vor. Oken benutzt jede Gelegenheit, auch in ſeinen naturhiſtoriſchen Vorleſungen, zu politiſchen Diatriben. So erzählte er von einer eigenen Art Wallfiſche, die man im nördlichen Eismeere gefunden, die aber aus gemeiner Gewinnſucht von Seiten der ruſſiſchen Regierung ſo ſehr verfolgt wurden, daß ſie binnen kurzer Zeit ausgerottet waren, bevor die Wiſſenſchaft eigentliche Kenntniß von ihnen nehmen konnnte. Ja, man war ſo vandaliſch, nicht eines dieſer Thiere auszuſtopfen und fürs Petersburger Muſeum aufzubewahren. Nach dieſer Erzählung konnte Oken eine Philippica gegen Rußland nicht unterdrücken, die immer weiter und weiter abirrte, bis ſie ſich ganz in politiſchen Trübſalen verloren und die tiefe Verderbniß des Abſolutismus aufdeckte. Die Wallfiſche gaben ihm auch Gelegenheit, gegen den unwiſſenſchaftlichen Sinn der meiſten jungen Aerzte loszuziehen. „Da gehen alljährlich — rief er — Hunderte von jungen Aerzten — mit Wallfiſchfahrern — nach Island — nach Grönland, nach Novaja Semlija — was bringen ſie mit? — was iſt ihnen intereſſant? — die Lunge eines Wallfiſches? — Nein, ein Penis, meine Herren, ein Penis intereſſirt ſie am meiſten.“

Und mit dieſen Worten ſchwang er den Wallfiſchpenis, der neben ihm ſtand, wie eine gewichtige Lanze in die Höhe, und hielt ihn ſeinem Auditorium hin. Ein allgemeines Gelächter erſcholl. Oken aber ſelbſt blieb ernſt und faſt traurig. Urberhaupt liegt ein ausgeſprochener Zug von Wehmuth, faſt könnte man ſagen, von Schwermuth auf ſeinem Geſichte, zugleich aber ein Etwas, das man lieben muß, und ein gewiſſer Ernſt, der imponirt, ſelbſt wenn er in ſeinen Vorträgen recht Okeniſch barok iſt. Die Haſt und die Eile, mit

Digitized by Google

der er ſeine Worte hevorbringt, und die Athemloſigkeit, die aus einer ſehr kranken Bruſt zu kommen ſcheint und ihn in ſeiner Eile oft gewaltſam aufhält, haben etwas Beängſtigendes für denjenigen, der an ſeinen Vortrag noch nicht gewöhnt iſt. In keinem Auditorio fand ich dieſe achtungsvolle Stille, wie in dem Ofens. Als wir es verließen, ſahen mich die Studenten mit einem gewiſſen Stolze an, als wollten ſie ſagen: Sieh, der gehört uns.

M. H. von Geldern.

Zum erſten Male bei den Aſſiſen.

Von einem Reiſenden.

Ich frühſtückte eben im Wirthshauſe einer anſehnlichen Rheinſtadt; an dem einen Tiſche tranken einige Bauern ihren Morgenkaffee aus einer ungeheuern Kanne, an dem andern erhoben ſich ein Paar wohlgekleidete Bürger und bezahlten. — Seid Ihr Zeugen? ſagte einer zu den Bauern. — Ja. — Dann habt Ihr Zeit; es wird gleich angehen. Adjes. — Iſt das ein Regen! brummte einer von den Landleuten im breiteſten Dialekt; die Her koſt't mich bald ein Paar Sohlen. — Ich fragte den Wirth und hörte, es komme ein Criminalfall vor die Aſſiſen, und der Gerichtshof ſei gleich nebenan. Ich ſprang natürlich hinüber, mit klopfendem Herzen, und war früher an Ort und Stelle, als Zeugen, Geſchworene und Richter. Nur einige Gensdarmen und Soldaten waren zugegen und einer hatte ſeine preußiſche Mütze der Sphinx vor den Schranken ſchief auf's Ohr geſetzt. Allmälig ſammelten ſich einzelne Zuſchauer und Geſchworene, dann kamen die Richter in ihren Roben, dann wurde der Angeklagte, der Juri gegenüber, auf die Bank hinter dem halbmannshohen Holzgitter geſetzt. Aeußerlich hatte der Saal nichts Imponirendes, er war ohne allen Schmuck, der Boden etwas ſtaubig, wie in einer Schulſtube; in der That erinnerten mich Ort und Stimmung an das Examen vor einem beſonders geſtrengen Profeſſor, wie es jährlich auf öſterreichiſchen Univerſitäten zu ſehen iſt. Da pflegt unter den Zuſchauern ebenfalls eine peinliche Spannung zu herrſchen, denn von dem ernſthaften Frag- und Antwortſpiel hängt oft die Zukunft eines jungen Mannes ab. Dieſe Prüfungen ſind ſelbſt in Oeſterreich öffentlich; warum nicht die ſchwerern und wichtigern, wo es ſich um Ehr oder Schande, Ruhe oder Verderben mancher Familie handelt? — Die Formalitäten waren einfach, aber

würdig; der militäriſch-theatraliſche Pomp, der die Proceduren franzöſiſcher Aſſiſen begleiten ſoll, iſt in den Rheinprovinzen abgeſchafft worden. Die Einen finden die jetzige Einfachheit deutſcher, die Andern bedauern den Wegfall jener Ceremonien, denen ſie eine große moraliſche Wirkung zuſchreiben.

Die „cause“ war an ſich ſehr unbedeutend und gehört nichts weniger als in den neuen Pitaval; aber vielleicht intereſſirt es doch den Leſer, den erſten Eindruck zu ſehen, den das öffentliche Schwurgericht auf den Laien machte und zu welchen Bemerkungen es ihn veranlaßte.

Hannes — nennen wir ſo den Angeklagten — ein wohlhabender, lediger, etwa dreißig Jahre alter Bauer aus dem Dorfe R., war beſchuldigt, ſeine Nichte, die um Tagelohn bei ihm arbeitete, ſo aus der Thüre geſtoßen zu haben, daß ſie über die Thürſtufen fiel, das Bein brach und ſechs Wochen lang arbeitsunfähig blieb. Die Regierung war Klägerin. Bei der Mißhandlung war Niemand zugegen geweſen; nur eine ältliche Frau wollte gehört haben, wie Louiſe, die Nichte, früh an Hannes Laden pochte und um ihren geſtrigen Tagelohn bat, von ihm jedoch barſch angefahren wurde; ſpäter habe Louiſe im Thorweg gelegen und gewinſelt. Letzteres mußten auch einige Bauern aus R., auf die Fragen des Staatsanwalts, bezeugen. Der Arzt, der Louiſe behandelt hatte, bezeugte den Beinbruch und daß dieſer nur durch einen heftigen Stoß über die Paar Stufen verurſacht worden ſein könnte. Hannes dagegen ſagte immer nur, „er wiſſe von nichts.“ Die Bauern aus R. zeugten ſehr zu ſeinen Gunſten; er ſei ordentlich, fleißig, Niemand was ſchuldig, wohlhabend und geachtet. Louiſe wurde vorgerufen; allein wer nicht kam, war ſie. Die Bauern meinten, ſie werde wohl nicht kommen, — ſie ſei nicht richtig im Kopf — ſie wiſſe ſelber nicht, was ſie wolle u. ſ. w. Auf die Frage des Präſidenten, ob ſie nicht mit den Andern auf der Eiſenbahn hergekommen ſei? Ja wohl, hieß es, aber man wiſſe nicht, wo ſie geblieben; ſie habe ſich wohl verlaufen — ſich aus Furcht verſteckt u. ſ. w. Wie es ſchien, kümmerten ſich ihre Genoſſen nicht ſehr um ſie. Ihr eigener Vater, ein langer ſiebenzigjähriger Schwachkopf, gab ſehr ungewiſſe Auskunft und widerſprach ſich häufig. Ob er von ihrem Beinbruch wiſſe? — Ja, er habe davon „gehört;“ ſie habe immer auf dem

Digitized by Google

Boden gelegen und nicht arbeiten „wollen." — Ob ſie wirklich nicht richtig im Kopfe ſei? — O, ſie iſt ganz toll, aber wenn ſie zu reden anfängt, iſt ſie „geſcheidter wie'n Afokat!" (Allgemeine Heiterkeit.)

Die Verhandlungen wurden, weil Louiſe noch kommen konnte, auf eine halbe Stunde ausgeſetzt. Ich ging hinaus in den Hof, eine Cigarre zu rauchen, wie die Andern, und ſprach mit einem der Bauern aus R. Die Perſon, ſagte er von Louiſe, iſt ein Nichtsnutz, eine alte Jungfer, treibt ſich überall herum, und hat ſchon viel Verdruß im Dorf angeſtiftet. Sie fängt mit Allen Streit an, wird zudringlich und wenn man ſie abweiſt, fällt ſie hin und ſchreit, daß ſie ſich was zerbrochen hat. Ihr Vater will auch nichts von ihr wiſſen; ſie hat ihn ſchon einmal geſchlagen! — Entweder das ganze Dorf war gegen die arme alte Jungfer verſchworen, oder Hannes hatte in der That nur mit einer Chicane zu kämpfen. Aber daß er von gar nichts wiſſen wollte, ſchien mir nicht zu ſeinen Gunſten zu ſprechen.

Aber Hannes Richte — kam. Wie ein kleiner, hinkender Teufel ſchleppte ſich das kränkliche, einige dreißig Jahre alte Mädchen vor die Schranken. Anfangs zag und ſchüchtern, daß man ſie kaum hören konnte, wurde ſie bald immer lauter und muthiger; zuletzt widerhallte der Saal von ihrer ſchrillen Stimme. Ihr Bericht gab neue Haltpunkte und keiner der befragten Zeugen konnte ſie Lügen ſtrafen. Ein Bauer z. B. konnte nicht leugnen, daß, als ſie hilflos neben den Stufen der innern Thür im Thorwege lag, er den Hannes auf das Feld abholte, daß ſie dann beide an ihr vorübergingen, und der Oheim die jammernde Richte liegen ließ, ohne ſie anzuſehen. Der Bauer hatte dies früher verſchwiegen; erinnert an ſeinen Schwur, die Wahrheit und zwar „die ganze Wahrheit" zu ſagen, entſchuldigte er ſich damit, er habe es „*vergeſſen!*" Hannes aber wußte noch immer von nichts!

Nun begann das Plaidoyer der Advocaten. Die würdigſte Rolle in dieſem Drama ſpielt der Präſident. Vom Ankläger weiß man, daß er nicht genug ſchwarz malen, vom Vertheidiger, daß er nicht genug weiß waſchen kann; der Eine ſucht die Zeugen des Andern zu verwirren und zu verdächtigen. Sophiſten pflegen dies dem Aſſiſengericht zum beſondern Vorwurf zu machen. Als ob die Advocaten in der Heimlichkeit nicht auch Advocaten wären! Dieſelben

Digitized by Google

Kniffe und Pfiffe, die man hier ſo anſtößig findet, weil ſie ſich eben im Licht der Oeffentlichkeit zeigen müſſen, ſie ſpielen auch auf dem Actenpapier; nur ſind ſie da feiner geſponnen, beſſer überlegt und darum gefährlicher; die Dinte erröthet nicht, wenn ſie lügt, die Schrift zittert nicht, wenn ſie verleumdet, und dem Papier ſieht man nicht ſo leicht an, was es künſtlich verſchwiegen oder „vergeſſen" hat. In der Heimlichkeit ſpricht ein Advocat zum andern, ein Spitzfindiger zu einem noch Spitzfindigern. Hier iſt das anders. Weit entfernt, eine beſtimmende Auctorität zu ſein, iſt der Advocat den Geſchworenen ſelbſt nur ein verdächtiger Zeuge. Jeder Geſchworene wird euch ſagen, daß er ſelten was auf die Advocaten gibt. Da er ihr Intereſſe und ihre Stellung kennt, ſo dient ihm ihr Benehmen und ihre Tactik nur mittelbar als Prüfſtein; ſie ſind es, die im Namen ihrer Parteien Red' und Antwort ſtehen. In der Wahl der Mittel, die ſie treffen, in der größern oder geringern Künſtlichkeit und Geſchraubtheit ihrer Reden verräth ſich oft das gute oder böſe Gewiſſen ihrer Sache. Im vorliegenden Falle bemerkte man, wie der Vertheidiger, ein ſehr gewandter und lebhafter Redner, ſich zu winden und zu drehen ſuchte, wie er ſich auf Buchſtäblichkeiten klemmte und die weſentlichſten Punkte mit diplomatiſcher Schmiegſamkeit umging, während der Staatsanwalt auffallend einfach und ruhig ſprach und den Angeklagten nicht ganz als Scheuſal und Auswurf der Menſchheit hinſtellte. Beides war nicht gut für Hannes, der ſchuldig befunden und zu einem halben Jahr Gefängniß, Geldbuße und in die Koſten verurtheilt wurde.

Ich wiederhole, der Fall gehört nicht unter die merkwürdigſten Rechtsfälle, aber wer zum erſten Mal einer Aſſiſenſitzung beiwohnt, wird auch aus dem geringfügigſten Fall mancherlei lernen. Raubmörder und Beutelſchneider werden auch nach dem römiſchen Verfahren verurtheilt, wiewohl nach längerer Peinigung; in verwickelten Proceſſen, wo ſich eine Reihe unſeliger Zufälle gegen die Unſchuld verſchwört, iſt weder Geſchwornen- noch Juriſtenverſtand unfehlbar; allein die große und wohlthätige Wirkſamkeit der öffentlichen Schwurgerichte zeigt ſich gerade in jenen zahlloſen kleinen Händeln, wo der ſtarre Buchſtabe des Geſetzes einer menſchlichen Belebung und Ergänzung, wo es einer Ausgleichung ſocialer Ungerechtigkeiten, einer Bekämpfung gemeiner Rückſichten und Vorurtheile bedarf. Da iſt das öffentliche

Schwurgericht eine wahre Bildungsanſtalt für das Rechtsgefühl der Maſſe.

Ich zweifle, ob die arme Tagelöhnerin bei einem Patrimonial- oder andern heimlichen Gericht ſo glänzende Genugthuung erhalten hätte, ja daß es nur gelungen wäre, den wohlhabenden, vom ganzen Dorf reſpectirten Hannes vor das Criminal zu bringen. Mit einem kleinen Schmerzensgeld hätte man Alles vertuſcht. Sie hatte ja Niemand für ſich, ſie war eine Querulantin, eine Herumtreiberin. Hätte ſich ein Amtmann oder Advocat mit ihr abgegeben, ihretwegen den wohlhabendſten Bauern von R. als Verbrecher behandelt? O ſie hätte ſichs ſelber kaum einfallen laſſen, zu klagen, und den Groll gegen ihres Gleichen ſchweigend fortgenährt. Ich erinnere mich eines ähnlichen und doch wieder unähnlichen Falles aus dem Lande, wo das geſchriebene Geſetz ebenſo vortrefflich, wie das Gerichtsverfahren corrupt iſt. Mein Nachbar T. in W. war ein armer geweſener Huſarencorporal. Sein Hauptmann, ein reicher Baron, hatte ebenfalls quittirt und ihn als Jäger in ſeine Dienſte genommen, nachdem er ihn zum Austritt aus dem Militär durch das Verſprechen lebenslänglicher Verſorgung beredet hatte. Der ehrliche T. wurde aber von ſeinem Herrn nicht nur körperlich mißhandelt, willkürlich in Ketten gethan, mit frevelhaften Zumuthungen gequält, ſondern endlich, wider ſeinen Contract, ſchimpflich und grauſam, ohne Lohn und Entſchädigung, fortgejagt. Um dieſe zu erlangen, klagte T. Er hatte nicht, wie die arme Tagelöhnerin, alle Welt gegen ſich, ſondern die beſten Zeugniſſe von militäriſchen, weltlichen und geiſtlichen Behörden. T.'s officielle Anwälte ließen ſich der Reihe nach vom Baron beſtechen, und dafür mußte der alte Huſar, der ſich dabei kümmerlich als Holzwächter nährte, ihnen als Schreiber dienen. Mit Noth und durch wiederholten Fußfall entledigte er ſich jedes Mal des falſchen Anwalts ex officio. Zuletzt ſchrieb er ſich ſeine Acten ſelbſt, aber wie wurde er da bei den Gerichten gehudelt! Die Advocaten des Barons ſparten keine Chicane, um ihm ſeinen kümmerlichen Erwerb zu entziehen, damit er, wegen Mangel an Subſiſtenznachweis, aus W. mit dem Schub entfernt werde. Zwei Mal wurde er infamer Verbrechen angeklagt, aber die vom Baron erkauften Zeugniſſe erwieſen ſich als verfälſcht. Ja, er wurde für verrückt ausgegeben und brauchte ein halbes Jahr, um gerichtlich zu beweiſen, daß er bei Sinnen ſei. Der

Digitized by Google

Baron war so frech und aberwitzig, seinen Fourier der Verleumdung anzuklagen und einen Revers vorzuzeigen, den jener einst, mit blankem Hirschfänger gezwungen, unterzeichnet hatte, daß er von den schlechten Streichen seines Herrn nichts aussagen werde!! Dennoch erhielt T. keine Genugthuung; nicht einmal seine Papiere, die sein gewesener Herr ihm vorenthielt, konnte er erlangen. Der Proceß war damals (anno 1837) vier Jahre alt, vielleicht ist er noch älter geworden. Ach, wie sehnlich wünschte ich dem T. fünf Richter, zwölf Geschworene und eine offene Gerichtsstube. Da brauchte er seine Acten nicht mühselig selber zu schreiben und zu fürchten, daß sie ihm wegen mangelhafter juristischer Schreibart, wegen schlecht gesaltztem Stempelbogen, zehn Mal zurückgewiesen würden: er dürfte nur sprechen.

Hanne's Proceß dauerte keine vier Jahre, aber doch etwas über vier Stunden. Das war eine kurze Zeit für Hannes, aber lang genug für die Kritik der Geschworenen und viel zu lang für die frivole Neugierde. Man irrt, wenn man glaubt, daß die Assisensäle ein Tummelplatz für blasirte oder gedankenlose Gaffer sind. Das kann blos in seltenen Fällen vorkommen. Nur ein tieferes Interesse hält es vier Stunden als Zuschauer bei einem solchen Prozeß aus, da namentlich das viele monotone Actenverlesen und das Hersagen der Eidesformeln nicht dazu dient, die Sache amüsant zu machen. Ich bemerkte im ganzen Saal nur ernste nachdenkende Gesichter und hörte unter meinen Nachbarn nur vernünftige und treffende Bemerkungen. Selbst die Soldaten und Gensdarmen sahen mit innigster Theilnahme und Genugthuung zu. Dies schien mir ein gutes Omen. Die preußische Regierung kann nicht entschieden gegen die Schwurgerichte sein, sonst würde sie sich hüten, ihren Soldaten solche Posten zu geben, von denen sie als Propagandisten für die öffentlich-mündliche Gerichtsbarkeit in die alten Provinzen zurückkehren werden. Doch kann ich freilich nicht sagen, ob die Soldaten, die ich sah, nicht lauter Rheinländer waren.

Beim nächsten Morgenkaffee traf ich wieder dieselben Bauernzeugen und einen der Geschworenen von gestern, einen sehr unterrichteten und wohlwollenden Bürger. Ich brachte das Gespräch auf Hannes. Die Bauern meinten, es sei ihm viel zu viel geschehen. Ein halb Jahr Gefängniß „wegen so'ner Person," das sei hart. —

Der Geſchworene: Ihr Leute ſeht das für eine Bagatelle an. Uns geht es aber nichts an, was „ſo'ne Perſon" ſonſt für Eigenſchaften hat. Unrecht bleibt Unrecht, und wär's an einem Mörder begangen. — Ich. Mir ſchien er ebenfalls ſchuldig, weil er von gar nichts wiſſen wollte, was doch nach Allem nicht möglich war. Er ſtand ja da wie ein Klotz. — Bauer. Ja, man muß ſeinen Afokaten reden laſſen. Selber kann man ſich erſt recht ins Unglück bringen. — Der Geſchworene. Das iſt wieder eine von Euern Dummheiten, in denen Euch die Advocaten beſtärken. Ein ſchlechter Kerl, der ſich durchzuwinden denkt, weil die Beweiſe nicht klar ſind, mag das Maul halten, um ſich nicht zu verrathen, während er ſeinem Vertheidiger, wie einem Beichtvater, Alles geſtehen muß. In einer klaren Sache iſt das anders. Mein Gott, es kann Jedem paſſiren, daß er einen zudringlichen Bettler von ſich ſtößt, und der fällt und bricht das Bein. Wäre das der Fall geweſen, ſo hätte Hannes offen geſagt: So und ſo, meine Herrn, iſt mir's gegangen. Dann hätte er aber auch die Unglückliche, ſeine leibliche Nichte, nicht Stunden lang im Thorweg liegen laſſen. Dieſe Verſtocktheit, die an ſich ſtrafbar iſt, beweiſt, daß Bosheit vorhergegangen war, und daß Hannes kein gutes Gewiſſen hatte. Und zu mir gewandt ſetzte er hinzu: Sie müſſen das rheiniſche Volk nicht nach Denen von R. beurtheilen; die ſind bekannt als eine ſchlimme Bande.

Mir fielen die Worte ein, mit denen der Staatsanwalt ſeine Rede eingeleitet hatte: „Dieſer Fall wirft ein trauriges Licht auf die Zuſtände der untern Volksklaſſen." In der That, eine Schwarz- oder Böhmerwälder Dorfgeſchichte war's nicht, was ſich da vor den Aſſiſen entrollt hatte.

Digitized by Google

E. M. Arndt und ſeine lieben Deutſchen.

Wir Alle, die wir ſeit Jahrzehnten das politiſche Leben Deutſchlands mitleben, nennen Moritz Arndt unter den Vorbildern des echten Patriotismus und als Typus des conſequenten politiſchen Wollens. Uns Allen, die wir ſtudirt haben, klingen beim Namen Arndt's jene wunderſam poetiſchen Stunden wieder, die wir verlebten im Kreiſe froher und dennoch mit tiefinnerſter Seele ernſt ſtrebender Genoſſen, und in denen wir Arndt's Lieder, wie Verheißungen einer herrlichſten Zukunft jubelten. Aber im Drängen der Neuzeit, wie ſie ſo urplötzlich großwuchs für Deutſchland aus der franzöſiſchen Juliusrevolution, war uns dennoch kein recht deutlich Bild davon geworden, wie und auf welche Weiſe dieſer Mann gewirkt, gerungen und gelitten in einer Zeit, die faſt wie eine abgethane Geſchichtsepoche weit hinter uns liegt und aus der wir dennoch Alle, weil die heutige Zeit daraus wurde, in all' unſerm politiſchen Leben herauswuchſen. Wir wußten meiſtens nur, daß Ernſt Moritz Arndt zuerſt Profeſſor in Greifswalde war und dann reiſte und dann nach Schweden flüchten mußte vor Napoleon, deſſen franzöſiſchen Eroberungen in Deutſchland er fort und fort das ſcharfſchneidige Schwert ſeines Wortes entgegengehalten hatte. Wir wußten meiſtens nur, daß er dann in den Jahren 1813—1815 urkräftig mitgewirkt hatte für die Erhebung des Volkes aus ſeiner niedrigen Erſchlaffung und aus ſeiner erſchlafften Niedrigkeit. Wir hatten nur beiläufig erfahren, wie er dann wieder Profeſſor der Geſchichte in Bonn geworden, und wie deutſche Machthaber ihm 1820 dennoch von Neuem aus ſeinem Wirken eine Anklage gemacht und ihn herausgeriſſen hatten aus ſeinem Amte. Und dann, als König Friedrich Wilhelm IV.

eine moderne Königsrolle mit conſtitutionellen Symptomen begann, ſahen wir denſelben von ſeinem König und ſeinen Preußen langvergeſſenen Arndt wieder urplötzlich aus der Vergeſſenheit an die Hochſchule berufen. Wir jubelten darob; aber ein recht klares Bild des ganzen Weſens dieſes Eiſenmannes hatten wir dennoch nicht. Ja, es gab Viele unter uns, die ihn zu jenen verſchollenen Liberalen zählten, deren ganzer Freiſinn immer nur auf den einen kleinen Punkt der Abwehr des Franzöſiſchen beſchränkt geblieben war, und welche lange Haare oder anſtatt des Halstuchs einen weitausgeſchlagenen Hemdkragen für abſolute Nothwendigkeiten des deutſchen Mannes hielten. Er war — man wußte nicht wie — dem größern Publicum zu einem jener Lobſänger biederben Deutſchthums geworden, in denen kein Element des echten Fortſchrittes und keine Ueberzeugung lebt von einem Fortſchritte des Liberalismus mit dem Fortſchritte der Zeitgeſchichte. Das Bild des Mannes war dem Publicum getrübt, verzerrt und verzogen. Darum eben faßten ihn auch ſo Viele nur wie ein Ueberbleibſel auf aus abgelebter Zeit, und man hatte für ihn meiſtens nur die Sympathie der Pietät. — Damit hat ihm die Welt ein bitter Unrecht zugefügt. Denn Arndt iſt eben einer der aus jener Zeit in ſo geringer Anzahl in die Neuzeit Uebergetretenen, die jene deutſche Vergangenheit und ihre Beſtrebungen, ihre Kämpfe und ihre Siege nicht für das Höchſte und Beſte halten, ſondern auch der neuen Zeit ein theilnehmend Auge ſchenken und daſſelbe nicht altersmüde oder gräulich gegen deren Neugeſtaltungen ſchloſſen. Es iſt in Moritz Arndt das ewig vorwärts treibende Element noch heute ſo mächtig, als vor fünfzig Jahren, und der nun achtundſiebenzig Jahre alte Greis iſt eine eben ſo kraftvolle Potenz, wie der achtundzwanzigjährige Mann, welcher den „Geiſt der Zeit" mit ſeinem rothen Herzblut geſchrieben hatte. Aber, geſtehen wir's offen, dies immer wiederkehrende Verwarnen vor franzöſiſchen Einflüſſen, wie jede ſeiner ältern und neuern Schriften es zeigt, hatte uns ſo getäuſcht, daß wir glauben mochten, ſein ganzer Liberalismus ſei veraltet und ſeine Anforderungen ſeien unpaſſend für die neue Zeit. Wir mochten ihn gern eben ſo achſelzuckend bei Seite legen, wie jene ganze, wenn ſchon kurze Epiſode der Neuzeit, deren Spitze das Becker'ſche Rheinlied durch Uebertreibung und Fanfaronade abgebrochen hatte und

deren ganze Richtung nachher faſt belächelt wurde. Wir hatten gegen Arndt jene Pietät der Kinder, die einem altersſchwachen Vater das unbedingte Anpaſſenwollen längſt beſeitigter Strebungen auf ganz neue, auf ganz abweichende Verhältniſſe mit Worten nicht tadeln, aber ſtillſchweigend als beſeitigt bei Seite legen. Dies eben lag darin begründet, daß wir Arndt's politiſchen Entwickelungsgang nicht genau genug kannten und alſo die Pragmatik ſeiner politiſchen Anforderungen nicht genügend würdigten. Dieſe aber iſt es, welche uns jene drei Bände von Arndt's Schriften an und für ſeine lieben Deutſchen*) kennen lehren, und darum ſind ſie nicht nur literarhiſtoriſch wichtig, ſondern ſie müſſen auch tiefeingreifend in unſere neueſte Zeit und deſſen politiſches Leben genannt werden.

Dieſe Schriften ſind chronologiſch geordnet. Auf ſolche Weiſe ſchließen ſie ſich eng an die Schwankungen deutſchen politiſchen Lebens, wie ſie von 1810—1815 die deutſche Welt umherwarfen. Man möchte ſie eine politiſche, eine culturgeſchichtliche Memoirenſammlung jener Periode nennen, in welche der Culminationspunkt des Arndt'ſchen Lebens und Wirkens fällt. Sie ſollen uns jetzt, da endlich die Nothwendigkeit des Strebens nach deutſcher Einigung und ein Nationalbewußtſein zur allgemeinen Ueberzeugung gekommen, ein warnend Spiegelbild jener Vergangenheit ſein, in welcher die Zerſplitterung ein ſo ſchmachvolles Elend auf unſer Volk häufte. Sie ſollen aber auch zur Erkenntniß jenes machtvollen Aufſchwungs beitragen, welcher ſich eben aus dem tiefſten Elend entwickelte und uns frei machte — ſoweit man's erlaubte. Darum mochte wohl auch Arndt in ſeiner Einleitung zu dieſen Aufſätzen jene Frage kühn bei Seite werfen: „Aber warum alte vermoderte und vergeſſene Papiere, über welche die ſo friſch und geſchwind ſchreitende Zeit lange weit hinausgeſchritten iſt, wieder gleichſam aus dem Grabe herausholen?" Ja, die Zeit ſchritt weiter, ſchritt eilig weiter nach manchen Richtungen hin, aber in mancher Richtung blieb ſie auch auf jenen Standpunkten haften; und daß ſelbſt das Herrlichſte ohne Fortſchritt zum Rückſchritte wird — wer mag es leugnen? Wir aber täuſchen uns

*) „E. M. Arndt's Schriften an und für ſeine lieben Deutſchen. 3 Bde. 8. Leipzig, Weidmann'ſche Buchhandlung. 1845."

leichtlich ſelber über unſere Vorſchritte und verkennen die Rückſchritte in vielen Hinſichten. Wir ſtehen noch auf tauſend Punkten eben nur dort, wohin das Jahr 1815 Deutſchland gebracht hatte, und wenn wir uns ſtolz fühlen im Bewußtſein der Verallgemeinerung politiſcher Bildung, vergeſſen wir's leicht, wie eben daraus ſich auch eine Zerſpaltung des individuellen politiſchen Strebens herausbildete. Dies eben iſt aber einer jener Punkte, auf welche Arndt immer und immer verwarnend hindeutet. Er ſpricht es nirgends mit klaren, dürren Worten aus; aber Bewußtſein iſt's ihm, wie wir noch nicht zur Fähigkeit der maſſenhaften Parteienbildung gelangt ſind, und wie eben in ſolchem Fähigkeitsmangel die Nichterlangung politiſcher Reſultate von Bedeutung wurzle. Ein treuer Eckart, ruft er allüberall zur Einigung der Kräfte und des Wirkens — und dieſer Ruf darf noch heute nicht verhallen. Denn ſind wir auch in den weiteſten Umriſſen zum Nationalbewußtſein gelangt; in der einzelnen Ausführung gilt noch daſſelbe zerſpaltete und nach allen Seiten auseinandergehende Weſen wie damals. — Es iſt auch noch ein zweiter Punkt der Arndt'ſchen Schriften jener frühern Periode, der noch heute eben ſo geltſam iſt, wie damals, als ſie zuerſt entſtanden. Dies iſt der Punkt großer Vorliebe unter uns für das Ausländiſche. Wir mögen's noch heute nicht wegwerfen und halten's für Bildung, wenn wir's uns aneignen. Wohl iſt uns nichts ſo nachtheilig, als das biderbe Lobſingen des unübertrefflichen, echten Deutſchthums. Aber echt müſſen wir dennoch bleiben, wenn wir uns auch bilden ſollen. Denn auch das Vortrefflichſte veraltet ohne Weiterbildung. —

Doch, was ſollen hier Aufſätze geprieſen werden, die eben durch ſich ſelber ſo unendlich wirkſam? Wer ſie lieſt, dieſe beiden erſten Bände der Schriften Arndt's an ſeine lieben Deutſchen, findet dies Alles ſelber, und wer nicht, den lockt auch das nicht, was hier darüber geſprochen wird. — Noch näher aber, als jene erſten beiden Bände, ſchließt ſich der dritte an das Heute. Alle ſeine Aufſätze ſtammen aus den Jahren 1830—1844. Hier iſt es ſchwer, nur einen einzigen Artikel zu nennen, der nicht von größter Bedeutung für das innerſte Detail unſers politiſchen Lebens ſei. Da iſt jene wichtige „Frage über die Niederland und das Rheinland" vom Jahr 1831, ferner von „Belgien und was daran hangt" vom Jahr 1834

Digitized by Google

„das Turnweſen," ferner „Die Weltliteratur," da ſind die Charakteriſtiken Talleyrand's, Gneiſenau's, Reimer's, und in den „Erinnerungen, Geſichten und Geſchichten" bringt Arndt ein Stück der prächtigſten Memoiren aus ſeinem Leben. Da iſt überall Anregung zu ernſtem Nachdenken und Belehrung über wichtigſte Geſchichte. Da ſteht er überall der alte, junge, der manneskräftige und wie ein Jüngling empfindende, der vielgeprüfte und doch durch und durch markvolle „Vater" Arndt. Das Publicum, jenes ernſte und denkende Publicum, welches die Geſchichte macht, es muß ihn hören und es wird ihm zujubeln dieſem durch und durch deutſchen Manne.

— s.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Scheiterung der Censurpetition. — Bauernfeld in Paris. — Graf Chotek. — Baron Zedlitz. — Der alte Magister. — Der Stephansthurm wieder bedroht. — Das Damenbad und der blinde Wassermann. — Eine Hexe arretirt. — Strenges Commando und fahrende Aristokraten.

In Betreff der Censurreform, wie sie nach mancherlei Anzeichen zu erwarten stand, will man jetzt wissen, daß vor der Hand „Alles hübsch beim Alten bleiben werde." Wir können und wollen diesem Gerüchte, das in den hiesigen literarischen Kreisen allgemein cursirt, so lange keinen Glauben beilegen, bis nicht offizielle Thatsachen über diese wichtige Angelegenheit vorliegen, was bis jetzt noch nicht der Fall ist. Man kann kaum annehmen, daß, nachdem selbst ein Staatsminister mit eigenem Munde das Geständniß abgelegt hat, die Censur werde in einer dem Geiste der bestehenden Preßgesetze, den Absichten des Monarchen ganz entgegengesetzten Weise gehandhabt, diese den Gesinnungen des Staatsoberhauptes und dem Buchstaben des Gesetzes widerstreitende Geistesbevormundung, welche überdem ganz ungleich ausgeübt wird und blos den deutschen Theil der Bevölkerung so unverhältnißmäßig drückt, fürderhin noch fortbestehen könne, ohne der öffentlichen Meinung im Angesichte Deutschlands und der gesammten gebildeten Welt auf eine raffinirte Art Hohn zu sprechen. In diesem allerdings höchst unwahrscheinlichen Falle soll man gesonnen sein, die von den hiesigen Schriftstellern eingereichte Petition sammt den Belegstücken, welche einen sehr interessanten Einblick in die Art und Weise, wie bisher bei uns der Rothstift geführt worden, gestatten, dem Druck zu übergeben, damit das Publicum einmal erfahre, aus Thatsachen erfahre, was hier gestrichen wird. Ein Heft von Lewalds sonst so zahmer Europa brachte unlängst einen scharfen Artikel über die hiesigen Censurverhältnisse und wurde deshalb nicht ausgegeben. Wahrscheinlich wollte sich dieses Journal dadurch von dem ihm mit vollem Recht gemachten Vorwurf gesinnungsloser Geschmeidigkeit rein waschen und durch eine oppositionelle Heldenthat seinen Glanz etwas

Digitized by Google

auffriſchen, der nachgerade ſelbſt in den Augen der öſterreichiſchen Leſer zu erblinden anfängt.

Bauernfeld, der den regſten Antheil genommen bei der Preßpetition, befindet ſich jetzt in Paris. Seine Briefe von dorther ſind in einem dithyrambiſchen Geiſt des Entzückens und der Betäubung abgefaßt; der majeſtätiſche Strom eines freien Volkslebens, wie er die Straßen der franzöſiſchen Hauptſtadt durchflutet, wirkt gar mächtig auf ſeinen empfänglichen Geiſt, dem eben nichts anderes gefehlt zu haben ſcheint, als ein ſolcher Schauplatz, eine bewegte Geſellſchaft, um Ungewöhnliches zu ſchaffen und zu erſtreben. Das Schickſal, das ihn in das „Capua der Geiſter", wie Grillparzer ſeine Vaterſtadt nennt, geſchleudert, hat ihm zwar die Entwicklung rauben können, aber nicht die angeborne Empfänglichkeit, den offenen Sinn für die Erſcheinung eines großartigen politiſchen Lebens. Er rühmt die Aufmerkſamkeit und die Artigkeit der Franzoſen, mit welchen er bis jetzt in Berührung gekommen und erzählt mit beſonderem Behagen das gefällige Benehmen des Kammerpräſidenten, an welchen er gleich bei ſeiner Ankunft geſchrieben, um ſich eine Karte auf die Gallerie des Saales im Palaſt Bourbon zu erbitten und der ihm einige Stunden ſpäter in dem Hotel ſeine Viſite machte, wobei er ihm die gewünſchte Eintrittskarte zuſtellte.

Nun ſoll auch endlich die ſchon über ein Jahr lang unbeſetzt gehaltene Stelle eines Oberſthofmeiſters Seiner Majeſtät des Kaiſers beſetzt werden, welche durch den Tod des Fürſten Colloredo erledigt worden. Nachdem man dieſen Poſten vorerſt dem öſterr. Botſchafter am franzöſiſchen Hofe, dem Grafen Appany, zugedacht hatte, wird jetzt Graf Chotek, der frühere Oberſtburggraf von Böhmen, als der muthmaßliche Candidat genannt, was allein hinreichen würde, die Gerüchte über die ſchiefe Stellung dieſes Staatsmannes zum Hofe, die Anfangs Glauben fanden, vollends zu beſeitigen. Der genannte Poſten iſt übrigens blos ein Ehrenamt, da mit demſelben nicht mehr als 5000 Fl. C.-M. Gehalt verbunden iſt, doch nimmt derſelbe den erſten Rang unter den Hofchargen ein, und der mit ihm Betraute iſt zugleich oberſter Chef aller kaiſerlichen Leibgarden.

Eine diplomatiſche Neuigkeit, die hier zu mancherlei Bemerkungen führt, iſt die Ernennung des bekannten Dichters Baron Zedlitz, der eine Anſtellung in der Staatskanzlei beſitzt, zum herzogl. naſſauiſchen Geſchäftsträger mit 3000 Gulden Beſoldung. Zedlitz iſt bereits nach dem Badeort Iſchl abgereiſt, um dem dort verweilenden Herzoge ſeine Aufwartung zu machen. Vordem war Ritter von Oſtini, der zugleich die Angelegenheiten des Herzogs von Lucca hier beſorgt, Geſchäftsträger des Herzogs von Naſſau. Da indeß dieſer Diplomat zu ſeinem Vortheil allzu diplomatiſch verfuhr, ſo wurde ihm das bisher geſchenkte Vertrauen entzogen. Baron Zedlitz, einſt ſehr begütert, hat

durch den Tod seiner Gattin, einer ungarischen Edelfrau, nach den dortigen Erbschaftsgesetzen, welche den Nachlaß der Frau in einer kinderlosen Ehe nicht dem Manne, sondern den Verwandten der Gestorbenen zusprechen, sein Vermögen verloren und in Folge einer Ehrensache hat er auch seine Rittmeisterstelle in einem österreichischen Dragonerregimente niedergelegt. Der Staatskanzler nahm den Dichter und Ehrenrittmeister später in seine Privatstaatskanzlei, denn es theilt sich die hiesige Staatskanzlei in eine kaiserliche und in eine Privatstaatskanzlei, wo er einen Gehalt von 4000 Gulden genießt. Diese angenehme und lucrative Stellung ist Baron Zedlitz keineswegs gesonnen dem diplomatischen Posten zu opfern, womit ihn Se. Hoheit bekleidet und so ereignet sich hier der gewiß anomale Fall, daß ein Beamter der österreichischen Staatskanzlei zu gleicher Zeit in Diensten eines andern deutschen Souverains steht. Aus diesem Grunde könnte Herrn Zedlitz auch nicht die Prärogative seines diplomatischen Amtes zugestanden werden, dessen Geschäfte er wohl besorgen, aber dessen äußerliche Ehrenzeichen (?) er nicht tragen darf.

Die Wirksamkeit des neuen Chefs des Hofburgtheaters fängt bereits an bemerkbar zu werden. So war unlängst ein neues Stück auf dem Repertoire angesetzt: „Der alte Magister" von Benedix und durch mehre Proben zur Aufführung reif, als plötzlich Graf Dietrichstein die Darstellung suspendirte, indem die Novität dem Gebiet der niederen Komik angehöre und der Bühne der Hofburg sowie den darstellenden Kräften in keiner Weise angemessen sei.*)

Seit einigen Tagen sehen wir den Stephansthurm wieder mit einem Brettergerüste umgeben, indem sich immer deutlicher die dringende Nothwendigkeit einer Reparatur herausstellt, und das Leben der Vorübergehenden gefährdet scheint. Der Hofbaurath Sprenger, der ohnedem der Feinde nicht wenige zählt, ist der Gegenstand heftiger Angriffe geworden, in Folge des von ihm vorgeschlagenen und verfochtenen Projects, die neun Klafter der Thurmspitze nicht mehr aus Stein, sondern aus Eisen zu ergänzen, womit er denn auch trotz vielfältiger Einsprache durchdrang. Gegenwärtig treten schon die Nachwehen dieses, wie es scheint mehr blendenden, als soliden Gedankens drohend hervor, denn die Sonnenhitze dehnt dies in dem alten, mürben Gestein des Thurmes mit Blei eingelassene Eisen aus und sprengt dadurch die

*) Ein Privatbrief erzählt uns die Sache folgender Gestalt. Das erwähnte Lustspiel ist schon seit mehreren Monaten durch Hindernisse aller Art immer verschoben worden. Mittlerweile wurde Graf Dietrichstein Chef des Hofburgtheaters, und da er es als eine Ehrensache betrachtet, mit einem classischen Stück seine Wirksamkeit zu beginnen, so wollte er nicht, daß dies gerade die erste Novität sein solle, die unter seiner Leitung gegeben werde. „Der alte Magister" ist daher nicht beseitigt, sondern nur für einige Zeit aufgeschoben worden. D. Red.

Digitized by Google

ohnedem verwitterte Maſſe, welche auf die Straße herabbröckelt und dem gußeiſernen Gerippe jede feſte Baſis entzieht. Vergebens bewieſen zur Zeit, als die Baufrage verhandelt ward, mehrere tüchtige Architekten aus phyſikaliſchen Gründen, daß eine Verbindung des Eiſens mit Stein in ſolcher Höhe unſtatthaft ſei, indem die Einflüſſe der Atmoſphäre allzu bedeutend ſeien, um nicht in Bälde eine Auflöſung dieſer beiden Materialien durch einander zu bewirken. Da Kälte das Eiſen zuſammenzieht und Wärme es ausdehnt, ſo entſteht dadurch eine Rüttlung und Lockerung im Steinwerk ſelbſt, das der Dauerhaftigkeit deſſelben unmöglich zuträglich ſein kann. Obſchon die Cenſurbehörde den Abdruck eines gegen das vom Hofbaurath Sprenger in Vorſchlag gebrachte Project gerichteten Aufſatzes von einem Sachverſtändigen in der Wiener Zeitung geſtattete, ſo blieben doch die Schritte der erwähnten Baumeiſter beim Erzherzog Ludwig und dem Staatsminiſter Graf Kolowrat ohne Folge, weil dieſe ſich dahin ausſprachen, daß ſie in einer rein techniſchen Angelegenheit keine Stimme haben könnten, und die Sache jenen Ausgang nehmen müſſe, welchen die Baucommiſſion für den zweckmäßigſten finde.

Da gerade vom Bauweſen die Rede, ſo muß ich wohl auch eines Bauwerks Erwähnung thun, das ich ſo lange nicht berührte, als es noch Project und ſeine Ausführung nicht geſichert war, nun aber, da es bereits in Ausführung begriffen iſt, zur Sprache bringen muß. Sie kennen ohne Zweifel den Prachtbau des ſogenannten Damenbads in der Leopoldſtadt, das von dem würtembergiſchen Architekten Etzel entworfen und ausgeführt wurde. Anfangs ſtanden die Actien ſehr ſchlecht, und viele von den Actionären leiſteten keine Zahlungen mehr und opferten lieber die bisher eingeſchoſſenen Summen auf; doch blos zu ihrem großen Nachtheil, indem das Bad jetzt ſeinen Begründern 6 Procente abwirft und der Gewinnſt wahrſcheinlich noch ſteigen wird, wenn nicht die Concurrenz dieſe Zukunftshoffnungen wieder zerſtören ſollte. Dies ſcheint jetzt freilich der Fall zu ſein, da eine zweite Actiengeſellſchaft zuſammengetreten iſt, die auf einem dem Beſitzer des Sophienbades abgekauften Grundſtück ein zwar kleineres, aber durch kluge Benutzung aller Umſtände mehr auf Ertrag berechnetes Bad, das zugleich Schwimmſchule ſein wird, erbauen läßt. Der Plan rührt von den jungen, aber tüchtigen Architekten Siccardsburg und Van der Nüll her und baſirt ſich ganz und gar auf die mit der Damenbadeanſtalt gemachten Erfahrungen. Dieſer Anſtalt thut es keinen geringen Eintrag, daß ſie die ſtrenge Jahreszeit hindurch gehemmt bleiben muß, weil die Frequenz nicht ſo bedeutend iſt, um die für das Becken der Schwimmſchule erforderliche Quantität Waſſer mittelſt eines großartigen Heizapparats zu erwärmen, wie es eigentlich in der Abſicht des Bauentwurfs und der hergeſtellten Einrichtungen gelegen. Aus dieſer Wahrnehmung hat die neue Geſellſchaft alsbald die Warnung abge-

Digitized by Google

leitet, nicht ebenfalls eine Anſtalt zu errichten, deren Nutzung ſich lediglich auf die wärmere Jahreszeit beſchränkt, und ſo haben denn die genannten Baumeiſter ihren Entwurf ſo abgefaßt, daß der Baderaum im Winter in einen Concert- und Ballſaal umgeſchaffen werden kann, wodurch auch für dieſe Periode die Möglichkeit der lukrativeſten Benutzung geboten iſt.

Merkwürdig iſt auch die Perſönlichkeit desjenigen, der die Leitung dieſes Unternehmens in der Folge übernehmen wird. Herr Morawetz, von Geburt ein Mähre, und ſeines Handwerks ein Tuchappreteur, iſt ein zweiter Prießnitz und wie dieſer lediglich Autodidakt, nur erſtreckt ſich ſeine Thätigkeit nicht blos auf die Kaltwaſſerkur, ſondern auch und ganz vorzugsweiſe auf das ruſſiſche Dampfbad, das unſern Sitten und unſern Meinungen ſo ſehr widerſtrebt und mittelſt deſſen er gleichwohl ſchon die wunderbarſten Heilungen bewerkſtelligt hat. Das Bewunderungswertheſte aber bleibt gewiß der Umſtand, daß der Leiter dieſer großartigen Anſtalt, welche ihrem Eigenthümer einen jährlichen Gewinn von 18,000 Gulden abwirft, blind iſt. Er kann die Kranken, über deren Zuſtand er ſich belehren ſoll, nicht einmal ſehen und die Wahrheit ihrer Ausſagen durch ſcharfen Blick controlliren, weshalb er mir jedenfalls eine noch merkwürdigere Erſcheinung ſcheint, als der Waſſerarzt in Gräfenberg, der im Beſitz dieſes unſchätzbaren Vortheils iſt.

In den untern Schichten der Bevölkerung nnd wohl auch zum Theil in den mittlern Ständen macht jetzt die Prophezeihung eines alten Zigeunerweibs großes Aufſehen, und jagt nicht Wenigen grauſe Befürchtungen ein. Die Hexe verkündete für den nächſten Monat in Folge der enormen Hitze eine peſtartige Seuche, welche das Land verheeren würde. Die durch dieſe Weiſſagung hervorgerufene Aufregung veranlaßte die Behörde gegen die Kaſſandra polizeilich einzuſchreiten, und dieſe wurde denn auch gefangengeſetzt, um der leichtgläubigen Menge nicht ganz den Kopf zu verdrehen.

Der neue commandirende General von Niederöſterreich, Erzherzog Albrecht, erwirbt ſich mit jedem Tage mehr die allgemeine Liebe durch die Strenge, womit er auf der Vollziehung der beſtehenden Vorſchriften hält, von welchen ſich manche aus der höhern Ariſtokratie zu dispenſiren ſtreben. Unlängſt fuhr der ungariſche Graf Bethlen, der ein Hofamt bekleidet, in Geſellſchaft mehrerer Damen im ſchärfſten Trab über eine Brücke im Park des Luſtſchloſſes von Schönbrunn, über die nicht anders, als im langſamen Schritt gefahren werden ſoll. Die Wache an der Brücke rief dem gräflichen Roſſelenker zu, langſam zu fahren, worauf aber dieſer gar nicht achtete, ſondern unbeirrt fortjagte, bis endlich die zweite Wache am andern Ende der Brücke vorſprang, das Gewehr anſchlug und die Pferde niederzuſchießen drohte, ſobald der Wagen nicht ſogleich ſtille halte. Der Graf mußte ab-

ſteigen und ward auf die Wachtſtube gebracht, von wo er erſt nach eingeholtem Befehl losgelaſſen wurde. Am andern Tag erſchien ein Generalsbefehl, der der ganzen Garniſon vorgeleſen wurde und in dem das Betragen der beiden Soldaten vom Jägerbataillon, die an der Brücke geſchildert, verdienter Maaßen belobt und allen Uebrigen als Muſter in ähnlichen Fällen aufgeſtellt ward.

II.

Aus Berlin.

Der Jeburtsdag von des jroße Velkerjlick. — Itzſtein und Hecker. — Das Abenteuerliche des Bankprojects Bülow-Cummerow's. — Die öſterreichiſche Nationalbank und die königl. preuß. Bank. — Die Seehandlung. — Der König in Königsberg. — Inſeratencenſur.

Die Statuen Blücher's, Scharnhorſt's und Bülow's auf dem Opernplatze ſind heute, am 18. Juni, mit Eichenlaub bekränzt. Wir feiern heute das Gedächtniß des berühmten Friedens, dem wir alle die Segnungen verdanken, welche uns jetzt beglücken: Einheit Deutſchlands! Handelsfreiheit! Verfaſſung! u. ſ. f. Die Leute auf dem Opernplatze ſehen einander an und fragen einander, was die Kränze bedeuten. „Es is der Jeburtsdag von des jroße Velkerjlick," ſagte ein Eckenſteher zum andern. „Velkerjlick, wat iſ'n det?" verſetzte dieſer. „Nu ſeh' mal," verſetzte der erſtere, „det is, als wenn Eener 'n Achtel von des jroße Loos jewinnen duht; er kann niſcht dervor. Als wie zum Exempel Rutſchberje in Dierjarten, zoolojiſcher Jarten, à 4 Jroſchen de lumpichte Perſchon, Corſus, Verein vor die arbeitende Klaſſen, wo niſcht nich drauß weren kann, daß in Dierjarten de Damens nich von' Tabak incomedirt weren derfen, daß an Sonndag keene Ladens uff ſinn, man blos de Victualienladens ausjenommen, Schandarmerie, Bettelvojte un daß de Polezei vor allens ſorjt un unſer Eenen nich in ſeine Virjerruhe ſteeren laaßt." — Ja wohl, die Wege der polizeilichen Vorſehung ſind unerforſchlich. Selbſt hier an der Quelle iſt es noch immer unmöglich, über die Urſachen der Itzſtein-Hecker'ſchen Begebenheit irgend etwas auch nur einigermaaßen Annehmbares zu erfahren. Allgemein ſcheint hier angenommen zu werden, daß die Sache aus einer Uebereilung, einem Mangel an Berechnung der Folgen hervorgegangen ſei, und das Publicum iſt nur geſpannt darauf, wie man verſuchen werde, die Scharte auszuwetzen; denn Niemand mag ſich verbergen, daß es ſich dieſes Mal um etwas mehr handelt, als um eine perſönliche Angelegenheit. Daß irgend eine Art Chargenwechſel eintreten müſſe, daran ſcheint Niemand zu zweifeln.

Die Beſprechung des Bülow-Cummerow'ſchen Bankprojects iſt über das Alles ſo ziemlich in den Hintergrund gedrängt. Ich kann aber doch nicht umhin, Ihnen ein Wort darüber zu ſagen. Ich glaubte bis-

her, daß die Sache noch als Geheimniß behandelt werden ſollte: die dieſe Angelegenheit betreffende Druckſchrift des Antragſtellers iſt nämlich nur als Manuſcript an die betreffenden Behörden vertheilt worden, beiher freilich auch in Privathände gelangt. Nun aber ſehe ich, daß die Börſennachrichten der Oſtſee bereits eine Kritik dieſer Druckſchrift und zugleich der ebenfalls als Manuſcript gedruckten kleinen Schrift über Banken von Wilh. Beer bringen. Man kann alſo unbedenklich über die Sache reden. Unter all dem Abenteuerlichen, das wir hier in letzter Zeit erlebt haben, ſcheint mir der Bülow-Cummerow'ſche Antrag das Abenteuerlichſte; ich ſage hier nicht, das Project (über das aber auch viel zu ſagen wäre), ſondern, der Antrag. Denn es iſt ein Antrag, der, mit Hoffnung auf Genehmigung — und ohne ſolche Hoffnung wäre er doch wohl nicht geſtellt worden — nur in dem guten Glauben geſtellt werden konnte, daß bei Gott und bei einer Regierung alle Dinge möglich ſind, auch die nach gemeinem Menſchenverſtand unmöglichen. Nach gemeinem Menſchenverſtand nämlich ſollte man es für unmöglich halten, daß ein abſolut monarchiſcher Staat ein bereits beſtehendes, wohlorganiſirtes Staatsinſtitut, das aller irgend erforderlichen Vervollkommnung fähig iſt, wie die königliche Bank, aufopfern ſollte, um an deſſen Stelle ein Privatinſtitut treten zu laſſen. Man könnte einwenden, daß das Beſtehen von Privatbanken in wirklich abſolut monarchiſchen Staaten eine Inſtanz gegen dieſe Behauptung bilde, und würde in dieſem Falle beſonders auf Oeſterreich hinweiſen. Allein es würde nicht ſchwer ſein, darzuthun, daß dieſe den ſonſtigen Grundſätzen der Verwaltung abſolut monarchiſcher Staaten im Weſen widerſtreitende Einrichtung nur einem Nothzuſtande, den die Staatskraft allein nicht zu bewältigen vermochte, ihren Urſprung verdankt. Ein Anderes aber iſt es, ein wenn auch nicht ganz angemeſſenes Verhältniß deshalb zuzulaſſen, weil man die damit verbundenen Vortheile ſonſt nicht zu erreichen weiß, und ein anderes, dieſes nicht angemeſſene Verhältniß gefliſſentlich und ohne Noth herbeizuführen, nachdem das Fundament eines weit angemeſſeneren bereits ſeit langer Zeit gelegt iſt. Wenn es ſich nachweiſen ließe, daß eine Privatbank dem Handelsverkehre einige Vortheile gewährte, welche von einer Staatsanſtalt nicht erwartet werden könnten, ſo iſt doch kein Zweifel, daß dieſe Vortheile aufgehoben würden, erſtlich durch die ſtrenge Controlle, welche ſich der Staat nothwendig vorbehalten müßte, und ſodann durch den unvermeidlichen Umſtand, daß die Privatunternehmer das Inſtitut zu ihrem Privatnutzen auszubeuten ſuchen müſſen. Da nun in Preußen ein Staatsinſtitut bereits beſteht, das, um den jetzigen Anforderungen beſſer zu entſprechen als bisher, vielleicht nur auf die Unterlage einer geräumigeren Wirkſamkeit geſtellt und mit der Freiheit, Noten auszugeben, wieder ausgeſtattet zu werden brauchte, ſo müßte der Staat, um dieſes Inſtitut einem

Digitized by Google

Privatinſtitut Preis zu geben oder, richtiger geſagt, aufzuopfern, ſich erſt weiß machen laſſen, daß das beſtehende Inſtitut durch die Einführung des neuen nicht leiden und ſodann, daß dieſes neue Inſtitut auf zauberiſche Weiſe Erfolge herbeiführen würde, welche durch eine Reorganiſation des alten nicht zu erreichen ſein würden. — Der chimäriſchen Hoffnung, daß die Regierung ſich endlich genöthigt glauben könnte, auf dieſes Project einzugehen, kommt vielleicht nur der einzige Umſtand zu Statten, daß die Abneigung gegen Schutzzölle, welche ſich bisher bei der preußiſchen Regierung gezeigt hat, und deren Fortdauer der Handelsſtand noch immer fürchtet, von der Preſſe als Ausfluß eines büreaukratiſchen Tics dargeſtellt wird, dem man auf dieſem Gebiete den Namen „Fiscalſyſtem" gegeben hat. Gelingt es, die Aufrechterhaltung der königl. Bank als ebenfalls einen Theil dieſes ſogenannten Fiscalſyſtems dem Publicum verhaßt zu machen, ſo werden daraus für ſie dieſelben, einem Geldinſtitute immer höchſt nachtheiligen Antipathien der Geſchäftswelt entſpringen, welche ſich gegen die Seehandlung in ſo weitem Umfange entwickelt haben. Der Bericht über die Verhältniſſe der Seehandlung, welcher dem rheiniſchen Provinziallandtag von ſeinem vierten Ausſchuſſe in der 28. Sitzung abgeſtattet worden iſt, ſcheint in der That recht eigentlich darauf abzuzielen, die Geldinſtitute des Staates insgeſammt als fiscaliſch-organiſirte, der freien Entwickelung der Kräfte und dem Geſammtwohl nachtheilige Einrichtungen zu befeinden und auf ſolche Weiſe der Aufnöthigung von Privatinſtituten Bahn zu brechen. Auch fährt die Aachener Zeitung fort, das Seehandlungsinſtitut anzugreifen. Die letzten Artikel, welche ſie in dieſer Richtung gebracht hat (Nr. 149 und Nr. 157 d. J.) wiederholen freilich nur das alte Argument, daß Alles beſſer ſtehen würde, wenn die Regierung vom Bevormunden abließe. Dieſe Art der Argumentation verſchiebt ganz und gar den einzig richtigen Geſichtspunkt, unter welchem die Angelegenheit zu betrachten iſt. Denn wie iſt es möglich, die Concurrenz irgend eines Staatsinſtituts als Bevormundung zu betrachten? Macht doch dieſe Concurrenz todt, ſo ſeid ihr ſie los! Die Paar Millionen, mit welchen die Seehandlung arbeitet und welche ſie auf ein Dutzend verſchiedenartige Geſchäftsbranchen zerſplittert, ſind doch wahrhaftig nicht unüberwindlich. Von fiscaliſchen Einrichtungen kann aber bei Inſtituten, wie Seehandlung und Bank, nicht die Rede ſein, denen eine von der Finanzverwaltung des Staats unabhängige Stellung und Einrichtung mit aller Gefliſſentlichkeit gegeben worden iſt. — Was übrigens die Zeitungsnachrichten betrifft, daß die preußiſche Regierung auf dem bevorſtehenden Zollcongreß ſteif und feſt bei ihrem alten ſogenannten Freihandelsſyſtem, oder, wie es jetzt in den öffentlichen Blättern qualificirt wird, fiscaliſchen Syſtem beharren werde, ſo habe ich Urſache, ſie für unrichtig zu halten. Das Vorgeben, als würde Herr v. Rönne nicht nur nichts

erreichen, ſondern wohl gar von ſeiner Stellung zurücktreten müſſen, ſcheint jedes Grundes zu entbehren. Obwohl nicht zu zweifeln iſt, daß der Einfluß der Herren Beuth und Kühne noch immer groß genug iſt, und daß die Herren von ihren alten Anſichten nicht weichen. Die unbedingte Herrſchaft des Syſtems, dem ſie anhängen, iſt aber jedenfalls, wenn auch noch nicht gebrochen, doch beträchtlich erſchüttert.

Man theilt mir einen Privatbrief aus Königsberg mit, aus welchem zu entnehmen, in welcher Weiſe Se. Majeſtät dort — wahrhaft väterlich — den Civil- und Militärbehörden den Text geleſen. Die Bürgerſchaft, heißt es, gehe damit um, ein Schreiben an Se. Majeſtät in Betreff der gegen ſie gethanen Aeußerungen zu richten.

Zum Schluß dieſes Briefes kann ich noch einen komiſchen Fall erzählen, der einen meiner hieſigen Bekannten betroffen hat. Einem für die hieſigen Zeitungen beſtimmten Inſerat, welches einen nur den Eingeweihten verſtändlichen Scherz zwiſchen Privatperſonen enthält, und wörtlich lauten ſollte wie folgt: (Eingeſandt) „Anton, ſteck'n Degen bi!", dieſem Inſerate hat die Cenſur des hieſigen Intelligenzblattes das Imprimatur verweigert — aus unbekannten Gründen. Es geſchehen auch hier wie anderwärts Dinge, von denen ſich unſere Weltweisheit nichts träumen läßt. G. J.

III.

Aus Peſth.

Warum ſcheut man ſich, über Ungarn zu ſchreiben? — Der Palatin. — Ein echtes Volksfeſt. — Die Parteien und ihre Journale. — Herr Jary und die Peſther Zeitung. — Die Deutſchen in Ungarn. — Geheime Verbindungen und Denunciation. — Willmers und Seidlitz.

Sie entſchuldigen wohl, daß ich trotz des ſchnellen Abdrucks des von mir eingeſandten Berichtes eine geraume Zeit verfließen ließ, ehe ich dem erſten Briefe einen zweiten folgen laſſe. Allein zum Theil ſcheint es uns, als werde ohnedem ſo viel geſchrieben über das in mancher Beziehung intereſſante Land an der untern Donau, und auf der andern Seite ſind unſere localen, ſowie politiſchen Zuſtände dergeſtalt in der Schwebe, daß ſich kaum ein fertiges, in ſich abgeſchloſſenes Bild der hieſigen Verhältniſſe bringen läßt. Es gibt vielleicht kein einziges Land in Europa, wo ſo viel edle und heiße Beſtrebungen wie verlornes Blut in den Sand verinnen und ein ungewöhnlicher Kraftaufwand ſo häufig reſultatlos endet. Zu dem kommt noch die fabelhafte Empfindlichkeit des hieſigen Publicums, das unter ſich nicht eben auf die feinſte Weiſe auftritt, aber dafür von den auswärtigen Sprechern einen Zartſinn und eine Urbanität beanſprucht, die ſelbſt beim beſten Willen nicht erlangt werden kann, ohne der Sache zu ſchaden, die man vertreten will und deren Erörterung von gewiſſen perſönlich treffenden Bezügen ſchwer zu trennen ſein dürfte. In einem Lande, das von

verſchiedenen Völkern bewohnt und durch eine kräftig und ſiegreich einherſchreitende Majorität (oder Minorität) in hitzige Aufregung verſetzt iſt, kann man kaum Allen gerecht werden, und darum wollen wir denn fortan blos dahin ſtreben, die Meinung eines bedeutenden Theils der Bewohner Ungarns auszuſprechen, eines Theils, dem es bis jetzt noch nicht vergönnt geweſen, in Ungarn ſelbſt ſeine Stimme ertönen zu laſſen und der deshalb ein natürliches Recht beſitzt, ſein Sprachrohr in die Ferne zu richten und durch das Echo mit der Heimath zu reden.

Der Erzherzog Palatin, der erſt vor Kurzem durch den Beſuch des ihm engverwandten Kronprinzen von Würtemberg*) und ſeines geiſtvollen, hier überaus beliebten Sohnes, des Erzherzogs Stephan, überraſcht worden, wohnte jüngſt einem in ſeiner Art gewiß ſeltenen Feſte bei, indem er nemlich von den Jazygern in Jaszbereny, einer Grundherrſchaft im freien Landbezirke der durch mancherlei Privilegien ausgezeichneten Kumanen und Jazyger, zu der Freudenfeier eingeladen wurde, welche man dort zur Verherrlichung des Tages beging, an dem die Gemeinde ſich von dem ihr tief verhaßten Joche des deutſchen Ritterordens wieder befreit hatte. Vor hundert Jahren, zur Zeit des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges, war Jaszbereny wegen Geldmangels an den genannten Orden gegen eine nicht eben beträchtliche Summe verpfändet worden, und ſeit jener Zeit wollte ſich nie eine günſtige Gelegenheit darbieten, um die Auslöſung des verpfändeten Landſtrichs zu bewirken, bis endlich jetzt auf dem Wege freiwilliger Beiſteuern der Betrag aufgebracht ward, der zur Loskaufung von den dem freigearteten Jazygervölkchen ſo läſtigen Zwangsrechten des Fremdlings erforderlich war. Das gab ein Feſt, ein echtes Volksfeſt, wie ich noch nie ein ähnliches geſehen. Es iſt mir in der That ganz unbegreiflich, wie die Bewohner der großen Städte, wie man in Peſth, ja ſelbſt in Wien, eine derartige Gelegenheit ſo gleichgiltig hingehen laſſen kann, während man ſich doch ſonſt immer ſo heißhungrig nach Volksfeſten geberdet und weite Reiſen nicht ſcheut, um einem Schützenfeſt beizuwohnen oder ſonſt einem Beluſtigungstag des Volkes, das ſich nie inniger aufſchließt in ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit, als in den Momenten der Freude und Ungebundenheit. Was iſt die Brigittenau, was iſt der Prater, was das Nepumukfeſt in Prag, das Octo-

*) Bei dieſem Anlaß will ich eines charakteriſtiſchen Vorfalls erwähnen, der ſich vor ein Paar Jahren ereignete, als eben die Frage der gemiſchten Ehen auf das Hitzigſte ausgefochten ward. In einer Peſther Kirche predigte ein bekannter Kanzelredner juſt gegen das Sündhafte eines ſolchen Ehebundes in den heftigſten Ausdrücken, und verkündete allen jenen, die ſich ſo weit vergäßen, die ewige Verdammniß, als mit einem Male aus der Menge der Zuhörer ſich eine laute Stimme erhob, die den Redner mit der Frage unterbrach: „So iſt alſo der Palatinus ein Verdammter?“ Der Erzherzog hat bekanntlich zwei gemiſchte Ehen geſchloſſen, nämlich mit einer ruſſiſchen und mit einer würtembergiſchen Prinzeſſin.

berfeſt in München gegen eine Volksfeier, wie ich deren zu Jaszbereny Zeuge geweſen! Ueber 1200 Reiter auf den ſchönſten Pferden mit flatternder Mähne, eingehüllt in ein maleriſch frappantes Nationalkleid das zu den Zügen der dunkelfarbigen Geſichter ſo gut paßt und beinahe ausſieht, als ſei es mit den ſtraffen Gliedern dieſer urkräftigen Männer auf's Innigſte verwachſen, bildeten die Feſtgarde, ritten aber keineswegs in jener polizeilich triſten Ordnung, wie man ähnliche Züge wohl anderswo zu ſchauen bekommt, ſondern tummelten ſo bunt und prachtvoll auf der Ebene herum, daß man verſucht war, dieſe wilden Schaaren für ein Gewölk zu halten, das vom Sturmwind gepeitſcht, in tauſend Flocken auseinanderflieht. Denn die Maſſe des Volkes ſelbſt, das farbenreiche Gewühl der Weiber und Kinder, in deren kleinen ſtechenden Augen nicht jene blöde Verwunderung und ängſtliche Scheu zu leſen war, welche Kinder bei derlei Anläſſen gewöhnlich zeigen, ſondern aus denen bereits das Feuer der Theilnahme, die brennende Sehnſucht des Ehrgeizes blitzte, der unwillig mit den Füßchen ſtampft ob des knabenhaften Alters, dem es nicht verſtattet iſt, ſich in die Reihen der Männer zu miſchen, und das noch manches Jahr abwarten muß, bevor es ſein kann, wie jene. Laſſe ſich doch Niemand abhalten, Ungarn zu beſuchen, das heißt nicht auf dem Dampfſchiff, ſondern zu Pferd oder im Wagen, von Peſth gegen die Theiß zu, oder nach Stuhlweißenburg und die ſiebenbürgiſchen Grenzmarken hin. Der deutſche Reiſende wird einen Schatz von poetiſchen Eindrücken mit fortnehmen und eine Ahnung bekommen vom Duft des orientaliſchen Lebens. Unbegreiflich faſt, wie Lenau's und Beck's Poeſieen dem deutſchen Publicum noch keine Sehnſucht haben einflößen können nach dem wolkenloſen Himmel, der auf die endloſe Ebene herabſchaut, nach den Klängen des Tubels und den Melodien der ſlaviſchen Sänger!

Die nationalen Reibungen dauern, wie dies auch nicht anders möglich ſcheint, immer fort und gewinnen täglich an Umfang und Tiefe, wenn auch die urſprüngliche Heftigkeit, das äußere Schäumen und Brauſen ſich allgemach verliert und einer mehr planmäßigen Kriegführung Platz macht. Die Parteien lernen ſich nach und nach als ſolche achten und ſtreiten mit einander wie gleichberechtigte Mächte, was denn doch ſchon ein großer Fortſchritt politiſcher Bildung iſt und jedenfalls dem raſenden Anfallen alles Gegneriſchen vorzuziehen wäre. Daß die anderen Volksſtämme nunmehr gleichfalls journaliſtiſch vertreten ſein ſollen, wird ohne Zweifel einen wohlthätigen Einfluß ausüben auf die Stimmungen im Lande, die nachgerade anfingen eine bedrohliche Seite zu gewinnen, da verſchluckter Aerger unter allen Umſtänden am meiſten erbittert und zum Aeußerſten reizt; ja auch die Regierung wird dabei eine beſſere Stellung gewinnen, indem ſie die Parteien ſich bekämpfen läßt und ein Juſtemilieu beobachten kann, das ihr blos nützen, aber nicht ſchaden kann, indeß ſie bisher allzu ſehr den Strömungen des

Digitized by Google

einzig berechtigten Magyarismus blosgeſtellt war und die einen verletzte, ohne die anderen zu gewinnen; dieſe Erkenntniß ſcheint denn auch am meiſten mitgewirkt zu haben bei der Conceſſionirung der deutſchen Peſther Zeitung und des ſlaviſchen Journals, welches unter Profeſſor Stur's Leitung erſcheinen wird. Man kann beinahe mit Gewißheit vorausſagen, das ſlaviſche Blatt werde ſeine Aufgabe mit mehr Feuer und Geiſt auffaſſen und mit beſſerem Erfolge zu löſen wiſſen, als dies von Seite der deutſchen Peſther Zeitung geſchehen iſt. Wir achten jede Ueberzeugung, und nichts erfreut uns mehr, als männliche Conſequenz. Wenn Herr Jary, der nebenbei erwähnt, jetzt ſeine Stelle als Stadtrichter von Peſth niedergelegt hat, um ſeinen neuen Dienſtpoſten als Rath und Beiſitzer des königl. Wechſelgerichtes, anzutreten, für gut fand, in die Poſaune des Magyarismus zu ſtoßen und ſeinen ehrlichen deutſchen Namen Tretter in den ungariſch klingenden Jary zu verwandeln, ſo haben wir gar nichts dagegen, denn es wäre ſchlimm, wenn es nicht geſtattet wäre, mit den Wölfen zu heulen, obſchon er keine Urſache hatte, ſich des Namens ſeiner Voreltern zu ſchämen, während allenfalls dieſe jetzt in der Lage wären, ſich ſchämen zu müſſen. Wie aber kommt Saul plötzlich unter die Propheten? Mit welchem Recht ſtellt der Magyariſirte ſich an einem ſchönen Morgen wieder an die Spitze derjenigen, welchen er kurz vorher ein Schnippchen geſchlagen und die er für ein Linzengericht verſchachert hatte? O Eſau! ich traue deinen patriotiſch tönenden Worten nicht, und wenn Du Dich ſo kriegeriſch auf das publiciſtiſche Roß wirfſt und den Moſes ſpielen möchteſt, der dies verſtoßene Bürgervolk aus der Wüſte in das gelobte Land conſtitutioneller Berechtigung hinübergeleiten will, ſo muß ich Dir zurufen: Du biſt ein falſcher Prophet und ſchlechter Moſes, wir ſollen durch das rothe Meer, damit Du die Perlen dabei fiſchen kannſt, und das Quellwaſſer, das Du aus dem Felſen ſchlägſt, wird kaum einen Anderen laben, als Dich ganz allein! Ohne bibliſche Figur geſprochen, Herr Jary hat ſeinen Anführerpoſten nur auf höheren Befehl übernommen und mit dem Auftrage, aus der ſtädtiſchen Bevölkerung eine zahme Miliz zu bilden, mit welcher man im Nothfall allerlei Demonſtrationen und Scheingefechte ausführen kann. Von einer Emancipation des deutſchen Elements iſt dabei gar nicht die Rede, nur gedrillt ſoll das Bürgerpack werden und eine militäriſche Parteiorganiſation erhalten. Was die publiciſtiſchen Leiſtungen der Zeitung ſelbſt betrifft, ſo kann man ihr einen gewiſſen Tact in Behandlung der Tagesfragen nicht abſprechen, denn Tact war von jeher die Sache des Herrn Jary. Aber es fehlt an Energie des deutſchen Gedankens, an Entſchiedenheit des Tons und dem Bewußtſein einer feſten, nationalen Parteiexiſtenz; neben manchen gutgedachten und gutgeſchriebenen Artikeln begegnet man einem Wuſt unintereſſanter, ſchülerhaft ſtyliſirter Correſpondenzen aus Abdera, Schilda,

Burtehude u. ſ. w., die einem die Lectüre verlangweilen. Allerdings iſt es ſehr ſchwer, in Ungarn für ein deutſches Journal eine Anzahl tüchtiger Mitarbeiter über einheimiſche Fragen zu bekommen, denn die gerühmte deutſche Intelligenz iſt hier zu Lande ſehr ſparſam geſäet, die Bürgerſchaft zumal in dem bodenloſeſten Philiſterweſen befangen und keines höhern Aufſchwungs fähig. Daher die erbärmliche Rolle des Bürgers in Ungarn, dem an Scharfblick des Lebens und politiſcher Thatkraft oft der lumpigſte Sauhirt überlegen iſt. Der ungariſche Bürger geht nicht über ſeine vier Pfähle hinaus und hat von allen den Dingen, welche in den Comitatsverſammlungen verhandelt werden, wenig Begriff. In Ungarn ſteht die Intelligenz beim Comitatsadel und nicht beim Mittelſtand, wie in den meiſten übrigen Ländern, und das erklärt Vieles für ſolche auswärtige Leſer, die ſich nicht von der Meinung losmachen können, der Comitatsadel poche lediglich auf den Säbel und ſeine alte Conſtitution. Während die magyariſchen Journale, ſowohl die conſervativen als liberalen, von nah und fern die trefflichſten Einſendungen erhalten, welche ihnen eben die geiſtige Friſche und den politiſchen Reiz verleihen, der durch nichts Erkünſteltes erſetzt werden kann, und ſie dieſe koſtbaren Beiträge von Nichtjournaliſten nicht einmal zu honoriren brauchen, ſteht ein deutſches Blatt einſam und auf ſeine fixen Mitarbeiter verwieſen da und vermag kaum, durch beträchtliche Geldopfer ſich dürftige Nachrichten von Kammerdienern und Thürſtehern zu verſchaffen. So iſt es, und es iſt traurig, daß es ſo iſt.

Die magyariſche Partei greift in ihren nationalen Kämpfen noch immer mitunter zu ſehr ſchmachvollen Mitteln, wenn es ihr darum zu thun iſt, ihre Gegner zu verderben und dieſe bereits eine Stellung gewonnen haben, die nicht mit Drohungen und Scheltworten zu ſprengen iſt. Da hat ſich denn an der Bergakademie zu Schemnitz, der einzigen im ganzen öſterreichiſchen Kaiſerſtaate, eine ſlavoniſche Geſellſchaft unter den Studirenden gebildet, welche hauptſächlich aus Böhmen, Mährern, Schleſiern und Slowaken beſteht, die ihre Zuſammenkünfte hielt, in denen ſlaviſche Zeitſchriften und die neueſten Erſcheinungen der ſlaviſchen Literatur geleſen wurden. Ihre Mitglieder umfaßten die Mehrzahl der Akademiker, da die Deutſchen, wie überall, ſo auch hier, indifferent blieben, und die Magyaren nur ein kleines Häuflein bildeten, das ſich blos durch Wuth und Verfolgungsgeiſt auszeichnen konnte. Die Feindſchaft zwiſchen der ſlaviſchen und der magyariſchen Geſellſchaft nahm mit jedem Tage zu und ihre Folgen wurden ſelbſt im geſelligen Leben der Stadt auf die mannigfaltigſte Weiſe ſichtbar, bis endlich die Magyaren, die ſich überwältigt ſahen, zu dem Mittel der Angeberei ſchritten und bei der Behörde die Anzeige von dem Beſtehen eines unerlaubten Vereins unter den ſlaviſchen Studenten machten. So ſieht ſich jetzt das Oberſtkammergrafen-

amt, deſſen Chef eben gewechſelt worden, zu einer Unterſuchung veranlaßt, welche unterblieben wäre ohne die Leidenſchaftlichkeit feiger Denuncianten, da in dem Weſen der Verbindung durchaus nichts Strafwürdiges liegen ſoll, und ihr Daſein keineswegs ſo ganz unbemerkt geblieben war. Doch hofft man von der Humanität und dem aufgeklärten Sinn des von Wien als Oberſtkammergrafen hierher verſetzten Baron Ritterſtein, daß dieſe unliebſame Angelegenheit im Guten beigelegt werden und zu keinen auffälligen Reſultaten führen wird.

Willmers, der ausgezeichnete Pianiſt, war bei uns und hat die glänzendſte Aufnahme gefunden, ſowohl als Künſtler, wie auch als Menſch; er ward in die erleſenſten Kreiſe der hieſigen Geſellſchaft gezogen und der Kör, ein Nationalverein, gab ihm ein Feſteſſen. Willmers bezeugte ſich dafür dankbar und componirte einige ungariſche Volkslieder, die reißend Glück machen. Auch gedenkt er eine Oper zu ſchreiben, wozu ihm von einem hieſigen deutſchen Literaten, Herrn Seidlitz, ein Libretto verſprochen wurde.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Die Adreſſe an Itzſtein und Hecker. — Die Cenſur und der rheiniſche Beobachter. — Ein Officierdiner. — Das Schutzſyſtem. — Petitionen. — Das Beethovenfeſt.

Itzſtein und Hecker ſind hier des Tages Loſung. Wer Cöln vor zehn Jahren gekannt und jetzt die allgemeine Theilnahme gewahrt, welche die Jedem bis dahin unerklärliche Ausweiſung der beiden Ehrenmänner hervorgerufen, muß glauben, eine neue Bevölkerung ſei in die Mauern der alten Stadt eingezogen. Der alte, feſte Freiheitsſinn, für den Cölns Bürger ſo lange gegen Pfaffenmacht und Pfaffenliſt geſtritten, iſt wieder erwacht, nachdem er, ſeit man Nikolas Gülich 1686 auf dem Blutgerüſte ſterben ließ, weil er die Bürgerrechte gegen die Patrizier-Ariſtokratie in Schutz nahm und männlich vertheidigte, in einer unbegreiflichen Apathie geſchlummert hatte; das tolle Freiheitsſpiel der Revolution war nur ein flüchtiger Rauſch, denn als die Männer der Freiheit hier ihre Tricolore aufpflanzten, waren heimlich die Feſſeln des Volkes ſchon wieder geſchmiedet. Es galt nur, daſſelbe nach und nach wieder an dieſelben zu gewöhnen. Mit einer wahrhaft kindlichen Rührung iſt es anzuſchauen, wie alle Claſſen gleichſam eine religiöſe Pflicht darin finden, den beiden Männern ihre Theilnahme zu zollen, mit welcher Pietät die Adreſſe an dieſelben von Tauſenden unterzeichnet wurde. Und da wollen gewiſſe Leute noch an einem Fortſchritte der politiſchen Mündigkeit des deutſchen Volkes zweifeln, ihn nicht bemerken, weil er nicht in ihren Kram paßt! — Die Herren J. Dumont, Herausgeber der Cölniſchen Zei-

tung, F. Heuser, Kaufmann, Dr. Clasen, Arzt, und wie man behauptet noch zwei unserer Stadträthe sind eben auf dem Wege, um die Adresse im Namen der Unterzeichner zu überbringen. Nirgends ist dieselbe mit einer wärmern und innigern Sympathie unterzeichnet worden, als hier in der Metropole der preußischen Rheinprovinz. Niemand schloß sich da aus, als die Staatsbeamten und einige servile Seelen, die aus Furcht, einem ministeriellen Schooßmopse mißliebig zu werden, von der Cholera befallen werden könnten.

Von allen Seiten berichtet uns die Cölnische Zeitung, die sich in der ganzen Angelegenheit ehrenwerth benimmt, von Adressen an die beiden Ehrenbürger Deutschlands, über das, was aber unter ihren Augen vorgeht, darf sie nichts mittheilen, nicht eine Silbe berichten — so will es die Censur, die wahrscheinlich nach höherer Instruction verfährt. Ob man in großer Weisheit vielleicht glaubt, es würde die Gesinnung der Bessern Cölns — und das ist, stolz sagen wir's, die Mehrzahl — und ihr Handeln in dieser Sache dem deutschen Lande unbekannt bleiben, weil man den hiesigen Blättern nicht erlaubt, davon zu reden, selbst das Thatsächliche mitzutheilen? Nein, so beschränkt kann im neunzehnten Jahrhunderte Niemand mehr sein, es sei denn der rheinische Beobachter, der in Allem wenigstens um ein halbes Säculum zu spät kommt und mit seinem Belfern und Schönthun, seinem Beißen und Schnappen nach Luftgebilden bei allen Cölnern, die nicht an gewisse Unfehlbarkeiten glauben, zur eigentlichen komischen Person geworden und zu aller Ergötzen, un ci-devant jeune homme, einherstelzt. Wir können Mancherlei von unserer Regierung glauben, nach der Ausweisung der badischen Deputirten, der Bürger eines Zollvereinsstaates, aber bei Gott nicht, daß der rheinische Beobachter von ihr bezahlt sei, wie man hier allgemein behauptet, weshalb — das sind die Früchte solcher Verbindungen — ihn auch Niemand liest. Unser ci-devant jeune homme hat gewiß Zuflucht zu seiner Hausapotheke genommen, sich ein Brausepulver applicirt, als er vernahm, daß die preußische Stadt Cöln auch eine Adresse an von Itzstein und Dr. Hecker ergehen ließ.

Wie weit der Tact gewisser Leute sich versteigen kann, mag man daraus ersehen, daß der Commandeur unsrer Landwehrbrigade, Generalmajor de Finance, beim Schlusse der diesjährigen Uebung die Capitains der beiden Bataillons und außerdem von den sechsundzwanzig andern Officieren, die fast alle ehrenwerthe Bürgersöhne sind, nur drei adelige Secondlieutenants zu einem Diner einlud, und zwar sind diese drei adligen Secondlieutenants gerade die jüngsten, in diesem Jahre zuerst zur Uebung berufenen Offiziere. Wenn die Cölnische Zeitung meldete, die Bürger, welche das Offiziercorps unserer Landwehr kennen, würden diese Ehrenbezeugung zu würdigen wissen, so darf der Berichterstatter versichert sein, daß dies geschehen, denn in solchen Dingen

Digitized by Google

hat der Cölner ein ſehr feines Gefühl und einen demokratiſchen Stolz, welcher die ohnmächtigen Zuckungen der Ariſtokratrie bemitleidet; er hat da immer einen ſchlagenden Witz bei der Hand, oft ein wenig derb, aber ſtets kernkräftig und treffend.

Cöln iſt eigentlich keine Fabrikſtadt, und dennoch hat hier die Verwerfung des Schutzſyſtems, das man von allen Seiten ſo dringend wünſchte und das Jeder, der ohne Voreingenommenheit die Lage unſrer Induſtrie dem Auslande gegenüber prüft, flehentlichſt wünſchen muß, recht ſchmerzlichen Eindruck gemacht. Mit einem Machtſpruch der Catheder-Staats-Oekonomen ſind, der Himmel weiß, wie viele Hoffnungen betrogen, denn es ſtimmen in den Wunſch nicht nur unſre Provinzen, nein, alle ſüdlichen Staaten der Zollvereines, und rheinpreußiſche Meinungen ſprach der Würtembergiſche Deputirte Schweickhardt aus, als er auf engliſches Gold hindeutete. Man kann hier nicht begreifen, wie man dem Auslande gegenüber ein Syſtem verwerfen kann, welches das Ausland gegen uns ſo ſtreng und unbiegſam ausübt und durch deſſen Aufrechthaltung des Auslandes Induſtrie einzig zu der Höhe gelangte, von der aus dieſelbe uns, die wir umſonſt um Schutz flehen, nach ihren Launen dominirt. Längſt ſind Gründe, als würden Schutzzölle nur den einzelnen Induſtriellen begünſtigen, das Allgemeine aber bevortheilen, durch die Erfahrung unſerer Nachbarſtaaten als nicht ſtichhaltig erwieſen, und Deutſchland iſt doch wohl jetzt ſo mündig, daß es Englands Politik nicht mehr zu fürchten hat. Die Schattenſeiten des Schutzzollſyſtems wird der geſunde Sinn des Volkes ſchon in Deutſchland fern zu halten wiſſen, wo es mit reden darf, wo ſein materielles Wohl ſelbſt nicht von den befangenen Anſichten eines Miniſters abhängt, der da glaubt, ſeiner miniſteriellen Unfehlbarkeit etwas zu vergeben, wenn er ſich eines Beſſern belehren und den überzeugenden Gründen der praktiſchen Erfahrung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wie könnte auch der Dünkel der Bücherweisheit, der theoretiſchen Syſtematik der Staatsöconomie ſich ſo etwas dem praktiſchen Empiriker gegenüber vergeben, — und wenn durch dies Feſthalten das höhere Gewerbeleben des geſammten Staates allmälig elendiglich dahinſiechen mußte?!

Cöln, Aachen, Crefeld, Vierſen und alle Fabrikſtädte der Provinz haben ſich direct an des Königs Majeſtät gewandt, um von ihm den Gewerben Schutz zu erbitten. Freimüthig und offen ſind die Suppliken verfaßt und zu erwarten ſteht, daß ſie ein gnädiges Ohr finden, denn es kann durch das Schutzſyſtem dem ſo tiefgeſunkenen Wohlſtande mancher Provinzen, dem bittern Elende ihrer arbeitenden Klaſſen doch in etwas geholfen werden. —

In unſerm benachbarten Bonn iſt Alles in größter Thätigkeit zu den Vorbereitungen der großen Feier, welche am 10., 11. und 12. Auguſt bei der Enthüllung des Denkmals Beethovens Statt finden

ſoll. Durch ſeine Bedeutung muß das Feſt ein ſchönes werden, wie ſehr Profeſſorenpedanterie und Eigendünkel auch ſpuken, um die Entſchlüſſe des feſtordnenden Comité nie zu Beſchlüſſen werden zu laſſen. Da es an muſicaliſchen Aufführungen nicht fehlen wird, ſo iſt die wichtige Frage, wer dieſe leiten ſoll, noch immer ſchwebend, und ſind bei der Beantwortung dieſer Frage ſo viele Rückſichten zu nehmen, daß das Comité ſelbſt vor Rückſichten nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf ſteht, da zumal auch der Caſſenführer allerlei bedenkliche Aeußerungen gemacht haben ſoll. Fr. Liſzt hat aber wahrſcheinlich noch ſpaniſche **Reales y dublones** und wird da großmüthig aushelfen, denn er hat ja eine Feſtcantate componirt, **10,000** Franken zum Denkmale hergegeben und wichtigen Debatten veranlaßt, ob man ſeinem Wunſche, das Orcheſter bei Aufführung ſeiner Cantate zu dirigiren, nachkommen ſolle oder nicht. Am meiſten geſpannt ſind wir auf des tüchtigen Hähnel's Arbeit — gelungen iſt ſie — leider, daß der Künſtler nichts dabei verdient!

V.

Aus Frankfurt a. M.

Deutſchkatholiken. — Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte. — Schiedsgerichte durchgefallen. — Pflanzenausſtellung. — Dr. Scheve und ſeine Vorleſungen. — Der „Herwegh der Malerei." — Kurfürſt von Heſſen.

Die Zeitungen haben es wohl gemeldet, daß auch hier, ſowie in Hanau, ſich eine Gemeinde der Deutſchkatholiſchen gebildet. Die conſtituirende Verſammlung hatte Sonntag den **1.** Juni Statt; von den drei- bis vierhundert Anweſenden haben nahe an hundert zur Stelle unterzeichnet, was im Verhältniß zu der im Ganzen geringen Anzahl Katholiken in hieſiger Stadt, ſo wie in Betracht der Umſtände, ein wirklich bedeutender Anfang zu nennen iſt. Denn es iſt wohl zu merken, daß kein eigentlich einflußreicher Mann an der Spitze ſteht, und es eine bekannte Sache iſt, daß wie überall, ſo vor Allem hier, in welcher Religion und Confeſſion es ſein mag, der große Haufe auf diejenigen ſieht, die Gewicht an Anſehen und Geld haben.

Zwar flüſtert man ſich zu, daß ein reicher Privatmann hieſiger Stadt durch Ausſetzung von **10,000** Gulden die erſte Veranlaſſung zur Bildung der deutſch-katholiſchen Gemeinde geweſen ſei, nachdem ein Prieſter einem ſeiner Verwandten die Abſolution verweigert habe, da derſelbe ſeine Kinder, ſeinem Verſprechen gemäß, habe proteſtantiſch werden laſſen; — wie dem nun auch ſein mag, die Reichern, die Einflußhabenden ſtehn nicht an der Spitze, und ſo kann man die Bildung dieſer Gemeinde als aus dem Volke ſelbſt hervorgegangen betrachten. Aber gerade deßwegen iſt die Zahl von **100** als eine bedeutende anzuſehen, denn Entſchloſſenheit iſt im Ganzen kein Charakterzug des Frankfurters. Man liebt es, Alles ſo lange gehn zu laſſen, als es

Digitized by Google

einigermaaßen möglich iſt, und ſo ſollen auch einige angeſehene Katholiken, obgleich ſie ihrer Geſinnung nach mit den Grundſätzen der neuen Gemeinde übereinſtimmen, noch erſt abwarten wollen, wohin das Ganze führt, ehe ſie ſich entſchloſſen, ihren Beitritt zu bewerkſtelligen.

Der berührte Mangel an Entſchloſſenheit zeigte ſich recht auffallend bei einer kürzlichen Generalverſammlung der „Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und deren Hilfswiſſenſchaften.“ Es hat dieſe Geſellſchaft, deren Mitgliederzahl nahe an 700 grenzt, nach und nach einen nicht unbedeutenden Einfluß erlangt, und durch ihr tüchtiges Streben, mittelſt Errichtung einer Sonntags- und Abendſchule, Einrichtung von Leſeabenden für Geſellen und Lehrburſchen, von einer Sparkaſſe und Erſparnißanſtalt für die ärmern Claſſen, von einer Anſtalt zur Beförderung der Sittlichkeit unter den Dienſtboten, auf die mittleren und unteren Stände einzuwirken, ſowie durch Pflanzen- und Induſtrieausſtellungen ꝛc. ꝛc. die Bedeutung ihres beſcheidenen Namens längſt überflügelt, und mit Recht könnte ſie „Geſellſchaft für Bürgerwohl“ oder ähnlich heißen. Doch auch dieſer Geſellſchaft mangelt es an Entſchloſſenheit.

Es handelte ſich darum, ob die Geſellſchaft zur Verhütung manches in der Wurzel leicht zu erſtickenden Proceſſes, nach Art des Stuttgarter Buchhändlergerichts oder der franzöſiſchen Handelsgerichte, ein allgemeines Schiedsgericht für alle Stände, vornehmlich für Gewerbetreibende, einführen ſolle oder nicht. Eine zu dieſem Zwecke beſonders niedergeſetzte Commiſſion hatte ein Jahr lang darüber berathen und reſpective geſtritten. Endlich erſchienen zwei einander widerſprechende Berichte, der eine von der Majorität, der andere von der Minorität unterzeichnet, und der Tag der Berathung ward feſtgeſetzt. Von der ganzen Zahl der Mitglieder ſollen kaum einige und zwanzig erſchienen ſein. Von den Anweſenden wurde die Discuſſion lebhaft geführt, aber wie Vieles ſich auch für die Wohlthätigkeit einer ſolchen Anſtalt, wo die ſtreitenden Parteien aus einer feſtgeſetzten Zahl geachteter Männer ſich ihre Richter ſelbſt wählen könnten, unter denen natürlich immer wenigſtens ein Rechtsgelehrter (woran Frankfurt ja keinen Mangel beſitzt) ſein müſſe, ſagen ließ, — die Gegner des Vorſchlags trugen den Sieg davon. Und wodurch? Vornehmlich durch die Gründe: das Bedürfniß habe ſich noch nicht gezeigt, ſonſt würden Privatperſonen ſchon auf den Gedanken gekommen ſein, ſelbſt ſolche Schiedsgerichte ſich zu erwählen, — außerdem würden Privatperſonen, die über rechtliche Sachen entſcheiden wollten, (dieſer Grund ſoll von einem Rechtsgelehrten angeführt worden ſein) ſich lächerlich machen, — dann ſeien die Gerichte unſerer Stadt in ſolchem Zuſtande, daß ſolche Schiedsgerichte durchaus nicht nöthig ſeien(?). Da die Sache vielfach beſprochen wurde, ſo kann ich mit Gewißheit verſichern, daß erheblichere Gründe nicht angeführt wurden, und doch ſcheiterte die ganze

Unternehmung an diesen Einwürfen. Es war einfach Mangel an Entschlossenheit und Muth, die Zaghaftigkeit, etwas Neues, noch nicht Dagewesenes zu unternehmen, die Bequemlichkeit, im alten Schlendrian fortzugehen, was diesen im Ganzen gewiß löblichen Bestrebungen der Minorität jener Versammlung sich entgegensetzte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Ausführung der erwähnten Idee auf mancherlei Hindernisse gestoßen wäre, — aber es handelte sich noch nicht einmal von einer directen Einführung, sondern es hieß bloß, ob die Gesellschaft sich noch weiter mit dem Projecte beschäftigen solle, und selbst dieses wurde, in Aussicht auf einige Schwierigkeiten, verworfen. — Die diesjährige Pflanzenausstellung, die ebenfalls von der erwähnten Gesellschaften veranstaltet wurde, kann als eine mißglückte betrachtet werden; nicht daß es an schönen und seltenen Pflanzen gefehlt hätte, aber eines Theils war das Local auf der Mainlust unglücklich gewählt, indem die in dem verhältnißmäßig kleinen Saale auf einander gehäuften Pflanzen theils wegen dieser Uebereinanderhäufung nicht gehörig in Augenschein genommen werden konnten, theils auch die mangelhafte Erleuchtung ein aufmerksameres Betrachten unmöglich machte; auf der andern Seite war das Wetter an den bestimmten Tagen zu ungünstig und der Ort der Ausstellung von dem Mittelpunkte der Stadt zu sehr entfernt, als daß mit Ausnahme des letzten Tages, eines Sonntags, der Zudrang hätte bedeutend sein können.

Um nun auch etwas Anzuerkennendes von der genannten Gesellschaft in Erwähnung zu bringen und nicht den Schein der Gehässigkeit auf uns zu laden, stehen wir nicht an, die Bereitwilligkeit, mit welcher dieselbe ihr Local dem Herrn Dr. Scheve zum Behufe seiner phrenologischen Vorlesungen überließ, lobend anzuführen.

Man sagt, die naturforschende Gesellschaft, in deren Gebiet die Phrenologie doch recht eigentlich einschlägt, habe Schwierigkeiten gemacht; Bestimmtes ist darüber nicht bekannt geworden, genug Dr. Scheve hält seine Vorlesungen über jene interessante Wissenschaft in dem Versammlungssaale der „Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste," und wie es scheint mit eher steigendem als abnehmendem Beifalle. Wenn auch die Darstellung sowohl als der Vortrag jenes Glanzes entbehren, den französische Gelehrte solchen für ein gemischtes Publicum bestimmten Vorlesungen zu geben wissen und wodurch das Interesse bedeutend gesteigert werden würde, so hat doch diese ruhige und klare Darlegung auch ihre Vorzüge. In der jetzt beinahe beendigten ersten Abtheilung derselben, behandelt Herr Dr. Scheve, fast ganz abgesehen von der äußern Erscheinung derselben am menschlichen Kopfe, die einzelnen Seelenthätigkeiten der Menschen und Thiere, wobei es an interessanten Bemerkungen und Vergleichungen nicht fehlt.

Das Publicum ist gewählt, und vornehmlich zeigen die Damen eine unermüdliche und beharrliche Theilnahme. Dr. Scheve, der schon

in Carlsruhe viel Anklang gefunden mit seinen Vorträgen, wird die Runde durch Deutschland machen und wohl in allen größern Städten sein Publicum finden.

Gehen wir auf die Kunst über. In Beziehung auf Theater und Concerte ist zum Glück für Leser und Referenten nichts zu sagen. Im Städelschen Kunstinstitute ist „der vom Blitz erschlagene Schafer" von Professor Becker wieder angekommen, nachdem das Bild eine längere Reise durch Deutschland gemacht. Praktische Auffassung und technische Ausführung sind gleich schön an diesem Bilde; die herbeigelaufenen Landleute, unter ihnen die verzweifelte Gattin, die ängstlich blökenden Schafe, der vorsichtig sich nähernde Hund, am Himmel das abziehende Gewitter über dem düstern Walde im Gegensatze zu dem (vielleicht etwas zu hell) leuchtenden Feuer des brennenden Baumes, auf der Seite die ferne von der hevorbrechenden Sonne beleuchtete Wiese, von woher die Mäher dem Orte des Unglücks zueilen — Alles das bildet bei der meisterhaften Ausführung ein gar ergreifendes Bild, und Jedermann läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren.

Die Gemälde eines andern Malers gaben wenigstens ebenso viel zu reden. Der junge Mann heißt Firmenich. Er hatte ein Gemälde in den eclatantesten Farben ausgestellt, um welches die Menge sich begierig drängte. Die Kunstverständigen rümpften die Nase; die Dilettanten äußerten nach kurzem Beschauen: „Das ist mir zu rund," und gingen weiter; Andere sollen in Enthusiasmus gerathen sein. Stellen Sie sich eins jener sächsischen Theeservicebretter mit den unnatürlichen Bäumen, mit ellenlangen Blättern, mit einigen abgebildeten nürnberger Puppen als Staffage, Alles im grellsten Contraste von Licht und Schatten vor, so haben Sie eine deutliche Vorstellung von diesem sogenannten Kunstwerke des sich selbst den Herwegh der Malerei nennenden Künstlers. Was der junge Mann mit jener Benennung will, ist um so weniger zu begreifen, als er, wie man sagt, unter dem Protectorate des hier lebenden Kurfürsten von Hessen steht. Will er wie Herwegh mit der Poesie, so mit der Malerei politische Zwecke verbinden, so mag er sich vor seinem erlauchten Protector in Acht nehmen. Mit einem Worte, die nur ganz kurze Zeit ausgestellten Gemälde sowohl, als der darüber entstandene Streit in hiesigen Localblättern dienten zur Belustigung des Publicums und machten Viel von sich reden.

Ich habe eben den Kurfürsten von Hessen erwähnt, welcher unsere freie Stadt zu seinem Aufenthalt gewählt. Man braucht sich darüber nicht zu wundern, daß ein Kurfürst eine freie Stadt bewohnt, denn derselbe kann ziemlich sicher sein, daß sein Auge nicht durch den Anblick von zu vieler Freiheit beleidigt wird. Die Freien sind hier wie anderwärts diejenigen, die Geldeinfluß haben, und wenn unsre Bürger auf ihre Freiheit stolz sind, so wissen sie recht wohl, daß die

fremden Geſandten, Secretäre und Attaché's, genug Alle, die bei dem Bundestage auf irgend eine Weiſe accreditirt und beſchäftigt ſind, mehr Recht haben, als ſie, die Bürger, ſelbſt. Geduldig ſpringt der Bürger zur Seite, wenn der Wagen eines jener Herrn über das Trottoir raſſelt, welches doch in der eigentlich deutſchen Ueberſetzung Bürgerſteg heißt, — Alles was zum Bundestag gehört zahlt keinerlei Abgaben ꝛc. So mag auch der Kurfürſt von Heſſen ſich ganz wohl unter uns befinden, da er von den freien Bürgern auf keine Weiſe beſchränkt wird und man, wie natürlich, ſich freut, ihn als Ehrenbürger unter uns aufgenommen zu ſehen. Er hat einige ſchöne Häuſer in der ſchönſten Lage gekauft und dieſelben mit großen Koſten wahrhaft fürſtlich einrichten laſſen. Leo Att.

VI.

Aus Brüſſel.

Auflöſung der Union der Katholiken und Liberalen. — Rheinland und Belgien. — Die Preſſe. — Freiligrath und das Frankfurter Journal. — Bornſtedt. — Rothomb nach Berlin.

Von den Wahlen ſpricht heute noch alle Welt. Die vier größten Städte, Brüſſel, Antwerben, Lüttich und Gent haben ſich für den Liberalismus erklärt; freilich werden die Sieger dafür von den Beſiegten, die doch ſelbſt liberal ſein wollen, ultraliberal genannt. Aber ſo viel ſteht feſt, daß die Allianz zwiſchen den Moderirten und den Ultrakatholiken geſprengt iſt. Rothomb hat kein Heil in dieſer Allianz gefunden, und wöhrend die Conceſſionen, die er den Hierarchen machte, ihm einen großen Theil ſeiner Popularität raubten, ſuchen die Kirchlichen ſich jetzt aus der Affaire zu ziehen und die Schuld der Niederlage rein auf die Moderados zu ſchieben; dieſe, heißt es, hätten ja lauter liberale oder halbliberale Candidaten auf die Liſte geſetzt, und da ſei es kein Wunder, daß ſie das Volk verworfen. Rothomb wird von nun an keine ſchlimmern Feinde haben, als die „Calotins" und ſelbſt keiner Partei feindlicher ſein, als ihnen; denn beide Theile dieſer Allianz werfen einander mit Recht Mangel an Aufrichtigkeit vor.

Der Katholicismus hat übrigens hier weniger auf ſich, als in Sachſen und Preußen der Proteſtantismus. Man ſpürt ihn gar nicht, weil eben der Liberalismus in einem ſo freien Lande allmälig über die Pfaffen ſiegen muß. Eine Allianz zwiſchen Liberalen und Jeſuiten, wie am Rhein, iſt nur möglich bei einer abſoluten Regierung, war hier auch nur gegen Holland zu Stande gekommen. Jetzt haben dieſe Zeiten aufgehört. Uebrigens finde ich ſelbſt in dem katholiſchen Journal de Bruxelles keine Spur von dem theologiſchen Pech, von dem craſſen Weihrauchdampf und den polemiſchen Flüchen der ultramontanen Blätter in Deutſchland. Sehr kleinlaut iſt der Katho-

licismus hier, wenn ich ihn mit dem in Cöln, Coblenz und Luxemburg vergleiche. Die Paar Intriguen, die er ſich bei den Wahlen erlaubt hat, werden ihm durch blutige Caricaturen vergolten, die noch jetzt vor allen Kunſtläden, in allen Eſtaminets und Cabarets, zur Augenweide des Volkes, hängen. Kein katholiſches Blatt wagt es, eine Sprache zu führen gegen ſeine Gegner, wie etwa der Mephiſtopheles gegen die Jeſuiten und ihre Organe. Wie viel Unterſuchungen, Verhaftungen, Criminalklagen und Chriſtenthumingefahrerklärungen würde eine einzige Spalte des Mephiſtopheles in Deutſchland zur Folge haben! Wie viel Windmühlengeklapper, wie viel Denunciantengeziſch würde in der großen Krähwinkelconföderation ein einziger Artikel des Mephiſtopheles hervorrufen! Welche Declamationen der Doctrinairs über die Gefahren der Preſſe, welch ein Sichbekreuzen der alten Weiber in Berlin und Augsburg, welch ein eifriges Betheuern der Liberalen, daß ſie dieſe Geſinnungen durchaus nicht theilen, gäbe es da! Hier von alle dem nichts. Man läßt dem Mephiſtopheles ſeine Brander, ſeine Pechkränze, ſeine glühenden Bomben verwerfen: kein Strohhalm brennt davon an. Man lieſt das Ding, trinkt ſein Zuckerwaſſer oder ſeinen Kaffee dazu, lacht und geht ruhig fort, ſo ruhig, wie nur ein Deutſcher aus Weſtphalen oder Mecklenburg ſein kann. Brüſſel iſt ruhiger, als Leipzig, als Berlin, als München. Sieht man hier das Leben und Treiben, ſo ſollte man meinen, hier herrſche die ſtrengſte Cenſur, die unerbittlichſte Polizei; ſo artig ſo ordnungsliebend iſt man bei der größten Lebendigkeit — und doch, die Polizei iſt wachſam, aber ſie genirt Niemanden. Selbſt Freiligrath, Preußens Schrecken, wie es ſcheint, hätte ſein Lebtage in Belgien bleiben können und das ganze Gerücht von ſeiner beabſichtigten Verhaftung ſieht aus, als hätte es ein Berliner Conſtitutionsflucher erfunden.*)

Sie werden in den letzten Monaten ungewöhnlich viel Correſpondenzartikel von hier und aus Antwerpen in deutſchen Zeitungen bemerkt haben, namentlich im Rheiniſchen Beobachter und in der Carlsruher Zeitung. Sie rühren alle von dem beweglichen und gewandten Adalbert von Bornſtedt her, der ſich hier halb und halb häuslich niedergelaſſen hat.

---

*) Nicht doch! Das Frankfurter Journal hat die Ehre, dieſe höchſt authentiſche Nachricht zuerſt gebracht zu haben. Es geht doch nichts über die wohlunterrichteten Correſpondenten unſerer „grrroßen" Journale. Wenn eins blökt, blöken die andern ihm nach. Alle grrroßen Zeitungen haben die Freiligrathsgeſchichte dem Frankfurter Journal nachgedruckt, obgleich der Correſpondent deſſelben ſagte, ein reiſender Kaufmannsdiener habe ihm geſagt, daß in Brüſſel ein Hausknecht ihm geſagt, ein Polizeidiener wäre im Hauſe geweſen und habe geſagt u. ſ. w. Wir haben ſchon damals die Unwahrſcheinlichkeit dieſer angeblichen Ausweiſung nachgewieſen, aber die Grenzboten ſind nur ein kleines Journal, das vor den Moniteurs mit Ehrfurcht reden müßte.

D. Red.

Rothomb, deſſen Austritt aus dem Miniſterium Sie gewiß aus den Zeitungen bereits erfahren haben, wird aller Wahrſcheinlichkeit nach Berlin als Geſandter gehen, da er dort wegen der Zollverhandlungen ſehr freundliche Auſpicien hat. Ueberdieß iſt Rothomb, trotz ſeiner Miniſterarbeiten, von Profeſſion ein Gelehrter und ſehnt ſich nach literariſchem Boden. Bekanntlich iſt dieſer Staatsmann im deutſchen Luxemburg geboren und da die berühmte deutſche Einheit auf wenig mehr als auf Spracheinheit beruht, ſo iſt Rothomb de jure als Deutſcher zu betrachten. Leider iſt er es de facto eben ſo wenig, wie die Elſaſſer, die in der franzöſiſchen Kammer ſitzen, oder wie Canerin und Brunow, welche die ruſſiſche Politik leiten. Deutſchland hat großes Malheur mit ſeinen unlegitimen Söhnen. —

VII.

Notizen.

Der Subſcribentenpreſſer. — Bilder ohne Rahmen. — Chineſiſche Nächte. — Dr. André. — Vogel's deutſche Lieder.

— Herr Johann Baptiſt Rouſſeau, nicht der ehemalige franzöſiſche Odendichter, ſondern der gegenwärtige preußiſche Hofrath und glorreichſtbekannte Recenſent der Preußiſchen Allgemeinen gibt ſeine geſammelten Gedichte und Schriften auf Subſcription heraus. Matroſen werden in Deutſchland, Gott ſei Dank! nicht mehr gepreßt, Subſcribenten aber unterliegen noch der alten Barbarei. Der Herr allgemein bekannte Hofrath läßt ſeine Subſcriptionsliſten an alle Künſtler und Capellmeiſter im lieben Deutſchland ſenden, welche die Ausſicht haben, einer Recenſion in der Allgemeinen Preußiſchen zu verfallen; und es gibt der Furchtſamen im Lande genug, die mit ein Paar Thalern auf eine künftige Recenſion ſich pränumeriren. Ob das Mittel des Herrn Hofrath wohl courfähig iſt? Die Würde der Literatur — pah! aber die Würde eines Hoftitels zu compromittiren, ſollte ſich ein allgemeiner preußiſcher Patriot doch ſehr bedenken.

— Die diesjährige Wiener Kunſtausſtellung war über alle Maaßen unbedeutend; die Einheimiſchen lieferten faſt nur ſchofel, und Auswärtige lieferten faſt gar nichts. Wir haben unlängſt einen ausgezeichneten deutſchen Maler gefragt, wie es käme, daß fremde Künſtler ſo wenig Bilder nach Wien ſchickten, da ſie doch bei den reichen Particuliers der Kaiſerſtadt entſchieden auf Abſatz rechnen könnten. Unter andern Gründen, womit uns dieſe Frage beantwortet wurde, war auch der ſonderbare Grund, daß der Rahmen eines Bildes einem unverhältnißmäßig hohen Zoll beim Eingang in Oeſterreich unterliegt. Es dort erſt einrahmen zu laſſen, iſt für Jedermann, der nicht dort einen intimen Bekannten hat, nicht gut möglich. Sollte hier nicht

des Todten verwandelt. Er sah im Blut weiß, bei Tod schwarz, bei Gift grün, bei Wasser blau, bei Luft roth.

Der Arzt Hoffmann hatte einen Sohn, der ihn in seinem Fache lernte. Der junge Mann hatte den „Schwarzen Tod“ an sich bekommen, und sein Vater wollte ihn curiren. Er ließ ihn zur Ader, und das Blut war schwarz. Er gab ihm Arzneien, aber sie wurden schwarz. Er gab ihm Wasser, aber es wurde schwarz. Er ließ ihn Luft einathmen, aber sie wurde schwarz. Da sah er, daß sein Sohn sterben müsse, und er starb vor Gram. Ein Bauer, der Hoffmann's Sohn gesehen hatte, starb, als man ihm sagte, daß er sterben müsse. Er sah, daß sein Blut weiß war, und er genaß. Ein anderer Arzt, Namens Fuchs, sah auch „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Fuchs's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut roth war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Wagner, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Wagner's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut blau war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Bauer, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Bauer's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut grün war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Schwarz, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Schwarz's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut schwarz war, und er starb. Ein Arzt, Namens Weiß, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Weiß's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut weiß war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Roth, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Roth's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut roth war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Blau, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Blau's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut blau war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Grün, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Grün's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut grün war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Gift, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Gift's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut grün war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Wasser, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Wasser's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut blau war, und er genaß. Ein Arzt, Namens Luft, sah „den Tod“ bei seinem Sohne, und er starb. Ein Bauer, der Luft's Sohn gesehen hatte, sah, daß sein Blut roth war, und er genaß.

garten das zahlende Publicum von dem nichtzahlenden nur durch eine Schnur getrennt ist und der Allerärmste einen guten Theil der Unterhaltung mit genießt. Wenn man in Berlin statt Corsovereine lieber Vereine zur Beförderung der Volksfreuden errichten würde, so könnte man einige Schock roher Gensdarmen und pietistischer Nachmittagsprediger ersparen.

— Wir ersehen aus einem Privatbriefe, der uns von Mainz zukommt, daß Dr. Carl André gegenwärtig dort verweilt. Wie es scheint, wird er demnächst keine Redaction einer politischen Zeitung übernehmen, sondern einen längst gehegten Vorsatz ausführen und sich in Wiesbaden niederlassen, um historischen und ethnographischen Studien obzuliegen.

— Der rastlose österreichische Lyriker Johann Nepom. Vogel hat schon wieder eine Sammlung von Gedichten herausgegeben und zwar unter dem Titel „Deutsche Lieder" (Jena, bei Mauke, 1845). Es ist immer eine mißliche Sache, zweien Herren zugleich dienen zu wollen, mit der Censur, oder vielmehr mit der Polizei gute Freundschaft zu halten und zugleich dem Begehren der Zeit zu genügen. Johann N. Vogel versuchte das, und es mißlang; zwar fand er einen scheinbar guten Ausweg, indem er die alte Leier à la 1813 anstimmte und sich in eine Begeisterung versetzte, die bereits officiell geworden ist, aber eben dieser Umstand hängt seinen deutschen Liedern einen ungeheuren Zopf an, und der Dichter erscheint in einem Costüm, das bereits zu Rococo geworden ist; man muß unwillkürlich über ihn lächeln, wie über jene Ueberreste aus der sogenannten guten alten Zeit, die uns noch manches Mal mit gepudertem Haar und herabhängendem Zopfe begegnen. Doch wollen wir Johann N. Vogel, dem talentvollen Balladendichter nicht Unrecht thun, es war vielleicht nicht Berechnung, die ihn in der alten, aus der Mode gekommenen Maske erscheinen läßt, vielleicht hält er sie als guter Altösterreicher noch immer für eine Tracht vom modernsten Schnitt. Man weiß ja, wie lange Zeit die Moden des deutschen Geistes brauchen, um bis nach Wien vorzudringen, viel schneller breiten sich die lebenslustigen, frischen Tanzmelodien von Strauß und Lanner über die deutschen Gaue aus. Eben so wird Johann N. Vogel mit seinen frischen Balladen und lebenslustigen Weinliedern leichter in Deutschland Eroberungen machen, als mit seinen „Deutschen Liedern" à la Arndt und Schenkendorf. Der Hauptfehler bei diesen Gedichten ist, daß der Dichter die Zeit nicht durch den jüngern Januskopf des deutschen Auslandes, sondern durch den alten graubemoosten Oesterreichs betrachtete.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich André.

Meine Auswanderung aus Oeſterreich.

Von **Dr. Carl Herloßſohn.**

Als Sie mich, lieber Kuranda, letzthin aufforderten, mich bei der Sammlung für die Ueberſchwemmten in Prag, unſerer gemeinſamen Vaterſtadt, zu betheiligen, erinnerte ich mich wieder einmal, daß ich ein Prager bin. Mißdeuten Sie das nicht: ich denke wohl öfter daran, als die Prager ſich entſinnen, daß ich eigentlich der Ihrige. Ich bin nirgends ſo fremd geworden, als in meiner Vaterſtadt. Davon ſpäter.

Ich wollte Ihnen erzählen, wie ich nach Leipzig kam. Das geſchah vor mehr als neunzehn Jahren. Es war im November 1825, an einem düſtern Sonntagsnachmittag, ich warf das Lineal, womit ich als Hauslehrer meine wilden Zöglinge ſtrafte, und die Feder, mit welcher ich als überflüſſiger Amtsſchreiber deutſche und böhmiſche Acten kalligraphirte, von mir, mein treueſter Freund, E. K., lag hoffnungslos an der Schwindſucht darnieder — ich konnte ihn nicht ſterben ſehen — im Nordweſten über dem Schaafſtalle des Meierhofes glänzte ein heller Stern, drüben rauſchte die Moldau und zog nach Norden, ich ſchnürte mein Bündel, fuhr mir mit der flachen Hand über die Augen und verließ das Dorf Dewitz bei der Scharka, wo ich drei Jahre gehauſt, und ſchritt gen Prag. Ein Bauernjunge, in den Wochentagen Ochſenhirt, Sonntags aber Straßenjüngling von Dewitz, trug meine Kleider und Manuſcripte, ohne unter der Laſt zu erliegen. Die Ausſicht in der Heimath war für mich troſtlos, ich konnte es allenfalls bis zu einem lebenslänglichen Amtsſchreiber auf den Domcapitular-Herrſchaften bringen, der Abt der Prämonſtratenſer, Pfei..., mein ehemaliger Lehrer nach Bolzano's Suspenſion, den ich um Hilfe anging, hatte mich zwei

Mal, ohne mir Gehör zu ſchenken, durch ſeinen Bedienten vor der Treppe abweiſen laſſen, der Familienjammer klammerte ſich mir bleiſchwer an Leib und Seele, und etwas, das ſchön und gut und poetiſch war und längſt im Grabe liegt und dadurch für mich noch poetiſcher geworden iſt, vollendete durch den Conflict der Umſtände mein Unglück! Ich wollte alſo gehen, und

„Mir war beſſer, daß ich ging."

Mein Jugendfreund A. S—y, der damals (natürlich ohne Bewilligung des königl. böhmiſchen Landesguberniums) in Leipzig ſtudirte — jetzt iſt er Kreisphyſicus in Sarajewo in Serbien — ſchilderte mir Leipzig als das Eldorado aller Poeten und Literaten: dort konnte es mir nicht fehlen. Zwar hatte mir der Hofrath Methuſ. Müller (damals Redacteur der „Zeitung für die elegante Welt") auf meine Zuſchrift, in der ich ihm meine Verzweiflung ſchilderte, geſchrieben, ich ſollte gegen meine Noth und Desperation Troſt und Hilfe im Gebete ſuchen, aber ja nicht nach Leipzig kommen, ſintemalen dieſe Stadt nicht nur an Genies, ſondern auch an allerhand Literaten überfüllt ſei. —

Leipzig, damals mit Literaten überfüllt — o Gott! ich glaube, es gab deren nicht drei daſelbſt, die Ueberſetzer mit eingerechnet.

Ich hörte nicht auf die Warnungsſtimme, ich ging. S—y, der bei einem Freund in Prag weilte, wollte mir ſpäter folgen, ich ſollte voraus zu ſeinem Vater nach Georgswalde bei Rumburg gehen und ihn dort erwarten. Ich ſchlief die letzte Nacht im „weißen Roß" in der Hibernergaſſe tugendreich in einem und demſelben Zimmer mit einer jungen Schullehrersfrau, die ich weder Abends noch Morgens zu ſehen bekam, denn als ich einkehrte, lag ſie ſchon in den Federn, und als ich erwachte, war ſie bereits verſchwunden. Erſt am Morgen verkündigte mir der Kellner mein verſchlafenes Glück. Ich ſchlief voll Sorgen, voll Zaghaftigkeit und, wenn man will, voll Todesverachtung.

Um ſieben Uhr nahm mich eine alte Frau aus Georgswalde gegen ein Billiges in ihren zweiſpännigen Zeiſelwagen auf. Sie hatte Verwandte in Prag beſucht, eine Frau v. O—born, die, als ſie mein dünnes Röcklein gewahrte, in Anbetracht der rauhen Witterung, mir unaufgefordert einen alten Mantel borgte, den ich in Georgswalde wieder abzuliefern hatte. Es war ein gräulicher Mor-

Digitized by Google

gen, als wir Prag verließen. Die alte Frau erlaubte mir zu rauchen, das gab mir Troſt. Eine Unterhaltung war während der Reiſe ſchwer in Fluß zu bringen, denn die ziemlich corpulente Dame nahm den ganzen Sitz vor mir ein, ich die Bank hinter ihr. Wollte ſie ſprechen, mußte ſie ſich wenden, was wegen der Schwere ihrer Pelzumhüllungen nicht leicht war, und wollte ich reden, ſo mußte ich ſchreien, um das Wagenraſſeln zu übertönen. An der Rücklehne ihres Sitzes, knapp vor mir, befand ſich eine Ledertaſche und in dieſer eine mit Stroh umflochtene Flaſche. Nach dieſer Flaſche griff die gute Frau je zuweilen, oder ich langte ihr dieſelbe. Sie verſicherte mir, es wären krampfſtillende Magentropfen darin.

Wie hoch ſich meine Baarſchaft damals belief, weiß ich nicht mehr — ſie dürfte aber die Höhe von ſechs Gulden C.-M. nicht bedeutend überſtiegen haben. In meinen Frühſtücks- und Mittagseſſenſchwärmereien mußte ich mich ſehr moderiren, denn die Fahrt nach Georgswalde dauerte zwei volle Tage. Es kommt mir vor, als hätte ich ſchon am erſten Tage nach den vollen Schüſſeln auf dem Tiſche meines bisherigen Chefs, des liebenswürdigen Directors Pr.., ein ſtilles Seufzen in meinem Innern aufkommen laſſen. Des Abends ſpät, wo wir uns Böhmiſch-Leipa näherten und gerade durch eine finſtere Waldſtrecke fuhren, da durchſchauerte mich der Froſt ſo gewaltig, daß ich ſchier vermeinte, vom Magenkrampf befallen zu ſein. Mit Hintenanſetzung allſeitiger Rückſichten griff ich verzweiflungsvoll zu der Flaſche vor mir — während die Dame vor mir ſchlief — entkorkte ſie geräuſchlos und that mit geſchloſſenen Augen einen tüchtigen Schluck. Es war ein ausgezeichneter Breslauer Liqueur. Ich labte mich ſtill und beſcheiden —; es wäre höchſt unbeſcheiden von mir geweſen, hätte ich die alte, würdige Frau Lügen ſtrafen wollen. Mein Paroxismus kehrte, bevor wir in's Nachtlager kamen, einige Mal wieder, aber ich fand mich bald darnach ſtets wieder erleichtert.

Die Abendmahlzeit war ſehr frugal, das Nachtlager beſcheiden, das Erwachen ohne bedeutendes Ereigniß. Als die alte Frau in der Morgenkühle wieder einmal nach ihrer Flaſche griff und daraus trank, da mochte ihr deren Inhalt außerhalb der bisherigen Berechnung vorkommen, ſie brummte einige unverſtändliche Worte und ſteckte die Flaſche in den Korb, welchen ſie auf ihrem Schooße hielt. Ich

Digitized by Google

Hafen und Schiffen, dem Volke in Masse, wie es sich gebührt, den Hohen Verordnungen zu Ehren.

Der Hafen ist geschmückt, wie es sich eben zu einem Hafen gehört, wo der Prinz von Preußen, wenn er abreist, so viel Ehre haben wird. Die Schiffe — die Tage sind vorüber, wo sie Segel, wo sie Ruder, wo sie Dampf hatten, jetzt haben sie Ehre, Ehre, Ehre.

Unter und von Ehren sind die Leute von Ehren versammelt.

In Hamburger Ehren versammelt, versteht sich! Die Ehrenwachen, die Ehrenbürger, die Ehrenmänner, die Ehrenleute, kurz, es fehlt an Ehren nicht, es fehlt an Ehren nicht.

Selbst Ehrgeiz, daß ich mich nicht vergesse, ist da — Ehrgeiz, Ehrgeiz, Ehrgeiz,

in feſtlicher Bewegung, denn Tags vorher hatte ſich der Prinz Maximilian mit der Herzogin von Lucca vermählt. Vollſtimmiges Glockengeläute drang von der Altſtadt herüber in unſere Fenſter herein. wir waren eben im Begriff, von den holden Tönen gewiegt, einzuſchlafen, da kam der Kellner in die Stube und verlangte unſre Päſſe für den Polizeiinſpector B**, der jeden Abend zur Reviſion kam. S—y ſtand auf und gab ihm ſeine leipziger Univerſitätsmatrikel, die er in ein bedrucktes Blatt eingeſchlagen, ich blieb liegen — aus Gründen. Der Kellner entfernte ſich, und wir entſchliefen. Es mochte wohl eilf Uhr ſein, da erweckte uns eine laute Stimme, Lichtglanz blendete unſere Augen, vor dem Bette ſtand der Inſpector B** in Uniform, an der Thüre ein Kellner und der Hausknecht. Der Sicherheitsmann der Landeswohlfahrt hatte S—y's Inſcription und den Umſchlag in der Hand. „Wer von Ihnen iſt der Studiosus medicinae S—y?" fragte er. „Ich," war die Antwort meines Freundes. — Der Inſpector näherte ſich meinem Bette, beleuchtete mich und fragte: „Wer ſind Sie?" — „Ich bin Studiosus juris Herloßſohn aus Prag." — „Wo iſt Ihr Paß?" — „Ich habe keinen." — „Wie können Sie ſich unterſtehen, ohne Paß über Grenze zu gehen, und was wollen Sie in Dresden?" — „Ich will hier den mir bekannten Hofrath Winkler beſuchen und dann — wieder zurückkehren. Zu einem ſo kurzen Aufenthalt, dachte ich, ſei kein Paß nöthig." — „So — —; aber ſtehen Sie auf, ſtehen Sie auf, daß man Sie ſehen kann!" — Ich ſprang aus dem Bette und ſtand im Hemd vor ihm, er beleuchtete mich, brummte, kehrte dann zum Bette meines Freundes zurück und ſagte: „Sie müſſen auch aufſtehen, ſtehen Sie auf!" Auch S...y leiſtete Folge — der Inſpector ſchien durch ſeine Muſterung keineswegs zufriedengeſtellt. „Woher haben Sie dies Papier?" rief er, ihm den Umſchlag vorhaltend. — „Weiß ich nicht — irgendwo gefunden — ich habe die Inſcription hineingewickelt, damit ſie mir nicht beſchmutzt wird." — „Das iſt ja aber ein Steckbrief vom Leitmeritzer Kreisamt hinter einem Tiſchlergeſellen Bladsky und ſeiner Geliebten Roſine, welche beide wegen Diebſtahls verfolgt werden!" — „So!" verſetzte S—y und ſprang wieder in ſein Bett, welches ich mittlerweile auch geſucht hatte. „Das iſt und bleibt verdächtig," rief der Inſpector — „Sie ſind Beide Arreſtanten und verlaſſen morgen früh das Haus nicht, bis ich es Ihnen erlaubt habe. Die Leute im Hauſe

haften dafür." — Er sprachs und verschwand mit dem Lichte, draußen ward die Stube verschlossen und wir lagen in Nacht. — Mir schlug das Herz gewaltig! Ich dachte an die Heimath, an die von mir beförderten Schüblinge, an gezwungene Rückkehr, an meine grausam durchschnittene Laufbahn. Mir war unendlich weh zu Muthe — ach! ich war doch so unendlich arm, und nicht einmal diese Armuth sollte ich ungestört genießen, eines papiernen Dinges wegen, das man Paß nennt. Mit dem Steckbrief hatte es seine Richtigkeit. In Schluckenau in der Schenke beim Frühstück fand S... diese fliegende Botschaft der kreisamtlichen Nemesis auf dem Tische und schlug seine schadhafte Inscription darein. In mir stieg schon damals eine düstre Ahnung auf, der Steckbrief schien mir etwas fatalistisches zu haben, und es bestätigte sich auch. — Trotz der großen Ermüdung nach dem langen Tagesmarsche schloß ich kein Auge. S—y schnarchte, er hatte gut schnarchen, er hatte seine Matrikel und ein Recht auf Leipzig.

Um sieben öffnete der Kellner, brachte den Kaffee, entfernte sich mit kurzem Gruße und verschloß die Thüre wieder von Außen.

Gegen zehn Uhr endlich erschien der Polizeicommissär. Er hatte beim Hofrath Winkler Erkundigungen eingezogen. Ich berief mich nicht ohne Grund auf diesen, denn ich hatte ihm bisher einige Gedichte für die Abendzeitung geliefert und war dadurch mit ihm in Briefwechsel getreten. Mein theurer und bewährter Freund half mir schon damals, wie später oft aus der Klemme. Der Bescheid des Commissärs lautete dahin: S—y sollte nach Leipzig gehen, ich aber nach abgemachter Visite sofort nach Böhmen zurückkehren. — Der Besuch bei Winkler ward im Gefolge einer dicken Novelle abgestattet. Winkler überaus freundlich, lachte über mein Abenteuer, bis ich selbst mitlachte. In der That war es mir dieses einzige Mal im Leben passirt, für ein Frauenzimmer gehalten zu werden; da Suchy stark brünett, ich dagegen blond und damals noch sehr jugendlich war, so glaubte der Commissar in mir die flüchtige Rosine zu erkennen. Die Novelle versprach Winkler lesen und, wenn sie brauchbar, in die Abendzeitung aufzunehmen. Ich jubelte hoch auf, denn nun hatte ich schon ein Capital im Rücken. Inzwischen hatte S—y zwei Plätze in einem Leipziger Lohnkutscher bedungen, und mit diesem ging es noch denselben Mittag fort. Zwei volle Tage dauerte die Reise nach Leipzig, denn am Nachmittag des dritten erst langten wir zu Pleiß-Athen im

Digitized by Google

Hotel de Pologne, welches damals der Birnbaum hieß, an. S—y führte mich noch des Abends in ein Gasthaus auf dem neuen Kirchhof; daselbst saßen an einem langen Tische mehrere Musikalienhändler (darunter Hofmeister), ein Paar Aerzte und Advocaten und der Declamator Solbrig, für mich eine renommirte Person, denn er hatte mehrere Bücher herausgegeben. Sie sprachen von Jean Pauls Tode, welchen die Zeitungen desselben Tages gemeldet hatten. Jean Paul todt! mir rann eine Thräne ins Glas. —

Ich nahm bei S—y Quartier. Am folgenden Morgen wollte er mich dem Dichter E. G. vorstellen, den er wie eine Art Leipziger Göthe hielt. Er war mit ihm befreundet. G., ein Hannoveraner, hatte mit H. Stieglitz Griechenlieder herausgegeben, las die Correctur des Reimerschen Shakespeare, arbeitete für den „Gesellschafter" und „die Blätter für literarische Unterhaltung" (damals noch Conversationsblatt), ging auch mit einem Roman und mehreren Dramen schwanger. Der kleine Mann (er wohnte sammt Frau und Kindern auf dem Thomaskirchhof) empfing mich, nachdem ich eine Stunde gewartet, in der That wie ein Göthe, ernst, gnädig und mit Herablassung. Die erste Theilnahme, die er mir bewies, bestand darin, daß er meinen österreichisch-böhmischen Dialekt bekrittelte. Ich war nicht sehr erbaut von diesem Empfange, noch weniger aber S—y. — Mein literarisches Renommée stand damals auf sehr schwachen Füßen, ich hatte außer den drei oder vier Gedichten in der Abendzeitung nur in der Prager Zeitschrift eine Novelle „Der Kranz" und ein Paar lyrische Dinger veröffentlicht. Sonst befand ich mich im Besitze von zwei Trauerspielen, denen je der zweite Act fehlte, einem halben episch-romantischen Gedicht (Gabriele von Verzy), ein Paar Novellen und Gedichten — sehr viel Gedichten. — An G. mußte ich mich trotz schnöder Behandlung anschließen, er war mein einziger literarischer Bekannter, mit S—y befreundet, von ihm erwartete ich mein Heil. Die Trauerspiele wagte ich nicht, ihm zur Prüfung vorzulegen, aber die Gedichte und die Novellen. In einigen Tagen sollte ich Bescheid haben und dieser erfolgte auch eines Abends. In Gegenwart seiner Frau, seines Schwagers, eines Schauspielers und eines Druckerburschen, der an der Thüre harrte, sagte mir mein Protector, in den Gedichten sei manches Passable, die Novellen aber seien das elendste Zeug, so ihm jemals vorgekommen, dazu hätte ich

durchaus kein Talent, ſolchen Unſinn könne kein Menſch drucken ꝛc. Dieſe Abfertigung that meinem guten S—y aber wieder mehr weh, als mir, ich war trotz meiner großen Jugend ſchon an allerlei moraliſche Fußtritte, an Jammer und Noth zu ſehr gewöhnt. Mein ganzer Muth beſtand im Erdulden. Nachdem er ſeinen Donner auf mein Haupt herabgeſchmettert, bemerkte mein Protector, daß ich eine ſchöne lesbare Handſchrift beſitze, und daß er daher, um mir in der erſten Zeit einen Verdienſt zuzuwenden, mir ſeine Manuſcripte zum Abſchreiben, den Bogen zu zwei Groſchen, geben wolle, ſintemalen er, wie er ſich ausdrückte, wegen raſcher Gedankenfülle, eine ſchauderhafte Pfote ſchreibe. Ich nahm dies an und lohnarbeitete für den Dichter, erbitterte ihn aber einmal während des Copirens einer Legende: „Die heilige Ida, Stammmutter des preußiſchen Hauſes," durch die Bemerkung, daß die Phraſe „Von Oſten und Weſten, und vom Aufgang bis zum Niedergang" nicht Gegenſätze bildete, da er doch die Völker von allen vier Weltgegenden herbeiſtrömen ließ. Der gute Mann hatte Aufgang und Niedergang für die Bezeichnung von Nord und Süd gehalten. E. G. gerieth ſpäter nach München, ward von dort wegen demagogiſcher Schriftſtellerei ausgewieſen und lebt jetzt als Corrector in der Schweiz. Als Autor iſt er nicht wieder aufgetreten.

Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß meine Baarſchaft bei meiner Einwanderung in Leipzig in ſechszehn Groſchen beſtand. Mit dieſen wurden die erſten vier Mittagstiſche gedeckt, den Kaffee lieferte mir des Morgens S—y, Abends ſättigte ich mich mit einer Pfeife Tabak, den mir mein Freund gleichfalls brüderlich darreichte. Während deſſen aber bombardirte ich wenigſtens 40 Leipziger Buchhandlungen durch Zuſendung meiner Manuſcripte: immer vergebens, immer aber unermüdlich. Ich habe damals die Leipziger Marktbelfer tüchtig in Athem geſetzt. Die Weihnachtsferien nahten, und ein S—y befreundeter Student cedirte mir gegen eine Baarleiſtung von 14 Groſchen ſeinen Convicttiſch während der drei Wochen ſeiner Abweſenheit, auch wohnten zwei Studenten, zwei Polen aus Pawicz: Frank und Lebius auf demſelben Flur mit uns — ſie hatten jeder vierhundert Thaler Wechſel (in meinen Augen eine Million!), gewannen mich bald lieb und griffen mir von Zeit zu Zeit mit einer Taſſe Thee unter die Arme. Ich war nun drei Wochen ein zufriedener, glücklicher Menſch,

Digitized by Google

aber die Buchhändler ließ ich deswegen doch nicht in Ruhe. Ich ſchrieb Novellen auf Novellen. Journalartikel auf Journalartikel, aber die Redacteure wollten mich nicht anerkennen — die einzige „Hebe," welche damals der Dr. Rothe (jetzt Hauptprediger in Bremen) redigirte, öffnete mir ihren Schooß. — Meine Matrikel, auf die ich mich als Stud. jur. inſcribiren laſſen wollte, ward als uralt vom damaligen Rector Domherrn Weiße nicht für voll anerkannt, er forderte mich auf, ein Testimorium morum aus der letzten Zeit beizubringen, bis dahin ſollte meine Immatriculation ſchweben. Ich verſprach dieſes, obgleich dazu keine Möglichkeit vorhanden war. Doch erhielt ich von der Polizei, wo ich mich des Aufenthaltes wegen melden mußte, Friſt und ſomit auch Seelenruhe. —

Aber die ſchönen drei Wochen des Convicttiſches, an dem ich ein pünktlicher Gaſt war, ſchwanden und es begann der erſte Monat des erſten pharaoniſchen magern Jahres. Bald nach meiner Ankunft, hatte ich — wenngleich friedlicher Natur — doch Gelegenheit gefunden, in Connewitz einer Paukerei beizuwohnen; zwei Griechen ſchlugen ſich, einer von meinen Stubennachbarn ſecundirte. Beinahe wären wir abgefaßt worden, nach ein Paar Gängen verſöhnten ſich die Hellenen und wir fuhren nach Raſchwitz, woſelbſt ein erquickliches Gelage ſtattfand. Die Geſellſchaft beſtand aus etwa zwanzig Perſonen, und der Wein floß in Strömen, was mich in eine behagliche Gemüthsſtimmung und liebevolle Herzlichkeit verſetzte. Derjenige, welcher bei der Paukerei zwiſchen Pondikis und Georgiades Bojesco die Verſöhnung zu Stande gebracht, war Simeon Milutinowitzſch, der ſerbiſche Dichter, ein Kampfgenoſſe des Miloſch. Er befand ſich in Leipzig, um ſein Epos die „Serbianka," worin Miloſch's Großthaten beſungen wurden, auf des Fürſten Koſten drucken zu laſſen. Zu gleicher Zeit ſuchte er dafür einen deutſchen Ueberſetzer. Mit mir bei ſothanem Strauß bekannt geworden, erfuhr er, daß ich Böhme ſei und mich in Wien bereits früher mit den andern ſlaviſchen Sprachen beſchäftigt hatte. Er bat mich um meinen Beſuch, er wollte einen Verſuch mit mir machen, wollte mir, wenn dieſer gelänge, für den Bogen einen Ducaten geben. Ich that einen Luftſprung und ſagte zu.

Das war eine ſchwere Arbeit. Anfangs wollte Milutinowitzſch die fünffüßigen Trochäen durch Hexameter wiedergegeben haben, fügte ſich aber, als dies gar zu viele Schwierigkeiten darbot und be-

ruhigte ſich beim Versmaß des Originals. Milutin ſprach zwar ziemlich geläufig, aber nicht vollkommen richtig Deutſch, wir konnten in ganz Leipzig kein ſerbiſches Wörterbuch auftreiben, und mußten uns mit einem ruſſiſchen und böhmiſchen behelfen. Das hatte tauſenderlei Schwierigkeiten, denn oftmals mußte ich den Sinn nur errathen. Nach fünf langen Stunden hatten wir den erſten Geſang, circa vier Druckſeiten, vollendet. Simeon umarmte mich, indem er rief: „O Gott! es wird gehen!“ —

Und ſo ging es drei Tage, da ließ ich aber plotzlich, während Simeon ſich mit einer Phraſe abquälte, die Feder ſinken, legte den Kopf auf den Tiſch und ſeufzte: „Ich kann mich mehr!“ — „Biſt Du krank?“ fragte Milutinowitſch. — „Nein! aber ich habe ſeit zwei Tagen nichts gegeſſen — der Hunger bringt mich um.“ — „O Gott!“ rief mein Freund, ſtürzte an ſeinen Secretär und drückte mir einige Ducaten in die Hand. Bald blieben jedoch die Ducaten auch ihm aus, Miloſch ſchickte keine mehr, und Milutinowitſch hatte Noth, den Druck ſeines Originals zu beſtreiten. Aber er erzählte mir bei unſern nunmehrigen täglichen Zuſammenkünften verſchiedene Geſchichten, Sagen und Mährlein aus Serbien, die ich ſorgfältig niederſchrieb und an die Baumgärtnerſche Modenzeitung ſchickte. Dann half er mir bei der Ueberſetzung einer größern ſerbiſchen Dichtung „Der Aufſtand der Dahien“ aus der Sammlung von Wuk Stephanowitſch Karadzitſch, die ich an's Morgenblatt beförderte. Dieſes druckte ſie ſofort ab und ſchickte mir achtzehn Thaler Sächſiſch dafür. Achtzehn Thaler! Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als der Burſche aus der Kummerſchen Buchhandlung mir dieſelben aufzählte. Damals rief ich zum erſten Male: Maſch Allah, Gott iſt groß! aus, denn im Umgang mit Milutinowitzſch, der Türkiſch ſprach, hatte ich mehrere türkiſche Redensarten gelernt.

Zu gleicher Zeit ward ich in der journaliſtiſchen Welt durch einen Aufſatz über Zacharias Werner, welchen der „Geſellſchafter“ brachte, bekannt, und Herr Brockhaus nahm mich unter die Mitarbeiter des „literariſchen Converſations-Blattes“ auf, worin ich vor allen Dingen meine Rache an den Prager Cenſoren, die meine Erſtlinge ſo grauſam verſtümmelt, in Anecdoten und Allotriis, welche ich von Ihnen erzählte, kühlte. — Als mir der Buchhändler A. Wienbrack abermals einen Band Poeſien und Novellen „retournirte,“ legte er

zugleich das Programm einer herauszugebenden „Gallerie von Originalromanen von Deutſchlands ausgezeichnetſten Schriftſtellern“ bei und forderte mich auf, für dieſelbe verſuchsweiſe einen Roman zu ſchreiben. Dieſe Aufforderung verſetzte mich in einen unbeſchreiblichen Schwindel. Ich, ein ausgezeichneter Schriftſteller! Maſch Allah! rief ich zum zweiten Male, ſetzte mich nieder und ſchrieb Tag und Nacht und Nacht und Tag bis ich die „Fünfhundert von Blanik,“ meinen erſten Roman, fertig hatte. Das Honorar für die „ausgezeichneten“ Schriftſteller betrug drei Thaler pro Bogen. Mein Werk fand Gnade vor den Augen des Verlegers oder vielmehr des denominirten Redacteurs dieſer Gallerie, des obengenannten Heberedacteurs Rothe. Weilen ich aber das Honorar, in Anbetracht meiner beklommenen Umſtände, ſofort beanſpruchte, ſo bot mir Herr W. eine Zahlung pro Pauſch und Bogen von 25 Thlrn. an. Ich griff zu — und da der Buchhändler meinte, mein Manuſcript würde wohl nicht ſechszehn Bogen füllen, er würde daher noch einen Beitrag von einem andern Autor nehmen müſſen, da erbot ich mich in der Freude meines Herzens, ihm noch eine Novelle gratis zu liefern, nur damit mein Name allein auf dem Titel ſtehe. Und dieſes genehmigte er auch.*) Als ich die 25 Thaler in Händen hatte, rief ich von ganzem Herzen: „Der alte Gott lebt noch!“ und rannte hinaus in den kleinen Kuchengarten, wo mein Freund S—y ſaß, und gab ihm zwei Drittel des Geldes auf Abſchlag ſeiner bisherigen kleinen Vorſchüſſe.

Auf dieſe Weiſe ſtieg mein Stern! Zwar hatte mir Winkler meine Novelle zurückgeſchickt — es war gerade am Weihnachtsabend, wo ich ſehr verlaſſen in der ungeheizten Stube ſaß, und mich, da die erſtarrten Finger die Feder nicht mehr halten wollten, ſchon um ſieben Uhr ins Bett flüchten mußte, aber er hatte mich zu weiteren Beiträgen aufgefordert, für Baumgärtner blieb ich thätig und für Brockhaus; durch den „ausgezeichneten“ Roman ward ich mit Dr. Rothe bekannt, er gewann(!) mich für ſeine Hebe, und als er ſpäter Pfarrer in Schönefeld wurde, betraute er mich (durch ſein Für-

*) Unſere Leſer mögen entſchuldigen, daß in dieſem Aufſatze ſo oft von Geldverhältniſſen die Rede iſt, die eigentlich mit der Literatur nichts zu ſchaffen haben. Wir glauben aber, daß es nicht ohne Intereſſe iſt, in die Verhältniſſe zwiſchen Autor und Verleger, wie ſie vor zwanzig Jahren beſtanden, ja wie ſie zum Theil jungen Anfangern gegenüber von gewiſſenloſen Buchhändlern noch feſtgehalten werden, einen Blick zu werfen. D. Red.

wort beim Verleger) mit der Redaction des genannten Blattes. Dieſe feſte Stellung (ſie trug 100 Thaler jährlich ein) verſchaffte mir endlich auch eine Aufenthaltskarte bei der Polizei; denn bisher war ich nur ein proviſoriſcher Menſch geweſen. Erſt ein Jahr ſpäter ward ich in der juriſtiſchen Facultät immatriculirt.

Ich ſagte Ihnen, lieber Landsmann, das Unglück ſaß immer auf meinen Ferſen. Ich werde deſſen ſpäter noch oft erwähnen; aber einmal, bei den „Fünfhundert von Blanik" (denn daß ich dieſe verfaßte und daß mir Herr Wienbrack dafür 25 Thlr. gab, war mein Unglück!) ließ es mir einen weiten Vorſprung. Denn ſechszehn Jahre ſpäter fiel es mir ein, die genannte Novelle völlig umgearbeitet und unter dem Titel die „Roſenberger" meinen geſammelten Schriften, den „Zeit- und Lebensbildern" einzuverleben, und hierauf verklagte mich Herr W., weil er noch Exemplare jener Romangallerie beſaß, wegen Nachdruck (an mir ſelbſt) und erzielte die Confiscation des Buches. Meine vortreffliche Vertheidigungsſchrift, die ich einmal der „Preßzeitung" vermachen werde, blieb erfolglos, das Buch wurde mit Beſchlag belegt und ich mußte mit Herrn W. einen Vergleich eingehen und ihm 30 Thlr., nebſt den Prozeßkoſten, bezahlen. — O, ich ſage Ihnen, es iſt ſehr betrübend, wenn man vor ſechszehn Jahren ein Buch für 25 Thlr. geſchrieben hat, und muß nach ſechszehn Jahren nicht nur die 25 Thlr. wieder herausgeben, ſondern noch fünf Thaler zuzahlen, die Gerichtskoſten nicht gerechnet! Solches hatte ich freilich nicht geahnet, als ich anno 1826 ausrief: „Der alte Gott lebt noch!" Aber die Sünden der Jugend rächen ſich im ſpätern Alter. Warum wollte ich unter die „ausgezeichneten" Schriftſteller gerechnet werden? Es war damals die Zeit der Claurenſchen Parodien, ich ſchrieb nach Hauff eine derſelben, ſpäter eine zweite und dritte als Heinrich Clauren. Zu gleicher Zeit überſetzte ich ein Buch, die Zeit drängte, jeden Tag mußte ich drei Druckbogen liefern, ich arbeitete die Nächte hindurch, noch immer den Bogen für drei Thaler, endlich erlag ich. Den Schluß der „Emmy" ſchrieb ich im Fieberparoxismus, eines Abends warf es mich nieder — und ich hatte das Nervenfieber.

Ach, das waren acht traurige Wochen! Ohne Mittel und ſo allein! Aber das Schickſal verläßt einen Deutſchen nicht, wenn es ihn nicht ganz windelweich geklopft hat — ich genas. Durch den Claurenkrieg war ich mit Müllner bekannt und mit W. Hauff be-

Digitized by Google

freundet worden. Der Letztere lud mich nach Stuttgart ein. Er gedachte mir dort eine angenehme Stellung zu verschaffen. Ich rüstete mich auch zur Abreise, denn die „Hebe" hatte ich kurz vorher an Herrn v. Alvensleben abgegeben; — da trete ich eines Sonntags in die W—sche Conditorei und der Oberhofgerichtsrath B** fragte mich: „Haben Sie schon die Frankfurter Zeitung gelesen? Ihr Freund Hauff ist todt!" — —

Ja, er war todt, der herrliche, talentvolle, lebenskräftige Mensch! Ich war um eine treue Seele und um eine Aussicht ärmer.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, daß bei meiner Ankunft in Leipzig Jedermann an meinem Dialecte sofort den Oesterreicher, wie ich umgekehrt an dem reinen Leipziger Dialecte sofort auch jeden Sachsen erkannte. Die erste Frage, die mir wurde, war stets: „Sie sind Oesterreicher? Dann sind Sie auch wohl katholisch?" — „Ja, ja!"

Es waren nämlich zu jener Zeit gerade ein Paar arme Eckensteher mit ihren Kindern katholisch geworden. Darüber erhob der allezeit streit- und broschürenfertige selige Professor Krug, der sich übrigens mit Eifer und redlichem Streben jeder Tagesfrage bemächtigte, ein gewaltiges Geschrei durch das Land über Proselytenmacherei, zumal der damalige österreichische Consul A. v. Müller und der Verfasser der „Pentarchie" ein Journal mit ultramontanen und absolutistischen Tendenzen herausgaben. — Die Proselytenmacherriecherei kam in Schwang, und daher die häufig wiederkehrenden Fragen nach meinem Katholicismus. Nachgerade ward mir die Sache lästig, als zwei Candidaten der Theologie, die häufig in Reichels Garten kamen, mich mit aller Gewalt bekehren und protestantisch machen wollten. — Sie verarbeiteten mich bis zur Zerknirschung und wollten nicht begreifen, wie alle diese theologischen Streitigkeiten mit meinen Romanen gar nichts zu schaffen hatten. Gleichzeitig hatte mich S—y eines Tages, es war die Zeit bitterster Verlegenheit, zu einem Uhrmacher Sch—r, der in frühern Jahren meine Eltern in Prag gekannt, geführt; dieser sollte mir eine Hauslehrerstelle verschaffen. Der Mann aber war nicht nur Phantast, sondern auch Heuchler (wie seine Beschützer später erfahren mußten), er verkehrte blos mit der Bibel und Jocob Böhme, verwirrte mir den Kopf durch ein bombastisches, ja wahnwitziges Geschwätz und sagte zum Schlusse: „Sie

Digitized by Google

ſind katholiſch! Schade — wären Sie Proteſtant — Sie könnten der „Unſrige" werden, einer von den „Kindern des Lammes," einer „in der Gnade!" — Nachdem er mir ein Glas ſaures Bier eingeſchenkt und tüchtig über Krug, den ich damals überaus hochhielt, geſchimpft, entließ er mich. — Als er bald darauf ſeinen Wohlthäter Prof. Dr. L—r um mehrere tauſend Thaler geprellt hatte, ward er flüchtig. — In einer befreundeten Familie paſſirte es mir ſogar, daß die Tochter des Hauſes, ein ſchönes ſechszehnjähriges Mädchen, das ſo eben aus einer guten Erziehungsanſtalt kam, als die Rede wieder auf meinen Katholicismus führte, ſagte: „Aber warum laſſen Sie ſich denn nicht taufen?!" Im Grunde wird es mir ſauer, das Alles niederzuſchreiben.

Noch 1827 gab ich die „Löſchpapiere des Teufels" heraus, welches Buch confiscirt wurde, gleich darnach die „Vier Farben," welche wegen einer elegiſchen Phantaſie über den Befreiungskrieg in Preußen verboten wurden. Ich widmete die zweite Ausgabe in einer ſubmiſſen Zuſchrift Sr. Majeſtät dem verſtorbenen König von Preußen, verhoffend, Höchſtderſelbe werde das Verbot aufzuheben geruhen. Vergebens! Ich gerieth durch dieſes Buch zuerſt unter die Demagogen; ſo hieß Alles, was jetzt „ſchlechte Preſſe" heißt, vor der Julirevolution. Als ich 1829 „Hahn und Henne" erſcheinen ließ, da verarbeite mich der ſel. Intendanturrath Neumann in Berlin vom Standpunkt eines preußiſchen Bureaukraten und rief — in einer Recenſion! — nicht nur ſämmtliche 36 Polizeien Deutſchlands, ſondern auch den allerdurchlauchtigſten deutſchen Bund gegen mich ſchlichten Jüngling zu den Waffen. Dieſe einzige Kritik in meinem Leben ärgerte mich, weil ſie mit dem Knittel eines Polizeidieners geſchrieben war. Aber der Mann mußte ſterben, ohne eine Freude an mir zu erleben, denn trotz ſeines lauten Wunſches, ſeines fürchterlichen Geſchreies, ſperrte mich die ſächſiſche Regierung doch nicht ein.

Ich darf hier nicht unerwähnt laſſen, daß die öſterreichiſche Regierung während meines ganzen Aufenthaltes in Leipzig und trotz manches „unehrerbietigen Tadels" dortiger Inſtitutionen, nicht ein einziges Mal hierorts meinetwegen requirirt hat, ſelbſt nicht, nachdem ich 1831 den „Mephiſtopheles" geſchrieben, ſelbſt nicht als ich aus dem belletriſtiſchen Kometen ein halb-politiſches Blatt machte und die Polen quand même in Schutz nahm, ſelbſt nicht als ſich ſpäter Herr v. Rochow meinen Zeitgenoſſen Laube von hier holen ließ, und

als Spazier eiligſt nach Paris flüchtete, um nicht verurtheilt zu werden, die preußiſche Nationalcocarde zu verlieren. — Joel Jacoby, der in jener Zeit, nach der Julirevolution, auch in Leipzig war, ging freiwillig auf den erſten Ruf des Berliner Polizeipräſidiums. Ich habe nicht gehört, daß ihm dort ein Leides geſchehen wäre. Aber Laube mußte acht Monate ſitzen. Ich weiß nicht, ob ihm dieſe Folge ſeines legalen Gehorſams viel Freude gemacht hat. Harro Harring (1829 von Prag hierher gekommen) war der Excentriſcheſte von uns und auch in meinem Blatte. Er brachte mich auch in Zerwürfniß mit dem Baron Schweizer, der mich deshalb in ſein ſchwarzes Buch aufnahm. Der „freie Frieſe" war eine ſeelensgute Haut, aber in Politicis ein wüthender Kerl; bald wollte er heirathen, bald ſich duelliren, bald Warſchau befreien, bald ſich zu Moosdorf in's Gefängniß ſetzen. Er theilte die Menſchheit ein in Spione und Nichtſpione, und Alle, die er nicht kannte, waren Spione, und er fürchtete jeden Abend, daß ihn die ruſſiſche Regierung durch geheime Agenten zur Nachtzeit aufheben und heimlich nach Sibirien würde transportiren laſſen. Später ging er nach Braunſchweig, wo ihn die Liebe abermals in ihre Feſſeln ſchlug; in ſeinen Briefen ſagte er mir, daß er um ihretwillen ſich der großen Sache entziehen müſſe, doch wolle er jeden Fortſchritt derſelben ſegnen. —

Aber ich werde weitſchweifig — wollte ich jene Zeit und die Perſönlichkeiten mit welchen ich damals verkehrte, nur einigermaaßen ausführlich ſchildern; ich müßte ein Buch ſchreiben. Die öſterreichiſche Regierung alſo requirirte niemals (nur in der Prager und in der Wiener Zeitung ward ich alljährlich als unbefugter Auswanderer zur Heimkehr aufgefordert), wahrſcheinlich in der feſten Ueberzeugung, daß ein Paar bedruckte Blätter in Deutſchland nicht im Stande ſind, ein Staatsgebäude umzuſtürzen.(?) Daſſelbe antwortete ich auch (1832) dem Herrn v. Tſchoppe in Berlin, als er mich mit dem Schreckensrufe empfing: „Wie konnten Sie ſo ein entſetzliches, verderbliches Buch, wie den Mephiſtopheles, ſchreiben?" — „Erſtens haben Sie das Buch überall confiscirt und dann koſtet es drei Thaler. So viel kann der Bauer nicht dran wenden."

1830 begründete ich den Kometen. Förderlich waren ihm die Zeitereigniſſe, förderlich der glühende Eifer der Mitarbeiter, förderlich die damalige altenburger Cenſur, die eigentlich keine Cenſur war,

wenn man darunter streichen versteht. Die ersten Gedichte an die Polen lieferte ich selbst im Kometen, so wie auch die ersten politischen in damaliger Zeit. Bald darnach bemächtigte sich E. Ortlepp dieser und anderer Themas und effectuirte in seinem sonoren, kirchlich-pomphaften Style gewaltig. In den Leipziger September- und Julitagen war ich ein Mann der Mäßigung, zog freiwillig auf die Wache und liebte meinen Nächsten, wie mich selbst. Friedrich Gleich, der glaubte nach Altenburg flüchten müssen, gab dadurch seinem „Eremiten," welcher in jener Sturmperiode ein mächtiges Blatt war, einen gewaltigen Stoß, wovon es sich später nicht wieder erholte. Prof. Julius Schütz, der nach wiederhergestellter Ordnung alle liberale Schriftsteller denuncirte, bekam von ganz unbetheiligten jungen Leuten, die rein seine noch nie dagewesene literarische Niederträchtigkeit empört hatte, außerordentliche Prügel. Spazier, den er in seinen heiligsten Familieninteressen verletzt hatte, überfiel ihn auf der Stube, aber statt eines Stockes nahm er das Bajonett seiner Communalgartenflinte. Der Biedermann Schütz brüllte „Mord!" und Spazier erhielt mehrwöchentliche Gefängnißstrafe. Welche Elektricität die Durchzüge der geschlagenen Polen in unsere Atmosphäre brachten, das lebt wohl noch in Vieler Gedächtniß. Bei einem großen Festgelage verhießen mir drei begeisterte Jünglinge eine Grafschaft in ihrem wiederhergestellten Vaterlande. — Mein guter Gott! Den Einen deckt der Wüstensand in Algerien, den Andern zerschmetterte eine karlistische Kanonenkugel und der Dritte ist in Amerika verschollen.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß ich so zu sagen der Vorläufer der österreichischen Schriftsteller im Auslande war; denn damals gab es hier noch keine Colonie österreichischer Literaten, wie jetzt. Vor mir waren nur Purkinje und Schön ausgewandert, beide nach Breslau, wo sie sich dem Lehrfach widmeten. Später ging Schneller nach Freiburg. Sie werden selbst nachrechnen können, lieber K., auf welche derjenigen, die mir nach Leipzig folgten, ich mir etwas einbilden kann. Von den Durchreisenden waren es merkwürdiger Weise immer Wiener Autoren und darunter viele Beamte, die mir ihre herzliche Theilnahme bewiesen, von Seiten der Prager, der Stammverwandten, konnte ich mich einer solchen Auszeichnung nicht rühmen.

Ich will nur noch erwähnen, daß ich bis zu jener Zeit (1832) die bekannten Romane: „Der Venetianer," der „Ungar," „anatomische

Digitized by Google

Leiden" geſchrieben habe, welche Bücher übrigens mit keinen Fährlichkeiten verbunden waren.

Aber nachholen muß ich doch noch, daß ich 1827 mit Wit, genannt v. Dörring, genau bekannt wurde, nachdem er den letzten ſeiner zahlreichen Arreſte überſtanden und ſein famoſes Buch herausgegeben hatte, und daß ich manches drollige Abenteuer mit ihm erlebt. Wir brachen mancher Flaſche den Hals und ich hätte damals nicht geglaubt, daß er Mäßigkeitsapoſtel werden würde. Die Geſchichte von der ſchönen Schwedin in ſeinem politiſchen Taſchenbuche iſt größten Theils wahr, nur war der Baron Sollwangen kein Vampyr, ſondern ein ruinirter Spieler war, der kein Geld auftreiben konnte. Schon früher war ich in Weimar und hatte die Ehre, durch O. L. B. Wolff's Protection Göthe vorgeſtellt zu werden. — Mit welcher heiligen Scheu, mit welcher Seelenangſt trat ich vor den Dichterfürſten! Wolff wird ſich noch erinnern, welch' eine lächerliche Figur ich bei dieſer Gelegenheit geſpielt habe. Ich mußte vor der Thüre meine Brille ablegen — denn der alte Herr mochte die Brillen nicht —; Folge davon war, daß ich bei meiner Reverenz in einen Spucknapf trat und bei einem Haar eine Büſte von der Conſole geſtoßen hätte. Indeß der Alte lachte und verzieh und intereſſirte ſich für ſerbiſche Gedichte, die ich ihm brachte. Ich kam öfter nach Weimar und fand dort die wohlwollendſte Aufnahme, nur daß ich einmal etwas über den adligen Balcon im dortigen Theater aufgenommen, das haben mir die Weimaraner bis auf den heutigen Tag nicht verziehen!

Ich wollte Ihnen noch Einiges von Müllner erzählen, aber ich bemerke eben, daß ich Ihnen ſtatt meiner Auswanderungsſchilderung ein ganzes Stück Biographie geſchrieben habe; das aber ſoll es nicht ſein.

Und darum zum Schluß nur noch einige Bemerkungen. Das Contingent der Leipziger Schöngeiſter beſtand bei meiner Ankunft aus Mahlmann, Meth. Müller, Legat.-Rath Gerhard, Hofrath Rochlitz, Prof. Wendt, Dr. Bergk (Redacteur der Modenzeitung), Dr. Rothe, v. d. Oelsnitz (Ueberſetzer des Caſanova), L. v. Alvensleben ꝛc. Amalie Neumann, damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes, gaſtirte in Leipzig und ſtiftete die „Roſenritter." Gerhard hatte wegen dieſes Ordens, deſſen Comthur er war (Amalie ſelbſt war Großmeiſterin), viele Anfechtungen von der jungen Literatur auszuſtehen, denn ſchon damals gab es eine „junge" Literatur. Der obengenannte Grieche (Wallache)

Bojesko duellirte ſich auch Amaliens wegen mit einem Herrn L. A. und bekam von ihm einen Schmiß, was damals großes Aufſehen machte. — Alvensleben beſchäftigte ſich faſt lediglich nur mit Ueberſetzungen, J. Sporſchil mit ſolchen und lexicographiſchen Arbeiten. Später widmete er ſich ganz der Geſchichtſchreibung, bis er in neueſter Zeit ein Rüſtzeug der römiſch-katholiſchen Kirche wurde. Als ich mit ihm verkehrte, fiel er der katholiſchen Kirche durch ſeine Beſuche gerade nicht zur Laſt. Er lernte ſeine Frau auf dem Gottesacker als weinendes Mädchen am Grabe der Mutter kennen. — Th. Legis trieb hier ein Jahr lang nordiſche Studien, gab ſeine Fundgruben des alten Nordens und eine Uebertragung von Oehlenſchlägers „Nordens Guder" heraus. — Als Saphir 1826 zum erſten Male kam, vereinigte er Alles, Freunde und Feinde, zu einem Feſteſſen. — Im Jahre 1829 kam Ludwig Storch hierher und debutirte mit ſeinem „Kunz von Kaufungen" ſehr glücklich. Unſere Erlebniſſe mit einem Literaten und Tenoriſten Chaizes mag er ſelbſt ſchildern — ſie ſind guter Stoff zu einer komiſchen Novelle. Auch Bechſtein war längere Zeit hier und producirte raſtlos, ich nenne nur den „Todtentanz" und „Fauſtus." — Bei dem jetzigen Generalintendanten Herrn v. Küſtner, der bis 1828 die Leipziger Bühne leitete, lernte ich viele renommirte Bühnenkünſtler, die in Leipzig gaſtirten, kennen. Ich ſchrieb Theaterberichte für die Abendzeitung. Gott vergebe mir dieſe Sünde! Aber an dem Schauſpieler Eduard Stein gewann ich einen treuen Freund bis zu ſeinem frühen Tode und an der Hendel-Schütz eine herzliche Freundin; die Erinnerung an Sophie Müller aber gehört zu den theuerſten meines Lebens. —

Als ich 1838 für die Unternehmer des „maleriſchen und romantiſchen Deutſchlands" nach Schleſien und durch das Rieſengebirge reiſte, ging ich von da über Gitſchin nach Prag und ſah nach dreizehnjähriger Abweſenheit meine Vaterſtadt wieder. Der hieſige Generalconſul Ritter von Berks hatte mir die Erlaubniß zum Wiedereintritt in die öſterreichiſchen Lande ausgewirkt; ich war expatriirt worden und galt nunmehr für einen ſächſiſchen Unterthan.

Ich ſah das ſchöne, erinnerungsreiche Prag wieder, ſah es mit klopfendem Herzen; aber ich fühlte mich nirgends unglücklicher, als dort. Der treue Legis, Gale und Umlauff ſchenkten mir ein Paar geſellige Stunden, für alle andere Welt aber war ich todt, und fand

auch nur ringsum Gräber. Meine Jugendgenoſſen waren theils geſtorben, theils nach allen Richtungen hin zerſtoben — einige auch verdorben. Mich kannte Niemand mehr —, ich glaube nicht, daß damals zehn Menſchen in Prag etwas von mir geleſen haben. Mich beſchlich ein namenloſes Weh, ich ſehnte mich fort, ſchnell hinaus aus den wohlbekannten Straßen, wo ich wie ein Schatten herumſchlich. Vielleicht hätten mich die Prager auch behalten, wäre ich unter „glänzenden Verhältniſſen" der Ihrige geblieben. Ob ſie ein einheimiſcher Poet mehr liebt als ich, weiß ich nicht, aber öfter und lauter habe ich's geſagt, als Alle. — Ich glaube übrigens man muß auch in Prag Hofrath oder wenigſtens Profeſſor ſein, wenn man ſchöne Literatur treiben will. Poz draw Was Bnh.

Ungariſche Zuſtände.

Redefreiheit. — Charakterunterſchied des Reichstags und der Comitatsverſammlungen. — Sind die Deputirten nur todte Werkzeuge ihrer Wähler? — Journaliſtik im zweiten Treffen. — Die Vicegeſpänne und ihr Einfluß. — Die Regierung und die Joſephiniſchen Erinnerungen.

Nachdem die Zeitungen lange genug faſt täglich neue Ernennungen von Obergeſpännen und Obergeſpannsverweſern gebrach hatten, ſind nun die neuen Würdenträger faſt durchweg in ihren Comitaten angekommen, wo ſie aber meiſtens nichts weniger als mit Zärtlichkeit und Jubelruf empfangen wurden. Der Leſer kennt die Entſchließung der Regierung, durch welche ſich dieſe auf eine bis jetzt unverſuchte Bahn der Politik wagte, wohl ſchon aus den Journalen, in denen ſie von den verſchiedenſten Seiten, aber faſt immer blos im Intereſſe der Parteien beleuchtet wurde; allein ſchwerlich kennt er die Aufregung, welche ſie an vielen Orten hervorbrachte, und den Inhalt der heftigen Reden, womit die Sprecher der Comitatsverſammlungen ſich gegenſeitig befeuerten und die Anhänger des Gouvernements einzuſchüchtern ſuchten. Dieſe Reden würden in gewiſſen conſtitutionellen Staaten Deutſchlands, die auf unſer Treiben und Hoffen als ein barbariſches Gebahren und eitle Wortfechterei mitleidig herabſehen, zu manchen Unterſuchungen Anlaß gegeben haben, ſelbſt wenn ſie in dortigen Ständeverſammlungen gehalten worden wären, indeß bei uns das Wort unbewacht verhallte, und die Berather der Krone am Kaiſerhofe zu Wien die oft wenig ſchmeichelhaften Complimente der Oppoſition nicht ängſtlich auf die Waagſchale legten nnd zu Majeſtätsprozeſſen ausbeuteten.

In der ſchrankenloſen Freiheit der Gemeindeverfaſſung beſteht aber auch das Palladium der ungariſchen Reichsconſtitution und die Hand, die an den Gemeinderechten rüttelt, iſt für die mit ſo viel

Blut und hundertjährigem Volksjammer erkauften Freiheiten weit gefährlicher, als die Faust, die die Krone zerschlägt, oder den Reichstag zertrümmert. Wer die ungarische Autonomie in ihrer echt nationalen Quelle, wer die Volksgewalt in ihrer Geburtsstätte kennen lernen will, muß nicht den Landtag zu Preßburg besuchen, der wohl durch die pittoreske Eigenthümlichkeit seiner volksthümlichen Physiognomie überraschen und fesseln mag, welcher indeß in keiner Weise den vollen Einblick in das Wesen und den Born magyarischer Demokratie gewährt, wie dies mit den Comitatsversammlungen der Fall ist. Auf dem Preßburger Reichstag erblickt der fremde Besucher eine Versammlung meist gesellschaftlich höher gestellter Personen, die durch die von ihnen geübte Macht imponiren können, doch keineswegs ursprüngliche Besitzer dieser Macht sind. Ja die Art der Uebertragung von Seite ihrer Committenten ist für die Bevollmächtigten in dem Maaße demüthigend, daß man Anfangs kaum begreifen kann, wie sich ein Mann von Stellung und Talent dazu hergeben kann, den bloßen Vollstrecker des Comitatswillens zu machen, dessen Gebot seiner Meinung nicht den geringsten Spielraum gestattet und ihn ganz und gar zum Werkzeug der Urversammlung erniedrigt, welche dem erwählten Abgeordneten mit der Wahl nicht blos einen Beweis des Vertrauens gibt, sondern zugleich eine fertige Ansicht für alle auf dem Tapet befindlichen Fragen, welche er mittelst seines Talentes fördern, allein in keinem Falle bestreiten darf. Trifft es sich nun, daß ein Deputirter eine Instruction erhält, die mit seinen Ueberzeugungen und Gefühlen im vollsten Gegensatze ist, und welche er gleichwohl wie seine eigene Herzensansicht vertheidigen und auskünden muß, so kann man dies allerdings eine unmännliche, eines wahren Talents unwürdige Rolle heißen. Doch tritt dieser Fall nicht gar so oft ein, als man wohl glauben möchte, und in dieser Art erklärt sich auch wieder die Bereitwilligkeit, womit die fähigsten und gefeiertsten Männer des Landes den Wählern entgegenkommen; denn diese Notabilitäten der Politik sind es eben, welche gerade in den tüchtigsten Fragen die Meinung der Comitate regeln und zeitigen, und in den Urversammlungen ihren Geist absetzen, ihre Ansichten verbreiten, so daß am Ende, obschon das Comitat dem abgeordneten Diener Instructionen ertheilt, eigentlich doch von diesem den Comitaten die Instruction ertheilt worden, und der Deputirte blos empfängt,

was er ſelbſt geſagt und erſtrebt. Läuft demnach die Sache auf eine bloße Formalität hinaus, ſo läßt ſich dagegen nicht leugnen, daß beim Reichstag ſelbſt, der meiſt einige Jahre dauert, entweder die Frage ſich modifiziren oder ſelbſt neue Intereſſen plötzlich auftauchen können, und dann iſt der Abgeordnete in die Nothwendigkeit verſetzt, beim Comitat um neue Verhaltungsbefehle einzuſchreiten, ohne daß er den Vortheil genöſſe, abermals durch die Gewalt ſeiner perſönlichen Erſcheinung, durch die magiſche Unmittelbarkeit ſeines zündenden Wortes die Comitatsmeinungen zu beherrſchen und dem demokratiſchen Chaos den monarchiſchen Stempel der genialen Ueberlegenheit aufzudrücken. Da kann es denn wohl geſchehen, daß Inſtructionen einlaufen, die nicht eingelaufen wären, hätte der Deputirte durch ſeine Gegenwart einwirken und die ſchwankenden Parteien leiten können. Am ſchlimmſten dürften noch jene Abgeordneten der Ständetafel wegkommen, die weder durch die Tribüne des Comitatshauſes, noch durch den Sprechſaal der Tagespreſſe mit der Maſſe in directer Verbindung ſtehen, und daher gezwungen ſind, die Meinungen des Comitats wie ein Actenbündel nach Preßburg zu tragen und den viele Meilen weit entfernten Wählern ihre Stentorſtimme als Sprachrohr zu leihen. Doch ſelbſt die Journaliſtick bildet in Ungarn keine ſo bedeutende Macht wie in Frankreich und anderen Ländern des Conſtitutionalismus, und wird bei weitem überragt von den etlichen fünfzig Rednerbühnen in den verſchiedenen Comitaten des Königreiches, die das ſind für die ungariſche Demokratie, was die Tagespreſſe anderswo. Die Journaliſtik bildet hier blos das zweite Treffen, und wer nie anders, als durch die Lettern und den Preßbengel mit dem Volke reden kann, wird niemals zu ſonderlichem Anſehen unter uns gelangen, und von einer auf perſönlichen Einfluß baſirten Macht kann da vollends nicht die Rede ſein. Die Journaliſtik dient hier blos als Intelligenzblatt der Comitate, und die leitenden Artikel in derſelben ſind der Abklatſch der verſchiedenen localen Abſtimmungen; die Zeitungen werden mehr von den beim Kampf Unbetheiligten oder von den Leitern der Bewegung geleſen und zu Rathe gezogen, indem die publiziſtiſchen Organe die Stelle einer durch das ganze Land gehenden Telegraphenlinie vertreten, mittelſt welcher die Vorfechter und Hauptleute erfahren, wie hier und dort die Würfel gefallen ſind, um darnach ihre Localtactik einzurichten. Die perio-

Digitized by Google

diſche Preſſe übt nur in ſo fern einen Einfluß auf die öffentliche Meinung, als ſie das Echo der Urverſammlungen iſt, nicht aber als ſolche ſelbſt, und das Blatt, welches heute ein von den Comitaten verlaſſenes oder unbegriffenes Syſtem der Politik vertreten wollte, würde ſchon morgen zu erſcheinen aufhören, weil Niemand es der Mühe werth fände, Dinge zu leſen, von denen im Comitatshaus nicht geſprochen wird; die Ungarn gleichen hierin dem Omir in Egypten, der die Bibliothek in Alexandrien verbrennen ließ und dieſe Barbarei durch den Troſt zu beſchönigen ſuchte, daß das Gute ohnedem im Koran zu finden, und was der Koran nicht enthalte, nicht des Leſens und Aufbewahrens werth ſei. Für den gewöhnlichen ungariſchen Patrioten iſt ſein Comitatsſaal der politiſche Koran, und um keinen Preis in der Welt möchte er ſich ſeine orthodoxe Beſchränktheit durch Theorieen rauben laſſen, die nicht in ſeiner Nähe erprobt und verwirklicht worden. Man mag dieſe Sprödigkeit gegen alle Nebel der Syſtemſucht und gelehrten Grübelei, gegen alle philoſophiſche Speculation für ein nationales Gebrechen anſehen, bekennen aber muß man, daß Völker von dieſer Organiſation es immer am Weiteſten gebracht haben im politiſchen Leben und der Parteiſchulung im hohen Grade fähig ſind; auch bei Engländern und Nordamerikanern, als denjenigen Völkern, wo die politiſche Bildung am meiſten in die Blüthe gekommen, ſteht die Rede zum Volk in höherem Anſehen, als das gedruckte Zeitungsblatt, und auch dort hat die Tagespreſſe blos Bedeutung und Nachdruck, in ſo fern ſie als geflügelte Botſchaft des in öffentlicher Verſammlung laut gewordenen Wortes erſcheint, als die Avantgarde, der das Gros der Parteimeinung unmittelbar auf dem Fuße nachfolgt.

Da, wie wir geſehen, ſowohl die geſetzgebende als auch die ausübende Gewalt in Ungarn vorzugsweiſe bei den Comitatsbehörden zu ſuchen und der Reichstag blos der Bevollmächtigte derſelben iſt, der keine Geſetze geben kann, als die die Comitate ihm vorſchreiben, ſo mußte es der Regierung vor allem Andern darum zu thun ſein, dieſe Behörden in einer Weiſe zu reguliren, welche geeignet war, ihrem Anſehen Nachdruck zu verſchaffen. Bis jetzt führte der Vicegeſpann die oberſte Leitung der Comitatsgeſchäfte, und da mit dieſem höchſt wichtigen Poſten blos ein Einkommen von 1800 Fl. C.-M. verknüpft war, das kaum ausreichte, um die Hälfte der jährlichen

zur Repräſentation erforderlichen Summen zu decken, ſo wurde das Amt ſtets als ein Ehrenamt betrachtet und fiel als ſolches lediglich in die Hände begüterter Edelleute von Anſehen und Einfluß. Da die Stelle des Vicegeſpanns ſowohl als die der unteren Comitatsbeamten wählbar ſind und alle drei Jahre erneuert werden, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daß dieſe Herren der Executivgewalt ihre Leute wohl kannten und das Schwert der Gerechtigkeit, die häufig ſtaarblind war, nur dann etwas zu thun bekam, wenn es die Rückſichten erlaubten, die der Vicegeſpann auf dieſe und jene einflußreiche Perſonen nehmen mußte, wollte er anders die Freude erleben, ſein Amt auch fürderhin zu bekleiden und den Glanz ſeines Hauſes zu heben. Die auf ſolche Weiſe entſtandene Oligarchie hemmte gar oft den Vollzug der Geſetze, und wie wenig man auch ein Verfahren billigen könnte, das dahin zielte, den Comitaten das ihnen verfaſſungsmäßig zuſtehende Recht in Bezug auf die Wahlen und den legislativen Einfluß zu verkümmern, eben ſo wenig darf man es gut heißen, wenn eitle Privatrückſichten und rein perſönliche Motive die Vollſtreckung eben jener Geſetze hemmen und vereiteln ſollten, die durch die verfaſſungsmäßige Mitwirkung der Comitatsverſammlungen in Folge der Reichstagsdeputirten und deren Inſtructionen entſtanden ſind. Hierin ſind die Magyaren leider den Engländern und Amerikanern gar nicht ähnlich, und die Verletzung der Geſetze, die ſie ſich ſelbſt gegeben, aus Privatleidenſchaft iſt bei jenen eben ſo häufig, als ſie bei dieſen zu den Seltenheiten gehört.

Nach unſerm beſcheidenen Dafürhalten dreht ſich eigentlich die ganze Frage von der Gefährlichkeit der neuen Obergeſpannsverweſer für die Volksfreiheiten lediglich darum, ob die Regierung die ihnen jetzt zuſtehende Executivgewalt auch auf die Wahlen und Comitatsverſammlungen überhaupt influiren laſſen will, oder ob ſie dieſelben einzig und allein als ſtrenge Vollſtrecker der geltenden Geſetze hingeſtellt habe. — Im letztern Falle hat ſie gethan, was ihre Pflicht war und ſchon längſt geweſen wäre, im erſtern aber würde ſie ein Corruptionsſyſtem organiſiren, das früher oder ſpäter gar bittere Früchte tragen müßte. Nicht die Inſtitution in Bauſch und Bogen kann geprieſen oder verdammt werden, ſondern die Wirkſamkeit derſelben kann erſt den Maaßſtab der Beurtheilung an die Hand ge-

Digitized by Google

ben, da ſie es beweiſen muß, ob durch das Verweſeramt die Conſtitution beeinträchtigt oder befeſtigt worden.

Was die conſtitutionelle altungariſche Partei ſowohl als die Liberalen am meiſten mißtrauiſch gemacht gegen die neue Einrichtung, das iſt die bureaukratiſche Form, in der ſie in das freie Gemeindeweſen fremdartig hereintritt. Der Obergeſpannsverweſer erhält 3000 bis 6000 Fl. C.-M. Gehalt und iſt abſetzbar, dabei hat er einen Secretär, der eine Beſoldung von 1800 Fl. genießt, und ſomit wäre ſo ziemlich die örtliche Hierarchie ſkizzirt, welche in ganz Ungarn mit lautem Widerwillen als „Kreisamt" bezeichnet wurde. Nächſtdem iſt es auch die Wahl der Regierung geweſen, die an manchen Orten Anſtoß erregte, denn daß die Perſönlichkeit der neuen Beamten eine große Bedeutnng haben werde für die Art ihrer Wirkſamkeit und es hier mit keinen Pfründnern, mit keinen Gnadengeſchöpfen gethan ſei, konnte der Regierung unmöglich entgehen. So machte es im Zalober Comitat einen ſchmerzlichen Eindruck, den Grafen Leo Feſtetics als Geſpannsverweſer zu erhalten, dort, wo Männer wie Deak und Andere das Ruder der öffentlichen Meinung lenken und als ſittliche Größen daſtehen. Der Herr Graf hat gar keine politiſche Erfahrung, keine Geſchäftskenntniß, ja nicht einmal eine tüchtige juriſtiſche Bildung; der Pflege der ſchönen Künſte ergeben und zuletzt Vorſteher des Nationalmuſikvereins in Peſth, wird er plötzlich durch die Coterie auf den Schild erhoben und in ſeinen ſpäten Jahren noch zum Lenker eines der erſten Comitate des Landes ernannt!

Schließlich müſſen wir noch bemerken, daß manchen Leuten die k. Commiſſäre noch im Andenken ſind, welche Joſeph II. ins Land ſchickte, um den Widerſtand der gekränkten Patrioten zu brechen und ſeinen Befehlen Nachdruck zu verſchaffen. Auch führen Manche ein neueres Beiſpiel inconſtitutioneller Maaßregeln an, wie nämlich unter Kaiſer Franz I., da der Reichstag ſich weigerte, vor Abſtellung der Landesbeſchwerden die geforderte Rekrutenzahl zu bewilligen, der Kaiſer in jedem Comitat mit Vollmachten ausgerüſtete Commiſſäre ernannte, welchen die Militärmacht zu Gebote ſtand und die ſofort die Rekruten, ohne die verſagte Mitwirkung der Comitatsbehörden in Anſpruch zu nehmen, ausheben mußten.

Tagebuch.

I.

Randglossen zu Hecker's und v. Itzstein's Ausweisung aus Preußen.

Verurtheile Niemanden ungehört, — eine goldene Regel, deren Befolgung ich nicht blos von Andern verlange, sondern auch selbst gegen Andere in Anwendung zu bringen wenigstens bemüht bin. Ohne Zweifel sind auch die Regierenden Menschen, und können billigerweise fordern, daß nicht ungehört über sie und ihre Maaßregeln abgeurtheilt wird, und auf den Grund dieser Erwägung bin ich gewohnt, bis auf weitere Aufklärung eine Zeitlang mein Urtheil zu verschieben. Ich habe mir also bisher auch über die verdrießliche Ausweisung Heckers und Itzstein's keine bestimmte Meinung zu bilden gewagt, sondern in wahrhaft musterhafter deutscher Geduld zugewartet und mir sogar das Vergnügen erlaubt, dessen ich sonst stets entsage, Tag für Tag die Allgemeine Preußische Staatszeitung zu lesen.

Es wird wohl noch Manchem außer mir ebenso gegangen sein. Wir haben also gewartet. Indessen Alles hat seine Zeit, auch die Geduld. Es ist eine Woche nach der andern verflossen, und auch die Spree der Preußischen Allgemeinen Zeitung ist täglich vorbeigelaufen, läuft vorbei und wird vorbeilaufen, ohne eine Aufklärung zu bringen.

Labitur et labetur ad omne volubilis aevum!

Ich fürchte, der Augenblick ist nicht weit, da von diesem Ereigniß nicht mehr gesprochen werden wird. Sollte es mir wirklich gehen, wie dem Bauer im Haag und wie den Deutschen mit der Preßfreiheit! Diesem Schicksal ist zu entrinnen, und es wird mir das um so leichter, als mir eben einfällt, daß ja die Herren Hecker und von Itzstein auch ungehört verurtheilt worden sind, und man nicht die mindeste Geduld mit ihnen gehabt hat.

Aber eine Vorsichtsmaaßregel will ich dies Mal doch anwenden — deutsche Gründlichkeit. Betrachten wir also die Ausweisung Heckers und von Itzsteins

I. an und für sich;

II. in ihren Verhältnissen;

a) in Bezug auf die preußiſche Regierung als activum.
b) in Bezug auf die Herren Hecker und v. Ihſtein als passivum.
c) in Bezug auf das deutſche Publicum als deponens oder medium.

ad I. An und für ſich hat dieſe Maaßregel durchaus nichts Außerordentliches. Man gewöhnt ſich am Ende an Alles, auch an deutſches Sauerkraut, ſagt der Franzoſe. Es gibt kein deutſches Staatsbürgerrecht, weder thatſächlich, noch nach dem deutſchen poſitiven Staatsrecht. Wer ſich die Mühe nehmen will, Klüber's Handbuch nachzuſchlagen, der wird darüber nicht im mindeſten in Zweifel ſein. Die gelehrten Deductionen, daß ein ſolches vorhanden ſei, welche neulich eine rheiniſche Zeitung mittheilte und die ich, wenn ich nicht irre, ziemlich gleichlautend bereits im Jahre 1832 im ſeligen Freiſinnigen geleſen, — ſie beweiſen eben weiter nichts, als daß das Daſein deſſelben des Beweiſes bedarf. Was vorhanden iſt, braucht keinen Beweis. Wenn nun aber darauf Klagen über die Verletzung des deutſchen Staatsbürgerrechts gebaut werden, ſo iſt das eine reine Selbſttäuſchung, ſeit 1815 in Deutſchland ſehr beliebt, aber nicht ſehr politiſch. Man ſpiegelt ſich vor, daß Mangel ausgefüllt ſeien, während ſie die Urſache unſers Mißbehagens ſind. Soll aber geholfen werden, ſo iſt die erſte Bedingung doch die, daß man dem Uebel herzhaft in die Augen ſieht, daß man es erkennt, ſtatt die Augen zu verſchließen und ſich mit Täuſchungen zu verblenden, von deren Nichtigkeit uns die Wirklichkeit täglich fühlbare Beweiſe liefert. Hätten wir ein deutſches Staatsbürgerrecht, ſo könnte allerdings jeder Staatsbürger eines deutſchen Bundesſtaates den Aufenthalt in jedem Bundesſtaat als ein Recht in Anſpruch nehmen. Der Genuß dieſes Rechtes könnte ihm immerhin entzogen oder geſchmälert werden, aber nur auf gerichtlichem Wege. Wir haben aber keins. Der Deutſche fällt in jedem andern Bundesſtaate, wie der Engländer oder Franzoſe oder Ruſſe, der Fremdenpolizei anheim und hat nicht mehr Rückſichten als dieſe zu erwarten, ja, im Grunde, — die Erfahrung beweiſt es, — weniger, denn wir haben keine mächtigen Geſandten, die uns im Falle der Verletzung unſerer Intereſſen ſchützen könnten. Das iſt freilich hart, aber die Wahrheit iſt nun einmal kein Roſenpfühl. In conſtitutionellen Staaten ſind gewöhnlich Fremdengeſetze; ſo in Frankreich und England, und die Regierung iſt für Beobachtung derſelben den Häuſern oder Kammern verantwortlich. Hierzu kommt, daß in conſtitutionellen Ländern der Fürſt als geborner Volksvertreter, mit den Häuſern oder Kammern ein einiges, unzertrennliches Ganze ausmacht, unter welchem die miniſterielle Gewalt oder Regierung ſteht. Unſere deutſchen Staaten ſind aber ohne alle Ausnahme reinmonarchiſch, indem die fürſtliche Macht und die miniſterielle Gewalt ein unzertrennliches Ganze bilden, Staaten, in denen eine Volksvertretung, wie in Baden, oder eine Vertretung von Ständen des Lan-

des, wie in Sachsen, Baiern und sonst, oder Provinzialstände, wie in Preußen, thatsächlich eine mehr oder weniger untergeordnete Stellung einnehmen und in denen eine solche ministerielle Verantwortlichkeit, wie in constitutionellen Staaten, unausführbar ist. Die Minister werden sich immer mit dem Schilde der in der Person des Fürsten concentrirten Majestät des Staates decken, vollends in Preußen, wo man aus der Aufrechthaltung der absoluten Monarchie einen Ehrenpunkt zu machen scheint. Unter solchen Umständen kann es sich also gar nicht um Gesetzlichkeit in Angelegenheiten der Fremdenpolizei handeln; sondern lediglich um die Verwaltungsgrundsätze, welche man gewohnt ist, dabei in Ausübung zu bringen. Zu Anfange der letzten dreißiger Jahre scheinen nun hierüber, wie über die Presse und andere Angelegenheiten, unter den deutschen Regierungen gemeinsame Verabredungen getroffen worden zu sein. Denn als man in Süddeutschland, namentlich in Baiern, Würtemberg und Baden 1832 gegen die damaligen Volksbewegungen anfing ernstliche Maaßregeln zu ergreifen, war eine der ersten die, daß man die norddeutschen Schriftsteller, welche sich im Vertrauen auf die dort angepriesene größere Freiheit hingezogen hatten und auf der Seite der Opposition standen, sammt und sonders auswies. In den desfallsigen politischen Erlassen hieß es: Da ein Angehöriger eines andern Landesstaats den Aufenthalt in einem andern als in dem seinigen nicht als ein Recht in Anspruch nehmen könne, so ziehe man die Aufenthaltsbewilligung zurück. Man betrachtete die Aufenthaltserlaubniß als eine Concession; wer sie erhielte, könnte dafür dankbar sein, wer sie aber nicht bekäme, der würde in seinen Rechten nicht verletzt und hätte also auch keinen Beschwerdegrund. Das sind nun die in Deutschland allgemeinen, seit einer Reihe von Jahren geltenden Grundsätze der Fremdenpolizei, und sie werden hauptsächlich gegen solche angewandt, welche auf der Liste der politisch Gefährlichen und Verdächtigen stehen. Die Süddeutschen haben in der That keine Ursache, so großen Lärm über Hecker's und Itzstein's Ausweisung zu machen und damit eine Quelle des Preußenhasses zu eröffnen; denn rechnet man alle seit 1832 in Deutschland aus politischen Gründen erfolgten polizeilichen Ausweisungen zusammen, so fällt bei weitem die größte Mehrzahl auf die süddeutschen Staaten, und die preußische Polizei hat in diesem Punkte noch viel nachzuholen, ehe sie sich einer ebenso erfolgreichen Thätigkeit rühmen könnte, wie die baierische und badische, welche in den Jahren 1832 und 1833 namentlich wirklich Enormes in diesem Fache geleistet haben. Den Anfängen muß Widerstand geleistet werden, damals aber wurde die Sache wenig beachtet, und wenn die Betroffenen nicht selbst in den Zeitungen sich geregt hätten, würde wahrscheinlich gar nicht davon gesprochen worden sein. Jetzt, da diese Grundsätze beinahe anderthalb Jahrzehnte in den deutschen Bundesstaaten in Anwendung gebracht wor-

Digitized by Google

den ſind, kommt die Verwunderung darüber etwas ſpät. Indeſſen die Erſcheinung iſt bemerkenswerth. Man ſchenkt auf einmal in Deutſchland einer von den politiſchen Ausweiſungen, welche ſeit 1830 ſo häufig vorgekommen ſind, allgemeine Aufmerkſamkeit. Durch die Ausübung der Grundſätze der Fremdenpolizei gegen Deutſche, die vertrauungsvoll in einem andern deutſchen Bundesſtaate ſich angeſiedelt und eine Exiſtenz gegründet hatten, die wie durch einen Schlag aus heiterem Himmel vernichtet wurde, iſt ſeit 1830 in den ſüddeutſchen Staaten namenloſes Elend über Einzelne und einzelne Familien gekommen, — über Familien, die nicht ſelten für immer dadurch getrennt wurden. Man weiß das kaum, Viele werden es nicht einmal glauben, — aber bei der Ausweiſung Hecker's und v. Itzſtein's — allgemeine Theilnahme, Verwunderung, Entrüſtung. Welches große Unglück iſt denn geſchehen? Nichts weiter, ſagt man, als die Unterbrechung einer Vergnügungsreiſe. Dieſe Entrüſtung gilt alſo eigentlich nicht der Maaßregel, ſondern den Perſonen, die ſie getroffen. Um die allgemeine Aufmerkſamkeit auf dieſen wunden Fleck, auf dieſe Blöße der deutſchen Zuſtände zu richten, mußte v. Itzſtein und Hecker ausgewieſen werden. Ei nun, wenn die Sachen ſich ſo verhalten, und ich glaube, man wird ſie bei genauerer Prüfung nicht anders finden; dann muß ich geſtehen, kann ich in der Ausweiſung v. Itzſtein's und Hecker's an und für ſich nichts Beklagenswerthes finden; ſie iſt Veranlaſſung geworden, endlich einmal überall in ganz Deutſchland auf den Riß, der zwiſchen den Bürgern verſchiedener Bundesſtaaten liegt, einen Blick zu werfen; das iſt ſehr erfreulich; — vielleicht wird ſie Veranlaſſung werden, daß man ſich mit dem Traumbilde eines deutſchen Staatsbürgerrechtes nicht wieder in ſüßen Schlummer wiegt, daß man die Sachen ſieht, nicht wie man ſie wünſcht, ſondern wie ſie ſind, und daß man, nach der Erkenntniß der Krankheit, auch die Mittel findet, ſie zu heilen; das würde noch viel erfreulicher ſein.

ad II. a) Täuſcht nicht Alles, ſo iſt die Ausweiſung Hecker's und v. Itzſtein's die Folge der Angeberei eines geheimen Agenten der preußiſchen Polizei. Vielleicht bringt dieſer Fall die Wahrheiten zur Anerkenntniß, daß es beſſer iſt, mit eigenen Augen zu ſehen, als ſich auf feile Söldlinge zu verlaſſen, und daß die beſte geheime Polizei auf dem Gebiete der Politik die vollſtändigſte Öffentlichkeit iſt. Eine abſolute Monarchie gleicht einem Gebäude ohne Fenſter; die Oeffentlichkeit iſt das Licht und die Fenſter eines Staates; je mehr Oeffentlichkeit, deſto mehr Fenſter, deſto mehr Licht. Dem unverdorbenen Sinne des Menſchen widerſtrebt Heimlichkeit wie die Finſterniß; er ſtrebt nach Licht, nach Oeffentlichkeit. Sollten denn die Deutſchen weniger Menſchen ſein, als die Engländer oder Amerikaner?

Wäre Alles bei uns öffentlich, wie in England, könnten wir

unſere Angelegenheiten in öffentlichen Verſammlungen, in Meetings, beſprechen, wie in England; wozu bedürfte es dann der geheimen Polizei in politiſchen Angelegenheiten? (denn gegen gemeine Verbrecher, das Geſindel der Nacht, wird ſie unentbehrlich bleiben.) Hat die engliſche Regierung gegen den größten Volksaufreger neueſter Zeit, gegen O'Connel, ſich geheimer Polizei zu bedienen brauchen? O'Connel hat öffentlich geredet, die Regierung hat öffentlich Stenographen hingeſandt, ſie hat mit eigenen Augen geſehen und gehört, die Geſchwornen haben verurtheilt, und eine der größten Volksbewegungen hat ſich zur Ruhe begeben. Aber die geheime Polizei auf dem Gebiete der Politik iſt auch noch aus andern Gründen verwerflich. Nirgends bewährt ſich der Spruch: Sucht und ihr werdet finden, mehr als in Bezug auf geheime Polizei; aber was findet man? Sollten keine Verſchwörungen, keine ſtaatsgefährlichen Umtriebe vorhanden ſein, — man brauchte nur eine geheime Polizei einzurichten, und ſofort würden welche da ſein, je zahlreicher die Agenten, deſto zahlreicher die Umtriebe. Es iſt ſehr natürlich; dieſe Menſchen werden bezahlt und wollen leben; ſie werden alſo eine Mücke in einen Elephanten verwandeln, oder als Anreizer (argento provocatores) wirken und wo nichts iſt, etwas anſtiften, nebenbei wohl auch gegen den oder jenen eine perſönliche Rache ausüben. Gewiß ſind auf ſolche Weiſe Viele unſchuldig hingeopfert worden. Die wahren Verſchwörungen aber, die natürliche Folge der Entziehung der Oeffentlichkeit, ſie ſind nicht von der geheimen Polizei entdeckt worden; ſondern entweder durch die Gewiſſensbiſſe der Theilnehmer, oder durch Nachläſſigkeit, oder durch Zufall. Durch das Aufſehen welches die Ausweiſung Hecker's und v. Itzſtein's gemacht hat, wird die preußiſche Regierung vielleicht veranlaßt, über die Wahrhaftigkeit des Angebers Unterſuchungen anzuſtellen, und wenn ſie ſich, wie ſehr wahrſcheinlich, von der Unſchuld der beiden Reiſenden überzeugt, anerkennen müſſen, daß auf dem Gebiete der Politik Oeffentlichkeit mehr werth iſt als geheime Polizei. Die Oeffentlichkeit verlangt weder unſchuldige Opfer, welche von der geheimen Polizei unzertennlich ſind, noch verleitet ſie die Regierung zu ſolchen Fehlern, wie die Ausweiſung Hecker's und v. Itzſtein's einer iſt.

ad II. b) Es wird vielleicht nicht ohne Nutzen ſein, bei dieſer Veranlaſſung viele badiſche Abgeordnete der linken Seite, welche noch jetzt in der Kammer ſitzen, an das Jahr 1832 zu erinnern. Wer die freiſinnigen Blätter, das Würzburger Volksblatt, den Weſtboten, den Freiſinigen, die deutſche Tribüne damals geleſen, der weiß, was die badiſchen Abgeordneten der linken Seite damals gethan, was ſie geſprochen, er weiß auch, was ſie unterlaſſen haben. Was ſagten ſie namentlich? — und es iſt jetzt noch gedruckt zu leſen. Das badiſche Volk hat jetzt Preßfreiheit

errungen, bald werden wir Schwurgerichte und alle Garantien eines conſtitutionellen Rechtszuſtandes haben; wir haben keine Zeit, uns mit den übrigen Deutſchen zu beſchäftigen, wir müſſen für uns ſelbſt ſorgen; mögen die übrigen deutſchen Staaten dem herrlichen Beiſpiele Badens folgen und ſich ſelbſt dieſelben Freiheiten erringen. Zuerſt die Freiheit, dann die Einheit! ſo lautete der Wahlſpruch. Es ſprach ſich der entſchiedenſte Abſonderungsgeiſt aus, der unter dem Namen des badiſchen Patriotismus und Liberalismus ziemlich bekannt war. Aber zu welcher Zeit? in demſelben Augenblicke, wo in Baiern purifizirt wurde, wo die liberale Partei in Baiern vernichtet wurde. Seht, ſagte man damals zu den liberalen badiſchen Abgeordneten, die Männer, welche man jetzt in Baiern aus dem Lande weiſt oder in's Gefängniß ſteckt, ſie wollten nichts Anderes als Ihr, keine Ungeſetzlichkeit, keine Unordnung, nichts als dasjenige, worin ſie das Heil des Vaterlandes erblicken, einen conſtitutionellen Rechtszuſtand. Mit Baiern, dem Hauptpunkt, fängt man an, — auch an Baden wird die Reihe kommen. Aber man hielt es für unglaublich und beharrte auf dem badiſchen Liberalismus. Seht, ſagte man ihnen, jetzt verweiſt man Georg Fein, weil er an der Redaction der „deutſchen Tribüne" theilgenommen, jetzt verweiſt man Eiſenmann und andere Herausgeber von Zeitungen, — ſpäter wird die Reihe an die Abgeordneten ſelbſt kommen. Man nannte das Ueberſpanntheiten, Uebertreibungen und beharrte auf dem badiſchen Abſonderungsgeiſt. Ich habe das Alles ſelbſt mit angeſehen, ſelbſt mit angehört. Nun, wer nicht hören will, muß fühlen. Die letzten dreizehn Jahre haben bewieſen, daß der Satz: zuerſt Freiheit dann Einheit, ein grundfalſcher, verderblicher iſt; nein: zuerſt Einigkeit, deutſche Bruderliebe, und dann Freiheit. Sondert Euch ab, trennt Euch und Ihr werdet niemals frei werden!

ad II. c) Ohne Zweifel iſt es erfreulich, daß in Deutſchland eine allgemeine Theilnahme bei dieſer Gelegenheit gezeigt, daß man ſich vielfach ausgeſprochen hat; indeſſen kommt es dabei doch ſehr auf das Was und das Wie an.

Es ſind viele Aeußerungen gefallen, die gegen den Grundſatz verſtoßen, den der Freiſinnige nie aus den Augen verlieren ſollte: verdamme nicht ungehört! — und das iſt unrecht und erzeugt nur Erbitterung. Es ſind viele Aeußerungen gefallen, die eine große Unkunde der Verhältniſſe, der deutſchen Zuſtände, der Perſonen, der deutſchen Geſetzgebungen und des Völkerrechts verrathen; — das iſt unklug und erzeugt bei den Gegnern nur Verachtung. Es ſind aber auch Aeußerungen gefallen, welche die liberale Sache förmlich verleugnen und eine ſonderbare Geſinnungsloſigkeit verrathen. Man hat geſagt, den Abgeordneten Hecker und v. Itzſtein ſei durch die Ausweiſung eine große Schmach wiederfahren. Wenn die Anhänger

der jetzigen preußiſchen Regierung ſo ſprechen, ſo iſt das ſehr verzeihlich und natürlich. Ich meines Theils glaube, den Abgeordneten v. Itzſtein und Hecker iſt dadurch eine große Auszeichnung geworden. Die preußiſche Regierung hat durch dieſe Maaßregel anerkannt, daß die beiden badiſchen Abgeordneten ſo mächtige, entſchiedene, einflußreiche Vertheidiger des conſtitutionellen Syſtems, ſo gefährliche Gegner des preußiſchen Regierungsſyſtems ſind, daß ihnen kein Aufenthalt dermalen in Preußen geſtattet werden kann.

Man wird ſich über die vielen ungeſchickten Aeußerungen, die bei dieſer Gelegenheit veröffentlicht worden ſind, weniger wundern, wenn man bedenkt, wie ſie zum Theil zu Stande gekommen ſind; Einer, der ſich berufen fühlt, die Gedanken und Meinungen zu beherrſchen, und uns zu dictiren, was wir bei dieſer Gelegenheit zu ſagen haben, ſetzt ſich nieder, ſchreibt eine Adreſſe an Itzſtein und Hecker, legt ſie an verſchiedenen Orten hin und fordert nun zur Unterzeichnung auf. Wehe dem, der ſie nicht unterzeichnet! Er iſt zum mindeſten ein furchtſamer Haſe. Dieſer großartige Liberale oder wohl gar Radicale bedenkt nicht, daß in demſelben Augenblicke, wo er von den Regierungen Preßfreiheit verlangt, er ſelbſt die Achtung vor der Freiheit, der Meinung ſeiner Mitbürger aufs gröblichſte verletzt, und daß Niemand, der Gefühl für Selbſtſtändigkeit und geiſtige Freiheit hat, ſich dazu hergeben wird, blindlings zu unterſchreiben, was ein Einzelner ihm mit bewundernswerther Arroganz vorſchreibt. Eine ſolche Zumuthung würde in jedem freiern Lande, wo nicht Jahrhunderte lange Knechtſchaft das Gefühl für Anſtand und Würde abgeſtumpft hat, unerhört ſein. Will man in England z. B. eine derartige Adreſſe zu Stande bringen, ſo erlaſſen Einige, die ſich gewöhnlich nicht einmal nennen, einen Aufruf zu einer Verſammlung, um in dieſer Verſammlung eine Adreſſe zu entwerfen, zu berathen und zu beſchließen. Hier unterwirft ſich der Einzelne der Mehrheit, er ſchließt ſich an, wenn er auch nicht mit dem Einzelnen übereinſtimmt, denn die Mehrheit hat die Verantwortung übernommen; aber eine Adreſſe unterzeichnen, ohne vorhergegangene Berathung und Beſchluß einer Verſammlung, heißt blindlings ſeine geiſtige Freiheit aufgeben. Wann werden wir anfangen, Freiheit nicht blos zu verlangen, ſondern auch Anderen zu gewähren? — Mit kurzen Worten: die Ausweiſung Hecker's und v. Itzſtein's ſcheint mir für die conſtitutionelle Sache nützlich, für ſie ſelbſt nichts weniger als eine Schmach, und für alle Uebrigen eine günſtige Veranlaſſung zu lehrreicher und erbaulicher Betrachtung.

Dr. Carl Krauſe.

II.

Plaudereien aus Leipzig.

Wie auf alten Thurmuhren beim zwölften Glockenſchlage plötzlich eine Reihe von Figuren und Männlein heraustritt, die gravitätiſch

unter dem Zifferblatt hinwegſchreitet, ſo kann man in Leipzig regelmäßig mit dem Schlage der erſten Nachtigall eine Reihe von Fremden durch dieſe Stadt der Mitte reiſen ſehen, die caravanenweiſe ſich ablöſen von dem erſten Frühlingstage bis ſpät in den Herbſt. Kaum iſt die Oſtermeſſe mit ihrem langen Zuge von Handelsleuten aus allen Enden der Welt, mit ihren Buchhändlern und Geiſtesmäklern verklungen, ſo trippeln die Badeärzte aus den böhmiſchen und ſchleſiſchen Brunnen- und Badeorten mit zierlichen Schritten herbei und ſuchen ſich an den Wirthstafeln und in den Häuſern berühmter praktiſcher Aerzte liebenswürdig und gelehrt zu zeigen. Die Champagner- und Muſterreiſenden ſind jetzt nicht mehr die einzigen, die zum Ruhme und Heile ihrer reſpect. Fabriks- und Handlungshäuſer durch die Welt ziehen, auch die Wiſſenſchaft iſt von ihrer Höhe herabgeſtiegen und ſendet ihre Commisvoyageurs aus, die von einer Thüre zur andern ziehen und ſich anfragen: gibt es nichts zu ſchachern, nichts zu handeln? Die Concurrenz der Badeärzte iſt ſo groß geworden, daß die Herren nicht mehr ſich begnügen können, in den Badeſtädten mit geduldiger Würde abzuwarten, was der liebe Gott ihnen an Podagra, Keuchhuſten und Leberverhärtungen in's Haus ſchicken werde, ſondern ſich ſelbſt auf den Weg machen, um Kunden zu ſammeln und namentlich mit den geſuchteſten praktiſchen Aerzten in großen Städten Verträge abzuſchließen, damit dieſe die Patienten, die ſie nach einem Bade- oder Brunnenort ſenden, mit der genauen Adreſſe und den wärmſten Empfehlungen des contrahirenden Badearztes verſehen. Dieſe moderne Wendung der Wiſſenſchaft ſoll bereits bis zu einem ſolchen Raffinement ausgebildet ſein, daß förmliche Procente feſtgeſetzt ſind, die der Badearzt von jedem ihm zugewieſenen Kranken dem zuweiſenden Hausarzte abzuliefern hat. Vielleicht wird die Wiſſenſchaft, um echt gründlich zu ſein, bald ein Schema entwerfen, worin genau feſtgeſetzt wird: ein Podagra vierwöchentlicher Kur 10 Procent, Hämorrhoiden 8 Procent, ein Nervenleiden 12 Procent, ein ruſſiſcher Fürſt 15 Procent, ein Engländer 18 Procent, ein deutſcher Fürſt 9 Procent, ein jüdiſcher Banquier 10 Procent, ein Landedelmann 5 Procent u. ſ. w.

Nachdem die Badeärzte vorüber ſind, kommt die junge öſterreichiſche Literatur über die dunklen Böhmengebirge herabgezogen, eine rührende Familie von Auswanderern mit pochendem Herzen, ſchüchternen Blicken, rieſengroßen Erwartungen und vor allem mit dem obligaten, lyriſchen Manuſcripte im kleinen Koffer, mit dem Päckchen poetiſcher Banknoten, die ſie im Verborgenen dem Fiscus glücklich entzogen und für die ſie ſich jetzt ein ganz Stück Land von Unſterblichkeit ankaufen wollen im deutſchen Dichterurwald. Arme Auswanderer! Ihr habt Euch die neue Welt ſo idealiſch gedacht und der deutſche Yankee reißt Euch aus Euren Illuſionen. Eure Havreſchiffe landen

bei Reclam junior, dem großen Kaufhaus öſterreichiſcher Jugendmanuſcripte, und Ihr habt noch von Glück zu ſagen, wenn Ihr nicht völlig Schiffbruch leidet.

Nach den reiſenden Literaten kommen die Schauſpieler aus Nord und Süd, die bei Sturm und Koppe oder in dem Theaterbüreau von Koffka neue Engagements ſuchen, kommen die Hofſängerinnen und Heldenſpieler, die während des Ferienmonats allergnädigſt ihr Licht an unhöfiſchen Bühnen leuchten laſſen, es kommen die reiſenden Directoren, die Menſchenjagd treiben, und große Talente mit kleinen Gagen zu ſchießen ſuchen.

Laſſen wir die Fremden, die Leipzig in den letzten Wochen beſuchten, eine kleine Revue paſſiren. Als Alterspräſident möge Herr von Hormayr voranſchreiten, der bei Brockhaus eine zweite Auflage ſeines „Aufſtandes in Tyrol" aus der Taufe hob und uns zugleich die erſten Exemplare ſeiner Anemonen (Jena bei Frommann, zwei Bände) als Angebinde mitbrachte. Er iſt ein rüſtiger Greis von 64 Jahren, deſſen öſterreichiſcher Dialect mit ſeiner baieriſchen Miniſterreſidentenwürde in Widerſpruch ſteht. Die literariſche Beweglichkeit dieſes alten Herrn geht Hand in Hand mit ſeiner politiſchen, und er hält in ſeinen Stellungen eben ſo wenig lange bei einem Capitel aus, wie in ſeinen Büchern. Die Schriften Hormayr's gemahnten mich oft an einen vollgeſogenen Schwamm; wenn man drückt, ſo rieſelt es aus hundert Poren zugleich. Ungeordneter ſchrieb nie ein deutſcher Hiſtoriker, als dieſer Mann; ein Gedanke ſpringt immer dem andern in den Weg, eine Epoche rennt der andern quer über die Beine. Aber es iſt ſo viel Mark, ſo unendliches Wiſſen in allen dieſen quereinſpringenden Epiſoden, daß ſie uns unaufhaltſam in ihre Verwirrung mitreißen und nicht loslaſſen, bis wir ihren Wirbeltanz bis zum letzten Sprung mitgemacht haben. Herr von Hormayr iſt mit der Tochter eines Leipziger Banquiers, einer Anverwandtin der Madame Laube, vermählt, ſo daß Heinrich Laube gewiſſermaßen der Onkel des alten Parteigängers und Tyrolerhauptmanns iſt.

Ein Gaſt anderer Art war Herr von Gall, der Intendant des in letzterer Zeit ſo viel erwähnten Hoftheaters in Oldenburg und als Schriftſteller durch das liebenswürdig geſchriebene Buch „Paris und ſeine Salons" (zwei Bände, Oldenburg 1844), ſowie durch ſeine Schrift „Der Bühnenvorſtand" hinlänglich bekannt. Das rüſtige Hoftheater in Oldenburg mit Herrn von Gall als Intendanten und Julius Moſen als Dramaturgen an der Spitze ſcheint ein wahres „ferme modéle" eine kleine Muſterwirthſchaft zu ſein, wo man vor keinem Experiment zurückzuſchrecken braucht, ja wo ſogar das Experimentiren im Intereſſe dramatiſcher Poeſie eine Hauptaufgabe zu ſein ſcheint, und die Reſultate zweifelhafter Dinge gerade mit um ſo mehr Spannung verfolgt werden. Ein gebildeter Hof und ein abgeſchloſſenes,

Digitized by Google

gewählte Publicum unterſtützt die guten Intentionen der Bühnenleitung, und von der Art, wie Regie und Schauſpieler dort fleißig ſein müſſen, zeigt die ſeltene Thatſache, daß an 28 auf einander folgenden Abenden, 28 neue Stücke aufgeführt wurden.

Die Schriftſtellerverſammlung hat uns auch noch zwei Gäſte zurückgelaſſen, die einen längern Aufenthalt in Leipzig nahmen, Berthold Auerbach und Joſeph Rank. Beide vollenden hier größere Arbeiten, die im Verlage Leipziger Buchhändler erſcheinen. Berthold Auerbach ſchreibt außerdem noch eine umfangreiche Novelle für das Brockhauſiſche Taſchenbuch „Urania.“ Von ſeinen Dorfgeſchichten iſt die vor Kurzem erſchienene zweite Auflage gleichfalls erſchöpft, und der glückliche Autor hat nun Ausſicht auf eine dritte Auflage, ein wahrhaft ſeltener Succes in der Belletriſtik. Meyerbeer ſagte zu einem meiner Freunde in Berlin: „Wenn Sie von dem Leben und ſeinem hölzernen Getrommel ſo recht betäubt ſind und ſich nach Ruhe ſehnen, nach irgend einem einſamen, friſchduftenden Wald, ſo nehmen Sie Auerbach's Dorfgeſchichten in die Hand; leſen Sie eine Stunde und Sie werden einen wunderbaren Frieden in Ihrer Seele finden. —“ Dieſes Urtheil charakteriſirt das Buch erſchöpfend. Gerade das Prickelnde, Aufreizende, das unſer jetziges Leben überall bietet, erklärt die Vorliebe für Stillleben in Büchern und Gemälden. Unſere Geſellſchaft trägt jetzt im Ganzen den Charakter Meyerbeeriſcher Hugenottentöne; Bertram und Robert ſingen aus allen Ecken: überall ſtrebt die lebenskräftige Gegenwart, von den dämoniſchen Vaterrechten der finſtern mittelalterlichen Vergangenheit ſich loszulöſen und iſt ſie kampfes- und diſſonanzenmüde, ſo rettet ſich die Phantaſie gern in die ſtille Dorfwelt, wo das Leben noch mit gleichmäßigen Ruderſchlägen über den ruhigen Landſee hinzieht.

Auch Theatergäſte ſahen wir in den letzten Wochen mancherlei. An ihrer Spitze Madame Birch-Pfeiffer, die ſich uns in ihrem Doppelleben als Schauſpielerin und Theaterdichterin zeigte. Sie trat in ihren dramatiſirten Bremer- und Paalzow-Romanen auf: „Thomas Tyrnau“ und „Mutter und Sohn.“ Das Publicum zeigte ſich artig und theilnehmend für das savoir faire einer Dame, die aus dem Kürbiß dickbändiger Geſchichten die Effektſtücke herausſchält und die einzelnen Schnitte auf dem Präſentirteller zu einem Ganzen zu ordnen verſteht, mit echt weiblicher Geſchicklichkeit. Die Kritik ließ jedoch ihren ganzen Zorn los und donnerte gegen die arme Frau mit nichts weniger, als artigen Ausdrücken. Die Kritik ſoll auch kein artiges Schooßhündchen ſein, ſondern eine tüchtige Dogge, die jedem Unberufenen den Eintritt wehrt. Nur darf ſie ſich nicht ohne Noth in Athem ſetzen. Den Autor, der mit literariſchen Prätenſionen auftritt und mit falſchen Schlüſſeln das Pantheon öffnet, den zerfleiſche ſie und ſäubere den Platz von ſeiner gefährlichen und unlegitimen Gegenwart. Allein Madame Birch-Pfeiffer wird dem Gebiete der Literatur nicht gefährlich wer-

den; es ist nicht zu fürchten, daß sie wie z. B. die Müllner-Houwald-Grillparzerische Schicksalstragödien ein falsches Princip in die Poesie einführen wird. Auf ihrem Gebiete hingegen verdient das Talent dieser Frau gewiß Anerkennung. Ihr Gebiet ist, was man in Paris das Boulevard-, in Wien das Vorstadttheater nennt. Einen Pariser Kritiker, der für die Autoren des Gymnase, der Variétés oder des Theaters de la porte St. Martin, dieselben Maßstäbe anlegen wollte, wie für das Theater français und das Odeon, den würde alle Welt auslachen. Die Masse verlangt andere Dramen, als die Aesthetik. Jener gegenüber handelt es sich nicht darum, höhere Kunstprincipien zu verfolgen, sondern die Aufgabe ihrer Theater besteht darin, eine sittliche Unterhaltung jenem Theil der Bevölkerung zu bereiten, der sie sonst — wie man namentlich in Berlin zur Genüge sieht — in Kneipen, Spielhäusern u. s. w. suchen würde. Diese Theater sind vom politischen, vom socialen, vom humanen und zu allerletzt erst vom ästhetischen Gesichtspunkt aufzufassen. Die deutschen Städte haben mit Ausnahme Wiens, Hamburgs und Münchens keine solche Institute. Das eine Haus muß für alle Fractionen der Bevölkerung dienen, und es entsteht daher der Widerspruch, daß über literarisch werthvolle Stücke und über Massenstücke ein und derselbe Richterspruch gefällt wird. Auf diese Weise ist Madame Birch-Pfeiffer gewissermaßen verfehmt worden, und es gibt keinen harten, rohen Ausdruck, den man ihr erspart. Und doch besitzt diese Frau ein unbezahlbares Talent für das Volksstück, und vergleicht man ihre Erzeugnisse mit den französischen ähnlicher Gattung, in welchen zu allen blutschänderischen Unthaten Zuflucht genommen wird, um die Theilnahme der Massen zu stacheln (und die Uebersetzungstaglöhner sorgen dafür, daß auch das deutsche Volk seinen Antheil daran erhält), so muß man der Birch-Pfeiffer wenigstens dafür Achtung zollen, daß sie das deutsche Sittlichkeitsgefühl überall vorherrschen läßt und geschickter sogar als die Franzosen es versteht, die Phantasie des Philisters zu fesseln, ohne sie zu verderben. Ihre „Marquise von Villette" ist hier noch unbekannt; doch nach Heinrich Laubes Urtheile in diesen Blättern soll die Verfasserin mit diesem Lustspiele ihr bisheriges Gebiet verlassen und dem höhern Genre sich zugewendet haben.

Die Leipziger Bühne glich in den letzten Wochen einem Taubenschlag; die fremden Sängerinnen und Schauspielerinnen flogen aus und ein, daß einem die Ohren schwirrten. Die Sparsamkeitsgelüste, die den sonst so wackern Director Herrn Dr. Schmidt beschlichen, sind ihm theuer zu stehen gekommen. Unsere beliebte, graziöse Liebhaberin, Fräul. Baumeister, erhielt einen Ruf nach Hannover; erbot sich aber, in dem ihr werth gewordenen Leipzig zu bleiben, wenn man ihren bis jetzt so geringen Gehalt nur einigermaßen in's Niveau der ihr von Hannover gebotenen Gage brächte. Die Direction weigerte sich und nun kostet das ganze Herr von Liebhaberinnen, die auf Engagement

Digitized by Google

und Gaſtſpiel verſchrieben wurden, drei Mal ſo viel als die geforderte Summe — und noch hat ſich die Erſatzmännin nicht gefunden! — Unter den ſingenden Gäſten verdienen drei Damen Erwähnung: Fräul. Tuczek, vom Berliner Hoftheater, Fräul. Ender, vom Peſther, und Fräul. Limbach, vom Cölner Theater. Die Tuczek, die in einigen ihrer Glanzpartien auftrat, erregte außerordentliche Theilnahme. Zwar iſt ſie keine Sängerin di primo cartello und kann mit einer Sonntag, Lutzer und Schröder-Devrient von ehedem nicht verglichen werden, aber eine angenehme, glockenhelle Stimme, ein leichter, vogelreiner Anſchlag, die elegante, halbitalieniſche Bildung der Wiener Geſangsſchule, graziöſe Bewegungen, dies Alles zuſammen machen ſie zu einer liebenswürdigen, bisweilen ſogar hinreißenden Erſcheinung. Am intereſſanteſten erſchien ihre Perſönlichkeit in der Nachtwandlerin. Die krankhafte, mondbleiche Amina wurde doppelt rührend durch das Durchſchimmern der eigenen krankhaften Individualität der Darſtellerin. Die Sängerinn ſang ſich ſelbſt. Bekanntlich leidet die jugendliche Künſtlerin an einem nervöſen Zucken, das ſie wie eine Mimoſe jeden Augenblick erſchüttert, und über ihr ſanftes Geſicht wie das Wetterleuchten einer unſichtbaren Gewalt hinwegfliegt. Es iſt, als hätte eine fremde, unheimliche Macht dieſes zarte Leben in ihren Banden und gemahnte jeden Augenblick, daß es ihr verfallen. Pſychologiſch merkwürdig iſt es, daß während die junge Sängerin auf der Bühne ſich befindet, ſie Meiſterin dieſer unheimlichen Zuckungen wird, es iſt als eilte der helle Genius der Töne ihrer ringenden Seele zu Hilfe und kämpfe die dämoniſche Gewalt nieder. Aber wie die Arme von der Bühne tritt, rächt ſich dieſe doppelt an ihr und es iſt herzzerreißend, wie es mit den heftigſten Ueberfällen den zarten Körper durchſchüttelt. — Fräulein Ender iſt aus derſelben Wiener Schule, wie die Tuczek, und gehörte in Peſth und an der Joſephſtadt zu den Lieblingen des an gute Methode gewöhnten Publicums. Hier in Leipzig trat ſie jedoch unter erſchwerenden Verhältniſſen auf. Die Stimme war von der Reiſe angegriffen und die Direction beging die Ungeſchicklichkeit, ſie in Partien auftreten zu laſſen, die zwar der Augenblick gebot, die aber nicht geeignet ſind, eine Sängerin von ihren beſten Seiten kennen zu lernen. So konnte ſich Fraulein Ender, welche wir in Peſth einem viel anſpruchsvollern Publicum genügen ſahen, hier nur einen Succes d'Eſtime erwerben. In einer ähnlichen Lage befand ſich Fräulein Limbach, die im Spiel ihre Nebenbuhlerinnen alle überragte, eine der wenigen Sängerrinnen, die einen Charakter zu ſchaffen wiſſen, deren Stimmmittel aber nicht ausreichen, um den geſpielten Charakter in einen geſungenen umzugießen. Durch die Anweſenheit der Limbach wurde uns auch eine neue Oper von einem deutſchen Componiſten: „Sarah oder die Weiſe von Lincoln" componirt von Telle vorgeführt. Der Erbfluch deutſcher Tondichter: ein ſchlechtes Libretto hat auch Herrn Telle verfolgt. Doch fand die

Oper eine freundliche, wenn auch nicht glänzende Aufnahme. — Vielleicht kommen wir in einem nächsten Briefe auf das Leipziger Theater, seine Kräfte und seine Leistungen in einer vollständigen Uebersicht zurück. Es wird im nächsten Monate ein Jahr, daß Herr Dr. med. Schmidt die Direction dieser Bühne unter sehr günstigen Umständen angetreten hat, und es hat in diesem Jahre manche Erscheinung sich herausgestellt, die für die Erfahrungen moderner Bühnen von Wichtigkeit und Interesse ist und eine nähere Beleuchtung verdient. — J. K.

III.

Aus Wien.

I.

Vor und zurück. — Die Landstände. — Lithographirte Oeffentlichkeit. — Die Censurpetition. — Denkwürdige Aeußerung des Fürsten Metternich.

Der Fortschritt in Oesterreich gleicht jenen alten Bußpilgern, die zu dem Gnadenorte zwei Schritte vor und einen Schritt zurück wallfahren. Ist diese Buße für alte Sünden? Wer will leugnen, daß Oesterreich vorwärts schreitet? Wer aber muß nicht eingestehen, daß bei allen diesen Vorwärtsversuchen der alte Zügel die Pferde, statt sie im gesunden Trabe zu lassen, immer wieder zögernd zurückzieht. Was wir in den letzten Wochen hier Politisches erlebten, kann dies näher motiviren. Zuerst vom Vorwärts. Unsere niederösterreichischen Landstände haben dieses Mal ihren Landtag auf eine Weise abgehalten, die eine nähere und glänzendere Beleuchtung verdiente. Schon daß der Landtag dies Mal volle acht Tage dauerte, während er bisher in der Regel in einem Tage abgethan ward, verrieth das lebendigere politische Leben, das in demselben herrschte. Details über die Verhandlungen sind bei der Heimlichkeit unsers ganzen Staatslebens und den Sclavenfesseln unserer Presse nicht zu verlangen. Vielleicht würde mancher unserer jüngern Landstände sich gern dazu verstehen, der Presse, sogar der ausländischen, Mittheilungen zu machen, wenn er die Gelegenheit bei der Hand hätte. Bei der Schwierigkeit jedoch, mit fremden, unbekannten Journalen zu communiciren und sich einer Redaction heimzugeben, deren Persönlichkeiten man nicht kennt, fallen alle solche Veröffentlichungswünsche in den Brunnen. Man hat zwar den Antrag gestellt, die Verhandlungen zu lithographiren, aber erstens wird bezweifelt, ob die Erlaubniß dazu herablangt, zweitens würde diese Erlaubniß von vorn herein nur unter der Verklauselirung des Privatgebrauchs nachgesucht. So viel man mit Gewißheit erfährt, war der Hauptantrag der Stände dahin gerichtet, daß dieselben, in Kraft ihrer Rechte und Privilegien, als ein berathender Körper hinsichtlich allgemeiner Angelegenheiten der Provinz angesehen werden möchten. Dieses Recht ist in den letzten vierzig Jahren außer Brauch

Digitized by Google

gekommen und der Adel büßt nun jetzt ſeinen alten Leichtſinn und frevelhafte Gleichgiltigkeit für die öffentliche Sache. Specielle Vorſchläge ſind gemacht worden hinſichtlich eines landſchaftlichen Credit- und Hypothekenſyſtems, hinſichtlich der noch obſchwebenden Regulirung der ſogenannten Domeſticalſchulden, hinſichtlich einer mit der Ruſticalſteuer verbundenen Brandaſſecuranz (wodurch die endloſen Aufforderungen zu milden Beiträgen bei ſtets ſich erneuerndem Brandunglück einmal ein Ende nähmen) u. ſ. w. Der beſte Geiſt herrſchte bei allen dieſen Verhandlungen und es haben namentlich einige Herren aus dem Ritterſtande tüchtige Kenntniſſe an den Tag gelegt.*) Die Regierung ſoll ſich den meiſten Anträgen willfährig zeigen! Alle unſere Fortſchritte bewegen ſich faſt jedoch ausſchließlich auf materiellem Gebiete; das geiſtige Leben bleibt in die alten Grenzen gebannt. Ein anderer Correſpondent hat Ihnen bereits gemeldet, auf welche Weiſe die mit ſo vielem Eclat unternommene Cenſurpetition geſcheitert iſt. Von allen den ſchönen Hoffnungen, von allen den Gerüchten einer freiſinnigern Gedankenäußerung iſt auch nicht ein Wort in Erfüllung gegangen. Beſchleunigung der Manuſcriptpetition, das iſt das einzige, was verbeſſert wurde. Die Manuſcripte aber, die wir in gegenwärtigen Verhältniſſen aus der Cenſur bekommen, haben am allerwenigſten Eile, ſie ſtehen ohnehin nicht in der Zeit.

Höchſt merkwürdig iſt eine Aeußerung des Fürſten Metternich, die in allen literariſchen Kreiſen hier beſprochen wird. Der Fürſt ſagte nämlich zum Profeſſor Endlicher, der eine Audienz bei ihm hatte: „Seit 28 Jahren beſchäftige ich mich mit dem Fortſchritte Oeſterreichs, und ſehen Sie, hier liegen die Carlsbader Beſchlüſſe, zu einer Reviſion vorbereitet. Da kommen Sie mit Ihrer unglücklichen Petition dazwiſchen und verderben mir Alles; — abzwingen läßt ſich die Regierung nichts.“

2.

Theater. — Die bedauernswerthe Haſſelt-Barth. — Die engagirte Juſtizräthin. — Dingelſtedt und ſeine Gattin. — Spindler und ſeine Tochter. — Georg Wigand und Fröbel. — Ein Abgeordneter der Illuſtrirten. — Die Staatskanzlei und die ſächſiſche Regierung.

Wer jetzt nicht über das heiße Kalkpflaſter unſerer Straßen gehen muß, der iſt gewiß in die Bäder oder in die grüne Umgegend geflohen. Die Theater haben Ferien und ihre Mitglieder erwerben ſich im Schweiße ihres und des Publicums Angeſicht Einnahmen an den Provinzialbühnen. Das Fichtnerſche Ehepaar gaſtirt in Prag,

*) In der niederöſterreichiſchen Ständetafel ſitzt der geiſtliche und Ritterſtand ohne Vorrechte neben einander. Nur hat der Prälat von Melk als Privilegium die erſte Stimme, und dem Fürſten Liechtenſtein wird aus freiwilliger Rückſicht die zweite Stimme zuerkannt.

Löwe in Lemberg, La Roche in Hamburg. Die Haſſelt-Barth und Staudigl ſind in London. Die Haſſelt, eine große Freundin von Ducatengruppen, hatte in London das Mißvergnügen, drei Wochen unwohl zu ſein, ſie hatte ſchon für die erſten 8 Tage in den Privatcirkeln der Ariſtokratie Engagements für 140 Pfund (1400 Gulden) und mußte die goldenen Vögel davon fliegen laſſen; das ſchmerzt ein gefühlvolles Herz. — Das vielbeſprochene Theater an der Wien ſoll am 1. September unter dem neuen Director eröffnet werden. Herr Pokorny reiſt im Gefolge eines hieſigen Beamten, Herrn Reichardt, in Deutſchland und ſoll ſehr glückliche Engagements gemacht haben. Namentlich hört man von einer jungen Sängerin Mad. Feringer aus Hamburg und der Juſtizräthin (!) Burkhard aus Berlin. Letztere ſoll eine gute Schule haben, bisher aber blos als Dilettantin aufgetreten ſein, da ihr Gatte ſich nicht entſchließen konnte, ſie in Berlin die Bühne betreten zu laſſen, was ihm, dem Beamten, auch übel vermerkt worden wäre. So werden wir denn die Ehre haben, die preußiſche Juſtiz, und zwar öffentlich und mündlich, auf der Bühne repräſentirt zu ſehen. Unſere Kritiker mögen ſich jetzt hüten, denn die preußiſche Juſtiz iſt mit einer Anklage auf Majeſtätsbeleidigung gleich bei der Hand. — Sie haben in einer frühern Correſpondenz die Meldung gehabt, daß die Lutzer wieder die Bühne betreten wird; dies iſt ein Irrthum. Es wird wahrſcheinlich ein Proceß darüber entſtehen, aber Dingelſtedt will weder ſeiner amtlichen noch ſeiner literariſchen Stellung ſo viel vergeben, daß er ſeine Gattin noch einmal die Bühne betreten ließe. — Von fremden Gäſten haben wir in dieſem Augenblicke Spindler hier; ein ſchlichter, einfacher Mann, der in vieler Beziehung gegen Gutzkow einen Contraſt bildet, wie Süddeutſchland zu Norddeutſchland. Spindler iſt gleichfalls ein geborener Preuße (aus Breslau), hat aber ſeine Erziehung in Straßburg erhalten. Er iſt jetzt ungefähr ein Mann von fünfzig Jahren; ſeine Tochter iſt mit ihm hier, er hält ſie jedoch etwas geheimnißvoll von dem Eintritt in die große Geſellſchaft zurück. Von Leipzig befindet ſich in dieſem Augenblicke der Buchhändler Georg Wigand hier; es iſt jedoch Niemandem in den Sinn gekommen, ihn auf der Grenze zurückzuweiſen (ſiehe Fröbel), obgleich er offenbar in Verlagsgeſchäften ſich hier befindet. — In ähnlichen Geſchäften befindet ſich der Redacteur der Illuſtrirten Zeitung, Herr Dr. Schelwitz, hier. Er brachte Empfehlungsſchreiben von dem ſächſiſchen Miniſter, Herrn von Falkenſtein, an den hieſigen ſächſiſchen Geſandten, Herrn von Könneritz, mit, und dieſer, ein ſehr liebenswürdiger Herr, führte ihn überall ein, wo es ihm von Nutzen ſein könnte. Die Verleger der Illuſtrirten Zeitung haben nämlich dem Dr. Schellwitz das Mandat gegeben, den Stempelaufſchlag, dem man die Illuſtrirte unterworfen und der am 1. Juli — wenn ich nicht irre — in Wirkſamkeit hätte treten ſollen,

Digitized by Google

abzuwenden, da ſie glaubten, es ſei dies in Folge eines mißliebigen Artikels decretirt worden. Es wurde jedoch dem Dr. Schelwitz der Aufſchluß gegeben, daß der politiſche Wochenbericht, den die Illuſtrirte bringe, dieſelbe in den Rang politiſcher Zeitungen ſtelle, und man doch unmöglich einer fremden Zeitung mehr Vergünſtiguug als einer einheimiſchen ſchenken könnte. Wenn die Verleger ſich verſtehen würden, dieſen politiſchen Wochenbericht wegzulaſſen, ſo würden auch die Stempelgebühren nicht verlangt werden. Einmal aber mit Stempel belaſtet, ſtünde andererſeits der Redaction frei, ſo viel Politik wie die Augsburger zu bringen. Letzteres ſoll daher die Verleger auch veranlaßt haben, lieber den Stempel (der übrigens blos 1 Fl. 44 Kr. per Jahr beträgt) zu bezahlen und ein weiteres Gebiet für die Tagesneuigkeiten ſich zu ſichern. — Uebrigens ſteht die ſächſiſche Preſſe bei der Staatskanzlei ſehr ſchlecht angeſchrieben und mit Ausnahme der Leipziger Zeitung, der Illuſtrirten und der Dresdner Abendzeitung ſind alle in Sachſen erſcheinenden Blätter ſtreng verboten. In letzterer Zeit hat namentlich die religiöſe Polemik hier ſehr böſes Blut gemacht, und es iſt wohl möglich, daß an die ſächſiſche Regierung Reclamationen gegen die Leipziger Preſſe im Allgemeinen erlaſſen worden ſind, die um ſo gewichtiger in die Wagſchaale fallen würden, als man ſich in der Staatskanzlei nicht ſo ſchnell zu Reclamationen entſchließt. Denn dieſe Anerkennung muß man unſerer Regierung ſchenken — ſie iſt nicht kleinlich. B...

IV.

Aus Weimar.

Die Stände und Carl Auguſt. — Der Buchbinder Adam Henß. — Drei politiſche Stadien. — Genie der Frauen. — Ein Schmeichler.

Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. — Soll ich Ihnen von Politik erzählen? — Wenn nicht die Stände beiſammen ſind, haben wir keine, ja ſelbſt dann erfahren wir nichts, denn die Verhandlungen unſerer Kammern gehen bei geſchloſſenen Thüren vor... Man macht den Witz: der Großherzog Carl Auguſt, der den Weimaranern die Conſtitution ſchenkte, wollte auch Oeffentlichkeit der Verhandlungen, aber die Abgeordneten ſollen ſich geſchämt haben vor aller Welt zu ſprechen und baten um verſchloſſene Thüren. — Doch erfährt man dann und wann Manches und man findet dieſe Scham vorzüglich in der Pairskammer vollkommen gerechtfertigt. — Carl Auguſt war der Kaiſer Joſeph Weimars. — Er wollte ſeinem Lande auch öffentliches Gerichtsverfahren geben, aber da bedankte ſich das Land ſchönſtens. Jetzt hätten's die Weimaraner gerne, aber — proſt die Mahlzeit. Carl Auguſt wollte ſich auch eine Civilliſte aus-

ſetzen laſſen, da waren die Weimaraner gerührt und eine gemüthliche, aber unpolitiſche Scham überkam ſie; ihrem guten Auguſt wollten ſie nicht das Brod zuſchneiden. „Aber" gibts noch eine ganze Menge, faſt eben ſo viele, als Weimar Miniſter und Geheime Räthe und hohe Schwäger und Schwägerinnen hat. — Dieſem „Aber" wird noch lange nicht abgeholfen werden, denn der nächſte Landtag wird wieder meiſt nur Beamte im Ständehaus verſammelt ſehen, und die tanzen wie ihnen vorgepfiffen wird. — Darüber und über die Einſichtsloſigkeit der Wähler ärgert ſich der gute Meiſter Adam Henß, der doch gezeigt haben ſollte, wie viel beſſer es dem Volke iſt, einen Mann aus ſeiner Mitte, der ſeine Leiden und Uebel kennt, zu wählen, als abhängige Beſoldete. Wiſſen Ihre Leſer denn auch, wer Adam Henß iſt? — Es iſt der Buchbindermeiſter, Landtagsabgeordnete und Verfaſſer „*der Wanderungen und Lebensanſichten eines Buchbinders*," eines Buches, das mehr Erlebniſſe ſchildert als hundert Touriſten, das mehr geſunde Moral enthält als ein dickes Predigtenbuch und mehr geſunde Politik als zehn Jahrgänge der königlich preußiſchen Staatszeitung. — Wenn Sie einmal nach Weimar kommen, gehen Sie nur Mittags zwiſchen Zwölf und Eins in den Rathskeller, und dem alten, greiſen Manne, mit gebeugtem Nacken und faltenreichem Geſichte, der oben ſitzt am oberſten Ende des Tiſches und ſich es wohl ſein läßt bei einem Töpfchen Bier, dem drücken ſie die Hand, es iſt die Hand eines trefflichen deutſchen Mannes aus dem Volke, es iſt die Hand des Buchbindermeiſters Adam Henß. Er wird Ihnen über die Zuſtände ſeines kleinen Vaterlandes beſſere Aufſchlüſſe geben, als mancher Geheime Rath es könnte, und Sie werden ihn mit der freudigen Erfahrung verlaſſen, daß nicht nur in Frankreich der petit bourgeois ein vernünftiges Wort über Staatsſachen zu ſprechen weiß. — Wenn Sie ſich dann in der Stadt nach Adam Henß erkundigen, werden Sie ſehen, wie jeder Bürger Ihnen mit Stolz und bedeutender Miene von ſeinem Mitbürger ſprechen wird, und werden erfahren, daß wenn irgendwo ein Vater unmündiger Kinder auf dem Todtenbette liegt, ſich ſeine ſorgenvolle Stirn entfaltet, ſo Henß die Vormundſchaft ſeiner Kinder annimmt. — A. Henß iſt nun wirklich der ſogenannte Vater einer ganzen Schaar unmündiger Waiſenkinder und wahrhaftig er iſt kein Luſtſpielvormund. — Selbſt in ariſtokratiſchen Kreiſen werden ſie nur mit großem Reſpekt von dem Buchbindermeiſter ſprechen hören. Ein Schriftchen, welches er, ein geborener Katholik, ſchon vor mehreren Jahren veröffentlichte, ſoll ſchon alle die Bedenken enthalten und alle die Uebel klar aufdecken, die heut zu Tage die neuen Diſſenters zur Losreißung von der alten Mutterkirche bewegen. Die Bekanntſchaft mit Henß hat mich mit großer Schnelligkeit über eine Uebergangsperiode fortgebracht und mich in das dritte Stadium gebracht, auf das

jeder Deutſche, der ſein Volk nur recht kennen lernt, kommen muß. — Im erſten Stadium, in den politiſchen Illuſionsjahren ſchwärmt man für Alles, was deutſch iſt, man iſt entzückt von der Rohheit des Mittelalters, man verſenkt ſich in die deutſchen Sagen, man träumt von den Hohenſtaufen, man lieſt die Romantiker und bedauert im Jahre 1813 nicht ſchon zwanzig Jahre alt geweſen zu ſein, hierauf folgt die Zeit des Grübelns und der Skepſis, man ſieht, es iſt nicht Alles ſo, wie es ſein ſollte in deutſchen Landen, ja, daß nur traurig wenig ſo iſt, wie es ein ehrliches Herz haben möchte, man wird ungeduldig und endlich ein Sansculotte comme il faut, man ſchüttet das Kind mit dem Bade aus und verachtet Regierungen nnd Völker. In dem dritten erwähnten Stadium aber kommt man in die Welt, man ſieht ſich im Volke um, man lernt den Bürger kennen, den Bürgeradel, wie Heinrich König ſagt, und man glaubt an einen echten Kern des deutſchen Volkes, aus dem ſich vielleicht einmal ein großer ſchattiger Baum, vielleicht ein Freiheitsbaum entwickeln wird.

Von Henß wäre es ſehr leicht für den Correſpondenten auf die Weimarſche Literatur überzugehen, wenn es nur eine gäbe. — Kinderſchriften werden nur in pädagogiſchen Zeitungen beſprochen, ſo kann ich ihnen nicht einmal über Amalia Winter Vieles ſagen, da dieſe Dichterin ſich jetzt faſt ausſchließlich dem jungen dankbaren Geſchlechte gewidmet hat und faſt nur Kinderbücher ſchreibt. — Adele Schopenhauer iſt nach Italien gereiſt, um, nach Erſcheinung ihrer Anna, auf Lorbeeren ruhen zu können. Außer den beiden Frauen hat Weimar faſt gar keine neuere Literatur mehr. Ueberhaupt ſcheint ſich hier das Talent unter die Frauen zu flüchten, wir haben Bildhauerinnen und Malerinnen, z. B. die beiden Fräulein Focia und Seidl. — Von letzterer kann man in dem neuen Göthezimmer im Schloſſe ein hübſches Basrelief ſehen.

„La Cour de Weimar. Fragment d'un ouvrage inédit par le Comte de Suzor“ — ſo heißt eine 46 Seiten lange Schmeichelei, die ihres Gleichen ſucht in allen Literaturen der jetzigen Zeit; ſie iſt geiſtlos, aber gigantiſch, was das Zuſammentragen jeder Art der niedrigſten Kriecherei betrifft. Herr Graf Suzor, der übrigens nichts weniger iſt, als ein Graf, findet Alles, was zum Hofe von Weimar gehört, geiſtreich, liebenswürdig, tugendhaft, entzückend, ſchön, rührend, mit einem Worte, göttlich; aber nicht zufrieden damit, breitet ſich ſeine Alles umfaſſende Begeiſterung auf Alles aus, was mit dem Hofe von W. nur in einer Verbindung oder Verwandtſchaft ſteht: auf Rußland, Oldenburg, die kleinen ſächſiſchen Höfe, die Prinzeſſin von Orleans, die Prinzeſſin von Preußen ꝛc. Die beſte Kritik ſprechen die Weimaraner Hofdamen über die grandioſe Schmeichelei aus, indem ſie ſie verlachen. Eine Schmeichelei, welche Hofdamen lächerlch fin-

den, die muß groß ſein! Armer Graf von Suzor, all' die Mühe um ein Nichts, denn du wirſt doch nicht Prinzenerzieher. Die 46 Seiten ſchließen mit folgenden Worten: fliehet London, fürchtet Madrid, reitet als Sybarite nach Wien, als Künſtler nach München, als Gelehrter nach Berlin, berühret Conſtantinopel, beſuchet aus Neugierde Warſchau und St. Petersburg, haltet euch lange in Dresden auf, und wenn ihr durch Zufall oder Unglück nicht in Paris leben könnt, gehet nach Weimar, — dort findet ihr die Ruhe — und vielleicht das Glück. Was hätte man zu Göthe's, Schiller's, Herder's, Wieland's und Carl Auguſt's Zeiten ſagen können?

V.

Aus Berlin.

Die Berliner Voſſiſche Zeitung vom 24. Juni theilt aus Varnhagen's preußiſchem Charakterbild „Hans von Held" eine Stelle mit, welche dort lautet: „Wer von unſern Zeitgenoſſen wachen Auges und fühlenden Herzens an den Tagesereigniſſen Antheil nimmt, dem brauchen wir nicht zu ſagen, welch ein trauriges Geſchick in den meiſten Fällen das eines Staatsgefangenen iſt. Dank der Menſchlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland hervorgearbeitet und hauptſächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet dieſe Schilderung auf unſern Freund (Held in der Hausvoigtei 1801) nur geringe Anwendung." Dieſe Schilderung? Iſt die voranſtehende Bemerkung von vier Zeilen eine Schilderung? Nein! Aber im Buche fehlt ſie nicht, nur hat die Voſſiſche Zeitung ſie ausfallen laſſen, und das nachfolgende „Dank der Menſchlichkeit ꝛc." unmittelbar an die erſten Zeilen herangeſchoben, ohne die Lücke nur ahnden zu laſſen. Die ganze Anführung iſt aber dadurch zwecklos, und zu Ehren der Wahrheit und des Autors tragen wir hier das dort Ausgefallene getreulich nach. Im Buche heißt es nämlich unmittelbar nach den Worten „eines Staatsgefangenen iſt", wie folgt: „Die ſchreienden Beiſpiele in Deutſchland, des Profeſſors Jordan, des Rectors Weidig, die bitteren Klagen, die unaufhörlich aus Frankreich herüberſchallen, ſind aller Welt bekannt; einzig England macht in dieſem Bezug eine nie genug zu preiſende Ausnahme. Wir ſehen, wie für den Unglücklichen, der unter jene Benennung fällt, mehr noch als die Strenge des Geſetzes, die Leidenſchaften der Macht zu fürchten ſind, wie Unparteilichkeit und Milde dem unterthänigen Eifer, der fühlloſen Härte weichen, wie die Unterſuchung faſt immer in Haß und Feindſchaft, in ſchadenfrohen Hohn ausartet. Wir wiſſen, durch welche unnöthige Verſagungen, peinliche Förmlichkeiten und endloſe Hinzögerungen die Kerkerhaft zur verzweiflungsvollen Marter wird,

wie jede Kleinigkeit zur Erleichterung des Lebens, zur Erquickung des Geiſtes, oder gar zum Bedarf der Vertheidigung, meiſt demüthig erbettelt, langwierig erwartet, und allenfalls mit Gold aufgewogen werden muß; nicht zu gedenken der tauſendfachen Quälereien, welche bald durch Einſamkeit und Stille, bald durch unwürdige Genoſſenſchaft, durch Unbill und Tücke der Unterbeamten, durch verrätheriſche Aushorcher, durch alle die ſchnöden Hilfsmittel, die man zu dem ſogenannten Mürbemachen gebraucht, auf den politiſchen Gefangenen ſich häufen, der vielleicht das reinſte Bewußtſein trägt, noch nicht verurtheilt iſt, vielleicht am Ende wirklich freigeſprochen wird, einſtweilen aber ſchlimmer als der gemeinſte Verbrecher gehalten wird, aufgegeben von den erſchreckten Freunden, abgeſchnitten von der öffentlichen Stimme, deren ſcheues Anfragen in dunkler Unkunde auch bald verhallt." — Erſt nach dieſer Schilderung fährt darauf der Verfaſſer, und zwar in neuem Abſatze, fort: „Dank der Menſchlichkeit und Aufklärung, welche das achtzehnte Jahrhundert in Deutſchland hervorgearbeitet und hauptſächlich in Preußen dem Staat einverleibt hat, findet dieſe Schilderung auf unſern Freund in der Hausvogtei (Held 1801) nur geringe Anwendung; aber theilweiſe leider doch." — Wir ſehen, daß hier ein ganz anderer Sinn zum Vorſchein kommt, als der in jener Verſtümmelung und Zuſammenziehung noch übrig gelaſſene, und daß man dem Autor das größte Unrecht zufügt, wenn man ihm anſtatt ſeines wirklichen Textes jenen unterſchiebt. —

VI.

Romancero von Betty Paoli.

Im Norden ſchreiben die Frauen Romane, im Süden Verſe, im Norden wollen ſie geiſtreich ſein, im Süden gefühlvoll; es iſt das alles nach den alten Geſetzen, die Nord- und Süddeutſchland von einander ſcheiden. Gräfin Hahn verſuchte ſich auch einmal in Verſen, aber man ſah bald, daß ſie leichter einen Cavalier auf der Parade, als eine einfache Empfindung zu ſchildern im Stande war. Fräulein von Thüringsfeld, von wärmerem ſchleſiſchen Geblüte, zwiſchen Norden und Süden ſchwankend, liebt es, bald in Bequemlichkeit ſich in ungebundener Proſa zu ergehen, bald ſich im Hamac einer poetiſchen Empfindung zu wiegen, und ihre Bücher werden ein ſchönes Gemiſch von Poeſie und Proſa. Sie ſcheint mir gewiſſermaßen der Uebergang von der kalten Zone der Gräfin zum heißen Süden, den Betty Paoli repäſentirt. Das iſt zwar ſehr bombaſtiſch geſagt, iſt aber aus purer Höflichkeit für die Damen ſo ſtyliſirt. Die Kritiker halten im Ganzen eben nicht viel von unſerer Frauenliteratur und geben ſich daher Mühe, das Unbedeutende, das ſie darüber zu ſagen

Digitized by Google

haben, in bedeutende Worte zu faſſen; indeſſen iſt es bei Einzelnen doch aufrichtig gemeint, und das Lob, das wir Betty Paoli zu ſpenden im Begriffe ſind, iſt keine bloße Höflichkeit.

Das wilde Feuer, das ſich in ihren erſten Gedichten etwas zu amazonenhaft äußerte, ſich aber ſchon in den darauf folgenden, „nach dem Gewitter" zu einer ſanften, zugleich aber innerlich ſtark bewegten Weiblichkeit milderte, hat ſich im Romancero ſchon hie und da zur epiſchen Ruhe niedergeſchlagen. Zwar iſt Betty Paoli noch immer nicht ſtark genug, ihre Geſtalten zu beherrſchen, zwar läßt ſie ſich ſelbſt noch zu oft von den Leiden ihrer Geſchöpfe hinreißen, ja ſchmückt ſie noch zu reichlich aus mit dem großen Schatze ihrer eignen Empfindungen, aber ſie hat es doch ſchon über ſich gewonnen, ihre Schöpfungen oder die Geſtalten ihrer dichtenden Seele neben ſich mit ſchweſterlichem Auge wandeln zu ſehen, ohne ſich jeden Augenblick ihnen weinend in die Arme zu werfen — mit einem Worte, ſie iſt objectiver geworden. Nur in dem Gedichte „Maria Pellico" tritt die Betty Paoli, die wir ſchon von früher kennen, etwas zu oft vor. Die innigen, liebevollen Leiden einer Mädchenſeele waren auch zu verlockend für die Verfaſſerin der „Briefe an einen Verſtorbenen," als daß ſie ſich nicht mit ihnen hätte ſchmücken ſollen. Trotz dem, oder vielleicht eben darum iſt dieſes Gedicht vielleicht das ſchönſte von den fünfen, die der Romancero bringt. Dieſem ſchließt ſich das „Stabat mater" an, ein Gedicht voll Glut der Farben, wie alte Glasmalerei.

Zu den Legenden Betty Paoli's hat Referent weniger Zutrauen, ſie iſt viel zu wenig harmlos und ruhig, um Legenden ſchreiben zu können, welche die höchſte epiſche Ruhe bedürfen. Auch paſſen für dieſe Art der Poeſie die abſtracten Ausdrücke nicht, die Betty Paoli ſo oft gebraucht. Die Beichte des Mönches iſt zu kraß, zu wild, zu berauſcht und zu materiell, als daß ſie überhaupt gefallen könnte, und ſie thut es um ſo weniger, wenn man bedenkt, daß ſie aus einer weiblichen Feder gefloſſen.

Die Ausſtattung von Seiten des Verlegers iſt wahrhaft prachtvoll in ihrer Einfachheit und der Dichterin würdig. G.

VII.

Notizen.

„Der letzte Czeche" von Tyl. — Berliner herumziehende Truppen. — Der Bundestag und die deutſchen Neger. — Felicien David und die deutſche Einheit.

— Man ſchreibt uns aus Prag: Wie groß das Publicum für die czechiſche Literatur bereits geworden iſt, können Sie daraus erſehen, daß von dem Roman von Tyl (in böhmiſcher Sprache): „Der letzte Czeche"

Digitized by Google

eine Auflage von 3000 Exemplaren in wenigen Tagen vergriffen ward. Es hieß, das Buch werde nach der Hand confiscirt werden und man beeilte ſich daher mit dem Ankauf. Die Unterſuchungen in Warnsdorf, woſelbſt ſich eine Diſſentergemeinde gebildet hat, ſind niedergeſchlagen worden; man ſagt auf Anrathen des Erzbiſchofs. In Trautenau, wo gleichfalls eine ſchismatiſche Bewegung Statt gefunden, über die wir jedoch keine nähern Aufſchlüſſe haben, ſoll gleichfalls der Weg eingeſchlagen worden ſein, der Sache ohne offenen Widerſtand ihren Lauf zu laſſen.

— Man ſchreibt uns aus Berlin: Am 18. Juni wurde das Quodlibet: „Verſuche, muſikaliſche Proberollen" um ſechs Uhr in Berlin, um acht in Charlottenburg von denſelben königlichen Schauſpielern gegeben, die in vollem Coſtüme eine Fahrt von einer Meile Weges machen mußten. Die Jungen auf der Straße und der Chauſſée hatten ihren Jux an der herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft. Bedarf es eines ſchlagenderen Beweiſes für die Armſeligkeit des hieſigen Repertoirs, für den niederen Geſichtspunkt, von dem aus das Inſtitut geleitet wird?

— Seit Kotzebue der Große ſeine erhabene Dichtung „die Negerſclaven" geſchrieben, iſt in ganz Deutſchland für dieſe unglückliche Menſchenclaſſe, die in unſerer Mitte zu einem ſo traurigen Loos verurtheilt iſt, eine allgemeine Theilnahme rege geworden. Mit welchem Abſcheu ſah man bisher nicht die Tauſende von Sclavenhändler, die alljährlich auf der Leipziger, Frankfurter und Braunſchweiger Meſſe eine Horde von Negern an den Meiſtbietenden verkaufen, welches Mitleid erregten nicht die armen Schwarzen, die in den heißeſten Decembertagen unſerer ſüdlichen Zone die Zuckerplantagen auf der Lüneburger Haide bebauen müſſen! Mit welchem Schmerzgefühl betrachtete nicht der ernſte Menſchenfreund die Peitſchenhiebe und Stockſchläge, mit welchen unbarmherzige deutſche Sclavenaufſeher die Unglücklichen an den Rhein und an die Elbe verkauften Africaner geißelten, als wären ſie gemeine Soldaten, die von ihrem Hauptmann zu Stoßprügel verurtheilt wurden. Um ſo tief gefühltere Anerkennnng verdient der Beſchluß der Bundesverſammlung, der, wie wir in allen Zeitungen leſen, den Negerhandel in ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten in Zukunft auf das Strengſte verbietet und ſo einem der dringendſten Bedürfniſſe abhilft. Mögen immerhin einige andere unwichtige Dinge, die ſeit der Wiener Bundesacte noch nicht vollſtändig erledigt ſind, wie z. B. eine Regulirung der landſtändiſchen Verfaſſung in ſämmtlichen deutſchen Staaten, Einführung eines gleichmäßigen Preßgeſetzes, Regulirung der Rechtsgleichheit aller chriſtlichen Religionsparteien und bürgerliche Verbeſſerung der Juden, Einführung

eines allgemeinen deutſchen Bürgerrechts u. ſ. w., eine geraume Zeit noch warten. Das Dringendſte iſt geſchehen. Fortan wird in Deutſchland der ſchändliche Negerhandel, dieſe große Schwäche unſerer Nation, nicht mehr Statt finden. Für uns Alle iſt dies eine große Beruhigung, denn wenn man ſogar ſchon auf die Freiheit der Schwarzen bedacht iſt, welche ſchöner Hoffnungen grünen dann am weißen Horizonte unſerer eigenen Freiheit.

— Es geht jetzt mit Felicien David, wie es vor zwei Jahren mit Gallaut und Debievſe gegangen iſt. In jeder Stadt, wo der Wüſtenſymphoniſt ankommt, beginnt der Streit über den Werth und Nichtwerth ſeiner Compoſition auf's Neue. Die einheimiſchen Künſtler ſchreien: „Das können wir auch!" ihre Gegner reizen ſie durch Widerſpruch, und wir armen Journale und unſere Leſer müſſen das Bad ausgießen und ſollen aus Stolpe und Danzig, aus Hodi und Kuſch immer neue Bülletins bringen und leſen. — Die deutſche Einheit findet auch in den kleinſten Dingen ihre Gegenbelege. Nicht einmal in Bezug auf einen Künſtler laſſen wir eine Durchſchnittsmünze gelten; die kleinſte Stadt iſt eiferſüchtig auf die kritiſche Hegemonie Berlins oder Wiens und will ihr ſouveränes Urtheil für ſich appart abgedruckt ſehen. Die Franzoſen haben gut Journalemachen. Paris iſt pikant und was nicht in Paris vorgeht, das exiſtirt nicht für ſie. Ein deutſches Zeitblatt aber ſoll ſich um jeden Hahn kümmern, der in dem letzten Dorfe der 38 Bundesſtaaten zum erſten Male kräht, und dabei ſoll man nicht langweilig werden! — Felicien David war in Leipzig und führte in der Mendelsſohntrunkenen Stadt ſeine Symphonie zweimal (im Gewandhaus und im Theater) mit gleichem Beifall auf. Ich nahm mir vor, über den merkwürdigen Componiſten, der Franzoſe, Jude, St. Simoniſt, Wüſtenreiſender, vor allem Andern aber ein genialer Menſch iſt, ein Langes und ein Breites zu ſchreiben. Aber da kommt unſer Berliner Correſpondent und erzählt den Leſern von der Aufführung der Wüſte in Potsdam und in Berlin, unſer Dresdner Correſpondent wird uns wahrſcheinlich wieder von Dresden (wo Felicien jetzt iſt) etwas melden. Dann reiſt der Wüſtenwanderer nach Prag, dann nach Wien, und wir müſſen uns gefaßt machen, auch von dort her über ihn zu leſen und zu drucken. Wenn ſo Viele um den Tiſch ſich drängen, ſo iſt es für den Hausherrn eine Pflicht der Artigkeit, ſeinen Platz den Gäſten zu überlaſſen. — Wir ſchreiben alſo nichts über Felicien David in Leipzig, und glauben dadurch unſern Leſern wie unſern Correſpondenten einen gleich angenehmen Dienſt zu erweiſen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Alexander von Humboldt.*)

„Die Zeiten, in denen ſich eine lebendige geiſtige Bewegung offenbart, zeigen den entſchiedenen Charakter eines unveränderlichen Strebens nach einem beſtimmten Ziele; die thätige Energie dieſes Strebens verleiht ihnen ihre Größe und ihren Glanz.“

Dieſe Worte, welche Humboldt auf das funfzehnte Jahrhundert anwendet, können eben ſowohl auf das neunzehnte ihre Anwendung finden. Unter allen geiſtigen Tendenzen, welche ſich in unſere Zeit theilen und gegenſeitig den Vorrang ſtreitig machen, tritt eine hervor, welche gewiſſermaaßen alle übrigen beherrſcht und umfaßt, eine ſolche, durch welche dieſes Jahrhundert, das vielleicht dem vergangenen in manchen Punkten nachſteht, berufen ſcheint, die Macht des menſchlichen Geiſtes innerhalb Verhältniſſe, welche den früheren Zeitaltern unbekannt waren, zu manifeſtiren. Jenes geiſtige Streben, welches ſich, nach meiner Ueberzeugung, in den Augen der Zukunft als der bezeichnende Charakter der Gegenwart herausbilden wird, beſteht gerade in der immer wachſenden Thatkraft, mit der ſich das Menſchengeſchlecht zum praktiſchen Studium der Naturwiſſenſchaften hingetrieben fühlt. Zu keiner Zeit iſt die wiſſenſchaftliche Kenntniß der Natur und ihrer ſo mannigfaltigen Producte, das Studium ihrer ſo geheimnißvollen Geſetze, die Anwendung ihrer ſo rieſenhaften Kräfte mit ſo ungewöhnlichem Eifer und ſo wunderbaren Reſultaten verfolgt worden, als eben jetzt.

*) Von dem Verfaſſer der Biographie A. W. Schlegel's. Siehe Grenzboten Nr. 23.

Alle Arbeiten, alle Entdeckungen der vorhergehenden Jahrhunderte benutzend, sucht das unsrige alle Zweige der Wissenschaft nach einem Ziele hin zu richten, zu einem mächtigen Ganzen zu vereinigen, dessen es sich bedient, um die Welt aus ihren Angeln zu heben. Denn wenn es auch ein bestimmtes Ziel ist, so ist es doch nicht gerade ein specielles, welches unsere Zeit verfolgt; es ist nicht, wie z. B. im funfzehnten Jahrhunderte, die Entdeckung unbekannter Länder, die in ihr erstrebt wird; es ist mehr als dieses, es ist die vollständige Unterwerfung der Materie, die Erforschung, die Ausbeutung, der Besitz der ganzen Erdkugel, es ist gewissermaaßen die Vernichtung des Begriffes von Raum und Zeit, die Herrschaft über die Lüfte, Land und Wogen, welche das Ziel ihrer kühnen Anstrengungen zu sein scheint. Niemals begriff man in der That mehr das bedeutungsvolle Wort, welches Columbus zu Isabella sagte: „El mondo es poco“ — die Welt ist klein. Vergebens sträubt sich die erzürnte Natur unter dem Drucke dieses neuen Titanen, vergebens verzehrt sie ihn mit ihrem Feuer, vergebens verschlingt sie ihn mit ihren Wogen, vergebens zerquetscht sie ihn mit ihren mächtigen Armen; sie vernichtet die Menschen; aber die Menschheit entschlüpft ihr immer, und immer glühender, immer unermüdlicher, immer hartnäckiger, immer neue Kräfte in ewigem Kampfe gewinnend, verfolgt der menschliche Geist seine große Beute.

In Zeiten einer so entschiedenen wissenschaftlichen Thätigkeit, deren mannigfaltige Anstrengungen nach einem so großen Ziele hin zusammenlaufen, bedarf es mächtiger Geister, um mit einem Blicke die ganze Bewegung zu überschauen, die erhaltenen Resultate zu ordnen, gegen einander zu stellen, zu beleben, und wechselseitig auf jedem Punkte mit einer durch die Kräfte Aller vermehrten selbstständigen Kraft thätig zu sein. Die Wissenschaft der Gegenwart zählt mehrere solcher universaler Männer, solcher allumfassenden Genies, wie Cuvier, und Alexander von Humboldt ist ohne Widerrede in dieser Hinsicht eine der außerordentlichsten Persönlichkeiten, deren sich unser Jahrhundert rühmen kann. Mag er auch nicht alle Tiefe und Gewalt des Cuvier'schen Geistes besitzen, er besitzt dessen ganze Fruchtbarkeit, dessen ganze Vielseitigkeit, dessen ganze Ausdehnung.

Digitized by Google

Schwer iſt es, alles das aufzuzählen, was Humboldt iſt, aber noch ſchwerer darzuſtellen, was er nicht iſt. Ich wüßte in der That nicht zu ſagen, welcher Zweig des menſchlichen Wiſſens den Forſchungen dieſes berühmten preußiſchen Gelehrten fremd ſei. Geograph, Geolog, Phyſiker, Chemiker, Aſtronom, Botaniker, Philoſoph, Theolog, Oeconom, Staatsmann zur Noth, Weltmann immer, ja ſogar Dichter — denn er hat zwei Bände rein ſchildernde Proſa geſchrieben, in denen die trefflichſte poetiſche Empfindung durchleuchtet — kennt er unſeren elenden kleinen Planeten buchſtäblich wie ſeine Weſtentaſche, hat ihn nach allen Seiten hin unterſucht und erforſcht, oben und unten, von Aufgang bis zu Niedergange, vom Aequator bis zu den Polen, in ſeinen tiefſten Höhlen und auf ſeinen höchſten Bergen, im Krater ſeiner ſchrecklichſten Vulcane, und auf ſeinen ſtürmiſcheſten Meeren, in ſeinen unzähligen Producten aus dem Pflanzen-, Mineral- und Thierreich, an ſeinen Bewohnern aller Gattung und aller Farbe, in Geſchichte, Sitten, ſocialer und politiſcher Organiſation der unbekannteſten Völkerſchaften. Ferner im Beſitze einer ebenſo ausgebreiteten Kenntniß von den Erſcheinungen des Himmels, wie von denen der Erde; mit unvergleichlicher Fähigkeit ausgerüſtet, den Längen- und Breitengrad zu beſtimmen, einen Stern, eine Sonnenfinſterniß, einen Planeten zu beobachten, zu beſchreiben, und die allgemeine Bewegung der Himmelskörper in ihrem gegenſeitigen Ineinandergreifen aufzufaſſen; iſt er im Stande, ſich ganz allein mitten auf dem Ocean in einer Barke vermittelſt eines Segels, Steuers, Compaß und Fernrohrs durchzuhelfen. Mit einem Worte, ſeinen Zodiacus, ſeine Erdkugel und ſein Theil Menſchenbildung — wonach er z. B. faſt alle Sprachen redet*) — aus dem Grunde heraus verſtehend; hat Alex. v. Humboldt noch Zeit gefunden, in den Bereich ſeiner wunderbaren Intelligenz alle die Fähigkeiten zu ziehen, welche einen vollendeten Hofmann ausmachen; nämlich Kenntniß der Welt, der Salons, der Intriguen, der Cancans in politiſcher, diplomatiſcher und ſocialer Hinſicht. In dieſer Beziehung könnte es Humboldt mit der wortreichſten, geiſtvollſten, witzigſten und picanteſten Hofdame aufnehmen.

*) In dieſer Beziehung könnten wir faſt A. v. Humboldt als eine unſerer eigenen Berühmtheiten in Anſpruch nehmen, denn in unſerer Sprache hat er faſt alle ſeine Werke geſchrieben, und zwar mit einer Gewandtheit und Feinheit des Styls, die bei einem Fremden in Erſtaunen ſetzt. D. Verf.

Seine gefeierte Conversation ist ebenso gefürchtet von den Abwesenden, als sie von den Zuhörern gesucht wird. So hat nach einer Unterhaltung mit ihm ein Schriftsteller, der ohne Zweifel das Schicksal, das ihn erwartete, voraussah, folgende bezeichnende Aeußerung gethan: „Herr von Humboldt hat die Gewohnheit, Niemanden zu schonen, als denjenigen, zu welchem er redet. Wenn man ihn hört, so wird man immer begieriger, ihn zu verstehen, und man zittert, ihn zu verlassen." (Lerminier, „Au de là du Rhin, II, 26.")

Da wir weder Zeit, noch Raum, noch Kenntniß genug haben, um hier eine wissenschaftliche und detaillirte Würdignng aller Arbeiten des berühmten Gelehrten zu geben, so werden wir uns begnügen, sie wenigstens der Reihe nach und in möglichst chronologischer Ordnung aufzuzählen.

Friedrich Heinrich Alexander Baron von Humboldt, aus einer reichen und angesehenen Familie Preußens, gehört noch zu der berühmten, productiven Epoche, die wir schon so oft erwähnt haben. Er wurde geboren zu Berlin am 14. September 1769, und ist der jüngere Bruder des Baron Carl Wilhelm von Humboldt, welcher im April 1835 starb, nachdem er seinen Namen der Geschichte als Philolog eingeprägt hatte, durch seine gelehrten Untersuchungen über die Sprache und Poesie der Griechen, durch seine Uebersetzung des „Pindar" und „Agamemnon" von Aeschylus, durch seine Untersuchungen über die Ureinwohner Spaniens vermittelst der baskischen Sprache; durch seine Schrift an Abel de Remusat über das Wesen der grammatischen Formen im Allgemeinen, und über den Geist der chinesischen Sprache insbesondere, — aber vor Allem als Staatsmann durch seine thätige Mitwirkung bei allen bedeutenden Ereignissen seines Landes und seiner Zeit, theils als preußischer Gesandter während der Kaiserherrschaft, theils später nach dem Sturze Napoleon's als preußischer Minister des Innern und des öffentlichen Unterrichts.

Die zwei Brüder erhielten eine glänzende Erziehung. Der junge Alexander, mit dem ich mich hier vorzugsweise zu beschäftigen habe, wurde von seinem Vater der Sorge eines bekannten Gelehrten, Kunth, anvertraut, unter dessen Leitung er frühzeitig ein seltenes Talent offenbarte. Er besuchte der Reihe nach die Universitäten von Berlin,

Digitized by Google

Frankfurt a. O. und Göttingen, ſtudirte ſogar einige Zeit zu Hamburg an der Handelsakademie bei Büſch. Am Ende ſeiner akademiſchen Studien wünſchte ihn ſeine Familie den öffentlichen Staatsgeſchäften zu widmen; aber ſeine Neigung zog ihn nach einem andern Gebiete; er liebte leidenſchaftlich die Wiſſenſchaften, namentlich Phyſik und Naturgeſchichte, er hatte bald in ſeinem Kopfe alle Namenregiſter geordnet, in welche ſich die auf dieſem Gebiete erlangten Kenntniſſe vertheilt fanden, und fühlte ſich nun von glühender Begierde ergriffen, die Natur in ihrem eignen großen Buche zu ſtudiren.

„Ich empfand — ſagt er ſelbſt in ſeiner „Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent“ — von meiner frühſten Kindheit an ein glühendes Verlangen nach einer Reiſe in entfernte und von Europäern wenig beſuchte Länder. Dieſes Verlangen charakteriſirt überhaupt eine Epoche unſerer Exiſtenz, wo uns das Leben ein Horizont ohne Grenzen dünkt, wo nichts mehr Anziehungskraft auf uns hat, als ſtarke Bewegungen der Seele und phyſiſche Anſtrengungen. Erzogen in einem Lande, welches keine directe Verbindung mit den Colonien der beiden Indien unterhält, noch dazu vom Meeresufer entfernte Gebirgsgegenden bewohnend, fühlte ich immer mehr, eine lebhafte Leidenſchaft für das Meer und für großartige Schifffahrten in mir aufkeimen. Die Vorliebe für Botaniſiren, mein Studium der Geologie, eine flüchtige Reiſe nach Holland, England und Frankreich, mit dem berühmten Georg Forſter, der das Glück gehabt hatte, Capitain Cook auf ſeiner zweiten Erdumſegelung zu begleiten, trugen dazu bei, meinen Reiſeplänen, die ich in einem Alter von achtzehn Jahren gebildet hatte, eine beſtimmte Richtung zu geben. Es war nicht mehr das unbeſtimmte Verlangen nach einem bewegten, herumirrenden Leben; ſondern vielmehr das, eine wilde, majeſtätiſche und in ihren Erſcheinungen ſo mannigfaltige Natur in der Nähe zu ſehen; es war die Hoffnung, einige für die Wiſſenſchaften nützliche Aufſchlüſſe zu erlangen, welche ohne Unterlaß meine Neigungen nach den ſchönen Gegenden der heißen Zone hinzogen. Da es mir meine individuelle Stellung jetzt noch nicht erlaubte, ſolche Plane, welche ſo lebhaft meinen Geiſt beſchäftigten, auszuführen, ſo hatte ich hinlängliche Muſe, mich ſechs Jahre lang auf die Beobachtungen, welche ich im neuen Continente machen ſollte, vorzubereiten, und vorerſt verſchiedene Theile Europa's zu durchwandern.“

Während dieſer ſechs Jahre der Vorbereitung, gab der junge Humboldt, als Reſultat einer mit Forſter unternommenen Reiſe, im zwei und zwanzigſten Jahre ſein erſtes Werk heraus, unter dem Titel: Bemerkungen über den Baſalt am Rhein (1790). Dieſes Buch, bekannt in der gelehrten Welt, diente nur dazu, um in ſeinem Verfaſſer den Geſchmack an ausgebreiteteren und tieferen Studien zu erregen. Er begab ſich in dieſer Abſicht auf die berühmte Bergakademie zu Freiberg, welche damals der gelehrte Mineralog Werner leitete. Zwei Jahre in dieſen ungeheuren unterirdiſchen Gängen, welche ſpäter Körner beſungen hat, begraben, ganz in das Studium der Foſſilien verſenkt, faßte er die neue, glückliche Idee, die Vegetation, welche ſich in den unterirdiſchen Klüften, wohin kein Tageslicht dringt, verborgen hält, ſeiner geiſtigen Beobachtung zu unterwerfen, wobei er nicht nur analytiſch zu Werke ging, ſondern auch von einem allgemeinen Geſichtspunkte aus; und die Frucht dieſes Studiums war ein zweites Werk, welches 1793 in lateiniſcher Sprache erſchien, und den Titel führt: Specimen Florae subterraneae Freibergensis. Daſſelbe machte viel größeres Aufſehen, als das erſte, denn es beleuchtete einen intereſſanten Theil der Botanik, auf welchen bisher die Aufmerkſamkeit der Gelehrten noch nicht gelenkt worden war. In Folge dieſes Werks wurde Humboldt zum Aſſeſſor bei dem Bergwerks- und Hütten-Departement in Berlin ernannt, dann zum Oberbergmeiſter von Ansbach und Bayreuth. Da er aber fühlte, daß ſein Amt ihn hinderte, ſich ſeiner immer wachſenden Neigung für das wiſſenſchaftliche Studium unbeengt zu überlaſſen, ſo gab er daſſelbe ſchon nach zwei Jahren auf.

Galvani hatte eben die Welt mit ſeiner ſchönen Entdeckung der Contactelectricität bereichert. Humboldt war einer der erſten, der ſich mit Leidenſchaft auf das Studium dieſer damals beſtrittenen phyſikaliſchen Erſcheinungen legte; nicht zufrieden, die vom Erfinder gemachten Verſuche zu wiederholen, ſtellte er vielmehr neue an und experimentirte zur größeren Sicherheit an ſich ſelbſt, mit ſolcher Ausdauer, daß er ſein Nervenſyſtem zerrüttete und ſich nervöſe Contractionen in den Gliedern zuzog, an denen er noch heute leidet. Zu dieſer Zeit (1796) veröffentlichte er in deutſcher Sprache ſeine Verſuche über den Galvanismus, und im Allgemeinen über die Nerven- und Muskelreizung bei den Thieren. Der erſte

Digitized by Google

Band dieſes Werkes wurde, bereichert mit Bemerkungen von Blumenbach, auch in's Franzöſiſche überſetzt. Zu derſelben Zeit hörte Humboldt mit großem Eifer zu Jena die Vorleſungen des berühmten Loder über praktiſche Anatomie.

Als er ſich hinreichend in die nöthigen theoretiſchen Kenntniſſe eingeweiht fühlte, bereitete er ſich noch auf die projektirte große Reiſe vor, indem er erſt im Kleinen Italien, welches er zweimal bereiſte, Sicilien und die Schweiz unterſuchte, und in der Nähe die geologiſchen Erſcheinungen prüfte. Er nahm darauf einen längeren Aufenthalt in Wien (1797), durchwanderte hier mit einem gelehrten Geologen, Leopold von Buch, die gebirgigen, romantiſchen Gegenden von Salzburg und Steiermark, und war gerade im Begriff, die Tyroler Alpen zu überſteigen, als der Krieg, welcher damals in Italien wüthete, ihn zur Rückkehr nöthigte.

Um dieſe Zeit ſchlug ihm eine hohe Perſon eine Reiſe nach dem oberen Egypten vor, er nahm den Vorſchlag an, und hatte ſchon ſeinen Studien eine dieſem Plane entſprechende Richtung gegeben, als ihn Bonaparte's Expedition ſcheitern machte.

Jetzt begab ſich Humboldt nach Paris, wo ihn ſpäter ſein Geſchmack, ſeine freundſchaftlichen und wiſſenſchaftlichen Verbindungen ſo oft feſſeln ſollten. Er hatte vernommen, daß die franzöſiſche Regierung eine große Expedition zum Behufe einer Weltumſegelung unter dem Befehle des Capitains Baudin ausrüſte, und wollte um die Erlaubniß nachſuchen, daran Theil zu nehmen. Schon hatte er ſie erlangt, als der Krieg, der plötzlich in Italien und Deutſchland wieder entbrannte, die Regierung beſtimmte, das Unternehmen zu verſchieben.

Schmerzlich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, und mehr als jemals begierig, ſie zu realiſiren, faßte jetzt Humboldt den Entſchluß, auf ſeine eigenen Koſten die Reiſe nach der neuen Welt zu übernehmen, in Begleitung eines jungen franzöſiſchen Botanikers, mit dem er in Paris eine intime Freundſchaft geſchloſſen hatte, Aimé Bonplant, welcher ſpäter durch ſeine lange Gefangenſchaft in den Händen des Directors von Paraguay, des berüchtigten Doctor Francia, ſo bekannt geworden iſt. Zu dieſem Ende nun begab er ſich nach Spanien, erlangte Audienz beim Könige, ſetzte ſeinen Plan auseinander, und erhielt einen Paß nebſt Empfehlungsſchreiben an die

Behörden der neuen Welt. Mit guten physikalischen und astronomischen Instrumenten versehen, schiffte er sich am 5. Juni mit seinem Freunde ein, und gelangte am 19. Juni bei den Canarischen Inseln an, nachdem sie mehrmals in Gefahr gewesen, von englischen Schiffen genommen und nach Europa zurückgeführt zu werden.

Jetzt beginnt jene fünfjährige, neuntausend Meilen weit sich erstreckende Excursion über den unbekanntesten Theil der neuen Welt hin, eine Excursion, durch welche Alexander von Humboldt gewissermaaßen die Entdeckung des Columbus wiederaufgenommen und vollendet hat, indem er eine vollständige Bestimmung von der Lage Amerika's, in topographischer, physischer, geologischer, botanischer und zoologischer Hinsicht, so wie in Bezug auf den moralischen, socialen und politischen Standpunkt seiner Bewohner nach Europa brachte.

Indem ich im Uebrigen den Leser auf die schöne Sammlung, welche die Frucht dieser Reise gewesen ist, verweise, werde ich mich lediglich daran halten, die Reise der beiden Reisenden zu skizziren. Nach einer kurzen Rast auf den Canaren, während welcher sie den Pic von Teneriffa bestiegen, um das Innere und Aeußere dieses Vulkans zu erforschen, begab sich Humboldt mit seinem Gefährten nach Cumana in Südamerika; mehrere Mal war es ihnen vorbehalten, die Küste von Pavia zu untersuchen, die Missionen der Chaymas-Indianer, die Districte Neu-Andalusien, Neu-Barcelona, Venezuela und das spanische Guyana. Nachdem sie eine große Ernte von botanischen Schätzen gehalten, eine Menge geographischer und astronomischer Lagen aufgenommen hatten, wandten sich die Reisenden im Februar 1800 von Caracas nach den Thälern von Aragua. Angekommen an den Küsten des Antillischen Meeres, wanderten sie bis zum Aequator über die ungeheuren Ebenen von Calabezo, Apura und die Llanos. Zu St. Fernando von Apura bestiegen sie ein Canot und befuhren den Orinoco, darauf kehrten sie nach Barcelona und Cumana durch die Niederlassungen der Caraibischen Indianer zurück. Hier verweilten sie einige Monate, und begaben sich dann nach Jamaica und Cuba. Zu dieser Richtung ihrer Reise sahen sie sich bestimmt durch ein falsches Gerücht, welches von Amerikanischen Journalen ausgestreut wurde, daß die verschobene Expedition des Capitain Baudin von Havre ausgelaufen sei, um die Erdumsegelung von Osten nach Westen hin vorzunehmen. In der Absicht, sich ihr an-

Digitized by

zuſchließen, ſei es in Chili oder Lima, oder an irgend einem anderen Punkte der ſpaniſchen Colonien, mietheten die Reiſenden eine Barke, um ſich von Botabano durch die Inſel Cuba nach Portobello zu begeben, und von da über den Iſthmus von Panama nach den Küſten der Südſee. Erſt zu Quito, wo ſie nach ſechs Monaten voller Gefahren und Beſchwerden aller Art ankamen, benachrichtigte ſie ein Brief von Delambre, ſtändigem Secretaire der erſten Claſſe des Inſtituts, daß Capitän Baudin die Fahrt vom Cap der guten Hoffnung aus beginne, ohne die öſtlichen oder weſtlichen Küſten Amerika's zu berühren. So ließ ſie ein journaliſtiſcher Irrthum gerade zur Regenzeit einen Weg von mehr als 800 Meilen durch die entſetzlichſten Gegenden zurücklegen und zwar in einem Lande, das ſie keineswegs zu bereiſen beabſichtigten.

Endlich im Januar 1802 trafen ſie erſchöpft in Quito ein, wo ſie die gaſtfreundſchaftlichſte Aufnahme im Hauſe des Marquis von Salva-Aligre fanden. Sie verwandten hier mehrere Monate darauf, um ſich von ihren Strapatzen zu erholen und zugleich die Provinz Quito, welche durch ihre rieſenhaften Gebirgsformationen, ihre Vulkane, ihre Vegetation, ihre Alterthumsreſte, und die Sitten ihrer Eingeborenen ein ſo hohes Intereſſe gewährt, näher zu erforſchen. Zwei Mal ſtiegen ſie in den Krater des Vulkans Pichincha hinab und beſtiegen die Schneegipfel des Antiſana und Cotopari. Endlich beſchloſſen ſie auch die Beſteigung des höchſten Gipfels in der neuen Welt, des wilden, unzugänglichen Chimboraſſo zu verſuchen. Begeiſtert durch ihre Kühnheit, ſchloß ſich der junge Sohn des Marquis von Salva-Aligre dem Unternehmen an. Nach unglaublichen Anſtrengungen und unerhörten Beſchwerden, mit denen ſie zu kämpfen hatten, klommen ſie bis zu dem Punkte hinan, welcher den Namen führt: „el Nevado del Chimborazo;“ hier lag der berühmte Gipfel, der ſein königliches Haupt über all' dieſe Bergrieſen erhob, offen vor ihnen. Dieſer Anblick belebte ihren Muth; vor Kälte erſtarrend, der zum Einathmen taugligen Lebensluft beraubt, umgeben von Gletſchern, über welche der geringſte Fehltritt ſie in grauſige Abgründe verſenken konnte, ſchreiten ſie weiter und klimmen rüſtig hinan; — als ſich plötzlich ein breiter, tiefer Bergſchlund gähnend vor ihnen aufthut. In ihrer Hoffnung getäuſcht, halten ſie an; da bemerken ſie jedoch zu ihrer Linken einen ungeheuren Porphyrdamm, welcher weit

über die unteren Berge vorſpringt und den öſtlichen höchſten Gipfel bildet, auf dieſem ſteigen ſie vollends hinan und am 23. Juni 1802 finden ſie ſich hier halbtodt mit ihren Inſtrumenten zurecht, in einer Höhe von 19,500 Fuß über der Meeresfläche, 3485 Fuß über dem Punkt, bis zu welchem im Jahre 1745 der berühmte la Condamine gekommen war; mit einem Worte, in einer Höhe, bis zu welcher ſich noch kein Menſch erhoben hatte. Jetzt richteten ſie ihre Inſtrumente nach dem unbeſteiglichen weſtlichen Gipfel, und dieſes Gebirgshaupt, zu deſſen Beſteigung ſie ſich vergeblich abgemüht, ragte noch 2140 Fuß über ſie hinaus. Indeſſen hatte die Luft die Hälfte ihrer gewöhnlichen Schwere verloren, die Lunge empfing nur mühſam mit jedem Athemzuge noch ſo viel, als zur Aufrechterhaltung der ſchwindenden Lebenskraft unumgänglich nöthig war, das Blut trat aus Augen, Lippen und Zahnfleiſch. Nachdem ſie gewiſſenhaft ihre Berechnungen vollendet hatten, ſahen ſich die drei Entdecker gezwungen, dieſe tödtlichen Regionen zu verlaſſen.

Auf der Rückreiſe nach Quito richten ſie ſich nach dem Amazonenſtrome, ſteigen über den Rücken der Andeskette nach Peru herab, und gelangen nach Lima; hier trennen ſie ſich vom Marquis von Salva-Aligre, reiſen nach Mexico, kommen hier an, erforſchen das Vaterland Montezuma's nach allen ſeinen Bedeutungen und Verhältniſſen hin, bringen ihre unermeßlichen Sammlungen in Ordnung, kommen nach Havanna zurück, ſetzen von dieſer Inſel nach Philadelphia über, durchſuchen Nordamerika, dann endlich landen ſie, nach einer fünfjährigen Abweſenheit, wieder zu Havre de Grace gegen das Ende des Jahres 1804 und bringen die koſtbaren Früchte ihres großartigen Unternehmens nach Europa.

Die ungeheure Sammlung, welche alle dieſe Reichthümer einſchließt, beſteht aus ſieben nach einander durch den Druck von Humboldt veröffentlichten Abtheilungen, von denen jedoch, glaube ich, einige Lieferungen noch zurück ſind.

Die erſte Abtheilung beſteht aus der hiſtoriſchen Schilderung der Reiſe, nebſt einem geographiſchen, geologiſchen und phyſikaliſchen Atlas; die zweite iſt betitelt: „Atlas pittoresque, ou Vues des Cordilières, et monuments des peuples indigènes du nouveau Continent;“ die dritte: „Zoologie, ou Anatomie comparée;“ die vierte: „Essai politique sur la Nouvelle-Espagne.“ Dieſes letz-

tere Werk gibt in ſechs Abſchnitten Betrachtungen über die Ausdehnung und phyſiſche Beſchaffenheit Merico's, über deſſen Bevölkerung, die Sitten der Bewohner und ihre alte Civiliſation; es umfaßt zugleich den damaligen Standpunkt der Agricultur, der mineraliſchen Reichthümer, der Manufacturen, des Handels, der Finanzen und der Kriegsmacht dieſes Landes. —

Die fünfte Abtheilung der Sammlung, welche den Titel führt: „Astronomie, ou Recueil d'observations astronomiques," ſchließt alle hierin einſchlagenden Beobachtungen ein, welche Humboldt vom zwölften Grade ſüdlicher bis zum 41ten Grade nördlicher Breite gemacht hatte, ferner eine Aufzeichnung von faſt 700 geographiſchen Lagen, von denen zweihundert und fünf und dreißig durch Humboldt zum erſten Male aufgenommen ſind.

Die ſechſte Abtheilung, welche „Physique générale et géographie des plantes" betitelt, iſt glaube ich, derzeit noch nicht vollſtändig erſchienen, aber doch theilweiſe unter dem Titel: „Essai sur la géographie des plantes." In dieſem Verſuche hat Humboldt die Elemente einer neuen Wiſſenſchaft niedergelegt, der botaniſchen Geographie. Jede Region des vegetabiliſchen Reiches findet ſich eingetheilt und claſſifizirt nach beſtimmten Geſetzen, welche auf einer Vergleichung der von der Vegetation beider Continente dargebotenen Erſcheinungen baſiren.

Die ſiebente endlich, welche unter dem gemeinſchaftlichen Titel: „Botanique" mehrere Unterabtheilungen einſchließt und von Bonplant in Vereinigung mit Humboldt und Kunth herausgegeben wurde, enthält mehr als ſechstauſend Gattungen neuer Pflanzen, womit die zwei Reiſenden das Feld der Botanik bereichert haben. —

Die Anordnung, Ausarbeitung und Herausgabe aller dieſer Stoffe hielten Humboldt einen großen Theil ſeines Lebens in Paris zurück. In freundſchaftlichen Verhältniſſen mit allen unſeren Gelehrten lebend, namentlich mit Arago und Gay-Luſſac, unternahm er mit Letzterem eine neue wiſſenſchaftliche Reiſe nach Italien; auch machten ſie eine große Anzahl magnetiſcher Verſuche mit einander und thaten die Wahrheit von Biot's Theorie über die Lage des magnetiſchen Aequators dar. Im Jahre 1817 reichte Humboldt der Akademie der Wiſſenſchaften eine koſtbare Charte von dem Laufe des Orinoco ein; und 1818 begab er ſich nach London, wohin ihn die

Bevollmächtigten der Großmächte berufen hatten, um seine Meinung über den politischen Zustand der Südamerikanischen Völker zu erfahren. Zur selben Zeit ungefähr hatte er den Plan zu einer Reise nach Ostindien und Thibet, zu dessen Ausführung ihm der König von Preußen zu Aachen eine jährliche Unterstützung von 12000 Thalern anbot; aber das Project blieb ohne Folgen. Später nach Paris zurückgekehrt, veröffentlichte er 1822 seinen „Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hémisphères." In demselben Jahre, zur Zeit des Congresses zu Verona, besuchte der verstorbene König von Preußen, welcher eine große Zuneigung zu ihm hatte, unter seiner Leitung Italien. Endlich 1826 den dringenden Anmahnungen seiner Landsleute nachgebend, begab er sich von Paris nach Berlin, wo er während des Winters 1827 Vorlesungen über die physische Geographie der Erde hielt, unter ungeheurem Zudrange von Zuhörern, ja! er mußte sie in einem besondern Lokale für den König, die königliche Familie und das diplomatische Corps wiederholen. Darauf machte er zahlreiche Versuche über die Temperatur der Luft in den Preußischen Bergwerken.

Endlich zu Anfang 1830, in seinem sechszigsten Jahre wurde er von einer neuen Sehnsucht nach der unbekannten Ferne ergriffen, und unternahm unter den Auspicien der Russischen Regierung eine Reise, welche der ersten nicht unwürdig ist. Begleitet von Rose und Ehrenberg, wandte er sich nach Sibirien und dem Caspischen Meere, stieg über den Ural, untersuchte Tobolsk, das Land der Mongolen, die Steppen der Kirghisen und Kalmucken, Astrachan; und kehrte dann durch das Gebiet der Kosaken am Don nach Moskau und von da nach Petersburg im November 1830 zurück, nachdem er in weniger als einem Jahre eine Reise von mehr als 2142 Meilen zurückgelegt hatte. Die Resultate derselben wurden von Humboldt kurz zusammengestellt und 1831 zu Paris in einem Werke veröffentlicht, das den Titel führt: „Fragments de géologie et climatologie asiatique. Diesem Werke soll, wie man sagt, ein zweites belangreicheres folgen, welches die Reisenden gemeinschaftlich herausgeben, und von dem der erste Band bereits in deutscher Sprache unter dem Titel: „Reise in den Ural" zu Berlin erschienen ist.

Ohne hier von einer großen Anzahl Abhandlungen, welche über verschiedene Gelehrtenfragen an das Institut gerichtet sind, zu reden,

Digitized by Google

müſſen wir bei einem ſeinem letzteren und bedeutenderen Werke einige Zeit verweilen; ich meine das vor Kurzem erſchienene Buch, welches betitelt iſt; „Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent, et des progrès de l'astronomie nautique au XV. et au XVI. siècle.“ In dieſem vierbändigen Werke, welches Arago gewidmet iſt, läßt der Verfaſſer, aus ſpaniſchen Archiven ſchöpfend und mit dem Studium der neuaufgefundenen Documente die Kritik aller bis zum heutigen Tage bereits veröffentlichten verbindend, alle Urſachen, welche die Entdeckung der neuen Welt vorbereitet haben, die Revue paſſiren. Nachdem er alle die iſolirten Verſuche, welche dem großen Ereigniſſe vorangingen, aufgeführt, ſetzt er es ſelbſt in ſeinen ausführlichſten Details auseinander, betrachtet es nach allen ſeinen Reſultaten in Bezug auf den allgemeinen Aufſchwung, welches es dem menſchlichen Geiſte gegeben, und verfolgt es bis in ſeine weiteſten Conſequenzen für die Civiliſation der abendländiſchen Völker, welche durch eben dieſes Ereigniß zu einer Gemeinſchaftlichkeit des Handelns erhoben wurden, durch die das Uebergewicht ihrer Macht auf der Erdkugel begründet iſt. In dieſem gelehrten Werke Humboldt's erſcheint uns Columbus nicht mehr blos als von unbewußter Eingebung erfüllt, als glücklicher Prophet, ſondern als ein Mann, der ebenſo groß iſt durch Vernunft wie durch Phantaſie, ebenſo weiſe wie kühn, ebenſo geſchickt in der Ausführung ſeines Unternehmens wie gewaltig in ſeinem Entſchluſſe, an ſeinem Jahrhunderte durch eine gewiſſe Art von Irrthümern, von ſcholaſtiſchen Vorurtheilen und myſtiſchem Aberglauben klebend, und doch weit über daſſelbe hinausragend durch den ſcharfen und klaren Blick, mit dem er die Erſcheinungen der äußeren Welt durchſchaute; als ein Mann, der ebenſo bewunderungswürdig als Beobachter der Natur wie als unerſchrockener Schiffer iſt, der ſich mit erſtaunenswerther, in dieſem Zeitalter einzig daſtehender Geiſteskühnheit von der Betrachtung eines anſcheinend ganz iſolirten Falles zur Entdeckung der allgemeinen Geſetze, welche die phyſiſche Welt regieren, emporſchwingt. Ihm gebührt nach Humboldt die wichtige Entdeckung von der Abweichung der Magnetnadel und die noch viel ſchwierigere von den Variationen dieſer Abweichung in den verſchiedenen Gegenden, Entdeckungen, aus denen er Folgerungen zog, die von der größten Verſtandeskraft und der genauſten Beobachtungsgabe zeugen.

Das ohne Zweifel ſo merkwürdige Werk Alexander's von Humboldt, würde meiner Meinung nach es noch viel mehr ſein, wenn er nicht die Anordnung des Stoffes auf eine Weiſe getroffen hätte, welche die Lectüre ſehr ermüdend macht. Bereits vor langer Zeit ſagte Madame von Staël, daß die Deutſchen wohl zu denken und zu ſchreiben, aber kein Buch geſchmackvoll anzuordnen verſtünden. In ſeinem Beſtreben, Alles zu beweiſen, begnügt ſich der Autor nicht, ſein Werk mit zahlreichen Anhängſeln zu durchbrechen, ſondern er kann faſt keine Reihe, zuweilen kein Wort ſchreiben, ohne den Leſer auf eine mehr oder weniger ausführliche Note am Fuße des Blattes zu verweiſen, wodurch das Intereſſe zerſplittert wird; das geht ſo weit, daß oft jede Seite zur Hälfte geſpalten und zwiſchen dem Texte und den erläuternden Anmerkungen getheilt iſt. Jedoch verdient dieſes ſchöne Werk ſowohl durch die gewandte Form, wie durch die Bedeutung ſeines Stoffes, den Beifall, welchen es nicht nur im ſpeciellen Kreiſe der Gelehrten, ſondern auch bei allen Leſern erlangt hat, die an bedeutſamer Lectüre Gefallen finden. Oben ſprachen wir von einer proſaiſchen Naturſchilderung, welche an unſerem Gelehrten alle Eigenſchaften eines Dichters bemerken ließe. Jenes Werk wurde 1808 in deutſcher Sprache und unter dem Titel: „Anſichten der Natur" herausgegeben, ſpäter auch von Eyries unter Aufſicht des Verfaſſers in's Franzöſiſche überſetzt. Gerade dieſe von dem Anblicke einer großartigen Natur in der neuen Welt in's Leben gerufenen Schilderungen ſind es, welche Stellen enthalten, die eines Chateaubriand würdig wären. —

Wir haben ſchon erwähnt, wie die Wiſſenſchaft, Humboldt's Gewandtheit der Sprache, Geſchmacke an der Welt und feineren Geiſtesbildung keinen Eintrag that; fügen wir nun auch noch hinzu, daß ſie ſein Herz nicht kryſtalliſirte. Trotz der ſprichwörtlichen Bitterkeit des berühmten Gelehrten in Spott und Witz, führt man tauſend Züge von Menſchenliebe und Güte an, welche ihm zur Ehre gereichen. Preuße von Geburt und Neigung, aber Kosmopolit durch ſeine Studien, ſeine Reiſen, ſeine Geiſtesfähigkeiten, ſeinen Geſchmack, fremd allem nationalen Haſſe und Vorurtheile, machte er bei ſehr ernſten und kritiſchen Lagen, bald zu Gunſten ſeines von Napoleon beſiegten und unterjochten Landes, bald zu Gunſten des unter der Uebermacht der Alliirten erdrückten Frankreichs, von ſeinem hohen Einfluſſe einen ſehr ehrenvollen Gebrauch. Wenn man dem Ge-

Digitized by Google

ſchichtsſchreiber Rabbe Glauben ſchenken darf, ſo iſt vorzüglich ſeiner thätigen Intervention die Erhaltung der Jenaer Brücke zu danken, welche durch die Brutalität Blücher's bedroht war; ſo iſt es ferner das Verdienſt ſeiner vielfachen Verwendung und ſeines Einfluſſes bei dem Könige von Preußen, daß die Abſicht der verbündeten Könige, die Stadt Paris mit einer Kriegscontribution zu belegen und zugleich die erſten Banquiers als Geiſeln bis zur Bezahlung feſtzunehmen, nicht in Ausführung kam. Sollte man es glauben — fügt derſelbe Geſchichtſchreiber hinzu, während er von den zahlreichen Wohlthaten, die Humboldt ſo großmüthig um ſich her verbreitete, redet — ſollte man glauben, daß derjenige, dem man ſo viele Bücher, ſo viele Sammlungen von Mineralen und Pflanzen, ſo viele werthvolle Kunſtgegenſtände mit Fug und Recht zutrauen muß; daß derjenige, welcher ſo viele und große Summen aufwandte, um ſich dieſelben zu verſchaffen, — ſollte man glauben, daß eben dieſer Mann weder Bücher, noch Kräuter, noch Minerale in ſeinem Beſitze hat! Alles theilte er unter ſeine Freunde, und auf gleiche Weiſe verfuhr er oft mit ſeinem Meublement; Alexander von Humboldt ſcheint nur zu beſitzen, um zu geben. Dafür aber ſtehen ihm auch alle Cabinette, Laboratorien und Bibliotheken Europa's offen. Wenn er ſich in Paris befindet, ſo ſchließt er ſich oft Wochen lang bei ſeinen Freunden ein, die alle erfreut und bemüht ſind, ihn gaſtfreundlich zu empfangen. Bei ihnen hat er alle diejenigen ſeiner Arbeiten ausgeführt, zu welchen Inſtrumente und wiſſenſchaftliche Apparate erforderlich waren; weshalb man auch lange in dem Glauben ſtand, er habe mehrere Wohnungen in derſelben Stadt. Man ſollte ſeinem Charakter nach kaum glauben, welche Sorge und Mühe er ſich machte, um ſeinem Freunde Bonplant Hilfe zu ſchaffen, ſobald er ſein Unglück erfuhr. Wohl konnte er alle civiliſirte Regierungen der alten Welt zu Gunſten des franzöſiſchen Naturforſchers in Bewegung ſetzen, aber ſeine Ketten zu brechen vermochte er nicht.*)

*) Bekanntlich hatte Bonplant, nach ſeiner Rückkehr mit Humboldt nach Europa, eine neue Reiſe nach Amerika unternommen und gewagt, das geheiligte Gebiet des Doktor Francia zu betreten; er wurde daher von dieſem originellen Dictator gefangen genommen. Und erſt nachdem er ihn trotz der Reclamationen aller europäiſchen Mächte neun Jahre in Gefangenſchaft gehalten, gab ihm dieſer an einem gutgelaunten Tage, im November 1829, die Freiheit wieder. Später ſtarb Bonplant. D. Verf.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Humboldt Mitglied aller gelehrten Geſellſchaften und mit allen europäiſchen Orden decorirt iſt. Das Inſtitut zählt ihn unter die Zahl ſeiner berühmteſten und eifrigſten Correſpondenten. Humboldt iſt Hageſtolz; als ihn eine ſchöne Pariſerin eines Tages fragte, ob er niemals geliebt habe, antwortete er: „Niemals etwas Anderes, als die Wiſſenſchaft.“ Wir möchten es indeſſen nicht beſchwören, daß ſich der berühmte Gelehrte in dieſer Beziehung niemals einer Untreue ſollte haben zu Schulden kommen laſſen.

Was Humboldt nach der Wiſſenſchaft am meiſten liebt, iſt vielleicht das Leben von Paris. Er beſpöttelt wohl zuweilen Frankreich, aber im Grunde findet er großen Geſchmack an demſelben, und ſtattet ihm häufig ſeinen Beſuch ab. Er war es, der uns im Jahre 1830 die officielle Anerkennung des Julithrons vom König von Preußen überbrachte; und er war ſehr zufrieden mit ſeiner Sendung. Paris hat ihn ſeitdem noch öfter wiedergeſehen, noch vor kurzer Zeit ſchloß es ihn in ſeine Mauern ein.

Weiter oben habe ich ein Wort von der Converſation des Herrn von Humboldt fallen laſſen; es iſt das ein berühmter und intereſſanter Gegenſtand, den es ſich wohl der Mühe lohnt, etwas näher zu beſchreiben. Ihr tretet in einen Salon und bemerket einen Greis von mittlerem Wuchſe, mit kahler Stirn, die von weißen Haaren umgeben iſt; im Ganzen betrachtet, trägt ſeine Ehrfurcht gebietende Geſtalt das doppelte Gepräge der Intelligenz und der Güte. Indeſſen tretet ein wenig näher und prüft dieſes leuchtende Auge, deſſen Blick einen Ausdruck von geiſtreicher Laune verräth, der an Bosheit grenzt. Der Greis ſpricht noch nicht, oder ſeine Unterhaltung bewegt ſich innerhalb der Gemeinplätze des Regens und ſchönen Wetters. Aber die Herrin des Hauſes, welche ihren Mann kennt und nutzen will, drückt unvermerkt an der Feder, indem ſie eine Frage nach Reiſen, Politik, Aſtronomie und dergl. thut; das Feuer faßt auf der Stelle, die Rede Humboldt's dringt hervor, ſchnell und glänzend wie ein Blitz, und der Blitz dauert eine halbe Stunde, eine Stunde, zwei Stunden, unter der Botmäßigkeit des berühmten Sprechers. Gewöhnlich hat man daran wenigſtens für eine halbe Stunde hinlängliche Unterhaltung; je mehr ſich aber bei beſonderer Gelegenheit der Monolog ausdehnt, deſto mehr fürchtet

Digitized by

man, ihn geſchloſſen zu ſehen: er gewährt ein unglaublich mannigfaltiges Intereſſe; und wenn ſich ein gewandter Zuhörer darunter findet, der durch ein zur paſſenden Zeit dareingeworfenes Wort den Strom der Rede zu wenden weiß, oder etwa gar Miene machte — was übrigens außerordentlich ſelten iſt — ſich dem Laufe an irgend einer Stelle feindlich entgegenzuſtemmen; dann wird man wahrhaft hingeriſſen, und der Geiſt empfindet ein immer geſteigertes Vergnügen, dem überraſchenden Entwicklungsgange dieſes unermüdlichen Vortrags zu folgen, welcher ſich in eigenthümlicher Laune über alle Theile der Welt, über alle erdenkbaren Gegenſtände ergeht, während er auf ſeinem Wege in reichlichem Maaße Wiſſenſchaft ausſtreut, politiſche Anſichten, die überraſchendſten Bemerkungen über Kunſt und Literatur, die intereſſanteſten Schilderungen, die frappanteſten Erzählungen, die pikanteſten Anekdoten, die bitterſten Sarkasmen, die treffendſten Witze und bons mots.

So wird Humboldt etwa, wenn er eben noch von den Hieroglyphen geredet hat, plötzlich zu den Eheſtandsleiden des Herrn A. übergehen, wird die orientaliſche Frage verlaſſen, um die ſtürmiſchen Liebesabenteuer der Madame B. zu behandeln; wird von Sibirien Abſchied nehmen, vom Gipfel des Chimboraſſo herabſteigen, mitten durch den Ocean ſchiffen, oder aus den Freiberger Bergwerken heraufſteigen, um ſich ungeſtüm auf irgend eine Lächerlichkeit des Tages oder der Nacht zu werfen; vom Gefühle der eigenen Wichtigkeit aufgeblaſene Dichter, nebeldunſtige Philoſophen, pedantiſche Gelehrte, unbegreifliche Frauen, marktſchreieriſche Staatsmänner, patriotiſche und conſervative Journale, das Publicum, auf deſſen Beutel es abgeſehen iſt, Alles iſt ihm recht, nichts entgeht ihm; unglücklich derjenige, welcher unter die Hände dieſes germaniſchen Rivarol fällt, denn er ſchont Niemand, und ſeine Ausfälle ſind, ohne geradezu bösartig zu ſein, tief verwundend.

Und dabei reicht Euch Humboldt dieſe Philippica im treuherzigſten Tone von der Welt, mit geſenktem Haupte, mit zur Erde niedergeſchlagenen Augen, mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit, mit ungezwungenem deutſchen Accente, der die komiſche Wirkung ſeines Witzes noch erhöht, mit einem reißend ſchnellen, unerſchöpflichen, mannigfaltigen Vortrage, der unaufhaltſam weiter und weiter ſchreitet, ohne Punctum, ohne Comma, indem jeder folgende Ausdruck ſich in ununter-

brochener Reihenfolge an den vorhergehenden ſchlingt, deſſen ganzes Getriebe von einer Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt zu ſein ſcheint.

Wenn man ſo gehört hat, wie Aler. von Humboldt Menſchen und Verhältniſſe die Revüe paſſiren läßt, ſo hält es wirklich ſchwer ſich in ſein Gedächtniß zurückzurufen, daß der berühmte, moquante Gelehrte im Grunde das trefflichſte Gemüth beſitzt, das es geben kann, daß er der uneigennützigſte, edelmüthigſte und aufopferndſte Charakter iſt; daß ſein ganzes Leben der Liebe zur Wiſſenſchaft geopfert wurde; daß er in Berlin, wo er ſich des vollſtändigſten Vertrauens ſeines Königs erfreut, deſſen Kammerher er iſt, nie etwas anderes ſein wollte, und von ſeinem Einfluſſe einen durchaus edlen Gebrauch zu Gunſten der Literatur, Wiſſenſchaft und Kunſt machte; daß er mit einem Worte das Geheimniß gefunden hat, viel Gutes zu thun und ſich bei aller Welt beliebt zu machen, indem er gegen alle Welt loszieht. —

Mittlerweile iſt das letzte unſterbliche Werk Humboldt's, der „Kosmos," erſchienen, und nach dem kurzen Zwiſchenraume ſeines Erſcheinens bereits vergriffen. Mit Recht ſagt Wienbarg in den „Hamburger literariſchen und kritiſchen Blättern": „Der Kosmos iſt ein Weltpanorama, eine Anſchauung des All mit ſo viel Einſicht in das kreiſende Allleben, wie nur jetzt ein Sterblicher, auf der Höhe der heutigen Naturwiſſenſchaften ſtehend, darbieten kann." In dem „Kosmos" erſcheint uns die berühmteſte wiſſenſchaftliche Perſönlichkeit Preußens in ihrer Größe und Ruhe; und man weiß nicht, ob man der Tiefe der Anſchauung oder der Plaſtik der Darſtellung die Palme zuerkennen ſoll.

Digitized by Google

Herr von Hormayr und ſein neueſtes Buch.

Es iſt ſeltſam, wie ſo manche Schriftſteller, die ſich unter ihrem echten Namen literariſch genugſam bekannt gemacht haben, doch immer von Neuem mit ewig wechſelnden Maſken vor das Publicum treten, aber dabei doch dafür ſorgen, daß dieſes vorher bereits wiſſen möge, wer unter der Halbmaske ſteckte. Dies mahnt an den Hoffmann'ſchen Fürſten, welcher tagtäglich von Neuem im grünen Rocke zur Förſterwohnung geht, welchen tagtäglich die Förſterin unwillig fragen muß: Monſieur, was wünſchen Sie? und welchen ſie tagtäglich erſchreckend um Verzeihung bitten muß, wenn er den Ueberrock aufknöpfend ihr den großen Stern des Hausordens zeigt. Aber, da das Publicum nicht die Gewohnheit hat, um Verzeihung zu bitten jene Männer mit Redouttenbrillen, über dem Hoffrack einen Domino geworfen, nach deren Namen auch nur fragt, wer ſie überhaupt nicht kennt: wozu vollends die Anonymität oder Pſeudonymität, wo es nur gilt, „ohne Vorliebe, wie ohne Haß," den geſchichtlichen Gang der Ereigniſſe zu prüfen, wie in dieſen „Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgersmanes?"*) Eine Menge von Zeitungen und Journalen hatte es ſchon vorher verkündet, daß hier derſelbe allbekannte ſtaatsmänniſche Hiſtoriograph auftrete, welcher die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege geſchrieben, und die Behauptung, daß dieſe vom Freiherrn von Hormayr-Hortenburg ſtammen, iſt nirgendwo von dieſem zurückgewieſen worden. — Doch warum darnach fragen? Wer mag immer diplomatiſchen Gründen nachgehen? Soviel iſt aber ſicher, daß das Buch noch bedeutſamer wirken würde, wenn der Name eines ſo bekannten Geſchichtsforſchers darauf ſtände. Wir Deutſchen halten nun

*) Jena, bei Friedrich Frommann, 1845. 2 Bde.

einmal auf Autoritäten, und glauben ihnen da, wo wir mit eignem Forſchen nicht nachkommen können, leichter und feſter, als den regelrechten Beweisführungen. Hier aber war es doppelt nöthig, dem Publicum eine Autorität zu geben, denn das ganze Werk iſt als eine hiſtoriſche Offenſive gegen den deutſchen Stabilismus zu erachten. Es umfaßt in memoirenhafter Darſtellung verſchiedene Zeiten, Wandlungen, Epiſoden und Epochen der innern Staatengeſchichte von faſt ganz Europa, vorzüglich aber des deutſchen Reiches unter öſterreichiſchem Scepter und ſpeciell des Hauſes Oeſterreich. Durch dieſe Schilderungen, Zuſammenſtellungen und Entwickelungen der wunderſamen Geſchichte des Hauſes Habsburg verliert daſſelbe allerdings an ſeinem legitimen Nimbus und am reinen Purpurglanze ſeiner Kaiſermäntel mancherlei. Der durch das ganze Buch ſich ziehende Gedanke iſt: Ihr Abſoluten und Stabilen beruft Euch auf die hiſtoriſche Baſis Eurer Forderungen und Anſprüche, Ihr werft den Mangel dieſer dem modernen politiſchen Streben vor: hütet Euch, denn eben dieſe hiſtoriſche Baſis zerbröckelt ſich, wenn mit dem Lichte der Wahrheit beleuchtet. Dieſer Gedanke wird ſogar wörtlich an die Spitze des Buches geſtellt. „Gerade weil jetzt ſo viel von hiſtoriſchem Boden und von altem Rechte die Rede iſt," — ſagt der Verfaſſer — „im Gegenſatze mit revolutionärem, liberalem, doctrinärem und reformiſtiſchem Treiben, darum thut es doppelt noth, in die Vergangenheit, in die „guten, alten Tage" zurückzugehen, und ohne Vorliebe, wie ohne Haß, den Gang zu prüfen, den die Lava der Umwälzung und Neuerung genommen hat — ob dieſer Gang nämlich von unten nach oben — oder ob er nicht vielmehr in einem fort von oben nach unten gegangen ſei. — Zu dieſer Prüfung muß man aber in die Tage des Habsburgiſchen Geſchlechtes hinaufſteigen. — Das jetzige Kaiſerhaus Lothringen trifft ſie nicht. — Dieſes herrſcht erſt über ein halbes Jahrhundert. Nach Hormayr ſollen es drei Grundzüge ſein, „die durch alle Habsburgiſchen Geſchichten ſo ſtreng und ſo zähe durchlaufen, wie der rothe Faden in der brittiſchen Marine": — — — die Unwahrſcheinlichkeiten, — die ſelbſtgemachten Verſchwörungen — und — der Undank."

Dies alſo ſind die Grund- und Vorderſätze, zu deren Erweis das ganze zweibändige Werk vorhanden iſt. Ihnen zu dienen ſchwin-

gen ſich in tauſendfach verſchlungenen Arabesken Unzahlen geſchichtlicher Geſchichtchen und hiſtoriſcher Hiſtörchen an Abdrücken authentiſcher Documente empor. Und manche Arabeske wiederholt ſich oft genug, z. B. auch jene, die uns Deutſchen freilich nicht artig erſcheint, weil darin dargeſtellt iſt, wie die letzteren vier Oberhäupter des deutſchen Reiches, Franz I., Joſeph II., Leopold II. und Franz II., eigentlich franzöſiſchen Blutes waren; ferner jene, aus welcher wir erfahren, wie der ſpätere Kaiſer Franz I. (von Lothringen) im Jahre 1730 zu Paris auf den Knieen den Vaſalleneid leiſtete u. ſ. w.

Allein außer derartigen Details und Anekdoten kann man nur wenig Erkleckliches aus dem Buche ſchöpfen. Zu einer Pragmatik dieſer verworrenen Geſchichtsgänge, wie ſie uns darin vorüberſchwirren, zu gelangen, iſt kaum möglich. Man iſt fortwährend leſend darauf hingewieſen, die ungeheure Menge des Detailmaterials richtig in ſeine Jahrhunderte zu vertheilen, denn bunt und kraus hüpfen die Sätze und Geſchichten aus einem Jahrhundert in's andere, von einem Regenten zum andern, von einem Staate zum andern. Es iſt mitunter unmöglich, ſich der Grenze bewußt zu werden, wo die eine Mittheilung aufhört und die neue beginnt. Es iſt alſo auch kaum möglich, die zuſammenknüpfenden Fäden der ganzen Allgemeinheit des Dargeſtellten zu verfolgen und von einer gewiſſen Anordnung des hiſtoriſchen Gewebes zu dem Buch iſt eigentlich nur ſehr wenig Spur vorhanden.

Drei Dinge ſind es vor Allem, was dem Buche ſchaden und die ungeheure Gelehrſamkeit des Verfaſſers, ſowie das Scharfſinnige einer Anzahl geiſtreicher Bemerkungen zu Nichte machen. Vorerſt die Formloſigkeit und die allzu große Vorausſetzung von Kenntniſſen, die der Verfaſſer bei ſeinen Leſern macht. Er, der durch Jahrzehnte in den koſtbaren und geheimſten Archiven Oeſterreichs gewühlt und ſich vollgeſogen hat, ſprüht tauſend Funken auf ein Mal, ohne zu bedenken, daß dem größern Publikum ein guter Theil der Schlagworte, die ihm ganz geläufig, völlig unbekannt ſind. Man muß daher annehmen, es ſei vorzüglich das gelehrte und publiciſtiſche Publikum, das er bei Abfaſſung ſeines Werkes im Auge gehabt. Aber dieſem gegenüber verfällt er in zwei andere Fehler. Erſtens zerſtört er durch allzugroße Leidenſchaftlichkeit und manchen nichts weniger als wiſſenſchaftlich geführten Beweis das Vertrauen zu ſeiner Objectivität und Wahrheits-

liebe, und zweitens fehlen allzuoft die Quellenangaben, die gerade einem Parteischriftsteller, namentlich wo, wie hier, persönliche Gereiztheit den Autor in ein seiner frühern Laufbahn entgegengesetztes Lager geführt hat, doppelt nothwendig sind. Wenn ein künftiger Geschichtsschreiber das ungeheure Material, welches Herr von Hormayr in diesen funfzig Bogen zusammengehäuft, behufs einer pragmatischen und objectiven Historiographie, wird benutzen wollen, dann wird er in nicht geringer Verlegenheit sein, die 32 Ecken der Windrose aufzusuchen, aus denen der Verfasser seine Anemonen zusammengeblasen hat. Es ist ominös, daß Anemone zu deutsch ein Windröschen heißt.

Doch soll uns aller Tadel nicht abhalten, dieses Buch für eines der interessantesten und merkwürdigsten zu erklären, die in neuerer Zeit erschienen. Vielleicht sind gerade alle diese Mängel nöthig gewesen, damit der Verfasser das reichgefüllte Faß seines Wissens sprudeln ließ, ohne Haß und Leidenschaftlichkeit wäre er schwerlich daran gegangen, das Buch zu schreiben und ohne seine Rücksichtslosigkeit gegen Form und Anordnung hätte er es nie zu Ende gebracht. Um dieses Meer von Wissen in gehörige pragmatische und wohlgefugte Ordnung zu bringen, dazu braucht es ein halbes Menschenalter.

Aus den unendlich zahlreichen und pikanten kleinen Episoden wollen wir hervorsuchen, wo die Phantasie und die synthetischen Gedankengänge des Autors ihn nicht schon auf der zweiten Seite zu Abstechern in andere Epochen verleiteten.

Wien und Oesterreich vor 120 Jahren.

Die Zeit, in welcher Carl VI., der Vater Maria Theresia's, regierte, zeigte überall das Bedürfniß vermittelnder Uebergänge. — Carl VI. steuerte mit Ernst der Strafloſigkeit der empörendsten Verbrechen durch die Asyle in Kirchen und Klöstern und in den Häusern der Gesandten, deren Dienerschaft oft ein Geschäft daraus machte, die Verbrechen und die Verbrecher zu hehlen und die Letzteren dann unter allerlei Vermummung aus dem Lande zu schwärzen. Mit Gewalt durfte zwar kein Verbrecher seinem Asyl entrissen werden. Dagegen nahm oft, besonders das Militär, zu empörenden Mitteln die Zuflucht, am Schuldigen dennoch die vindicta publica zu nehmen. Gute Kameraden leisteten dem Verbrecher Gesellschaft, mit vollen Bechern, mit gewinnversprechenden Würfeln, mit schmiegsamen Mäd-

Digitized by Google

chen, vermummten den Todestrunkenen und trugen ihn hinweg, einen Andern in ſeinen Kleidern zurücklaſſend, oder ſie brachten ihm (mehrere Tage und Nächte bei ihm ausharrend) köſtliche, aber ſcharfgeſalzene Speiſen, ihm nicht einen Tropfen zulaſſend, den brennenden Durſt zu ſtillen, oder ſie ließen ihm durch mehrere Tage und Nächte auch nicht einen Augenblick die Ruhe des Schlummers, daß am Ende die Verbrecher um Gotteswillen um den Kerker und um das Hochgericht baten, weil ſie die Qualen des Durſtes und der Schlafloſigkeit nimmermehr auszuhalten vermochten. — Dem Generalprofoſen in Raab entflohen einſt drei des Einverſtändniſſes mit den Kurutzen ſchwer bezüchtigte Soldaten. Schimpflicher Tod wartete ſeiner. Da ſchickte der „Herr Vater" ſeinen „lieben Söhnlein" fleißig zu eſſen und zu trinken in die Kloſterfreiung. Das dritte Mal waren alle drei wie Ratten vergiftet. — Ein Raubmörder entkam durch grobe Fahrläſſigkeit des Schließers zu Judenburg zu den Franziskanern. In der Angſt vor der Strafe legte der Gerichtsdiener Feuer an das Aſyl und entfloh. Ein Sturmwind legte ganz Judenburg bis auf drei Häuſer in Aſche. Er wirbelte das Feuer ſogar in den nahen Wald und erſt in vierzehn Tagen wurde man der wüthenden Flamme völlig Meiſter.

So wie Bären und Wölfe in harten Wintern ſich hungerig bis an die Wälle der Städte wagten und hart an ſelben, bewaffnete Männer bis auf ihre Gewänder und Stiefel verzehrten, ja Cavallerieordonanzen, nach verzweifelndem Widerſtande Mann und Roß zerriſſen, vermaß ſich der Straßenraub eines Gleichen. An vielen Stellen mußte der Wald neben der Heerſtraße gelichtet, die verdächtigen Wirthshäuſer geſäubert und mit verläßlichen Leuten beſetzt werden, auf den Höhen wurden weitausſehende Wachthäuſer gebaut, von denen in jeder Nachtſtunde Patrouillen auf- und abzogen. Der Landprofos hielt monatliche Streifereien, legte ſtärkere Hut auf die Gränzpäſſe, unterhielt regelmäßige, wohlbezahlte Kundſchafter, die jedoch wenig halfen, wenn es nicht gelang, einen Verräther unter der Bande zu kaufen oder einen falſchen Bruder unter ſelbe zu miſchen. Gegen die Zigeuner, welche ganze Gegenden in Schrecken ſetzten und namentlich mit Recht oder Unrecht für die gefährlichſten Spione der ungariſchen Mißvergnügten galten, befahl ein Cirkular, daß alle Amtmänner und Hauptleute: — „daß ſelbte aller orthen die ſambtlich

vogelfrei erklärten Zigeuner, wo ſie ſich betretten laſſeten, eo ipso, da ſie ſich Zigeuner zu ſein bekennen, ſambt denen Weibern entweder balt niedermachen oder gleich auffhenkhen laſſen, die Kinder aber in die Spitäler zu chriſtlichen Aufferziehung außtheilen vndt denne gemäß alſo ſchleunigſt und ohne alle umbſtändt verfahren und zugreiffen ſollen." — Unter vielen anderen Thaten des Entſetzens tödtete unter andern ein Lichtenſteiniſcher Schloßhauptmann von Hohenſtadt und ſein jüngerer Sohn, den älteren ſammt Weib und Kind. Der Unglückliche, ſeit Jahren Vermißte, war durch Zufall in einem Wald unter die Zigeuner gerathen und ſelber Hauptmann einer Bande geworden, durch die Reize eines ſchönen Zigeuner-Mädchens verführt. — Nach dem Unglück der Rakoczyſchen Waffen bei Tyrnau, bei Trentſin, bei Romhay, nach dem Ende der Rakoczyſchen Unruhen durch den Szathmarerfrieden fanden ſich gar viele edle Flüchtlinge und verſuchte Krieger unter den Zigeunern und ſetzten den kleinen Krieg als Raub fort. Noch lebt in den Sagen und Liedern des Volkes der furchtbare Rajnoha, der die ganze Kette der weißen Berge, der grauſame Kováts und Loſy, welche die Liptau und Thurotz unſicher machten. — Seit jener großen Verfolgung erhoben ſich die (1417 in den Tagen des Koſtnitzer Kirchenrathes, des Huſſitenkrieges, der Siege Polens über den deutſchen Orden in Preußen und der Jungfrau von Orleans), zum erſten Mal in Ungarn erſcheinenden und unter ihrem Wajda, Herzog Michael, mit königlichen Privilegien begnadigten Zigeuner, nur mehr als Abdecker, Folter- und Henkersknechte, Hufſchmiede, Nagelſchmiede, Herenmeiſter, Propheten, Pferdeärzte und Spielleute, wohl auch als Dichter. — Niemand vermag wie ſie jene dunkel gewaltigen, wechſelweiſe herzzerreißenden und muthvoll begeiſternden Töne der Geige zu entlocken, — zu den hochtragiſchen Liedern und Balladen vom tauſendfachen Unglück ihres Hindu-Stammes und vom Untergange der ungariſchen Freiheit. Da ſind die Paganini's dutzendfach, da ſcheint jede Strophe ein grauſenvoller Refrain aus Dante's Hölle zu ſein: „lasciate, oh voi ch'entrate, ogni speranza!" — Der dichteriſche Geigenſpieler Barna-Michály, mit Recht zubenannt Magyàr-Orpheus, dann der erſt 1831 unter den Opfern der Cholera gefallene Jantſchy von Freiſtadtel (Galgocz) und noch mehr die Zigeuner-Sappho, Czinka Panna werden ſtets unvergeſſen bleiben, wie ſo viele klaſſiſche Märchener-

Digitized by

zähler, welche Hunderte tagesmüder Arbeiter bei einem Stümpfchen Talglicht in irgend einer ungeheuern Scheune um ſich verſammeln und trotz Müdigkeit, Hunger und Schlaf, voll der glühendſten Aufmerkſamkeit zu feſſeln verſtehen an jegliches Wort ihres Mundes. — Noch unter Joſeph zählte Ungarn über fünfzigtauſend Zigeuner.

Ueberhaupt herrſchte unter Carln VI. noch viele Wildheit der Sitten, ungeheuerer Zunftſtolz und unaufhörliche Hinneigung zum Fauſtrecht und zur Selbſthülfe. Die beſonders gewaltige und wilde Zunft der Fleiſchhacker war durch eigene Briefe in enge Feſſeln geſchlagen. Es wurde ihnen Urfehde und Abſchwörung aller Rache für das, was einem aus ihnen widerfahren, zur ſtrengſten Pflicht gemacht, bei Verluſt Leibes und Gutes. — Da es ſich gezeigt, daß die Fiſcher den größten Unfug treiben, ſo ſollte ihnen weder im Winter noch im Sommer ein Mantel, Gugel oder Hut erlaubt ſein, ſondern ſie ſollen bei Sonne und Regen bloshäuptig auf dem Markte ſtehen, ſo lange ſie Fiſche feil haben, damit ſie um ſo mehr eilen und den Leuten um ſo beſſern Kauf geben! — Die erſt unter Leopold vertriebenen Juden fanden ſich unter Carl häufig wieder ein und leiſteten nicht geringe Dienſte im Frieden und im Kriege, doch mußten ſie jeden Augenblick neue Scenen der Verfolgung und des Mordes erwarten. Sie zahlten Leibzoll wie das Vieh, mußten ſpitze Hüte und einen gelben Fleck am linken Arm tragen. — Den Seſſelträgern wurde verboten, anſteckende Kranke, Livree-Perſonen, viel weniger Juden zu tragen!! Aehnliches wurde den Miethkutſchern eingeſchärft. Fleiſchlicher Umgang zwiſchen Juden und Chriſten war früher grauſamer beſtraft worden, als die Vermiſchung mit Thieren. Dem ungariſchen Juden, der einem Chriſtenmädchen Gewalt angethan hatte, wurde das Glied, womit er geſündiget, in ein mit Schwefel und Pech erfülltes Fäßchen eingeſpündet und ſelbes in langſames Feuer geſetzt, ihm aber, als gnädige Milderung, ein ſcharfes Meſſer dazu gelegt, damit er im Wahnſinn der Qualen ſich das Glied abſchneiden und alsdann frank und frei davonlaufe möge (1548). Wurde ja doch nach Schweizergeſetzen die zweifache Ehe dadurch beſtraft, daß der ſchuldige Theil entzwei gehackt und jedem Gatten ein Theil davon zugeſtellt wurde!! — In Toggenburg und St. Gallen wurden die Diebe eines andern Religionsbekenntniſſes an einem niedern Galgen an dem Fuße aufgehängt, um ihren Kopf und Hals

von zwei unten an Ketten angebundenen beißenden Hunden abnagen zu laſſen. — Die eifrigſten gegen die Juden waren immer die Wiener Schuſter, die ſchon unter Albrecht I. gedroht hatten, den Burggraben mit ihren Schuſterleiſten auszufüllen und ſohin die Burg ſelber im unwiderſtehlichen Anlauf zu erſtürmen. Auch jetzt noch unter Carln VI. erregten ſie zwei ſchwere Aufſtände. Langwierige Haft und ſchwere körperliche Strafen hinderten ſie nicht, neues Unheil anzufangen. Kaum wurde ein neuer Aufſtand 1722 durch die Hinrichtung der zwei Rädelsführer, durch die Verurtheilung Vieler auf die Galeeren und in die Zuchthäuſer und durch Millionen Stockprügel gedämpft. Was zu Wien in der Hauptſtadt im Angeſichte des Hofes, der Miniſterien, eines zahlreichen und mächtigen Adels, die tolle Hitze ſich erlaubte, giebt einen Maaßſtab für das, was in den Provinzen geſchah. Die Spielwuth der Wiener war noch immer ſo groß, daß täglich entſetzliche Auftritte der Verarmung und Verzweiflung, der Zweikämpfe, Selbſtmorde und Gotteslaſterung hervorgingen. Viele gänzlich heruntergekommene Hazardſpieler und Wetter ſuchten durch letztere ein Ende durch's Henkerſchwert. — Die uralte Satzung mußte von Zeit zu Zeit den Wienern unterſagen „auf öffentlicher Straße, Weib und Kind oder ein Glied zu verſpielen, das Gott an ihrem Leib erſchaffen habe.“ — Geworbene Söldner (ſpäter ſogenannte Linientruppen, milites perpetui, wie ſie ſeit dem weſtphäliſchen Frieden nach und nach die alte Ordnung, das alte Recht und die öffentliche Wohlfahrt in allen Reichsprovinzen mehr und mehr untergruben) durften unter Leopold noch gar nicht in die Stadt; unter Carl dagegen mußte ihnen die Stadt bereits eigene Kaſernen erbauen. Welcher Todesſtoß für die ariſtokratiſche und Communal-Unabhängigkeit? Die Stadt-Guardia und die Rumorwache der Hauptſtadt durchzuckte nicht ſelten derſelbe Geiſt kleinlicher Eiferſucht und hochmüthiger Zwietracht, der noch in unſern Tagen zwiſchen dem Linien-Soldaten, dem Gensd'armen oder Landdragoner, — überhaupt den Polizeiſoldaten — wahrgenommen wird. Unter Leopold hatten ſich beide Sicherheitswachen oft inmitten der Stadt, aber noch häufiger der Vorſtädte förmliche Scharmützel geliefert und ſich zu den entgegengeſetzten Parteien geſchlagen. Das allgemeine Waffentragen zog gar viele ſchlimme Folgen nach ſich. In den Wein- und Safrangärten dicht um Wien, ja ſelbſt in der Stadt und Feſtung wurde

Digitized by

unaufhörlich geſchoſſen, aus Muthwillen, oft aber um hinter dieſen gewohnten und keinerlei Aufſehen mehr erregenden Muthwillen, die ſchlimmſten Plane der Rachſucht und der Parteiwuth zu verbergen. — Förmliche Schlachten der Fleiſchhacker, der Fiſcher, Maurer und Steinmetzen, dann zwiſchen den Studenten, Soldaten, Juden, waren gar nichts Ungewöhnliches. Die ſogenannte Paſſions- und Bußproceſſion am Freitag vor dem Palmſonntag, auch am Charfreitag mit vielen, allzumaleriſchen Darſtellungen aus dem alten und neuen Teſtamente, wobei zwiſchen dem Chriſtus am Kreuz und der am Fuße deſſelben inbrünſtig hinaufblickenden, ſchönen und bußfertigen Magdalena, — zwiſchen Juda und Thamar, Boas und Ruth, David und Bathſeba, Suſanna und den geilen Richtern, höchſt unerbauliche, wenn auch naturgemäße Intermezzos inzwiſchen traten, waren den Behörden wegen vielfacher Unanſtändigkeiten längſt ein Dorn im Auge geweſen. — In der Charwoche 1674 führte dieſe Proceſſion zu einem förmlichen Treffen zwiſchen den Studenten und der Stadt-Guardia Wiens. — Um von jenen Proceſſionen und den Vorbereitungen dazu den rechten Begriff zu haben, und durch welche grobe Sinnlichkeit man glaubte, religiöſe Vorſtellungen am ſicherſten und dauerndſten einpflanzen zu können, zeigt die Inſtruction, wie die Hauptfiguren aufgeſucht und ausgewählt wurden. — So wurde gefordert, „daß Gott der Vater ſei eine gerade, lange, ſtarke, wohlformirte Perſon, mit einem langen, ziemlich dicken grauen Barte, nicht etwa gelb, kupferfarbig oder etwa mit einigem Ausſchlag behaftet, ſondern glatt unter dem Angeſichte, der wie der ſelige Doctor Sirt ausgeſehen, oder wie der Inderſtorfer Wirth eine Geſtalt habe. — In Anſehung der Perſon Chriſti ſollte der Director der Proceſſion wenigſtens vierzehn Tage zuvor fleißig auf den Gaſſen, Kirchen ꝛc. Acht haben, um Perſonen zu erſehen von gehöriger Mannslänge, nicht zu dick, von guter geſunder Farbe, wohlgebildetem, länglichem Angeſicht, ohne unförmliche Naſen, Schielen, Zahnlücken, von feinen Phyſiognomien, nicht langen grauen, ſondern ziemlich kurzen kaſtanienbraunen oder auch etwas lichteren Bärten mit zwei Spitzen, auch ſonſt am Leib nicht tadelhaftig, inſonderheit aber ſittſam und Gottesfürchtig. Die Hohenprieſter, Melchiſedech, Aaron, Annas, Caiphas u. dgl. ſollen theils dicke, lange, graue Bärte, theis gar kurze Knebelbärtchen, zwei kleine Zipfel am Kinnbacken, dicke aufgeblaſene Geſichter

haben, ſonſt auch von Leib dick ſein, oder aber, wenn ihnen dies fehle, Kiſſen einſchieben. Zu den Rieſen, Goliath und Urias, wurden die zwei langen Schmiedegebrüder von Mittewald verſchrieben und ihnen außer der Weiſung 12 Gulden vom Mitſchenk gegeben. Dem Teufel, der Feuer ausſpie, gab man einen halben Gulden und alle Materialien, als Schwefel, Branntwein, Baumwolle. — S. Georg mußte ein ſchöner, und der ſtärkſte Mann der ganzen Stadt ſein, als Retter der heiligen Königstochter Margarethe und um, wie ein anderer Tell, den Rachen des ſie bedrohenden Lindwurms ſtark und richtig zu durchbohren, daß die darin verborgene rieſige Blutwurſt die zuſchauenden Damen, ſelbſt in den zweiten Stöcken und alles Volk umher unter ungemeinem Hin- und Herflüchten und Gelächter, mit dunkelm Blute übergöſſe.

Ein nicht minder wichtiger Aufſtand der Wiener Studenten geſchah acht Jahre nach der türkiſchen Belagerung, in welcher ſie muthige Treue bewieſen. Ihre Wildheit wurde durch ihren abgeſonderten Gerichtsſtand und durch die, nach mehreren Todtſchlägen, an den Verbrechern gleichwohl geübte Gnade verſtärkt. Manchem ausgepichten Böſewicht war das fahrende Studentenleben ein bequemer Deckmantel, ſelbſt zum liſtigſten Raube, und an Mitteln der Entweichung fehlte es den endlich Feſtgenommenen niemals. Zahlloſe Gefechte hatten ſie inſonderheit mit den Schneidern, und es begab ſich nicht ſelten, daß 3—6 Raufbolde von Studenten 60—80 Schneider aus ihrer Herberge herausjagten und ſich das, für jene zubereitete Feſtmahl wohl ſchmecken ließen.

Eben ſo wenig hatte die ſchwache, frömmelnde Regierung Leopolds den Unfug der meiſt ganz unſinnigen Zweikämpfe ſteuern können. Die Beleidigten, die Eiferſüchtigen, die Zurückgeſetzten fielen einander zuletzt auf offener Straße an. 1681 wurden zwei Franzoſen von Rang, Lieblinge der erſten Salons, der Graf von Francheville und der Maltheſer Chevalier Machour, jener durch einen Baron Gera, dieſer durch den Piemonteſer Marcheſe Fleri getödtet. Ein Streit im Hazardſpiele brachte den Oberſten Braida den Todesſtoß von der Hand des ſchwediſchen Grafen Horn. Darauf wurde über die Duellanten und ihre Secundanten Enthauptung und für die Inländer auch Güterconfiscation verhängt. Die aber aus falſcher Ehre auch nur den Degen zum Zweikampfe entblößten, ſollten ohne Gnade

Digitized by Google

am Pranger ſtehen. — Der Graf von Roſenberg fiel unter dem Meucheldolch des Abenteuerers Roſen, ſeines Rivalen um ein Regiment, wie er eben von der Dankſagung bei Hof nach Hauſe kehrend, aus der Kutſche ſtieg. Roſen entfloh aus ſeiner Haft, nahm aber zu Wittenberg ein gräßliches Ende. — Zwei fürchterliche Thaten mögen ein Bild geben von der damaligen Verwilderung der Gemüther. Der erſte ſeit der Zertrümmerung des ſpaniſchen Joches und der faſt durch ein halbes Jahrhundert nicht anerkannten Thronfolger des Hauſes Braganza angenommene portugieſiſche Botſchafter Marcheſe d'Aranguez, Fürſt von Ligne, hatte auf den jungen Schweizer Grafen Johann Ferdinand von Hallwyl aus Liebeseiferſucht grimmigen Haß geworfen. So lockte er ihn, ſeinen täglichen Gaſt, auf die Jagd, und ließ ihn im Dickicht, unferne der Straße, vor ſeinen Augen, kalten Blutes, durch einen wälſchen Banditen erdolchen (20. Auguſt 1696). Zur ſchnellen Flucht des Mörders waren unterlegte Pferde ſchon bereit. Der Botſchafter fuhr ganz ruhig nach Wien zurück und beklagte ſich in der Abendgeſellſchaft mit lederner Stirne gegen des Ermordeten Schweſter, daß der Graf ſich von ihm ſo unvorſichtig in den tiefen Wald entfernt habe, der von jeher unſicher geweſen ſei! — Schon des andern Tages ſcharrten Hunde die nur leicht und ſchlecht bedeckte Leiche zu Tage und die empörende That mit ihrem Thäter war eben ſo wenig zu beweiſen als zu bezweifeln. Das Volk machte Miene, des Botſchafters Wohnung zu ſtürmen und ihn zu zerreißen. Er erklärte des Volkes Stimme für abgeſchmackt und unter ſeiner Würde, darauf zu antworten. Sein Haus war zu ſeiner Sicherheit bewacht, aber bald verließ er ſelbſt Wien, zog heim und gab dort eine Rechtfertigungsſchrift heraus, deren einziger Beweis im Leugnen beſtand.

Eine andere Scene empörender Verwilderung aber gab ein ſicherer Franz Gruber, geweſener Verwalter beim Statthalter Grafen Jörger, welcher wähnte, der Graf habe ihn verſchwärzt und er könne deshalb kein anderes Brod finden. — An ihn ſelber die Mörderhand zu legen, ſchien dem Scheuſal noch viel zu wenig. Er lauerte alſo ſeinem einzigen talentvollen Sohne an der Michaelskirche zu Wien auf, wie er eben aus dem Rath nach Hauſe fuhr, und tödtete ihn durch einen Piſtolenſchuß. Als er wenige Tage darauf lebendig gerädert wurde, betheuerte er noch unter der Marter ſeine Höllen-

freude, daß der alte Graf bis an ſeinen Tod keinen einzigen frohen Augenblick mehr haben werde!

Aber nicht blos die Herren, auch die Diener ſtörten unaufhörlich die öffentliche Ordnung. Es war in Wien eine eigene Gegend, der vorzugsweiſe Schauplatz der unſinnigen Zweikämpfe und vermeintlichen Ehrenrettungen, in der heutigen Joſephsſtadt, in der Umgegend des ehemals Trautſoniſchen und Rofranoiſchen Gartens, wo ſich nicht allein die Secundanten, ſondern auch die Vorübergehenden einzumiſchen pflegten, ſo daß die Zweikämpfe häufig in förmliche Scharmützel ausarteten. Die mit Carln VI. zahlreich nach Wien gekommenen Spanier, Portugieſen und Niederländer waren die vorzüglichſten Theilnehmer und Anhänger der freveln Duelle. Es war damit ſo weit gekommen, daß ein öſterreichiſcher General den Wagen eines fremden Geſandten gewaltſam anhielt und den Miniſter nöthigen wollte, auszuſteigen und ſich auf der Stelle mit ihm zu ſchlagen: ein Vorhaben, das nur durch die ungemeine Klugheit und Feſtigkeit des zufällig in der Nähe befindlichen und ſogleich herbeieilenden Hauptmannes der Rumorwache noch verhindert wurde. — Kurz vor Carls VI. Regierungsantritt entſtand eines mit volleſtem Rechte verhafteten geſandſchaftlichen Laquaien wegen ein ſolcher Aufruhr, daß die Rumorwache genöthigt war, ſich mit dem auf dem Graben Verhafteten in's Wirthshaus zum Lamm in der Naglergaſſe zu flüchten und es zu verrammeln. Die Heiducken, Läufer und Laquaien forcirten die Thüre und befreieten ihren Geſellen, ja ſie ſtürmten und plünderten ſogar das Rumorwachhaus am neuen Markt, bis endlich das Militair mit Uebermacht durchgriff und einen der Rädelsführer, Jacob Bock, einen zwanzigjährigen Mohren, dem Freimann überantwortete, der ihn am hohen Markt ſogleich auf den Galgen knüpfte.

Nicht minder ſcheußlich war ein, mehreren Hunderten das Leben koſtender Aufruhr aus dem erbärmlichen Anlaß, daß ein Jude und zwei unbefangen ſpielende Schornſteinfegerjungen am Petersplatze vor dem Hauſe des, der wieneriſchen Kaufmannswelt freilich tödtlich verhaßten, reichen Hoffactors Samuel Oppenheimer einander wechſelweiſe höhnten. Die Rumorknechte verjagten den einen gar zu ausgelaſſenen Jungen durch ein Paar Jagdhiebe. Die Zuſchauer fanden es empörend, daß ein Chriſt um eines Juden willen geſchlagen würde, und die Gaſſenjungen warfen mit den Eiern der dort ſitzen-

Digitized by

den Bauerweiber dem Oppenheimer die Fenſter ein. Als die Eier alle waren, griff man nach Steinen und da der ſtarke Wachtpoſten am Peter ruhig dieſem Unweſen zuſah, wurde das Haus erbrochen und geplündert, viel Geld und Koſtbarkeiten geraubt, alle Schriften und Handelsbücher zerriſſen, das prächtigſte Geräth zum Fenſter hinausgeworfen und den Weinfäſſern die Böden eingeſchlagen. In verborgene Gewölbe eingeſchloſſen, retteten die Juden kümmerlich das nackte Leben. Jetzt erhielt die Hauptwache den ernſten Befehl, der Raſerei ein Ende zu machen, es koſte, was es wolle. Nachdem ſie fruchtlos gewarnt, feuerte ſie unter den Haufen, der ſich ſchnell verlief. Weil aber die Unruhe bis zum ſpäten Abend fortdauerte und die ganze Stadt in Bewegung war, wurden am Graben, am Stephansfreythof, unter den Tuchladen und an Peter ſelbſt, Kanonen aufgeführt und am frühen Morgen die Rädelsführer, einen Schwertfeger und einen Rauchfangskehrer, die man aus dem Bette geholt, an die Fenſtergitter des Judenhauſes geknüpft, ſohin unter Trompetenſchall allen jenen Amneſtie verkündigt, die das Geraubte auf der Stelle zurückbringen würden.

Wunderlich contraſtiren mit dieſen Ausſchweifungen die gleichzeitig ſelbſt in der Handelswelt herrſchenden Ehrbegriffe. Als im Frühjahr 1722 das Amthaus in der Rauhenſteingaſſe neu erbaut wurde, berief zuerſt der Magiſtrat alle Handwerker auf das Rathhaus und verlas ihnen den kaiſerlichen Befehl wegen dieſes Baues. Dann verfügte ſich der Unterrichter im feierlichen Zuge mit Meiſter und Geſellen nach dem Amthaus, zeigte ihnen, daß es von Verbrechern ganz leer ſei, rief dreimal der Stadt Befehl, daß Keiner dem Andern wegen dieſes Baues einen Vorwurf machen ſollte, that dann mit ſeinem Stab, Meiſter und Geſellen, jeder mit ſeinem Werkzeug, drei Streiche an das Haus, das hiermit völlig frei und ehrlich geſprochen war. — Dankenswerth contraſtirte hiermit, daß von den Kindern der Nachrichter, Schergen, Gerichtsdiener die thöricht hinzugebildete Makel der Ehrloſigkeit weggenommen wurde, damit ſie ein ehrliches Gewerbe oder Handwerk ergreifen und ſich mit anderen rechtlichen Familien verheirathen könnten. Ein Gleiches ward auch mit der Makel der unehelichen Geburt verſucht, konnte aber erſt unter Joſeph II. (quem fata terris ostenderunt tantum) durchgeführt werden.

Maria Thereſia und ihr Gatte Franz I.

Es war unter Franz und Thereſia (was unter Fürſten ſo ſelten der Fall iſt) eine allen politiſchen oder pecuniären Intereſſen fremde, faſt von Kindheit an gehegte, vom Vater gebilligte und bis in den Tod fortbeſtehende Zärtlichkeit, die ein neues Geſchlecht auf den Thron des (ſehr uneigentlich nach ſeinem geringſten Beſtandtheile zubenannten) „öſterreichiſchen" Staatenvereines geſetzt hat. — Franz war Thereſien ungemein werth durch ſtrahlende männliche Schönheit, durch Heiterkeit und Kraft, durch anſpruchsloſen, geſunden Verſtand, durch die in allen Dingen, die nicht ſeinen eigenen Beutel betrafen, geſchmeidige Nachgiebigkeit. — Es iſt von Thereſien in Allem und Jedem nur zu wiederholen, daß die Frau kaum gelebt hat, die zugleich größer auf dem Throne und muſterhafter im Privatleben geweſen wäre?! Um die Untrüglichkeit und Unverletzlichkeit der Fürſtenwürde nicht zu gefährden, ignorirte Thereſia, daß Franz dem König von Preußen im ſiebenjährigen Kriege mit Lieferungen von Getraide, Mehl und Fourrage mehr als einmal (wenn auch zu den ärgſten Wucherpreiſen) aus der dringendſten Verlegenheit half. Man hat Franzen's vorletztem Sohne, Ferdinand, Generalcapitain der Lombardei, Aehnliches vorgeworfen, nämlich, daß Bonaparte's reißender Siegeslauf im April und Mai 1796 und ſchon die Unternehmung Scherer's gegen Devins auf Loano und Vado nur durch die vom Erzherzog den hungernden und halbnackten Franzoſen zugeſchwärzten Lieferungen möglich geworden ſei?? Dadurch erklärte man ſich den unverſöhnlichen Haß des Miniſters Thugut gegen dieſe Linie des Hauſes und ihre lange Verbannung nach Ungarn, nach Wienerisch-Neuſtadt und Brünn. — Franz übernahm ſehr gern einträgliche Pachtungen, ſogar die ſächſiſchen Zölle. Er legte Fabriken an, er trat in belgiſche und engliſche Handlungsunternehmungen ein, lieh auf Pfänder, ſelbſt Thereſien nach der Schlacht von Prag zur ſchnellern Ausrüſtung des Dauniſchen Heeres, und übernahm die Lieferung von Pferden, Montur und Waffen für ihre Armeen. Emſig ſuchte er den Stein der Weiſen, verſuchte aus mehreren kleinen Diamanten einen großen zuſammenzuſchmelzen und förderte eifrig alles naturhiſtoriſche Wiſſen, beſonders Chemie und Alchemie als eine „tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgen ſollte." Seine Geldliebe hinderte ihn nicht an edlen Hand-

Digitized by Google

lungen der Wohlthätigkeit, und wie es ihm überhaupt an perſönlichem Muthe keineswegs gebrach, wurde er den Wienern theuer durch die in Feuers- und Waſſersnoth zu Rettung und Hülfe bewährte freudige Unerſchrockenheit. — Daß er es liebte, ſelbſt bei feierlichen Gelegenheiten, wo er nicht als Reichsoberhaupt auftrat, ſich in den Hintergrund zu ſtellen, daß er, unter die Damen gemiſcht, zu ſagen pflegte: — „Ich bleibe bei Ihnen, bis der Hof weg iſt. — Die Kaiſerin und meine Kinder ſind der Hof, ich bin hier blos Privatperſon," — hinderte ihn gleichwohl nicht, manchmal dem verfolgten Talent ein Anker, der verkannten Redlichkeit eine Stütze zu ſein, der Unduldſamkeit Thereſien's (dieſem unſeligen Erbſtück ihres Großvaters Leopold und der Ferdinande) mildernden Einſpruch zu thun und den Tartuffen, deren Waizen unter Thereſien vorzüglich blühte, ſchonungslos die Larve abzureißen. — Manchmal murrte er ſogar ganz leiſe gegen die Verſchwendung an Unwürdige. Freilich wurde er meiſt von Thereſien lebhaft damit abgefertigt: „Es ſind ja lauter Kremnitzer geweſen" (nämlich ihre ungariſchen Ducaten; die lothringiſchen und toskaniſchen Sorten würden freilich nicht ſo weit gereicht haben?). Thereſia war nicht nur für ſich überaus ſtreng und eiferſüchtig, ſie glaubte auch für geregelte Erfüllung aller Ehepflichten, wie für eheliche Treue und gute Sitte im ganzen, weiten Umfange ihres Reiches wachen zu müſſen. Sie that es hier und da ſehr zweckwidrig durch Conſiſtorien, durch geiſtliche und weltliche Spione, durch gezwungene Ehen und überall eindringende Keuſchheitscommiſſionen auf eine oftmals lächerliche, oftmals peinliche, oft für's ganze Leben verderbliche Weiſe. — Um ſo erhabener erſcheint uns die reichbegabte Frau in einem noch nirgend bewahrten Augenblicke. — Die letzte Neigung des Kaiſers Franz war die Fürſtin Heinrich Auersberg. Aus dem Theater heimkehrend war Franz in den Armen ſeines Sohnes, des römiſchen Königs Joſeph, nach wenigen Seufzern plötzlich verſchieden. Thereſia ſah durch mehrere Tage Niemanden und eilte nur mit der theuern Leiche nach Wien. Die Schiffe ſollten zu Hall, wo der Inn ſchiffbar wird, ſtündlich bereit ſtehen. Einmal noch vor der Abreiſe wollte ſie ihrem Hofſtaat, und zwar zum erſten Male nach dem erſchütternden Unfall, ſich zeigen. Sie trat aus ihrem Cabinet, auf der rechten Seite die Herren und Damen ihres Hofes, auf der andern ganz allein, gleich einer Verpeſteten

von Allen geflohen, in Thränen gebadet, vom langen, ſchwarzen Schleier noch immer nicht genug verhüllt, die Fürſtin Heinrich Auersberg. — Nicht ohne ein ſchnell wieder verſchwundenes, beißendes Lächeln auf den überzahmen Kreis, aus welchem ſo Mancher früher der Leidenſchaft des Kaiſers dienſteifrig geweſen war, ging Thereſia auf die Unglückliche zu, reichte ihr die Hand und ſprach laut, voll Hoheit und Rührung: — „Wir haben wahrlich ſehr viel verloren, meine Liebe!“ — Dann ſprach die Herrliche, dem Rang und der Reihe nach, mit den übrigen Damen und Herren, die nun wieder um die Vermiedene und Ausgeſtoßene ſich drängten, ſo eifrig als je.

Wenige Tage vor ſeinem Tode hatte Franz derſelben Fürſtin ein bedeutendes Geldgeſchenk gemacht. Bei des Kaiſers Tode noch nicht vollſtreckt, nur ſchriftlich verheißen, wurde die Gültigkeit von mehreren ſervilen Räthen ſcharf angefochten. Thereſia bedachte nur ihres Gemahls und ihre eigene Ehre und ließ das Geſchenk voll auszahlen. — In der That eine preiswürdige Geſinnung! —

„Ich habe in ihm von Kindheit an den zärtlichſten Freund, in einer dreißigjährigen Ehe den liebſten Gefährten und meine Lebensfreude verloren. Zuſammen erzogen und aufgewachſen, hatten wir immer gleichen Sinn. In den erſten, ſchweren zwanzig Jahren meiner Regierung milderte er meine Sorgen und Leiden, indem er ſie theilte,“ — ſchrieb Thereſia an die Gräfinnen von Harrach und Thurn. — Mit der innigſten Geſchäftigkeit bereitete ſie mit eigenen Händen das Leichentuch, in das der verewigte Kaiſer eingeſchlagen wurde, die trübe Arbeit unzählige Male unterbrechend durch thränenreiche Bemerkungen über Franzens Liebenswürdigkeit und Schönheit. Doch verbot ſie den mithelfenden Damen und Kammerfrauen mit dem ihr eigenen ſtolzen Ernſt und in jenem Bewußtſein ihres olympiſchen Urſprungs, mit welchem ſie die ihr nur zu wohl bekannten zahlreichen Infidelitäten Franzens beharrlich ignorirte, auch nur eine Sylbe jener rührenden Aeußerungen aus dem Allerheiligſten ihres Herzens zu verlautbaren. — Die Stätte, wo Franz urplötzlich den letzten Odem verhaucht, wurde in einen Altar, das Zimmer in eine Kapelle verwandelt. Für die Ruhe ſeiner Seele ſollten unaufhörlich Gebete emporſteigen aus dem neugegründeten adeligen Damenſtift. — Kleidung, Wagen, Gemächer behielten die Farbe der Trauer bis an ihr, erſt nach funfzehn Jahren erfolgtes Ableben. Am achtzehnten Tage jedes

Digitized by Google

Monats ſchloß Thereſia ſich einſam von aller Welt ab. Stundenlang weilte ſie in der Gruft bei den Kapuzinern an dem Mauſoleum, das ſie Franzen errichtet. Am 18. October 1780 wurde die überaus ſchwere Frau auf dem dazu eigens bereiteten Armſtuhl hinuntergelaſſen. Im Heraufziehen riß das eine Seil. — „Er will mich behalten! — Ich komme bald!“ — rief ſie, erkrankte wenige Tage darauf und ſtarb am 29. November 1780. —

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Ein Theaterartikel als Ausweisungsgrund.

Wir waren hier in Leipzig nicht wenig erstaunt, als wir aus der preußischen Allgemeinen erfuhren, der beabsichtigten Ausweisung des Dr. Dronke aus Berlin läge ein aus seiner Feder herrührender Artikel in einer Leipziger Zeitschrift zu Grunde. Wir kennen unsere hiesige Journalistik, wir kennen auch unsere hiesige hochlöbliche Censur. Ist es möglich, fragten wir uns, daß beide so plötzlich aus ihrer Art geschlagen sind? Ist es wahr, daß die eine unverhofft so heldenmüthig und die andere noch unverhoffter so lammfromm geworden sein sollte, um einen so hochverrätherischen, staatsgefährlichen, gotteslästerlichen, aufruhrpredigenden, jacobinischen, communistischen Artikel aufzunehmen und durchzulassen, der die preußischen Behörden zwingt, einen dem Staate durch Familie und Erziehung angehörenden jungen Gelehrten aus dessen Marken zu verbannen? Wir durchstöberten alle unsere hiesigen Blätter und machten eine Hetzjagd auf diesen in einer Höhle unserer journalistischen Steppe verborgenen, sehr verborgenen, menschenfresserischen Lindwurm von Artikel. — Umsonst, das Ungeheuer war so versteckt, daß wir es nicht entdecken konnten. Jetzt aber wird uns von Berlin aus die Drachenhöhle ganz genau angezeigt: erschrecken Sie nicht, verehrte Leser, Sie stehen ganz nahe dabei, es ist unsere eigene Zeitschrift, es sind die Grenzboten! O zürnen Sie uns nicht, daß wir Sie an einen so lebensgefährlichen Ort noch einen Augenblick zu fesseln suchen. Wir sind mit Aufopferung unseres eigenen Lebens selbst in die Höhle hinuntergestiegen und haben das Ungeheuer, das, ohne daß wir es ahnten, sich da eingenistet hat, aufgesucht und von allen Seiten besehen, und wir können Ihnen alle mögliche Beruhigung über die Natur desselben geben; es hat weder Schuppenpanzer, noch drei Zungen, noch speiet es Flammen, es frißt weder Thiere noch Menschen, am allerwenigsten aber Staat und Religion, es ist — ein Theaterartikel! Wir wollen es aufrichtig gestehen, wir waren auf Schlimmeres gefaßt. Es gehen jetzt in Preu-

Digitized by Google

ſen ſo ſonderbare Dinge vor, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn einem Schriftſteller einmal das Blut zu Kopfe ſteigt, wenn eine Redaction einmal ihre unter ſolchen Umſtänden ſchwer zu bewahrende Beſonnenheit verliert. Aber von dem Allen kann hier nicht die Rede ſein. Der erwähnte Artikel beſchäftigt ſich weder mit den enttäuſchten Verfaſſungshoffnungen, noch mit der Ausweiſung Itzſtein's und Hecker's, weder mit aufgelöſter Bürgerverſammlung, noch mit der Verweigerung von Schutzzöllen. Allerdings macht er eine ſehr ſcharfe Oppoſition gegen die beſtehende Gewalt — des Theaterintendanten Herrn von Küſtner! O crimen lesae majestatis! Doch halt — es ſoll wirklich in dem Artikel eine Beleidigung höherer Art vorkommen; es iſt von der Vorliebe Sr. Majeſtät des verſtorbenen Königs für das Ballet darin die Rede, und dies iſt der Punkt, den die Herren von der preußiſchen Allgemeinen und des Rheiniſchen Beobachters als den Grund der Ausweiſung vorſchieben. Aber die Hand auf's Herz, meine Herren, glaubten ſie wirklich, als Sie dies niederſchrieben, an die Plauſibilität des Grundes? Glaubten Sie wirklich, ein Paar Worte, die in einem unpolitiſchen Artikel über eine kleine Liebhaberei (die obendrein ſo bekannt iſt) eines wegen ſeiner Tugenden hochgerühmten Monarchen nebenbei fielen, könnten den Grund abgeben zu einer in ganz Deutſchland wiederhallenden Maaßregel? Oder war vielleicht die Form jener wenigen Zeilen verletzend? Waren vielleicht böswillige Intentionen darunter verborgen? Wir rufen alle unſere Leſer zu Richtern hierüber auf. Wir ſind überzeugt, auch der philiſtröſeſte unter ihnen wird eine ſolche Verletzung vergebens ſuchen. Das ſo eben erſchienene Buch des Herrn von Hormayr (Anemonen ꝛc.), das gerade von Berlin aus ſo ſehr gelobt wird, enthält über den verſtorbenen Kaiſer Franz ganz andere Anekdoten, als die unſchuldige, die Herr Dr. Dronke erzählte. Dennoch hörten wir nicht, daß man Herrn von Hormayr bei ſeiner letzten Anweſenheit in Berlin darüber gegrämt, oder daß er ſeine Miniſterreſidentenwürde dadurch compromitirt hätte. Wir glauben, was dem Einen recht, iſt dem Andern billig, und citiren abſichtlich den Vater eines lebenden Monarchen, weil der Fall analog iſt, obſchon jeder Verſtorbene der Geſchichte angehört und wir nicht den Grundſatz theilen können, daß ein jüngſt Verſtorbener hiervon eine Ausnahme mache. Herr Dr. Dronke hat jenen Artikel gegen das Berliner Theater mit ſeinem Namen unterzeichnet, es handelte ſich alſo ſicherlich nicht darum, irgend eine unwürdige verſteckte Bosheit auszuüben. Die Redaction der Grenzboten, der man es hoffentlich nicht nachſagen kann, daß ſie in Scandal ihren Ruhm ſucht, hat den Artikel ohne Bedenken aufgenommen. Der Cenſor unſeres Blattes, gegen deſſen Strenge in letzterer Zeit mancherlei Stimmen ſich erhoben, und der uns manchen Artikel ſtreicht, welcher dann in preußiſchen Blättern Aufnahme findet, hat den Dronke'ſchen Aufſatz

paſſiren laſſen. — Es iſt daher unmöglich anzunehmen, daß dieſe Paar unſchuldigen Worte der Grund zur beabſichtigten Ausweiſung ſein könnten. Dürfen wir den Mittheilungen einiger unſerer Berliner Freunde trauen, ſo iſt es die publiciſtiſche Thätigkeit, welche Herr Dr. Dronke einigen großen rheinländiſchen liberalen Blättern widmet, die ihn in Berlin unbequem macht. Da man aber einem Mitarbeiter an einer von inländiſchen Beamten cenſirten Preſſe nichts anhaben kann, ſo muß ein im „Auslande" erſcheinendes Blatt als Blitzableiter und corpus delicti dienen. Sollte aber wirklich die Angabe der officiöſen preußiſchen Zeitungen die wahre ſein, ſollte wirklich der erwähnte Theaterartikel ſeinem Verfaſſer als ein Vergehen angerechnet werden, dann haben wir keinen andern Wunſch, als daß jene Nummer unſeres Blattes (Heft 15 laufenden Jahres) dem erleuchteten Staatsmanne zu Geſichte käme, der jetzt mit dem Miniſterium des Innern betraut iſt; es gäbe kaum einen ſchlagenderen Beweis, weſſen Geiſtes Kinder jene Perſonen ſind, auf deren Denunciationen hin in letzterer Zeit ſo Manches geſchehen, was beſſer unterblieben wäre. Behauptet man doch auch, die Ausweiſung Jyſtein's und Hecker's ſei auf die Denunciation eines bornirten Agenten erfolgt. Wir wollen unſern Fall nicht an Wichtigkeit dem der badiſchen Deputirten gleichſtellen (obgleich eine Verwandtſchaft nicht zu verkennen iſt); aber den einen Beweis liefert auch er, daß Preußen wohl thäte, unter ſeine Polizeiagenten zu treten und eine fürchterliche Muſterung zu halten. Nach dem Unglücke, eine geheime Polizei haben zu müſſen, iſt das größte Unglück, von dieſer Polizei ſchlecht bedient zu werden.

J. Kuranda.

II.

Aus Hamburg.

Die große Revüe. — Die Bürgergarde. — Ein Manöver. — Kleinod der Zopfzeit. — Bewaffnete Nachtwächter. — Polizei. — Proletariat.

Heute iſt ein Tag geweſen, der die Kräfte des einen Theils der Bewohner Hamburgs nicht minder in Anſpruch genommen, wie die unermüdliche Schauluſt des andern, der Tag der ſogenannten „großen Revüe." Es galt dieſe nicht unſerm, aus ungefähr nur 1300 Mann beſtehenden regulären Militär, ſondern der Bürger ſelbſt machte ſich zum Soldaten, nahm das Gewehr auf die Schulter, um einige Stunden lang gegen einen fingirten Feind zu manövriren. Schon um vier Morgens wirbelten die Trommeln durch die ganze Stadt, um die geſammte Bürgergarde auf ihre verſchiedenen Plätze hin zu berufen. Es hatte den ganzen Tag vorher geregnet und noch hing der Himmel voller Wolken, ſo daß man alſo wahrlich keine angenehme Ausſicht für militäriſche Uebungen hatte, aber wo die Pflicht gerufen, mußte man ſich in das Unvermeidliche ſchicken. Schon vor ſechs Uhr hatten

Digitized by Google

ſich lange Reihen von Menſchen vor den Thoren verſammelt, um die einzelnen Abtheilungen in kriegeriſcher Rüſtung hinausmarſchiren zu ſehen, namentlich erblickte man unter den Zuſchauenden viele Frauenzimmer, hatte doch eine jede einen Vater, Mann, Bruder in dem Heere. Und nun kamen die Bataillons nach einander vorüber, voran Sappeurs mit hohen Grenadiermützen, Muſik und Fahne hinterdrein. Vor dem Thore ſtanden ſchon in der angegebenen Schlachtlinie die Kanonen und die Tirailleurs — Sie ſehen, es geht großartig her —, ſelbſt an Cavallerie fehlt es nicht, von der indeſſen bei den Manövern, der Menſchenmenge wegen, die allemal bei dieſen Uebungen ſich einfindet, kein Gebrauch gemacht wird. Auf ein gegebenes Signal begann dann bald von allen Seiten das Feuer, und es bot ſich zuweilen ein nicht ganz unintereſſantes Schauſpiel, obgleich es natürlich an umfaſſenden Schlachtplänen gänzlich fehlen mußte. Gegen Mittag beſchloß eine allgemeine Parade den großen Tag. Die Hamburger Bürgergarde beſteht, wenn ſie vollzählig iſt, wohl aus mehr als 12000 Mann und am heutigen Tage muß ſie dies gerade ſein. Sie iſt in acht Bataillons Infanterie abgetheilt, und hat außerdem drei Corps Artillerie, Cavallerie und Jäger. Man muß nur nicht vergeſſen wollen, daß man keine Soldaten vor ſich ſieht, ſondern Männer, die zu Anfang des Sommers jede Woche ein paar Mal das Gewehr zur Hand nehmen, und wird alsdann ihre Leiſtungen gar nicht ſo ſchlecht finden. Die Infanterie hat — ziemlich häßlich — blaue Röcke zur Uniform, übrigens nicht, wie in Leipzig die Communalgardiſten, runde Hüte mit Federbüſchen, was ziemlich lächerlich ausſieht, ſondern Tſchakós. Sehr anſprechend iſt die Uniform der Kanoniere, unſtreitig das beſte Corps von allen. Man ſieht in ihr faſt nur große, kräftig gebaute Männer, meiſtentheils aus den höhern Ständen. In Hamburg iſt jeder anſäſſige Mann, ob einheimiſch oder fremd, zum Dienſte im Bürgermilitär verpflichtet, muß ſich auf eigne Koſten bewaffnen, und alljährlich die Uebungen mitmachen. Es kann daher kein Wunder nehmen, wenn dieſe ſich zu einem — und zwar höchſt eigenthümlichen Volksfeſte geſtalten. Die Revüe iſt nur der Schlußpunkt, ſchon mehrere Wochen vorher war exercirt worden, und es iſt in der That erſtaunlich, die Menſchenmaſſen zu ſehen, die ſich allenthalben dann zu den Thoren hinaus drängen; wie ſie dann wieder, wenn Abends bei Thorſchluß die bewaffneten Bürger heimkehren, lange Reihen bilden, um den Marſch mit anzuſchauen und vor Allem die ſie begleitende Muſik zu hören. Dennoch wird dies Alles vom heutigen Tage übertroffen, und ich übertreibe gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß reichlich die Hälfte der Bevölkerung Hamburgs auf der Sternſchanze — dem Ort, wo die Manövers ſich concentriren, blutigen Andenkens von der Franzoſenzeit her — verſammelt war. Namentlich intereſſant iſt die Ruhezeit nach Schluß der Manövers bis zum Beginn der Parade. Auf

der einen Seite das „große Zelt," der Sitz der Ariſtokratie und der höhern Militärbehörden, auf der andern eine Reihe kleinerer, wo ein Jeder für ſein Geld Eintritt finden konnte, wo Harfenmädchen und Militärmuſik um den Beifall der Zuhörer ſtritten, und zwiſchen ihnen her eine ungeheure Menſchenmaſſe wogte. Auf dem Felde zerſtreut lagen einzelne Gruppen, Männer, Weiber und Kinder im bunten Gemiſch. Leider mußte der Regen, der, ſo lange geſchoſſen wurde, nicht hereinbrach, all' dieſe Herrlichkeit ſtören, und froh durfte der ſein, der in einem ſchützenden Zelte Obdach fand.

Sie werden aber ſchon lange fragen, wozu denn all dieſer Lärm, warum trachtet man nicht, wenn man die Sache in einer ſolchen Ausdehnung betreibt, nach einer weiter gehenden kriegeriſchen Ausbildung? Dies Letztere liegt nun einmal in den Verhältniſſen, und läßt ſich nicht ändern; was das Erſtere, den Nutzen, betrifft, ſo geſtehe ich aufrichtig, daß es mir gar nicht einfällt, in der Bürgergarde eine wahrhaft kriegeriſche Gewähr zu finden, für deſto höher halte ich aber die bürgerliche. An ſich ſchon iſt es eine vortreffliche Sache, wenn ein Jeder die Waffen zu handhaben weiß, wenn ſich ein gewiſſer militäriſcher Geiſt — natürlich ohne die Auswüchſe rein monarchiſcher Staaten — geltend zu machen verſteht. Eine Handelsrepublik taugt nicht für einen Militärſtaat, und deshalb muß der Bürger es ſein, der neben dem regulären Militär einen Theil der Wachen bezieht — nebenbei geſagt, auch ein großes Erſparniß für den Staat ſowohl an Geld, als an Menſchenkräften, welche letztere doch der Dienſt im ſtehenden Heere in nicht geringem Grade für die Geſellſchaft gänzlich paraliſirt. Das Bürgermilitär hat aber auch noch einen andern wichtigen Nutzen in Bezug auf Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, deren Garantie es gewiſſermaßen bildet. Selbſt der gemeinſte Mann kennt in Hamburg zu gut die Bedeutung ſeines Bürgerrechts, um ſich von beſoldeten Dienern des Staats, wofür er das reguläre Militär anſieht, in ſeinen Bewegungen hemmen laſſen; und das Einſchreiten deſſelben bei entſtandenen Tumulten hat ſtets nur die Folge gehabt, dieſelben zu vergrößern. Durch weit weniger Kraftentwickelung, bloß vermöge ſeines moraliſchen Gewichts richtet der bewaffnete Bürger viel mehr aus, und deshalb beruht die innere Kraft des Hamburgiſchen Staates ſo weſentlich auf ſeiner Bürgerbewaffnung. Sie ſehen, neben manchen Ueberbleibſeln der Zopfzeit und vielfachen Bocksbeuteleien beſteht dennoch in Hamburg Manches, was auf echt volksthümlichem Boden beruhend eine Gewähr des freien Sinnes und der freien Inſtitutionen iſt.

Da ich einmal das Kapitel der Waffen berührt, ſo will ich hier zugleich einer andern ebenfalls rein hamburgiſchen Einrichtung — wenigſtens erinnere ich mich nicht, je anderswo von ihr gehört zu haben — erwähnen: es giebt nämlich neben bewaffneten Bürgern auch be-

waffnete Nachtwächter, nicht mit Spießen und Hörnern, ſondern mit Gewehr und Säbel, in eine gar nicht häßliche Uniform gekleidet, der nur die dreieckigen Hüte fehlen ſollten. Es war eine Zeit, wo das Nachtwächtercorps faſt nur aus Invaliden beſtand, aus Schiefen und Buckligen, die darin ihren Unterhalt zu erwerben ſuchten; das iſt nicht mehr, ſchon lange ſieht man in ihm nur wohlgewachſene, kräftige Männer. Sie hätten nur ſehen ſollen, wie ſtattlich ſie ſich ausnahmen, als ſie dieſen Sommer — 450 Mann ſtark — mit Trommeln und Fahne zum Thore hinaus zur Inſpection zogen. Sie haben ihren Oberſt mit Offizieren verſchiedener Grade, ſelbſt ihre Wachen, an denen jeden Abend Wachparade gehalten wird. Nachts freilich legen die guten Leute ihr kriegeriſches Anſehen ab, ziehen ihre grauen Kittel an, ergreifen die ſonſtigen Utenſilien des eigentlichen Nachtwächterdienſtes, und ziehen paarweiſe durch die ihnen angewieſenen Straßen, wobei ſie alle Stunden (und zwar in plattdeutſcher Sprache, der von der niedern Volksklaſſe faſt allein gebrauchten) die Zeit ausrufen. Bei Tag ſtehen ſie der Polizei hilfreich zur Seite, und man hat geſagt, ſie vertreten die Stelle von Gensdarmen. Das iſt aber nur in einem mehr beſchränkten Sinne zu verſtehen, da ſie durchaus keine Autorität haben, wo ſie nicht aus beſondern Urſachen von Staatswegen hingeſtellt ſind, ein Gensdarmerie-Weſen oder Unweſen, wie es ſich wohl in monarchiſchen Staaten findet, hier überhaupt gar nicht möglich wäre.

Was die Polizei ſelbſt betrifft, ſo leidet ſie zwar auch einigermaßen an dem Erbfehler aller Polizeien, einer Neigung zu Uebergriffen, doch macht ſie ſich nicht ein Geſchäft daraus, dem Bürger bei allen und jeden Gelegenheiten ihr Daſein und ihre Kraft fühlen zu laſſen. „Die Hamburger Polizei iſt die gemüthlichſte und harmloſeſte von der Welt. Sie hat Handſchuhe von Sammt über den Händen und geht auf Filzſohlen. Man merkt ſie nirgends und ſie iſt allenthalben, miſcht ſich jedoch nie in die politiſchen Gedanken, ſie mögen ſich noch ſo vernehmlich und deutlich ausſprechen. Sonſt thut ſie als Polizei ihre Schuldigkeit. Sie kennt einen Jeden, wenn er nur vier und zwanzig Stunden in Hamburg iſt, und hütet ihn, iſt er verdächtig, d. h. verdächtig in Betreff eines Attentats gegen die Sicherheit des Eigenthums oder der Perſon. Im Uebrigen macht ſie keinen Verdruß und die Unantaſtbarkeit der Perſon wird in Hamburg ſtreng reſpectirt. Die Hamburger Polizei hat wirklich, dem großen Haufen gegenüber, einen Tact der zu bewundern iſt; ſelbſt bei einer Emeute läßt ſie ſich nicht aus der Behaglichkeit und Ruhe bringen.“ Das ſchrieb Baurmann im Jahr 1836, und das gilt noch heute. Es iſt in der That merkwürdig, vergleicht man Hamburg namentlich mit Berlin, wie ungemein wenig große und raffinirte Diebſtähle hier verübt werden, und wie ſtark das Vertrauen aller Claſſen auf die öffentliche Sicherheit iſt, wie häufig fremde Gauner, die hier ihr Hand-

werk treiben wollen, hier in's Garn laufen. Freilich braucht ſie auch ihre Kraft nicht an Lappalien zu verſchwenden, wie z. B. das Cigarrenrauchen, dieſe ſo wichtige Beſchäftigung der Berliner Polizeimannſchaft, läßt auch außerdem Jedermann walten, ſo bald er nur nicht geradezu dem Geſetz entgegentritt. Uebrigens ſind die Hamburger Polizeidiener ungefähr vierzig Mann, meiſt von gewichtigem Körperbau, in Civil gekleidet, ein Umſtand, wenn er auch den Eingeborenen nie hindert, ſie zu erkennen, doch ihre Anweſenheit weniger drückend macht, und nicht das ſtete Gefühl des Beaufſichtigtwerdens aufkommen läßt, gewiß aber zur Wirkſamkeit der Polizei nicht wenig beiträgt. Sie werden vielleicht darüber gelacht haben, daß ich einer Polizei ein Loblied ſinge, aber warum ſollte ich es nicht, wenn ſie es verdient; mögen immerhin ihre Vorzüge mehr negativer Natur ſein, ſo ſind ſie doch ſehr weſentlicher Art, und — Ehre dem Ehre gebührt!

Ein beſonders intereſſanter Zweig der allgemeinen Polizei iſt die Hafenpolizei. Hier bedarf es vor Allem an Geiſt und Körper gleich kräftiger Leute, um das leicht bewegliche, zur Ausgelaſſenheit ſehr geneigte Volk der Matroſen in Schranken zu halten, und nebenbei bedarf es auch einer nicht geringen Sprachenkunde, um ſich den verſchiedenen Schiffsmannſchaften verſtändlich zu machen. Es iſt ein eigenthümliches Geſchlecht, dieſe Matroſen, immer froh und unverdroſſen bei der Arbeit, aber im höchſten Grade vergnügungsſüchtig, ſobald ſie einmal das Land beſtiegen. Roh ſind ſie oft, und zwar maſſiv roh, doch wird man dies nur gewahr, ſobald man ihnen in den Weg tritt, im Uebrigen zeichnen ſie ſich meiſtens, wenn man ſie nur zu handhaben verſteht, durch eine kräftige Gutmüthigkeit aus. Es hat vor Kurzem ein hieſiges Blatt einen gar ſonderbaren Unterſchied zwiſchen Flußſchiffern und eigentlichen Matroſen aufſtellen wollen, der im Auslande zu ganz irrigen Begriffen führen kann. Offenbar aber wollte nur der Telegraph, der Sucht unſerer Tage folgend, auch Hamburg ſein Proletariat ſchaffen, und da nun einmal zugegeben werden mußte, daß auf dem feſten Lande wenig Ausſicht dazu vorhanden ſei — und gewiß iſt es richtig, daß in keiner gleich großen Stadt, wo obendrein ſo bedeutende Reichthümer in einzelnen Händen ſich befinden, verhältnißmäßig ſo große Wohlhabenheit herrſcht, und ſelbſt die ärmern Claſſen weniger Mangel leiden. — Das Proletariat mußte alſo auf dem Waſſer ſich finden. Die Ewerführerknechte — Arbeiter, die in ſogenannten Schuter die Waaren von den Schiffen im Hafen in die Speicher der Stadt bringen — können in jener Beſchreibung gar nicht gemeint ſein, und was ſonſtige Flußſchiffer anbelangt, welche die Verbindung zwiſchen den an der Elbe liegenden Dörfern und Hamburg unterhalten, ſo ſind dies gewöhnlich die Bauern ſelbſt, die ihre Produkte zu Markte bringen, oder Blankeneſer mit ihren Fiſchen. Es iſt in der That lächerlich, von der Gefahr zu ſpre-

Digitized by Google

chen, die dieſer Verkehr der Sittlichkeit der Dorfbewohner bringen ſoll; Jahr aus Jahr ein haben dieſe ihre ſtehenden Repräſentanten in Hamburg, kommen ſelbſt oft in großen Zügen herüber, und auch ſo würde namentlich ſeit Erfindung der Dampfſchiffe kein Ort und kein Plätzchen meilenweit um Hamburg her, namentlich an der Elbe, das nur einigen Reiz darbietet, von den Einflüſſen der großen Stadt unberührt bleiben können, die übrigens bei Weitem nicht ſo ſchlimm ſind, wie der „Telegraph" ſich einbildet. Ein gewiſſer Luxus der Dorfbewohner läßt ſich zwar im Allgemeinen gar nicht abſtreiten; dies iſt aber eine natürliche Folge ihres Reichthums — ich verweiſe in Betreff dieſes z. B. nur auf die Vierlanden — den ja gerade die ungeheuren Bedürfniſſe der Stadt und die Leichtigkeit der Transportmittel zu weiterem Verkehr hervorrufen. Was nun gar das Schmuggeln anbetrifft, ſo iſt es über alle Maaßen thöricht, davon nur reden zu wollen. Hin und wieder mag wohl ein Einzelner eine Kleinigkeit durchſchmuggeln, aber eine Beſchäftigung im Großen wird keiner ſchon deswegen daraus machen, weil es ſich gar nicht der Mühe lohnt, einen Zoll, der in den meiſten Fällen nicht über ein halbes Procent hinausgeht — und zwar dies erſt ſeit dem Brande, vorher war er um den fünften Theil kleiner — überhaupt zu umgehen. — Wenn es einerſeits von den Machthabern unverſtändig iſt, von den communiſtiſchen Lehren Gefahr für die Zukunft zu fürchten, ſo ſollten doch auch die Schriftſteller nicht, um einigen Lieblingsideen zu fröhnen, am hellen Tage Geſpenſter ſehen.

III.

Aus Steiermark.

Bauernemeute. — Inneröſterreich. — Grätzer Myſterien. — Eiſenbahn und Steinkohlen.

Wir hatten vor Kurzem in einer der unteren Gegenden unſers Landes eine Miniatur-Revolution unter den Bauern, die aber wichtig genug war, um das Einſchreiten militairiſcher Macht nothwendig zu machen. — Einige Commiſſäre, die in Cataſterangelegenheiten dorthin gekommen waren, hatten entweder aus Muthwillen oder aus Mißverſtändniß, den Bauern eingewendet, daß außer den landesfürſtlichen Steuern alle übrigen Leiſtungen und Abgaben aufhören würden. Als nun ſpäter der Zehent eingefordert wurde, ſtützten ſich die Bauern auf jene Verſprechungen und verweigerten ihn, indem ſie behaupteten, man wolle ihnen Unrecht thun. Die Localbeamten wollten Gewalt brauchen, kamen aber ſchlimm weg und wurden mißhandelt, bis endlich ein Militair-Detachement aus Marburg an Ort und Stelle beordert wurde, was der Emeute ein Ende machte. Es iſt bei der Menſchlichkeit unſeres trefflichen Gouverneurs zu erwarten, daß die

armen mißleiteten Bauern nicht allzuhart den Muthwillen einiger strafwürdiger Spaßvögel zu büßen haben werden, sondern daß im Gegentheil eine strenge Untersuchung gegen diese Personen eingeleitet werden wird, um ihnen die Lust an solchen Eulenspiegelstückchen in Zukunft zu vertreiben. Uebrigens zeigt dieser Vorfall, daß auch der Slave widerspenstig werden kann, so fügsam er sonst erscheint, und die Geschichte des Landes weiß viel mehr von Bauernaufständen in Unter- als von solchen im Oberlande zu berichten. Dennoch haben unsere Wenden noch keine Bedeutung im Lande errungen, am wenigsten in der Literatur, denn außer einigen Gebetbüchern ist kaum Etwas vom Belange erschienen. Krempl's wend. Geschichte der Steiermark wurde unlängst in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst kurz besprochen, aber doch, wie des Verfassers eifriges Streben, gehörig gewürdigt; sein indeß erfolgter Tod auf einer Pfarre im Luttenberger Weingebirge erregte unter den gebildeten Slaven allgemeine Theilnahme.

Seit dem allerdings etwas lächerlichen „Wahnrufe" gegen ihn und die hiesige slavische Bevölkerung in der allgemeinen Augsburger Zeitung v. J. brachte diese wieder unlängst einen Artikel über Innerösterreich, in dem einige Namen unserer gelehrten Welt genannt werden. Sonderbar ist's, daß man unter Innerösterreich vorzugsweise immer nur Seiermark versteht, und dabei unserer Nachbarländer Kärnthen und Krain kaum gedenkt oder erwähnt, während diese im Bezug geistigen Strebens sicherlich nicht zurück sind; wer Wagners Bilder aus Kärnthen (mit erklärendem Texte von Hermann), wer die rege Theilnahme dort an unserm historischen Vereine, wer die Leistungen der Krainer für slavische Literatur kennen zu lernen Gelegenheit hatte — muß sich wundern, daß solch' Streben gegenüber unsern Leistungen hier von der auswärtigen literarischen Welt ganz unbeachtet bleibt — wenigstens bisher geblieben ist.

Lärm und leichte Waare giebt es bei uns desto mehr; so machten trotz ihrer Elendlichkeit an Form und Inhalt die „Gratzer-Mysterien" im Kometen v. J. Aufsehen und gaben trotz dem bei den Haaren hervorgezogenen Witze doch Aergerniß und Nachforschungen. Nun brachte sogar die Leipziger Illustrirte Bilder und Correspondenzen aus unserm bisher so ziemlich unbekannten Alpenlande, die trotz Schreib- und Druckfehlern hier Anklang fanden.

Mehr jedoch als alles dies interessirt uns jetzt die Eisenbahn und die Hoffnung — sowohl als die Furcht ihrer Folgen. Kaum ist sie nach Wien eröffnet, zeigt sich eine in's Ungeheure erwachsene Reiselust; in Kurzem soll sie bis Marburg, oder gar schon bis Zilli eröffnet werden, wenigstens ist der Unterbau größtentheils vollendet und sind hier und da schon die Schienen gelegt. Allerdings verlieren durch diese Richtung viele abseitige Orte, namentlich z. B.

Digitized by

das gewerbsreiche Pettau; manche dürften ganz in Vergeſſenheit kommen, wenn nicht Flügelbahnen dieſem und jenem vorbauen, woran in unſerm eiſenreichen Lande denn doch nicht zu zweifeln iſt, ſo z. B. aus dem obern Murthale nach Bruk, aus Kärnthen gegen Marburg und von Kroatien herauf eben dahin, von Zilli in's obere Sannthal und von der Steinbrücke gegen Agram u. ſ. f. Die Landſtädte würden mehr mit der Hauptſtadt und der Welt verbunden werden, das Spießbürgerliche dort ſich mehr und mehr verlieren, und dafür Bildung und Weltkenntniß an die Stelle treten; der Kaſtengeiſt und das gewiſſenhafte Abwägen des Ranges, Standes und Vermögens iſt am Lande hier noch ein gewaltiges und allgemeines Uebel, das jedem Unbefangenen um ſo mehr auffällt und Fremde um ſo unangenehmer berührt, als ſonſt und mehrſeits dieſes Ueberbleibſel des vorigen Jahrhunderts ſo ziemlich verſchwunden iſt — dies iſt gleichfalls ein nicht zu verachtender Nutzen, den man von der Eiſenbahn erwartet! Einem jedoch damit verbundenen und mit Recht gefürchteten Uebel, dem ſteigenden Holzmangel, könnte durch Ausführung eines ſehr annehmbaren Vorſchlages unſers ausgezeichneten landwirthſaftlichen Schriftſtellers Dr. Hlubegg: Anpflanzung des Pettauer Feldes mit der üppig wachſenden Pappel, abgeholfen werden; jedenfalls würde die Erfahrung einen Maaßſtab für gleiche Zwecke liefern.

Glücklicher Weiſe haben wir noch im Lande mächtige Steinkohlenlager, und durch eine eben im Zuge begriffene Arbeit unſers neuen geognoſtiſch-mathematiſchen Vereins iſt die Auffindung mehrerer ſolcher in Ausſicht. X.

IV.

Aus Breslau.

Hitze. — Die Polizei und ihre Geſpenſter. — Studenten. — Schullehrer Wander. — Schlöſſel. — Kunſtausſtellung.

Ich fange einmal wieder, wie ein gewiſſer Berliner Correſpondent eines ſchleſiſchen Blattes, mit dem Wetter an. Wir haben ſeit zwei Wochen eine erſchreckliche Hitze, und das iſt doppelt zu beklagen. Erſtens iſt es an und für ſich unangenehm, und dann verdrängt die Klage darüber jede ernſte Unterhaltung. Ich glaube, wenn heute die Nachricht käme, zwei der beliebteſten preußiſchen Miniſter ſeien zurückgetreten, — die Klage über die 26 Grad Hitze würde kaum den politiſchen Jubel aufkommen laſſen. Wohin man kommt, überall Jammer über Apollo's ſtrenges Regiment. Oft iſt mir's, als ſtecke ein tiefer Sinn hinter ſolchen Worten, als hätten ſich die Leute aus Furcht vor geheimer Polizei und Cenſur dieſe Sprache gelernt, ihrem gequäl-

ten Herzen Luft zu machen. Wir müſſen jetzt gewaltig vorſichtig ſein in unſeren Aeußerungen, denn der ſchleſiſche Dialekt ſcheint ein geborner Feind des Paragraphen 151. des Allgemeinen Landrechts zu ſein. Dieſer Vorſicht iſt es auch wohl zuzuſchreiben, daß wir bis jetzt noch keine Adreſſe an Hecker und Itzſtein geſchickt. Glauben Sie deshalb aber nicht, daß die Theilnahme für jene Männer und die Mißbilligung der ihnen widerfahrenen Unbill hier minder groß iſt, als in anderen Städten Deutſchlands. Die Ausweiſung läßt ſich auch durch nichts entſchuldigen, höchſtens könnten die Orthodoxen auf die Bibel recurriren und auf die gegen Adam und Eva allerhöchſt beliebte Ausweiſung aus dem Paradieſe. Und wir leben ja in einem chriſtlichen Staate. Vielleicht weiß es mir das Blatt des bornirten Ultramontanismus, die Augsburger Poſtzeitung„ Dank, daß ich die preußiſche Maßregel bibliſch gerechtfertigt habe.

Nächſtens geht aus Schleſien eine Loyalitätsadreſſe nach Berlin, eine andere jedoch, als die der Königsberger. Die Bauern im Hirſchberger Thale nämlich wollen feierlichſt verſichern, daß ſie keine Communiſten ſind und Se. Majeſtät allerunterthänigſt bitten, nach wie vor das Thal zu beſuchen. Sie würden daraus ſehen, daß Höchſtderſelbe dieſem verläumderiſchen Gerüchte keinen Glauben ſchenkte. — Gewiß, die Bauern ſind unſchuldig, unſchuldig ſogar an dieſer Adreſſe; denn, ſo viel ich weiß, ſtecken hier große Herren im Souffleurloche. Was wiſſen unſere Bauern vom Communismus, was wüßten wir hier überhaupt davon, wenn die Polizei uns nicht den Namen gelehrt hätte? Fragt ein unſchuldvolles Mädchen nach ihrer Unſchuld, und ſie wird mit dem Namen der Sünde auch bald die Sache kennen lernen. Die Polizei iſt mit den wirklichen Verbrechen nie zufrieden. Von Zeit zu Zeit erfindet ſie welche und inquirirt die gepeinigte Menſchheit darauf. Das iſt eigentlich das, was ſie ſo unliebſam macht. Herr v. Kamptz erfand einſt die Demagogie. Nachdem dieſe etwas abgebraucht iſt, muß der Communismus der weltgeſchichtliche Popanz werden, den man auf das Schotenfeld der Loyalität ſteckt.

Im Schooße des hieſigen Studententhums fängt's wieder an zu gähren. Es beſtand ſeit vielen Jahren eine ſogenannte Raczekia, ein Verein von Studenten, an dem auch Ronge participirt haben ſoll. Es war eigentlich eine Reliquie der alten Burſchenſchaft. Der Geiſt, der darin heimiſch, war zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden. Als die Bewegungen innerhalb des Berliner Studententhums ihre Ringelwellen auch bis hieher warfen und den damals in Lethargie verſunkenen Verein zum Nachdenken über ſich und ſeinen Zweck aufſtachelten, entſtand eine Spaltung. Der eine minder entſchiedene Theil hielt die hiſtoriſch überkommene Form, die nahe an das Landsmannſchaftliche ſtreifte, feſt, der andere wollte ſie über den Haufen geworfen wiſſen

Digitized by Google

und aus ſich einen Kern geſtalten, um den ſich alle Studenten als ſolche gruppiren ſollten. Die geringe Empfänglichkeit für eine zeitgemäßere Geſtaltung der akademiſchen Verhältniſſe unter denjenigen akademiſchen Bürgern, die man mit „Kamele" zu bezeichnen pflegt, ließ dieſen Plan nicht zur Ausführung kommen. Erſt jetzt ſcheint ein günſtiger Augenblick gekommen zu ſein. Bereits zu zweien Malen hat eine allgemeine Verſammlung ſtattgefunden, in der zunächſt die Gründung eines allgemeinen Ehrengerichts mit möglicher Abſchaffung der Duelle zur Sprache gebracht worden iſt. Natürlich findet dieſe Idee eben ſo ſehr warme Anhänger als fanatiſche Gegner. Immer iſt's aber erfreulich, daß man das Bedürfniß der höchſt nothwendigen Reform fühlt und Muth und Ausdauer zeigt, die diſſentirenden Elemente zu überwinden.

Obgleich die Studirenden der katholiſchen Theologie auf unſerer Univerſität von Freiheit in Wiſſenſchaft und Leben ſtets ſeparirt waren, glaubte das excluſive Römerthum dennoch an eine mögliche Verweltlichung ſeiner einſtigen Prediger und brachte die Gründung eines Convikts für die Studirenden der katholiſchen Theologie auf's Tapet. Der Domherr Ritter intereſſirte ſich namentlich ſehr lebhaft hiefür, und auf ſeine Veranlaſſung wurde in aller Welt herumkollektirt. Seit einem Jahre ungefähr beſteht nun auch ſo ein Duodez-Convikt, in welchem einige Studirende unter Aufſicht wohnen; eſſen, ſchlafen und ſtudiren. In voriger Woche jedoch iſt denſelben ſeitens des Univerſitätsrichters eröffnet worden, daß ſie, weil die Einrichtung dieſer Anſtalt mit den Univerſitätsſtatuten nicht in Einklang zu bringen ſei, bis zu Anfang des künftigen Semeſters entweder das Convictorium zu verlaſſen, oder die Univerſitäts-Matrikel abzugeben hätten. Wieder ein Bollwerk weniger für die ſo hart mitgenommenen Ultramontanen!

Den Volksſchullehrer Wander in Hirſchberg haben ſie nun auch criminaliter belangt und von ſeinem Amte ſuſpendirt. Vom erſten Juli ab bezieht er nur das Halbe an Gehalt, der ihm bis dahin noch ganz bewilligt worden war. Wie ſehr übrigens die Verdienſte Wanders von anderer Seite anerkannt werden, erſieht man daraus, daß die Stadtverordneten Hirſchbergs beſchloſſen haben, ihm den vollen Gehalt aus der Communalkaſſe auszuzahlen. Die Städteordnung bietet alſo die einzige Garantie für eine gefahrloſe Aeußerung ſeiner inneren Ueberzeugung, und die Beſchlüſſe der Stadtverordneten ſind das einzig unverfälſchte Barometer, an dem man die Zeichen der Zeit natürlich ſehr ſchwach markirt findet. In Breslau fand dieſer Tage die Wahl des Vorſtandes der Stadtverordneten ſtatt. Zum erſten Vorſteher wurde der rühmlichſt bekannte Juſtiz-Commiſſar Gräff gewählt, ein Mann von klarer Einſicht und feſtem Willen — bekanntlich mißliebiger Rechtsanwalt des Herrn Schlöffel. In Beziehung auf letzte-

ren geht das Gerücht, daß seine Freilassung mit dem Zurücktritte Arnim's zusammenfallen soll. Was alles an diesen Zurücktritt geknüpft wird! So sehr wir ihn wünschen — daran glauben können wir nicht. Das wäre wenigstens eine scheinbare Concession an die öffentliche Meinung und die vermeidet man.

Am 3. Juli ist die diesjährige Breslauer Kunstausstellung geschlossen worden. Sie bot manches Werthvolle dar, aber auch Vieles, dem die Aufnahme in Berücksichtigung des Wortes „Kunst" von der Juri hätte versagt werden müssen. Das Ausgezeichnete kam von außen, von Düsseldorf und München namentlich. Die schlesische Produktivität beschränkte sich hauptsächlich auf Portraits.

V.

Notizen.

Aus einer alten Chronik. — Aller guten Dinge vier.

— Der König von Hannover war in Göttingen und die Zeitungen sind voll von Nachrichten über die brillante Weise, mit der er dort empfangen wurde. Eine alte Chronik aus dem eilften Jahrhundert meldet gleichfalls von einem König von Hannover — wahrscheinlich einem grauen Urahn des jetzigen — der durch eine eigenmächtige Aenderung der Landesverfassung das Land so aufgebracht hat, daß man eine Umwälzung besorgte, sieben Professoren, hochverehrte Männer, haben das Land verlassen und die Theilnahme von ganz Deutschland folgte den unglücklichen, mit Bitterkeit kampfenden Hannoveranern. Seit der Zeit sind acht Jahrhunderte verschwunden! Wer sieht heute den Glücklichen diese uralten Unglückskämpfe an? Ja, die Deutschthümler haben recht: Die Franzosen sind ein wetterwendisches, leichtsinniges Volk, lauter Tanzmeister! Wir Deutschen allein sind groß, ehrenfest, ausharrend und consequent!

— Die Berliner alte Dame, „Literarische" genannt, hat außer langen Abhandlungen über Staat und Kirche auch die Ausweisung der badischen Abgeordneten unter ihre Toilette gesteckt. Diese Probe von ihrer Allweisheit hat sie zur Vierten in dem Bunde der „Preußischen Allgemeinen," des „Rheinischen Beobachters" und des janusköpfigen „Janus" gemacht. Da die „Literarische" zur guten Presse gehört, so sind aller guten Dinge nicht mehr drei, sondern vier.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Nicolaus Lenau.

Wie der Pilger auf dem Wege zum Gnadenorte gewiſſe geheiligte Punkte findet, wo er niederknieet und betet, ſo hat jeder Menſch gewiſſe Punkte in ſeinem Leben, bei denen er mit Andacht und betend verweilt, wenn er in Gedanken zurückpilgert zur heiligen unentweihten Jugendzeit. — Ein ſolcher Punkt, eine ſolche heilige Periode iſt mir die Zeit, die ich mit Nicolaus Lenau in Wien verlebte. — Mit Andacht verweilt meine Erinnerung bei ihr, mit inniger, frommer Freude verſenke ich mich in die reichen Stunden, die ich in ſeinem Umgange verlebte. — Nicolaus Lenau war der Dichter meiner Jugend, andere habe ich mehr bewundert, ihn habe ich geliebt. — In dem kleinen Landſtädtchen, in dem ich meine Jugend verlebte, erfuhr ich nichts von einem Dichter Lenau, bis mir ſein Freund, der Frühling, einen Gruß von ihm brachte. Ich ging auf den Feldern und ſtudirte meine Claſſiker für die Schule, da treibt mir der Frühlingswind ein Notenblatt entgegen; ich fange es auf und leſe das componirte Lied „An die Wolke" von Nicolaus Lenau. — Es war das erſte Mal, daß ich dieſen Namen las, aber über dem Lied vergaß ich meinen Claſſiker; das friſche innige Leben, das mich daraus anwehte, welchen Contraſt bildete es gegen das Vermoderte, Leichenhafte, in das ich mich pflichtgemäß einwühlen mußte! — Umſonſt war all' mein Nachfragen nach dem neuentdeckten Dichter, Niemand im Städtchen konnte mir Auskunft geben, erſt in Prag las ich ſeine Frühlings- und Polenlieder, ſeinen Savonarola und Fauſt. — Wie viele Dichter haben mich erhoben, fortgeriſſen zur glühendſten Bewunderung, Lenau's Lieder machten mein ganzes Weſen vibriren und erfüllten mein Herz mit Herbſtpoeſie und mit geheimniß-

vollem Wehmuth des Frühlings. — Ich brauche jenen begeisterſten Herzen das Glück nicht zu ſchildern, das ich empfand, als mich zwei Jahre ſpäter, in Wien, mein geliebter Dichter, den ich als meinen Meiſter zu verehren mich gewöhnt hatte, zu ſich lud. — Mit Zittern und Zagen ging ich zu ihm: ſo mag es einem Jünger zu Muthe geweſen ſein, wenn er zum Hohenprieſter ging, um aufgenommen zu werden und geweiht zum Dienſte Gottes.

Er lag noch im Bette, als ich zu ihm kam, und ſonderbare alte Bücher von verſchollenen Philoſophen und poetiſchen Mönchen lagen auf der Decke umher, und mitten unter ihnen ein neues Manuſcript. Es war die Romanze von dem tollen Schneider Jacques in den Albigenſern, der für den Antichriſt ein Sterbekleid macht. Es war, wie die meiſten Gedichte aus der damaligen Zeit, in der Nacht geſchrieben, und Lenau las es mir vor, und war ſelbſt erſtaunt über die bunte Fantaſtik, die darin herrſchte. Von der Verſchloſſenheit und Schroffheit in Lenau's Umgang, von denen man mir ſo viel erzählt hatte, fand ich keine Spur, im Gegentheile war er damals, wie noch oft in der Zukunft, voll Humor und heiterer Laune. Ich werde es nie vergeſſen, wie er einſt im Gaſthauſe an der offenen Tafel zwiſchen preußiſcher und öſterreichiſcher Politik, mit wahrhaft Börniſchem Witze die Parallele zog, und das Portrait des Kaiſer Franz, von Amarling gemalt, ſchilderte. Ihm war das faltenreiche Geſicht ein Buch, daraus er die komiſchſten Geſchichten mit den erſchrecklichſten Pointen vorlas. Die Hofräthe und hohen Beamten, welche in der Nähe ſaßen und ein unfreiwilliges Auditorium bildeten, entſetzten ſich über ihr eignes Lachen, das ſie nicht unterdrücken konnten. Doch war ſein Witz immer nur die Schale des tiefſten Ernſtes.

Das Zimmer, in welchem ich ihn zuerſt beſuchte, war ſchlicht und einfach eingerichtet, aber kurze Zeit darauf hatte er es ſchon mit einem prächtigen, auf einem der ſchönſten Plätze Wiens, vertauſcht, denn er führte in Wien ein Nomadenleben, und wohnte bald hier, bald dort; bald in einer einfachen bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache, einmal in einer kleinen, vier Treppen hohen Manſarde. Er ſagte es ſelbſt, daß er nach einer abgemachten Lebesperiode, oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derſelben Stube aushalten könne. Aber immer war irgend ein kleiner

Digitized by Google

poetiſcher Gegenſtand um ihn, z. B. eine kleine holländiſche Landſchaft, die ganz unſcheinbar ausſah, aber bei näherer Betrachtung ein Bild voll inniger Poeſie und Naturleben wurde. Wenn man ihn des Morgens beſuchte, hörte man ſchon auf der Treppe ſein vortreffliches, feuriges Spiel auf der Violine, er pflegte zu ſagen: er beginne, wie die Pythagoräer, ſeinen Tag mit Muſik, und thue es aus demſelben Grunde, wie jene, um ſich in eine höhere Stimmung zu verſetzen. In ſeine Violine verſenkte er ſich mit ganzer Seele, und war nicht gerne geſtört, wenn er mit ihr allein war; darum ſaß ich oft Stunden lang im erſten Zimmer, wenn er im andern ein Beethoven'ſches Concert, oder ein Zigeunerlied, oder eine eigne Phantaſie aufſpielte, und belauſchte ihn. Sein Spiel iſt, wie ſeine Gedichte, bald eine melancholiſche Klage, bald ein ſchmerzvolles Liebesbild, bald ein wild aufſchreiender Wehruf.

So lebte Lenau mit ſeinen alten Büchern und ſeiner Muſik allein, einſam auf ſeiner Stube, wie ein beſchaulicher Mönch des Mittelalters, aber als Dichter des Savonarola und der Albigenſer, wie ein Mönch, der auf ſeiner Zelle Gedanken ausbrütet, die wie die Reden des Arnoldo da Brescia, den alten Stuhl St. Peter's zittern machten. Inmitte des kleinen, in Materialismus verſunkenen Volkes, in der Metropole des gedankenloſeſten Wohllebens, ſchien er mir, wie er den tiefen Geheimniſſen des Chriſtenthums nachſpürte, wie er die Weisheit der großen Ketzer des Mittelalters ſtudirte, und die Schmach der Kirche haßte, immer ein verwandter Geiſt jener begeiſterten Helden des Mittelalters, die bald in den Cevennen, bald in Italien, bald in Böhmen hervorbrachen, und wie Arnold von Brescia, könnte ich mir Lenau, mit ſeinem edeln blaſſen Geſichte und dunkelglühendem Auge, auf den Ruinen des Capitols, das Volk begeiſternd und zur Befreiung aufrufend, denken. Wenn man in Deutſchland Freiheitsdichter nennt, hört man Namen, wie Herwegh, Prutz, Fallersleben ꝛc. Aber Lenau, bei dem das Wort Freiheit am Seltenſten vorkommt, mag doch wohl unſer größter Freiheitsdichter ſein, er beſingt keine Tagesereigniſſe, er ſchreibt keine Abhandlungen in Verſen, auch ſind wenige ſeiner Lieder dazu geeignet, bei Zweckeſſen abgeſungen zu werden, aber er iſt ein freier und unabhängiger Geiſt, der für die innere Freiheit, für die Rechte der Natur gegen alle Greuel der Weltgeſchichte kämpft, und Blut und

Leben auf dem Kampfplatze läßt. Das ſieht man wohl ſeinen Polenliedern, ſeinen Albigenſern an. Dieſe Freiheitslieder Lenau's berauſchen nicht, machen nicht ſchwindeln und reißen nicht hin, aber haſt du ſie geleſen, biſt du zu jedem Märtyrthume bereit, wie Leonidas, die Cevennenſtreiter, Huß und Hutten; fühlſt du dich Eins mit dem Geiſte Gottes, der durch die Weltgeſchichte geht, und biſt erſtarkt durch das Bewußtſein, daß du Eins biſt mit dem All, und ein Glied in der großen Kette.

In unſerer Zeit, wo jeder entweder ſich ſelbſt in den Strudel ſtürzt, oder willenlos mit fortgeriſſen wird, wo keiner, der Augen hat zu ſehen, und Ohren zu hören, von der Zeit unberührt bleiben kann, — da gibt es Wenige, die ſich in der Wirrniß und im Gedränge von jedem Makel rein halten können, und die Geſtalten ſind ſelten geworden, zu denen die Nation, wie zu unbefleckten Heiligen vertrauungsvoll aufblickt. In ihrem Bedürfniſſe nach Liebe und nach Vertrauen muß ſie bei Manchem Manches vergeſſen, um in ihren Illuſionen nicht geſtört zu werden. Lenau iſt einer der Wenigen, die rein und makellos daſtehen vor aller Welt, vor denen die Parteien mit Ehrfurcht zurücktreten, und welchen ſie kein Blättchen aus dem Kranze zu rauben wagten. Er iſt noch eine von den ſchönen Dichtergeſtalten, die ſelbſt wie ein Gedicht durch das Leben gehen. Auch in ſeinem perſönlichen Umgang hat man die ſchöne Genugthuung, ganz denſelben Lenau zu finden, den man in den tief melancholiſchen Herbſtliedern lieben gelernt, und denſelben Lenau, der im Fauſt ein erſchütternder Skeptiker, im Savonarola und in den Albigenſern ein zürnender gottbegeiſterter Redner iſt.

Was ich von ſeinem Leben in Wien ſagte, gilt nur für den Winter. Sobald der Frühling naht, treibt es ihn fort, wie einen Zugvogel, und er ſehnt ſich nach ſeinem Schwaben, an dem er mit Liebe hängt. Jedes Jahr geht er mit dem Gedanken dahin, von dort eine weitere Fahrt zu machen, aber er fühlt ſich da ſo wohl und heimiſch, daß er ſich nicht losreißen kann, und meiſt den ganzen Sommer daſelbſt verbringt; wenn er dann im Spätherbſt nach Wien zurückkehrt und ſich die Freunde, glücklich über ſeine Zurückkunft, um ihn verſammeln, erzählt er die ſchönſten Geſchichten von ſeinen lieben Schwaben, vom Magus Juſtinus, vom Weiſen Pfizer u. ſ. w.

Digitized by Google

Nicht weniger alt Edmunden sieht er sein Wien, und wehrhaft, ob immer gegen die Raubanfälligen, als ob in seinem Schooße seine edle Brunhild gebohren, oft als sich auch seinen Volk sein eher Gesch erheben könnte, ja, er behauptet immer, daß die Oesterreicher mit zu jenen deutschen Stämmen gehörten, die für das Schöne und Gute am empfänglichsten sind.

Während ich Bernard's Abschiedsblick an Neuhäusel Ende, den mir immer mit ihm zusammen zu nennen pflegt, wiederhole beide zu verschieden sind. Neuhäusel Ende kam mir immer wie der längere, lebendigere Bruder des ernsten Wien vor, und die Freundschaft Bernard's hätte auch mich mit der Liebe einer kleinen Heimath, die mir wohlwollenden Auge dem hiesigen lebensmüthigen Treiben bei gleichen pochte. Einst trug Neuhäusel's an dem Wiener Thoren prunk sich bedeutend zu jener Zeit und, da es Ehre war, Landsmann werden, Landsmann Gleiche zu verbindungen mit die Thore der Residenzen allen Mächten sind, den Verkehr zu befestigen; damals sah man gewiß Fremden, die an diesen Thoren Neuhäusel's Bürgerrecht erhielten manchen, wenn sie einen Wagen, mit Neuhäusel Grün eingespannten, in Wien so zu sagen vom Hof zu Hof wandern und Bekannten erhalten von hohen aristokratischen Familien, von Kammerherrenstellen, Kammerherrenbefreiungen u. s. w., damit Ruhe Ihnen noch recht und nicht für seinen Neuhäusel und gab ihn nicht auf, wie sehr auch die Zeiten ihren Geschäften eine gewisse Wechselmäßigkeit zu geben wußten, die von so großer Wirkung, daß der retirirende Fürst noch in seinen Gedanken Freude und Genuß, weil er von all den Ministern nicht scheut, aber weil er sie zu sehr verehrte, nicht sie die Unentbehrung der Freiheit that. Er hatte es freilich gewissermaßen nicht nöthig, erklärte er sich doch selbst zum Freund für „Fraternisiren," wenn man eine solche Zeit kommen sollte, wie sie die guten Leuten stets für möglich erklärten anfangs den weißen, und hatte er doch einen Freund in Wien, seinen unterthänigsten Bernard, andächtiger war und ein ehrsüchtiger redseliger, als ihn je seine Feinde haben konnten. Welchen großen Umfang die Ideen haben angenommen annehmen, sagt das freilich bedeutsame Gerücht Germaniens, der auf eine kleine Reise der Augsburger Zeitung über Neuhäusel Ende berichtet, ein Verbrechen, das ihn Ihnen, der Freiheit und Liebe zum Vaterland stets, nicht vergeben konnte.

Ich halte mich für verpflichtet, bei dieſer Gelegenheit hinzuzufügen, was ich ſelbſt in Anaſtaſius Grün's Angelegenheiten erfahren habe. Als ich im Jahre 1842 auf meiner Reiſe nach Italien durch Steiermark und Illyrien kam, war es mir eine innige Herzensangelegenheit, mich über Anaſtaſius Grün zu unterrichten; ſchon in Grätz zerſtreute ein alter, langjähriger Freund, der Anaſtaſius Grün heranwachſen ſah, meine geringen Zweifel. Was er mir von ſeinem Entwickelungsgange, von ſeiner früheſten Jugend, von der Art und Weiſe, wie er von der unſchuldig ſpielenden Lyrik bis zum donnernden Jeſaiastone des politiſchen Dichters gelangte, erzählte, zeigte mir klar, daß hier von einer conſequenten Durchbildung des Charakters, daß hier von einem Poeten die Rede, deſſen Zorn ein wahrhafter und edler war, und nicht, wie bei ſo vielen ſeiner Epigonen, Koketterie oder Schönthun mit den Leiden der Zeit. Von demſelben Manne in Grätz, deſſen Namen in ganz Oeſterreich mit der höchſten Achtung genannt wird, und von einem Grafen A., dem Vetter der Gräfin Auersperg, und von allen, die in dieſem kleinen Lande die Verhältniſſe des Adels genau kennen, erfuhr ich, daß nur Liebe, die ſich aus den Univerſitätszeiten herſchrieb, Anaſtaſius Grün zu der Ehe vermochte, die man als eine Speculationsheirath auszuſchreien verſuchte. Die Gräfin A. wollte man als eine hochfahrende, ariſtokratiſche Weltdame darſtellen, die Grün's plebejiſches Treiben verachtete und mit ihm nur am Hofe leben wollte. Nichts als Lügen! — die Gräfin iſt das einfachſte, anſpruchloſeſte Weſen, das nur in Liebe zu Anaſtaſius Grün aufging, und ſeit Jahren mit ihm in ſtiller Zurückgezogenheit, in Thurn am Hard, auf ſeinem alten Schloſſe lebt. Ebenſo unwahr iſt es, daß ihr Vater Anaſtaſius Grün das gänzliche Aufgeben der Poeſie zur Bedingung ſeiner Einwilligung machte; im Gegentheile iſt Graf A—s ſtolz darauf, den Dichter Anaſtaſius Grün ſeinen Sohn zu nennen. Eine eben ſo glänzende Genugthuung, was die niederträchtigſte aller Verläumdungen betrifft, fand ich in Krain ſelbſt. Wie ſehr ich auch nachfragte, ich konnte nichts anderes erfahren, als daß Anaſtaſius Grün als ein wahrer Beatus ille, wie ihn Bauernfeld nennt, auf ſeiner Beſitzung in glücklicher Einſamkeit lebte. Auch dieſes machte man ihm zum Vorwurf, als ob ein Dichter ein Gedicht nur ſchreiben, nicht auch leben dürfte.

Alle dieſe Erfahrungen theilte ich Lenau bei meiner Rückkunft

und Zeichen will, weil Jeder sie, so oft sie auch gebraucht, gar Niemals
Anderes bedeuten, als was Jeder sie verstehen, — die Sprache, mit der
Jeder sich ausdrückt, um die Gedanken eines Augenblicks auszusprechen, so
gebildet, daß sie Jedem Augenblicke dienen kann, — die Sprache, die
Jeder Augenblick wieder vergessen kann, weil sie Jeden Augenblick
Jedem Alter und gerade Diesem, wie mit Absicht gebildet, wieder
neu ist, — die Sprache, die Jeder Augenblick wieder neu ist, weil
gerade Jedem und gerade Diesem, wie mit Absicht gebildet, Jeder
Augenblick wieder neu ist, — die Sprache, die Jeder Augenblick wieder
neu ist, weil sie Jeden Augenblick wieder Jedem Alter und gerade
Diesem, wie mit Absicht gebildet, Jeder Augenblick wieder neu ist,
— die Sprache, die Jeder Augenblick wieder neu ist, weil sie Jeden
Augenblick wieder Jedem Alter und gerade Diesem, wie mit Absicht
gebildet, Jeder Augenblick wieder neu ist, — die Sprache, die Jeder
Augenblick wieder neu ist, weil sie Jeden Augenblick wieder Jedem Alter
und gerade Diesem, wie mit Absicht gebildet, Jeder Augenblick wieder
neu ist, — die Sprache, die Jeder Augenblick wieder neu ist, weil sie
Jeden

Schwab nahm ihm dann ſein Taſchenbuch, in das die meiſten Gedichte, die ſpäter den erſten Band ausmachten, theils mit Bleifeder geſchrieben waren, ab, und eilte damit zu Cotta, dem er vorſtellte, daß er ſich dieſe herrlichen Gedichte nicht dürfe entgehen laſſen. Indeſſen reiſte Lenau, alles das vergeſſend, über den atlantiſchen Ocean

In das Land voll träumeriſchem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug,
Den letzten ihrer Schatten warf,

verſenkte ſich in das Brauſen des Urwaldes, ritt auf unbetretenen Pfaden über uralte Baumleichen, übernachtete in einſamen Blockhäuſern, fragte ſich mitten in den grauenvollſten Einſamkeiten, ob es vielleicht gar keine Einſamkeit gebe, lag Tage lang am Niagara, ſuchte im Urwald die Indianer auf, und bekam wilde Blumenſträuße von ihren Mädchen, ſpielte den Yankis ſeine wilden ungariſchen Melodien vor — fand aber die geſuchte Ruhe nicht („hoffnungsloſer Kummer iſt ein Phantaſt"), rief „Uhland, wie ſteht's mit der Freiheit daheim," ſtieg plötzlich wieder zu Schiffe, träumte auf dem unermeßlichen Ocean ſeine atlantiſchen Träume und flog zurück nach Deutſchland. Er hatte ſo lange nichts von ſeinem Vaterlande, nichts von deſſen Leiden gehört, er war begierig auf Nachrichten, wie von einer Geliebten, und als er in Bremen landete, ließ er ſich Zeitungen in Maſſe kommen und, ſiehe da, wo er aufſchlug, überall Alles ſeines Lobes voll, überall Stimmen aus Nord und Süd, Oſt und Weſt, die den neuen Dichter Nicolaus Lenau mit Jubel und mit inniger Liebe begrüßten. Während er in den Urwäldern Amerika's vergebens die Ruhe ſuchte, fand er in ſeiner Heimath die Liebe von tauſend reichen Herzen.

Trotz ſeiner Liebe zu Deuſchland, deſſen Adoptivſohn er iſt, trotz der Liebe Deutſchlands zu ſeinem tiefſinnigen Dichter, gehört Lenau doch nicht zu den verſtockten Nationalen, die ſich über das Unglück fremder Völker tröſten, weil ihr heimiſcher Heerd dadurch geſicherter iſt. Seine Lieder ſagen es, wie innig er das Schickſal Polens betrauerte, und ſeine Geſpräche mit mir zeigten mir ſeine Vorliebe für die große Geſchichte Böhmens, und ſeiner Helden, Ziska und Huß. Es war ein Lieblingsthema, auf das er mit mir immer gerne zurückkam, er ließ ſich das alte Prag mit ſeinen finſtern Gaſſen und den düſtern Menſchen, die ſchweigſam darinnen wandeln, beſchreiben; ich

unsre Ahn, wie ein, das Gold aus den Bildern und Gefängen Gelehrsamkeit, seinen Charakter aus Büchern schöpfen, seinen Sagen erklären, und seine dunkle Phantasie heim Licht mit den größten und poetischsten Bildern ausmalen. Gold war derzeitige Held, bei lange Zeit bei ihnen mit Tartarossa um den Vorzug stritt, und es dann leicht gesehehen können, daß es ihnen, statt heiden belang. Dieser verstehe es sich in die tragische Geschichte und den weichen, doch starken Charakter des Hermannsohn von Rug, und sein Ansehen, seine Macht, seinen Thron den Gold zu einer großen Größe gehen. Es sehe ihnen auf einer höhern Stufe, als auf der der Nationalität, und als einer ganzen Nation, und es mag sinnvoll über die Grenzen seiner Bauernhaus und seiner Zeit.

Das deutsche Schriftstellerverzeichnis wird auch verbessert, und es sind Verbesserungen, und nicht als Verbesserungen von Niemand genau gelobt, sondern, wie es bei einem Lehrer möglich wäre, ein Urtheil zu schreiben, aber ungern Noten, sondern Urtheilen, und es wird eine Stelle, daß es den Lehrer auch im Leben sehe, auf einer Stelle, dem Glück Stein und in gemüthlichen Plaudern. Und ich weiß es, Heinz, die ihren Lehrer lieben, wie ich, werden mir die kleinen Geschichten, die ich ihnen hier erzähle, danken. Seine Lage ist ihnen oder hat, und ich in den drei Jahren mit ihnen ernste und durchdrungen, nicht mißbrauchen, da es verschiedene Umstände verlieren, aber ihre Gefühle ist klein ein einzelnes Streichlein und der schönen Lichterstein.

Wenn nächster Frühling sich wird mir, wenn er bleibt und Lebendig hab, und mit heiterer Stein sieh, vergehen, — er hat mir die schönen Monden verjahren. Ich Heinz, ich habe doch weiter selig dampfend, in meinem einer ernsthaft Gespräche neben ihm, und Ihr wisset in ihm mit Freiheit, ausdrucksvoller Magie, und lauschet wieder, wie ehemals, auf sein Wort; allen aber, die sich mit Sicherheit bewegte Gedächtnisse und Bücher, mit einer überspannenden Wirkung von Poesie im Herzen, und denen Hingen weilen, möchte ich eine solche Kure, unbekannte Bücherbetrachtung, daß sie sich an ihren Beispiele selbst üben und schlagen. Wie ist das Bedenken, an Freude ein menschlicher Gott geworden, ein Schatz gegen mannigfache Verbesserungen den gemeinen Lebens.

M. H. von Gelbern.

Deutsches Anwaltbuch.

Zu jedem practischen Buche, das in Deutschland erscheint, muß man der Nation gratuliren. Die practischen Bücher sind in unserem theorienwüthigen Vaterlande spärlich gesäet. Der Deutsche, auch wenn er keine Verse schreibt, ist ein Poet, der lieber mit Träumen als mit Wirklichkeit sich beschäftigt. Man vergleiche die deutschen Bücherverzeichnisse mit den englischen und französischen und man wird ein entgegengesetztes Verhältniß in Bezug auf Theorie und Praxis finden. Bei unsern Nachbarn kommt ein speculatives Buch auf ein halbes Dutzend Bücher, die sich mit dem wirklichen Lebensverkehr beschäftigen, während bei uns alle fünf Finger der rechten Hand mit speculativen Zauberringen geschmückt sind und der sechste Finger, der auf das Leben zeigt, erst auf der linken zu finden ist.

Nirgends aber thun die practischen Fingerzeige uns so noth, als in dem verworrenen Gebiete unserer Rechtsverhältnisse. Mit jedem Schlagbaum, den der Deutsche zu passiren hat, beginnt eine andere Gesetzgebung. Das Rechtsgefühl ist bei dem deutschen Volke hauptsächlich deshalb weniger ausgebildet, als bei Engländern und Franzosen, weil die Gesetze ihm weniger bekannt und zugänglich sind. Die Presse in allen 86 Departements Frankreichs citirt ein und denselben Code und der Franzose hört von Jugend auf aus allen Enden seines Vaterlandes so oft auf einen und denselben Gesetzparagraph sich berufen, bis er ihn endlich auswendig weiß. Die deutsche Presse aber citirt ein solches Chaos aus aller Herren Länder, daß sie sich selbst nicht klar herauszufinden weiß und durch unaufgeklärte Widersprüche das Volk, statt es zu belehren, oft noch mehr verwirrt. So steht unser politisches Leben an der Theilnahmlosigkeit des Volkes für sein Recht und bei keiner gebildeten Nation werden Cabinets-

juſtiz und Juſtizmorde ſo gleichgiltig hingenommen, als bei der deutſchen. Aber auch das practiſche Leben krankt an dieſem Zuſtande. Wie Viele, die in der dringenden Lage ſind, im Auslande, d. h. im lieben deutſchen Auslande, einen Proceß zu beginnen, erleiden lieber das ſchreiendſte Unrecht, um nur den Schwierigkeiten eines ſolchen zu entgehen. Und vielleicht ſind dieſe noch beſſer daran, als Andere, welche den Proceß unternehmen und aus Unkenntniß der dort geltenden Rechtsformen, aus Mangel an Bekanntſchaft mit dortigen Juriſten die Proceßkoſten in's Ungeheure anſchwillen ſehen und bei der Unſicherheit der Verhältniſſe ihrem dortigen Anwalt und Bevollmächtigten gegenüber den gerechteſten Proceß mit den übermäßigen Koſten am Ende noch verlieren.

Wahrhaft willkommen muß man daher jeden Schritt heißen, der nur einigermaaßen Hilfe dieſer traurigen Verwirrung bringt. Der vor Kurzem verſtorbene Regierungsrath Buddeus, ein vielbekannter juriſtiſcher und publiciſtiſcher Schriftſteller, hat dieſes verſucht, indem er eine populäre und gedrängte Ueberſicht der Rechts- und Gerichtsverfaſſung der einzelnen deutſchen Staaten und Länder zuſammenſtellte und ſo nicht nur dem practiſchen Juriſten, ſondern auch jedem andern Geſchäftsmanne die Mittel an die Hände gab, bei Proceſſen, die er im Auslande hat, die nöthigen Wege einſchlagen zu können. Ueber dieſer ſchwierigen Arbeit vom Tode überraſcht, übernahm ſein Sohn, der Gerichtsdirector Arthur Buddeus, die Vollendung des Werkes, das ſo eben die Preſſe verlaſſen hat.*)

Zum erſten Male ſehen wir dieſe buntſcheckige Reihe von widerſprechenden Syſtemen und Rechtsauffaſſungen aus aller Herren Länder neben einander in Fronte aufgeſtellt. Welch' ein trauriges

*) „Deutſches Anwaltbuch. Ein Handbuch zur auswärtigen Proceßführung in allen deutſchen Landen, nebſt Verzeichniſſen ſämmtlicher Sachwalter in Deutſchland, von Johann Carl Immanuel Buddeus, Regierungs- und Conſiſtorialrath, und Arthur Buddeus, Gerichtsdirector und Advokat. Leipzig, Gebrüder Reichenbach. 1845." „Die Schwierigkeiten der Arbeit," heißt es in der Einleitung, „waren unendliche. Seit einer Reihe von Jahren iſt das Material allerwärts und mit großem Koſtenaufwande der Verlagshandlung geſammelt worden. Deſſen Herbeiſchaffung gelang zumeiſt den vielfachen Verbindungen meines Vaters, des Regierungsrathes Buddeus. In innigſter Verbindung mit ihm und bei ſteter Vorliebe für die vergleichende Rechtswiſſenſchaft, dem Studium der vaterländiſchen Particularrechte ergeben und vom Anfange an bei der Arbeit hauptſächlich betheiligt, iſt deren Ausführung mir ganz zugefallen."

Heer! Jedes, auch das kleinste Corps, hat seine eigene Montur, und in diesem kleinen Corps hat oft jede Compagnie, jedes Nachtwächterpiquet wieder seine absonderlich zugeschnittenen Gesetze. Das Fürstenthum Birkenfeld hat eine himmelweit verschiedene Gesetzgebung und Gerichtsordnung von dem Fürstenthum Lippe. Eben so das Fürstenthum Hohenzollern-Hechingen und das Fürstenthum Reuß-Greiz-Schleiz, und man könnte glauben, jedes sei in einer andern Zone gelegen. Und wenn es schon unter den Kleinen so verschiedenfarbige Monturen gibt, wie erst unter den Großen! Preußen und Oesterreich scheinen zwei verschiedenen Welttheilen anzugehören und jedes von ihnen scheint ein Australien mit hundert kleinen Gesetzinselchen, auf welchen überall andere Menschensorten wohnen.

Wir glauben, es dürfte für das nicht juristische Publicum interessant sein, einmal einen Ueberblick über die Unterschiede der Gesetzgebung und des Proceßwesens in unseren beiden deutschen Großstaaten zu erhalten. Die populäre und klare Auseinandersetzung des „Deutschen Anwaltbuchs" verlockt uns, die Rubriken Oesterreich und Preußen (mit Ausschluß der Rheinprovinz) unsern Lesern auszugsweise mitzutheilen.

Oesterreich.

Während das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für alle deutsch-österreichischen Staaten, namentlich die Länder unter und ob der Enns oder das Erzherzogthum Oesterreich, die Herzogthümer Steyermark, Kärnthen, Krain, die gefürstete Grafschaft Tyrol, die vorarlbergschen Herrschaften, das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren, das österreichische Schlesien und die Herrschaft Auschwitz gilt, besteht dennoch in allen diesen Ländern das frühere Particularrecht in See-, Handels-, Wechsel- und Lehensachen, so wie in denjenigen Materien, welche nach der österreichischen Verfassung zu den politischen Kameral- und Finanzgegenständen gerechnet werden.

Im Allgemeinen hat der Ausländer gleiche bürgerliche Rechte und Verbindlichkeiten mit dem Inländer, wenn nicht dazu in einzelnen Fällen das Staatsbürgerrecht erforderlich ist und wenn der Staat, dem der Ausländer angehört, die österreichischen Unterthanen rücksichtlich des in Frage befangenen Rechts eben so wie die seinigen behandelt, welches im Zweifelsfalle der Fremde beweisen muß. Ein von einem Ausländer in Oesterreich unternommenes Geschäft, wo-

Digitized by Google

durch sichere Mittel nicht gehindert, eine bleibende organische Verbindung, z. B. eine Schwängerung, ist nach den österreichischen und nach heutigen Gesetzen zu beurtheilen, wenn der Beischlaf unterlegt, sie nachdem die Mittel, oder die Natur sie, Empfängniß und Geburt aus machen begünstigen. Indeß, auf welche Art es wolle, gesetzliche Ehevoraussetzen nicht zu Österreich wenn die Verbindung ist Schließung der Ehe, und zu heilung bestimmt; und die den Bedürfnissen der Kirchen und Religion. Obgleich im Allgemeinen Grunde, so lange sie nicht die Gesetzlichen eines Zustandes genommen haben, in den Staaten der österreichischen Monarchie keine Bürgerliche besitzen können; so sind doch das die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten ist den zu deutschen Bunde gehörigen österreichischen Landschaften. Der ausländische, ziemlich einseitige Wesl, jedoch nur der Kinder und nicht von den Regierungen übereinkommen, sondern von den deutschen Kurfürsten und der von dem deutschen Kaiser zur Wiedung durch die canonische major) hierdurch Ausschließung erhebt Bürgerl. weiteren in Oesterreich anerkannt und haben die Vermöge des bestehen Wesl. Der vom Reichsvicariat erhobene gilt nur als einheimischer. Jeder Ausländer in österreichischen Militairdienste Wie nach österreichischen Militairgesetzen und einer österreicher Militairgerichtsbarkeit gestehen; Militaire in ausländischen Diensten werden den Staatsverlust gleich geachtet.

Als Beschränkt für alle deutsch-österreichischen Staaten, Bundesstaaten dem Tyrol und Salzburg gilt jetzt die Wechselordnung vom 17. Decbr. 1763. Darnach ist österreichischen Unterthanen bei Staaten und Ausländern verschieden, den nicht die Gesetze ausdrücklich die Befähigung ertheilen. Als Personen gelten alle Volljährigen, denen eigene Vermögensverwaltung, durch die bürgerlichen Gesetze eingeschränkt, ist insonderheit Minderjährige und alle unter Curatel stehende Personen, aber auch Minderjährige, die venia aetatis, jedoch noch nicht das 24. Jahr erlangt haben, wenn sie nicht die Bestätigung der Obrigkeit eine eigene öffentliche Handlung oder Gewerbe, denn Militairpersonen, Geistliche, daß ausländische Gesandtschaftspersonal, endlich, zur Handelung ausländischer Wechselbriefe, die weder weder Handelsleute noch Fabrikanten oder Professionisten sind. Die Ind. 3 Reciprocität schreibt; Also ist 14, daß die 7, 14, die 21 Tage mit Zustimmung der Cons- und Gesetzung; die

Vorsorge treffen, daß sie auf nach der Verfügung Berechtigte nicht übergehen, sondern Eigenthum auf sie nach gegen sie Berechtigte übergeht. Die Verfügung ist Gesetzgut und auf Gesetzgut bezieht sich auch die Verfügung über Gesetzgut. Das Gesetzgut ist Gegenstand der Verfügung, wie das Gesetz Gegenstand der Verfügung ist. Auch die Gesetze, und auch die Gesetzes-Gesetzgüter sind der Verfügung und gesetzlich geordneten Uebertragung fähig. Das Gesetzgut ist ein Vermögen, ein gesetzgutliches Vermögen.

Die Gesetzgüter sind Vermögen, wie die Gesetze selbst. Sie sind Vermögen als Gesetzgüter. Gesetzgüter sind Gesetze, Gesetzgüter sind Gesetzgüter, Gesetzgüter sind Gesetzgüter, Gesetzgüter sind Gesetzgüter

einen Ort und an irgendeinem und von irgendwoher zu kommen, und dann die Wahrnehmung in der Regel eines von diesen Dingen. Eine Empfindung ohne Raumanschauung ist ein Ding, welches dem Menschen nicht begegnet. Ein Ding, welches nicht ausgedehnt ist, nicht an einem Ort ist, nicht an irgendeinem Ort war und nicht an irgendeinem Ort sein wird,

derselben Weise, als Mitcontinginten; der gesammte andere, lateinisch- und griechischkatholische Clerus, die unabhängig ordinirenden Geistlichen angehörigter und heimischer Confessionen, der Fiskal und Advocat und Defensor; Curatoren über Minderjährige oder Verreiste, die über und über das Recht der Gerichtsbarkeit, endlich die Juristen in Prozessen und Malefizen, die jüdischen Rabbinen, wenn unter den israelitischen Parteien, welche auch die Christlichen gegen die neue israelitische Ordnung reklamirt hätten. Dagegen sind der Quästionen bei den jüdischen Partheneid-Eidesleistungen in Schulen zu Tücher, Trappen und Judenmänig Kanzleien am Standte des Fürstenthums Gebiethe, über die und katholischen Pfarrer, Kirchen, Kapitel u. sonst Beiger eines Kirchlichen, einemäßigen Patron, Stelle Gebrechern und Christen anbetreffen. Ein angelegenheiten Kirchengesetz in das Ober-Landesgericht, und Beschwerden der Ehegatten Trauungsamt Kanzlei und Ehevorsteh (ohne der bayern Finanzen), die Gründen der katholischen Geistlichkeit, welche nicht selbst Landesherren sind, in persönlichen Angelegenheiten, die verwaltenen Stellen von Pfarrhaberg, Gang Gudau Klein mit Bemilie und Dienerschaft, die Gesandtschaften ausländiger Mächte, und welche die Reklamationen bei den Ober-Hofmarschallamt angehört und wenn sie einmütigen, als freiwillig vorgenommen, gelten, den rent dem Ober-Hofmarschallamte an den Hof des Gesandten gebrachte worten (indem die Dienerschaft nur in gewissen Fällen den diplomatischen Gesandten unterliegt), die bei dem k. k. Hofe als diplomatische Personen accreditirten österreichischen Unterthanen in ihren diplomatischen Angelegenheiten, die Consuln, fremder Mächte mit Ausnahme der vor die Handelsgerichte gehörigen Sachen. Eine eigentümliche Personalordnung bildet das Tiroler Mercantile- und Wechselgericht über alle dasselbe Gerichtsstand, Schutzmündigen Kaufleute, einheimischen Individuen, Klöster, fremden österreichischen Kaufleute, einheimischen Consuln, andere Aktiengesellschaften und Institutionen. Endlich hat das Militär eine Personalordnung von den Militärgerichten und zwar über sämmtliche vom Obersten, und Feldmarschälle, Marschender, Feldzeug unter den Regimentsgerichten, dem gegen Generäle, Obersten, Commandanten selbständiger Corps, zeitenweise, beziehungsweise, mit den Militärbehörden angestellten Obersten, Feldgeschworen, Feldrichtern, Garnisons- und Spitalsrichter, dem

Kriegscommissariat und Provisionswesen, das Thierarznei-, die Salz- und Garnisonsbefestigung, das Invalidenwesen und mehrere Militärgerichtsbarkeit, die Militär-, Bau- und Werkwesens, Studirten, der Militärschule und die Uebersetzungen der Militär, unter den Inländern begriffen militärs. Nachgenommen sind bis die Militär- der k. k. Hofrath, welche nicht schon handelsleuten oder Civilbeamten sind (unter den Civil-Handelsbeamten), die der Magistraten angestellten, aufgestellten Officiere, das Personal der Hofbuchhaltung und der Hofbuchhaltung, und die Bankgesellschaften, Banken, einer Bankgesellschaft, die fremden in Oesterreich bestehenden obrigkeitlichen unter den Landrechte, die nichtadeligen unter dem Landrechte, die Handelsleute sonder nach Leistung des Eides verschied bei eigener bisgerichtlicher Zusammenberufung und nächstdem der Strafsachen und das einfache Rechtsmittel nicht betreffenden Angelegenheiten, während der Entscheidung, bis sie zur Einberufung einer Gestellung beantragten Militärs und die sogenannten Provisionalmilitärs unter den Kriegsrechten; die im Stelle einer Kündigung Gide oder eines Abdienungsfalle befindlichen militärischen Individuen unter dem Landrechte, außer in der Stadt in Ansehung nebenmit Civilpersonen; endlich militärische Militär rücksichtlich ihrer Pflichtversäumnisse unter der Militärjustiz. Die verschiedenen Kriegsgerichte sind die Militär-Civil-Gerichtsstände, unter welche alle Schuldigen über Verstöße und, wenn von den obigen Personen ausgenommen, welche Rechte, über Rubrik, Statthalter, Handlungsbefehle, besonders gegen bestimmt Vorgesetzten, über den Stand der Landesleute gegen Handelsleute; endlich sind der bekannte Wechselgerichte verweisen die türkischen, ungarischen, siebenbürgischen Unterthanen, die österreichische Nationalität, Kaiser-Ferdinands-Nordbahn und die Klagen- und Gebühren, von Wiener Wechselrichtern in Stande gebracht. Wie die Wechselgerichte, welche zugleich Consulate sind, gehören alle Streitigkeiten in Navigations- und Schiffahrtsangelegenheiten, gegen fremde Schiffsexpedition in österreichischen Häfen, über Belastungen zwischen Schiffsherren, ihren Leuten und Passagieren und den Schiffen. Unter die Jurisdiction der Bergherrschaften sind gewisse alle den Bergbau, den Handel der Bergbesitzungen und Bergleute betreffenden Angelegenheiten und die bei unmittelbar und den Schmelzhütten kommende Eisen sofort entscheidenden

den Hammerwerke. Endlich ſind hier zu nennen die Lehengerichte, vor denen alle Streitigkeiten rückſichtlich der Privatlehen zu verhandeln ſind; die Lehen ſelbſt richten ſich allgemein nach dem lombardiſchen, alſo dem gemeinen Lehnrechte mit einzelnen, theilweiſe provinziell abändernden Normen.

Die peinlichen Angelegenheiten gehören im Allgemeinen vor die Criminalgerichte, die entweder landesfürſtliche Collegialgerichte, wie die Stadt- und Landrechte, oder Magiſtrate ſind. Ueber allen ſtehen in zweiter Inſtanz für Civil- und Criminaljuſtiz neun Appellations- und Criminalobergerichte. Von dieſen geht die Appellation an die oberſte Juſtizſtelle, oder den oberſten Gerichtshof, welcher, aus zwei Senaten beſtehend, in dem zu Verona alle an ihn gedeihenden Rechtsſachen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs, in dem zu Wien die der übrigen Staaten verhandelt und entſcheidet.

Den Civilproceßgang anlangend, ſo darf der Richter nur auf vorläufige Klage, nie Amtswegen verfahren. Wendet der Beklagte die exceptio rei judicatae ein (in der öſterreich'ſchen Geſchäftsſprache: legt er die ihm zugekommene Klage mit Verweiſung des im Mittel liegenden Urtheiles zurück), ſo wird „über derlei Zurückerlag eine Tagſatzung angeordnet" und über dieſe Einrede erkannt. In der Klage ſoll das Factum chronologiſch erzählt und dürfen in einer Klage nur mehrere connere Gegenſtände angebracht, darin aber ſo wohl als in andern Streitſchriften dürfen gedachter chronologiſcher Erzählung keine Vernunftſchlüſſe oder Rechtsſtellen beigemiſcht, die Beweismittel dagegen müſſen ſogleich dabei aufgeführt, Urkunden beigelegt werden. Auf Anbringen der Klage muß der Richter in der Regel ſie „aufrecht vorbeſcheiden," d. h. das mündliche oder ſchriftliche Verfahren darauf einleiten. Muß die Ausfertigung einem im Auslande befindlichen Beklagten durch Requiſition eines fremden Gerichts zugeſtellt werden, ſo wird dem Letztern zugleich eröffnet, daß wenn nicht binnen einer gewiſſen Zeit die Nachricht von der bewirkten Inſinuation erfolgt, die Geſetze dem Kläger geſtatten auf Edictalladung anzutragen. Auch muß, wenn ein Theil während des Proceſſes ſeine Wohnung ändert, derſelbe dies zeitig vorher dem Gerichte anzeigen, außerdem die Zufertigungen mit demſelben Effecte als wenn ſie inſinuirt wären, an Gerichtsſtelle angeſchlagen werden. Der Rich-

Digitized by Google

bei sich. Er schaut sich ängstlich um, sieht den Klopfer an der Thüre, und hat Neugierde gehört, was, und besonders [illegible] hat. Er hat nur wenige Worte von Bedeutung anzubringen. Er klopft an die Thüre, und ruft: Herr Wirth! Herr Wirth! Der Wirth kommt heraus, und fragt, was er wolle? Er antwortet: Er habe Hunger. Der Wirth sagt: Er könne sich in der Küche bedienen. Er geht hinein, und findet [illegible] Er ruft: Herr Wirth! Herr Wirth! Der Wirth kommt heraus, und fragt, was er wolle? Er antwortet: Er habe Durst

Tagsatzung ausbleibt, oder der Beklagte binnen der gesetzten Zeit die Einrede nicht beibringt. Ueber das mündliche Verfahren wird ein Protokoll abgefaßt, solches auch auf Antrag den Parteien zur Vollziehung (Unterfertigung) zugestellt. Beim schriftlichen Verfahren soll der Richter Fristen von 30 oder 45 oder 60 bis 90 Tagen nach Verhältniß der Entfernung des Wohnortes der Parteien vom Gerichte bestimmen, die ohne gegentheilige Einwilligung nicht über die gesetzliche Zeit ausgedehnt werden dürfen. Doch kann der Beklagte seine Einrede bis zum Gesuch um Acteninrotulirung einbringen. Rücksichtlich des Urkundenbeweises ist festgesetzt, daß die Schlußzettel über die durch die verpflichteten Sensale auf der öffentlichen Börse gesetzlich verhandelten Geschäfte den Beweis des Geschäftsabschlusses bilden, die gesetzmäßig geführten Handelsbücher der berechtigten Kaufleute und Fabrikanten aber einen halben Beweis ausmachen sollen. Einen Zeugenbeweis soll Niemand antreten, dem er nicht auferlegt ist. Die Zeugen werden über Artikel, „Weisartikel," und Fragstücke in Abwesenheit der Parteien und Mitzeugen verhört, und das möglichst mit den eigenen Worten der Ersteren niederzuschreibende Protokoll wird von ihnen mitunterschrieben. Wenn jedoch österreich'sche Behörden auf Ansuchen fremder Behörden Zeugen verhören, so können sie auf ausdrückliches Verlangen die in den Gesetzen des Landes der requirirenden Behörde vorgeschriebenen Förmlichkeiten beobachten. Unter Zustimmung des Gegentheils brauchen beigebrachte schriftliche Zeugnisse blos beschworen zu werden. Die Beweiskraft der Zeugnisse ist gleich, der Zeuge sei In- oder Ausländer; die Zeugnisse gegen Christen von Juden und für Juden und von Muhamedanern für Muhamedaner sind für bedenklich erklärt. Der Inrotulationstermin, der nach dem Schlusse des Verfahrens folgt, ist hier, weil die Acten nicht in Actenbände geheftet werden, viel wichtiger, als da, wo das Gericht alle Acten zusammenheftet. Als Regel gilt: „Jeder Theil hat die ihm zugestellten gegentheiligen Schriften und Beilagen einzulegen und ist nicht schuldig, andere legen zu lassen; kein Theil aber ist verbunden, die Originalien zu legen, ausgenommen wenn der Gegentheil an denselben sichtbare Mängel ausgestellt hätte." In dem nun zu ertheilenden Spruch soll von den Beweggründen, die den Richter zu dessen Abfassung bestimmt haben, nichts erwähnt, auch soll kein Spruch den Parteien öffentlich vorgelesen, sondern einer jeden

Digitized by

von dem ungeheilt werden. Eingebrochene Tag kommt dem dahin wie ein Dieb. Nacht, wenige und wahre Wahrheiten, wie Tod, Gericht, Himmel, Hölle, Ewigkeit, Sünde, Gnade, Buße, Glaube, Liebe, Hoffnung, Heiligung, Rechtfertigung, Wiedergeburt, Bekehrung, Gebet, Wachen, Arbeiten, Kämpfen, Leiden, Sterben, Auferstehung, Verklärung, Lohn, Strafe, Ewigkeit, Seligkeit, Verdammniß, Feuer, Finsterniß, Heulen, Zähneklappen, Gnadenstand, Gnadenzeit, Gnadenwahl, Gnadenbund, Gnadenthron, Gnadenstuhl, Gnadenwort, Gnadenmittel, Gnadenmittel, Gnadenmittel

Der Concursproceß weicht vielfach vom gemeinen Rechte ab. Durch die Güterabtretung erlangt der Gemeinschuldner Befreiung von der Personalexecution, das Recht auf Ueberlassung von so vielen Kleidern, Betten und Hausgeräthe, als er für sich, sammt Frau und Kind braucht und auf den nöthigen Unterhalt zu zwei bis sechs Groschen täglich für die Person. Dieß Unterhaltungsrecht hat der Cridar jedoch nur gegen aus seinen milden Handlungen, z. B. Schenkung, entstandene Gläubiger, gegen Adscendenten und Descenten, gegen die Ehegattin aus noch bestehender oder durch deren Schuld getrennter Ehe, gegen „ein- und zweibändige Brüdern und Schwestern," und von den nach der Vermögensabtretung erfolgten Erwerbungen zu fordern. Durch den Concurs hört jeder zum Besten eines Dritten auf Güter gelegte Arrest auf und die Universalität des Concursforums wird in dem Maße selbst gegen ausländische Gerichte anerkannt, daß diesen die mit Verbot für den auswärtigen Cridar belegten Forderungen ausgeantwortet werden, wenn Erstere das Reciprocum beobachten. Unter gleicher Voraussetzung besteht auch die Classification und sonstige Berechtigung der Ausländer im Concurse ganz der der Inländer gleich. Die Anmeldungen der Gläubiger zum Concurs sind aber „in der Gestalt einer förmlichen Klage" einzureichen und nicht nur vom Gerichte, sondern auch vom Concursvertreter genaue Niederschriften darüber zu halten. Ueber jede Anmeldung ist wie über jede andere Klage zu verfahren und muß jeder Gläubiger nicht nur die Richtigkeit, sondern auch die Priorität seiner Forderung, wenn er darauf Anspruch macht, in diesem Verfahren ausführen und beweisen. Ueber jede einzelne Forderung wird ein besonderes Erkenntniß und dann über die liquiden ein Classificationsurtel ertheilt. Gegen die Liquidationserkenntnisse steht die Appellation offen, gegen das Classificationserkenntniß aber nicht; die angeblich beschwerten Gläubiger müssen deshalb eine besondere s. g. Vorrechtsklage binnen 30 Tagen erheben. Die Vertheilung (der Distributionsbescheid) wird vom Verwalter der Masse nach der rechtskräftig erfolgten Classification gefertigt. Die unstreitig bevorrechteten Gläubiger aber sollen, ohne jene Classification abzuwarten, so bald als möglich befriedigt werden.

Wenn ein Kläger, der außerhalb der Erblande wohnt, nicht einen Sachwalter am Orte des Gerichts nahmhaft macht, so ist

Digitized by Google

er ohne die vorgeschriebene Vorforderung auf die Klage, zu Gerichte angewiesen. Wenn der Beklagte außerhalb der Gränze oder im Auslande sich ist aufhielt, so kann ihm ein Curator auf seine Kosten und Gefahr gesetzt und nach diesen öffentlichen Edict behandelt gemacht. Der ersten Ordnung und die Vollmacht, wenn aber ein verbrüderliche Schema nicht gesetzlich eingeführt ist, alle Mal beizulegen, so wie wo um Die des Gerichtes Competenz sich, die Exceptionen von einem solchen unterschieden sein müssen. Auch wird bei einem Termine das mündliche Anbringen des Sachwalters nicht angenommen, wenigstens die Beweis darauf nicht erhalten, bis der Sachwalter können eine zu bestimmenden Brief die Vollmacht beibringt, außer wenn die Partei, die dem Sachwalter selbst erhalten. Wo die Exception, eine Partei selbst, oder ein Sachwalter in eigener Sache stehen, ist Actuelle Gerichte angeordnet, als wenn sie von einem Dritten verlangt, worden waren. Die Sachwalter sind theils Gut- und Gerichtsbesitzer, in den Hauptstädten, theils Advocaten auf dem Lande. Die Advocaten müssen sämmtlich Doctoren juris sein; die Zahl der Sachwalter ist im Vergleich mit andern Ländern sehr gering. Bei den Advocaten steht das Recht der Patronenwahl auf dem Lande auch noch einigen Leuten in früherer Zeit angestellten Justizämtern eben Rechten ausdrücklich ihrer Justizcommissorie zu.

Provinzen.

Es bestehen in den verschiedenen Oberlandgerichten folgende Gerichtsverfassungen: 1) die allgemeine Gerichtsverfassung in Königsberg, Insterburg, Marienwerder, Gumbinnen, Stettin, Frankfurt, Berlin, Glogau, Breslau, Neisse, Magdeburg, Halberstadt, Paderborn, Hamm und Münster, namentlich auch in Sachsen, wo die früheren Gerichtsämter aufgehoben und in Gerichtscommissionen der einzelnen Land- und Stadtgerichte verwandelt sind. Dagegen erkennen zum in Magdeb- und Justizsachen nicht erweiterer Personen. 2) Die modificirte preußisch-polnische Gerichtsordnung mit theilweisen mündlichen und öffentlichen Verfahren bei dem Ober-Appellationsgerichte zu Posen (zum Oberlandesgericht gehört hier neben der Provinzeintheilung über Domainen und Minister die ertheilungliche Entscheidung über alle Sachen von 500 Thlr. Objectwerth und die provinzialrechtliche in allen übrigen); 3) die preu-

ßiſche allgemeine Gerichtsordnung und zwar, jedoch unter Suspenſion des Familienrechts im 1. 2. 3. Titel des allgemeinen Landrechts, ingleichen des Bauernrechts im 2. Theil, 7. Titel deſſelben, bei dem Oberlandesgericht zu Arnsberg; 4) das gemeine Recht mit der naſſau'ſchen Proceßordnung zum Theil bei dem Hofgerichte zu Arnsberg, und bei dem Appellationsgerichte zu Cöln in Anſehung des unter dem vormaligen Juſtizſenate zu Ehrenbreitenſtein ſtehenden naſſau'ſchen Antheils, welcher erſtere jetzt einen beſondern Senat des Landgerichtes zu Coblenz bildet; 5) die in ſchwediſch Pommern eigenthümliche Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung bei dem Ober-Appellationsgerichte zu Greifswalde, in dem Regierungsbezirke von Stralſund nach gemeinem deutſchen Proceß (die Gerichte ſind theils ſtädtiſche, theils königliche, namentlich das Ober-Appellationsgericht, Conſiſtorium und Hofgericht zu Greifswalde; unter den Kreisgerichten ſtehen das geſammte platte Land und die Städte, die keine beſondern Gerichte haben); 6) die franzöſiſche Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung bei dem Appellationsgerichte zu Cöln, jedoch haben die Kreiſe Rees und Duisburg des Regierungsbezirks Düſſeldorf die allgemeine preußiſche Geſetzgebung; 7) die in Neufchatel eigenthümliche Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung; 8) die preußiſche Gerichtsverfaſſung in den Bundesfeſtungen Mainz und Luxemburg, indem die dortigen preußiſchen Beſatzungen in ihren bürgerlichen Rechtsfällen nach den preußiſchen Geſetzen beurtheilt werden; 9) die Juſtizverfaſſung auf den preußiſchen Univerſitäten, nach welcher es in Gemäßheit des Geſetzes vom 7. Juli 1821 keiner gerichtlichen Formalitäten bedarf, wenn ein Student demagogiſcher Umtriebe für verdächtig gehalten wird.

Der preußiſche Staat hatte von jeher den Grundſatz, bei neuen Ländererwerbungen das beſtehende Recht möglichſt wenig anzutaſten. Darum iſt bis jetzt weder das preußiſche Landrecht, noch die Gerichtsordnung allgemein gültig, vielmehr beſtehen, wie auch aus Vorangeführtem ſich zum Theil ergibt, nach den Geſetzgebungen geordnet, folgende Verſchiedenheiten des gerichtlichen Verfahrens in den verſchiedenen Provinzen: 1) die preußiſche Geſetzgebung in ihrem vollen Umfange gilt in Oſt- und Weſtpreußen, Brandenburg, Pommern, Schleſien, Sachſen, in den zur Provinz Weſtphalen gehörigen Regierungsbezirken Münſter und Paderborn und

Digitized by Google

in der zum Regierungsbezirke Arnsberg gehörigen ehemaligen Grafschaft Mark, in den zum Regierungsbezirke Düsseldorf gehörigen vormals Cleve-Bergischen kommt der Gerichtsstand der Ehre, auf den vor dem Ehrengerichte der vormaligen Herzogthümer Cleve, Jülich und Berg, in den ehemaligen Provinzen Westphalen und Niederrhein, in der Provinz Posen und in den oben erwähnten Modificationen in der Provinz Sachsen-Merseburg gelegt in Nürnberg. 2) Das gemeine Recht hat Geltung, mit der nachstehenden Provorkommung auf der ersten Abtheilung des Regierungsbezirkes Koblenz in der Provinz Niederrhein. 3) Die Friedensrichter-Verfassung besteht in den zur Provinz Jülich, Cleve und Berg gehörigen Regierungsbezirk Cleve, in dem zum Regierungsbezirk Düsseldorf gehörigen ehemals Bergischen, auf der linken Rheinseite bei vormaligen Herzogthum Cleve und in den der Provinz Niederrhein früheren Regierungsbezirken Trier, Aachen und Coblenz, jedoch einschränkend bei letzterm nur auf der linken Rheinseite. Die obenerwähnte Ausnahme, von welcher das Zollvereinsgesetz für Personen, die Befreiungen genießen, getroffen worden, ist das Privilegium der Zollfreiheit, das in Ansehung der Ehrengerichtsbarkeit der gesammten Mitgenossen, das Prälaten-, Deputirten- und Synodalrechten des Clerus, ihnen nach Landesverträge vom 6. Sept. 1815 die Gerichte in sogenannten-alle in Mainz, weil nicht zur eigentlichen Gerichtsbarkeit in Civil- und Polizei gehört, seine seinen Verordnungen eine weitere Ausdehnung hat, so insbesondere aber hat sie nur dem Gesetz mit einem Gewissen verpflichtet. Unmittelbar unter ihm stehen: a) Das gerichtliche Oberzivilhaus, der höchste Gerichtshof in den Oberlandesgerichtsbezirken in Ob- und Westpreußen, Kur- und Neumark, Schlesien, Pommern, Sachsen, Westphalen und Rheinberg, dann für alle Provinz über gutsherrliche und ländliche Verhältnisse sind im ganzen Reiche. Es entscheidet ausschließlich in der Revisionsinstanz, bei Prüfung und Lösung Zweifeln und über die Nichtigkeitsbeschwerde. b) Das Kammergericht. Es ist das Landesjustizkollegium der Regierungsstadt Berlin und Potsdam und besteht a) aus dem Ober-Appellationssenate, welcher die Revisionsstufe in allen Sachen des preußischen Oberlandesgerichts zu Glatz von einem Obersummerte von 2000 bis 5000 Thaler, ingleichen in Ehe-, Ehrenlehn- und Gnadengerechtigkeiten der Untergerichte der Kammer, ferner die Appellationsstufe, wenn in allen Civilsachen der Streitge-

ments des Kammergerichtes von einem Objectwerthe über 50 Thaler mit Ausschluß der Ehe-, Sponsalien- und Schwängerungssachen, in allen Criminalsachen des gedachten Departements, in allen Injuriensachen, in denen die Civildeputation des Kammergerichts nicht in zweiter Instanz erkennt; in allen solchen Contraventionssachen gegen landesherrliche Steuer- und Polizeigesetze in diesen Departements, in welchen in erster Instanz bei den Untergerichten erkannt ist, in den verfassungsmäßig vor das Generalauditoriat gehörigen Criminal- und Injuriensachen. β) Aus dem Instructionssenate, vor welchem die Untersuchung und Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten der Mitglieder des königlichen Hauses und der in der Kurmark wohnenden Exemirten in erster, und die Ehe-, Sponsalien- und Schwängerungssachen der Untergerichte der Kurmark in der Appellationsinstanz gehören. Einen Theil des Instructionssenates bildet der mit einer Civildeputation, welche über die dem Hausvoigteigerichte nicht überlassenen Injuriensachen und in der Recursinstanz in Sachen eines Objectwerthes bis 50 Thaler entscheidet, verbundene Criminalsenat zu Abfassung der Criminalerkenntnisse und Criminalgutachten. Mit dem Kammergerichte sind noch verbunden: a) der geheime Justizrath, unter dem die Rechtssachen der Prinzen, der bei königlichen Gesandten angestellten Personen, der Justizpräsidenten, Directoren und wirklichen Räthe stehen; b) das Hofgericht, welches die Gerichtsbarkeit über das Schloß und alle zum Schloß und der Schloßfreiheit in Berlin gehörigen Häuser, über alle Burglehen, Freihäuser, über die auf königl. Gründen in der Stadt erbauten Häuser und über die untern Hofbedienten des königl. Hauses hat; c) die Judencommission, über die in Berlin wohnenden Bekenner der mosaischen Religion; d) das Hausvoigteigericht, eine Deputation des Kammergerichtes, das Bagatellsachen bis 50 Thaler und minder wichtige Injuriensachen der niedrigen, unter dem Kammergerichte stehenden Personen in erster Instanz instruirt und entscheidet, auch die vom Kammergericht ihm aufgetragenen Criminaluntersuchungen führt; e) das kurmärkische Pupillencollegium, welches die obervormundschaftliche Aufsicht über die Unmündigen, Blödsinnigen und Verschwender, die unmittelbar unter dem Kammergerichte stehen, und über die Vormundschaften bei den dem Kammergerichte untergeordneten Untergerichten führt.

Digitized by Google

Dann von Wichtigkeit ist Zahl, Größe und Form verschiedener als Nahrungsmittel dienender oder Nahrungsmittel enthaltender Gewächstheile, sowie auch Zahl und Größe der Stärkekörner in Stärkemehl, Kartoffeln, Getreide, Hülsenfrüchten, Kastanien, Eicheln, Bananen, Sago, Salep, Arrowroot, Tapioka, Cassave, Kartoffelstärke, Weizenstärke, Reisstärke, Maisstärke, Bohnenstärke, Erbsenstärke, Linsenstärke, Kastanienstärke, Eichelstärke, Bananenstärke, Sagostärke, Salepstärke, Arrowrootstärke, Tapiokastärke, Cassavestärke, Verfälschungen der Stärke mit Kreide, Gyps, Thon, Talk, Schwerspath, Bleiweiß, Zinkweiß, Stärkezucker, Dextrin, Gummi, Leim, Eiweiß, Kleber, Stärkegummi, Stärkeleim, Stärkeeiweiß, Stärkekleber, Stärkegummiverbindungen, Stärkeleimverbindungen, Stärkeeiweißverbindungen, Stärkeklebergummiverbindungen, Stärkeklebergummiverbindungen, Stärkeklebergummi

herrn und ihrer Arbeiter über contractwidrige Arbeiten, für aus der Fabrikverbindung entstehende Schuldsachen, für Untersuchungen wegen Vergehen gegen die Fabrikgesetze und für die das Fabrikwesen betreffende freiwillige Gerichtsbarkeit. 3) Die Elbzollgerichte zu Wittenberg und Mühlheim und die Weserzollgerichte zu Minden und Beverungen, über Zollcontraventionen, über Streitigkeiten der Zoll-, Krahn-, Hafen- und Werftgebühren, so wie über die Hindernisse beim Leinpfade und die Entschädigung der angrenzenden Uferbesitzer beim Schiffziehen. 4) Die Untersuchungsrichter bei den Zollämtern, für die Untersuchungen wegen Steuerdefraudationen. 5) Die unter verschiedenen Namen bestehenden Schifffahrts- und Handelsgerichte und zwar die Commerzien- und Admiralitätscollegien in Königsberg und Danzig für die auf Schifffahrt sich beziehende freiwillige Gerichtsbarkeit, für alle aus dem kaufmännischen Verkehr entspringende Sachen und für die Untersuchungen wegen Verletzungen der Handlungs- und Schifffahrtsgesetze; die Schifffahrts- und Handlungsdeputationen zu Memel, Tilsit und Swinemünde für Aufnahme von Contracten, Instruction der Arreste, Wechselprocesse und solche Streitigkeiten, zu denen kaufmännische Kenntnisse erforderlich sind; das Seeglerhaus zu Kolberg für Streitigkeiten zwischen Rhedern, Schiffern und Schiffsvolk; das Handelsgericht zu Naumburg; die Gerichtscommission zur Schlichtung der Streitigkeiten beim Wollmarkte zu Posen. 6) Die Generalcommissionen zu Regulirung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse. In der preußischen Agrargesetzgebung nimmt die Gemeinheitstheilungsordnung eine hervorragende Stelle ein. Sie gilt in denjenigen Landestheilen, in welchen das Allgemeine Landrecht Gesetzkraft hat. Zur Leitung und Ausführung der Auseinandersetzungen sind eigene Behörden, welche den Namen Generalcommissionen zur Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse haben, und als zweite Instanz acht Revisionscollegien eingesetzt. Die Oekonomiecommissare leiten als Specialcommissionen an Ort und Stelle die Auseinandersetzungen, mit Zuziehung ökonomischer Hülfsarbeiter, während Richtern (den Kreisjustizcommissaren) die Ausführung der richterlichen Verhandlungen obliegt. Eine am 20. Nov. 1844 erlassene Verordnung verfügt über den Geschäftsgang und den Instanzenzug bei jenen Auseinandersetzungsbehörden. Fortan soll in erster Instanz jede

Digitized by

Gesellschaften und das Gesellschaftsrecht im Allgemeinen.

Eine Gesellschaft, Societas, ist Vereinigung mehrerer Personen. Die Vereinigung kann Mittel zum Zweck haben, oder sie kann Selbstzweck sein. Im ersteren Falle ist sie Gesellschaft im engeren Sinne, Vereinigung, Genossenschaft im weiteren Sinne. Vereine sind solche Genossenschaften, welche Selbstzweck haben, und zwar ist der Zweck ein idealer, nicht ein materieller. Vereine sind also Vereinigungen zu idealen Zwecken.

Das Gesellschaftsrecht ist Vereinsrecht. Das Vereinsrecht ist Gesellschaftsrecht. Vereine sind Gesellschaften

unter dem Oberlandesgerichte Marienwerder in Westpreußen; d) in Schlesien der rücksichtlich der Gerichtsbarkeit klug der Provinz zu Theil gewordene Gerichtsverhältniß; das Kirchenrecht Evangelischen gehört zur Evangelischen Oberamts, das übrige Schlesien zur Katholischen Provinz, wo der Bischof nicht nur über spirituelle, sondern auch in verschiedenen Ehesachen, Kirchenstrafsachen und Injurien der Geistlichen, in Zehnten- und Patronatsrechtsachen, wo wie rücksichtlich religiöser und canonischer Personen der weltlichen Jurisdiction entzieht. Die Theil des Generalvicariatsamts zu Breslau hat die Schlesischen, das Vicariatsamt die übrigen Katholischen Provinzen und Kreisen gehen an das Consistorialgericht und geistliche Obergericht; e) in Schlesien hat das geistliche Gericht zu Breslau in Ehesachen, Special- und Ehesachen, in Ehesachen über geistliche Personen, Corporationen und Orden die Ehe, über geistliche und in Kirchlichen Sachen über weltliche Katholiken die Criminalsachen; f) in den Rheinprovinzen besteht blos in rein geistlichen Angelegenheiten die bischöfliche Jurisdiction. g) Academische Gerichte. Die Universitätsgerichte sind blos für Disciplin und Polizei bestimmt; die Studierenden haben in der Regel den Gerichtsstand der Personen an der Universität, die Professoren den Gerichtsstand der Standesgenossen. h) Die Militairgerichte bestehen nur in Unterscheidungsfällen nach der Criminalordnung und zwar dann bestehen Militairgerichte für eigentliche Militairpersonen, durch Standesverhältnissen für die dem Militairwesen anhaltenen Personen; die beiden Militairgerichtsbarkeit wird durch die Kriegsgerichte, die nicht durch die Civilgerichte verwaltet. Appellation geht an das Generalauditoriat. i) Das Institut der Schiedsmänner, zeigen genügt von der Gesinnung bei der angeführten Umstände eines Theils und ihrer Mitte. Der Entscheidung, den beiden Theilen angenommen, nicht Execution bei den Civilgerichten. k) Die Forstgerichte, und den Civilgerichten, zwei Schöppen und dem Gerichtsschreiber bestehen, von einem den Schulzen bei Handhabung der Communalangelegenheiten und der Polizei obliegt, zwei Schöppen aber, wenn Streite auf den Vorgange steht, zur besten Begutachtung der gerichtlichen Handlungen zugezogen sind, während die ganzen Vorgänge bei Gelder und dem Vorgange zu Contracts- und Tax- und Zeichnungs- und Gerichtsverhandlungen, so wie zu andern Handlungen beiwohnt Gerichtsbarkeit,

in einigen Bezirken für Ehesachen- und Gesindeordnungssachen errichtet sind. 13) Niedergerichtliche Behörden, welche in einigen einzelnen Staatsgebieten entscheiden, sind die Patrimonialgerichte, und in Einzelgebieten gewissen Personen und Familienherren, denen besondere Behörden in Bezug auf die auf den Kongreß 1806 die 1815 eingetragenen Ansprüche an den Staat.

Persönlich exemirte Personen sind im preußischen Staate die Mitglieder königlicher Prinzen, welche beim gehörigen Aufgebote der Kammergerichts, Richter, Advokaten, Gerichtsdiener, Gerichtsbeamte, Offiziere, andere Kriegsbeamten, z. B. Feldmarschall, Generale, Obersten, Majore, Hauptleute, Geistliche, Gelehrten- und Schulsachen, welche vor die Oberlandesgerichte gehören. Dahin gehören auch geistliche und die obrigen Personen vertretene Grundstücke, in so weit sie der Gerichtsbarkeit und Hoheitsrechte, da sind sie auf solchen Grundstücken mehrerlei Eigenthümer und für seine Person besonders Gerichtsstand hat. Der Beklagte hat als Kläger gar keinen, als Beklagter nur beim einem besonderen Gerichtsstand vor den Oberlandesgerichte, wenn der Gegenstand unter unmittelbarer Verwaltung der Regierung steht. Das Militair steht in Einzelsachen ganz unter den Einzelgerichten. Der einzelne Gerichtsstand leidet keine Anwendung in Einzelsachen, die nur einen bürgerlichen Gewerbe des Gewinnes entstehen. Durch Cessionen, nicht durch Pensionirung, hört der besondere Gerichtsstand auf. Gewöhnlich steht Adel heran, auch über die Mitglieder der Herrschaft heimat werden. Ehemann, Witwen und eheliche Kinder, in lange letzter nach unter Vormundschaft oder väterlicher Gewalt stehen, folgen den Gerichtsstande des Vaters. In der Regel können in königlichen Gerichtsstande nur königliche Räume angebracht werden.

Nach Ländern herrschen in der Hauptsache drei verschiedene Prozessverfassungsformen in den preußischen Staaten, der gemeine deutsche, der provinzielle und der französische Prozeß. Allein der provinzielle Prozeß zerfällt wieder in zwei verschiedene Arten, in den Verfahren nach der allgemeinen Gerichtsordnung und in das nach dem Gesetze vom 1. Juni 1833.

Der preußische Prozeß nach der allgemeinen Gerichtsordnung unterscheidet sich vom gemeinen Prozesse vorzüglich dadurch, daß der Grundzug aufgestellt ist, der Richter sei de-

rechtigt und verbunden, die Wahrheit der factiſchen Verhältniſſe im Proceſſe zu erforſchen und daher, ſobald eine Partei ſich wegen Rechtsverletzung an den Richter gewendet hat, Amtswegen für den weitern Betrieb des Proceſſes zu ſorgen (die Unterſuchungsmaxime). Der Kläger trägt daher dem Richter mündlich ſeine Angelegenheit vor, welcher hierauf die Klage verfaßt und den Beklagten vorladet, während im gemeinen Proceſſe der Kläger ſelbſt ſeine Klage bei dem Gerichte einreicht und durch daſſelbe den Verklagten vorladen läßt. Nach Erſterem bedarf es keines Anwalts, wenn die Partei nicht ſelbſt, wie jetzt gewöhnlich iſt, die Beſtellung eines ſolchen vorzieht. Der Verklagte erſcheint auch perſönlich vor dem Richter, trägt ſeine Einwendungen zum Protokolle vor, worüber der Kläger vom Richter wieder gehört und ſodann das Sachverhältniß nach Uebereinſtimmung beider Parteien von dem Richter in einen ſ. g. **status caussae et controversiae** gebracht wird — eine Handlung, welche dem gemeinen Proceſſe ganz unbekannt iſt. Der Richter verfügt nun ein Decret — nicht wie im gemeinen Proceſſe durch ein förmliches Erkenntniß — welche Beweismittel aufgenommen werden ſollen. Das Beweisverfahren unterſcheidet ſich wenig von dem gemeinrechtlichen; eben ſo finden Rechtsdeductionen über den Beweis, jedoch nicht im Wechſelverfahren Statt und das Erkenntniß muß eine vollſtändige Geſchichtserzählung und Entſcheidungsgründe enthalten. In den folgenden Inſtanzen iſt das Verfahren ſchriftlich und nicht weſentlich vom gemeinen Proceß abweichend. Nur Nachſtehendes iſt noch beſonders zu bemerken: Durch den aufgeſtellten Zweck, die Wahrheit zu ermitteln, iſt jede Partei verpflichtet, der Aufforderung des Richters zur Aufklärungsertheilung über ihm erheblich erſcheinende Umſtände Folge zu leiſten, und weigert ſie ſich deſſen, ſo wird ſie von der Strafe getroffen, daß die fragliche Thatſache für zugeſtanden oder nicht angebracht erachtet wird, je nachdem dies am Nachtheiligſten iſt, jedoch kann die Partei die Folge des Ungehorſams bis zum Abſchluſſe der Inſtruction durch vollſtändige Nachtragung der Erklärung abwenden. Gedachte mündliche Verhandlungen geſchehen nicht vor dem Gerichte ſelbſt, ſondern vor einem Deputirten deſſelben — Inſtruenten — der durch einen Decernenten controlirt wird, welcher die Rechtsbeſtändigkeit der Klage zu prüfen und in Fällen, wo der Inſtruent über den Gang der Sache mit den Parteien ſich nicht vereinigen

Digitized by Google

kann, dem Gerichte Befehl seiner Entschließung darüber Vortrag zu machen hat. Ob solch auch nicht ausdrücklich erbeten, wenn im Verhandeln obhige, beide Theile machen ihre Begehrlichkeit einander. Wie gemeinschaftlichen Inventarien selten haben Statt. Und eine Execution des peinlichen Verfahrens ist das Verfahren, die zu Executionsmittel nicht vorgelegt zu bewerben ist, daß das Klage in dem peinlichen Klagerichten gebracht werden soll, und daß solch ihm ausschließen Theorie oft kein possessorium ordinarium giebt. Der Vortrag kann mit einer bloßen Klagenerzählung beginnen, welche eine bloße Vorbildung des Beklagten, Beklagten, Einzugsvorhaben und die Klage, die der Kläger zu Instruction zieht beinehmen, einen Widerspruch des Verhandelnden von Gericht behielt haben, oder selbst beschließen wollte, zu enthalten braucht. Darauf folgt einander Wiederholung an den Instrumenten zu Einrichtung der Klage oder Exception der streitigen Klagenschrift, welche Theile vorgelesen, wenn die Klage gleich bei der Verhandlung förmlich angebracht wäre, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die Exceptionen jetzt, welche sich auch den Vorgängen der Beklagten und Klägers sie förderen ergeben, muß der Beklagte Antwortungen beibringen, aber neue, wie auch den übrigen Verhandlungen vorangehenden Thatsachen, darf er nicht als Vorgebracht der Instruction annehmen. Ebenderselb in Klagbeantwortungsschrift kann der Beklagte auf Reconventionsschrift Klagung gegen den Kläger anbringen, welcher wenn er die Cumulationsnoth nicht leiden kann, von seinem Zulassung den Gerichtsrath bitten muß. Den Inhalt Klagen sind die Thatsach, Gewohnheiten, Rechtsgründe, Zumahlungsgründe, die Kunde, auch alle Urkunden-, Beweis-, Bequem-, Ehe- und Verwandtschaften aufgenommen. In dem ganzen Contexte ist contraversion sich die unter den Parteien streitigen Thatsachen verzeichnet herausgehoben und die erheblichen von den unerheblichen zu trennen, worauf dann die Beweisbemühe beigefügt werden. Die zwei folgenden Verzeichnisse sind die Beweisthatsache und Beweismittel. Die Zeugen werden nicht über Artikel, sondern in zusammengehöriger Reihe, in Gegenwart der beiderseitigen Substituten vernommen und hinterher verhört. Nach der Beweisthatsache wird die Klage noch einmal verlesen und wenn dabei beständiges, und den Parteien gebilligt, jede eine Rechtsbetrachtung für sich eingereichen.

Nach der Verantwortung der ausserordentlichen Instruction und der

königlichen Cabinetsordre vom 1. und 24. Juni, auch 17. October 1833 besteht, abgesehen von der allgemeinen Gerichtsordnung, der Mandats-, summarische und Bagatellproceß. Erster tritt ein aus allen einseitigen Geschäften, durch inländische öffentliche Urkunden und Urkunden in eignen Angelegenheiten inländischer öffentlicher Behörden, oder durch gerichtlich oder notariell recognoscirte Urkunden begründet, dann wegen Forderungen von Kapital, Zinsen und zu bestimmten Zeiten wiederkehrenden Leistungen aus zweiseitigen durch das Hypothekenbuch oder eine Hypothekenrecognition nachgewiesenen Geschäften; weiter wegen Ansprüchen aus einem noch nicht fünf Jahre alten, die Execution nicht mehr zulassenden Erkenntnisse inländischer Gerichte oder dergleichen geschlossenen Vergleich; ferner wegen Forderungen der Geistlichen, gerichtlichen Anwälte, Notare, Feldmesser, der Gerichte selbst und der aus besondern Contracten oder testamentarischen Dispositionen auf Grundstücken haftenden jährlichen Abgaben an Kirchen und Schulen. Auf den einseitigen, nach bestimmten Formen einzurichtenden Antrag des Klägers wird an den Beklagten ein Befehl erlassen, den Kläger binnen vierzehn Tagen klaglos zu stellen oder seine Einreden vorzubringen. Geschieht Letzteres nicht, so wird sofort mit der Execution verfahren. Erfolgt zeitige Einwendung der Einreden, so werden diese, je nachdem der Gegenstand 50 Thaler übersteigt oder nicht, im summarischen oder Bagatellproceß verhandelt; gegen das diesfallsige Erkenntniß findet Appellation, aber ohne Suspensivkraft Statt; spätere Einreden werden zum Separatprocesse verwiesen.

Der summarische Proceß findet Anwendung in allen Fällen des zeitherigen Executivprocesses, aus inländischen öffentlichen oder gerichtlich bezüglich notariell recognoscirten Urkunden über zweiseitige Geschäfte, aus Privaturkunden über Darlehns-, Verwahrung-, Leih-, Kauf-, Tausch-, Lieferungs-, Miethsverträge, aus Pensions-, Besoldungs-, Alimenten-, wiederkehrenden Leistungsversprechungen, wegen Arbeitlohns- und Waarenforderungen der Fabrikunternehmer, Kaufleute, Krämer, Künstler, Handwerker, wegen Vorschüssen an ihre Arbeiter, Forderungen der Medicinalpersonen für Bemühungen und Arzneimittel, der Schul- und Erziehungsanstalten für Unterhalt, Unterricht und Erziehung, der Lehrer für Honorar, der Lehrherren für Lehrgeld, wegen Lohnforderungen der Hausofficianten, Gesinde,

Digitized by Google

Zeugnisse, Briefwechsel, Schäfer, wegen Geschäftsbesorgungen, Inventarien, so weit sich nicht zum Unterhaltungsverfahren sich eignen, Verhandlungen der Mieter, Gesellen und Lehrlinge an einander, Interventionen bei Kontraventionen, Vermögen zum Nachtheil der Gläubiger, einfachen Diebstählen. Die Klage wird schriftlich eingereicht, darauf ein Termin zur Klagbestimmung bei Strafe der Contumaz anberaumt, damit aber sind die Beklagte gehört, ausser wenn die Contumaz nöthig ist. Bei der Klagbestimmung bedienet man sich ausgedruckte Recommenden eingebracht werden, der Ursprung der in mündlicher Verhandlungen, und auf die Resultate dieser mündlichen Verhöre und der Schrift, nach erfolgter mündlicher Debatte, so bündig durch diesen Vorschlüssen auf der Stelle, längstens binnen drei Tagen entschieden. Die Vertheidigung der Beklagte kann binnen der gesetzten Zeit, auch kann mit den Vorbereitung mit Vorschreibungsgesetzen den Parteien, Abschriften der Klagsacten zugetheilt. In zweiter Instanz geschieht die Appellationsanmeldung innerhalb zehn Tagen Präclusi, darauf eine schriftliche Rechtfertigung, welcher eine mündliche Vertheidigung der beim Appellationsrichter nachfolgt, bei in der Regierung sogleich das Urtheil gefällt und die Vollstreckung dem Landgerichte zur Instanzen zurückgeschickt. Die beim Zivilgericht nicht entscheidende Interessen Streitigkeiten in Hoffer gerichtlichen Prozess, die Zivilsache, wodurch Besitzen und Eigenthe begründet werden soll, und in der Klage und Klagbestimmung vorgebracht werden. Der Bagatellprozess ist nur eingeführt bei einem Streitobject nicht über 50 Thaler, die Zinsen nicht mit gerechnet, auch wenn mehrere Actoren gemeinen über 50 Thaler betragende Forderungen oder aus einem Hauptgeschäfte entspringen. In ihm werden in einem Protokolle eingeschrieben, zum Bagatellsache bestimmenden Sachen verwiesen. Wenn summarischen Verfahren wenig das Bagatellverfahren nur darin ab, daß auf die Klage, außer der persönlichen Zusammenberufung, zugleich ein Merkmal zur Beschreibung und Klagen Verantwortungsverwaltung erlassen wird. Im Fall Nichterscheinen wird eine Entweisung sofort erfolgt, wogegen nur Restitution Statt findet. Dem Urtheilen im Termine erfolgt mündliche Vertheidigung; wenn der Beklagte durch einen Zuhörsmonitor vertreten, so muß dieser die Klage schriftlich beantworten. Gegen die Entscheidung findet kein Recurs Statt.

Im Allgemeinen hängt der Lauf der Frist zur Einlegung von Rechtsmitteln in Civilsachen von der Insinuation der Erkenntnisse ab, und ausgenommen die Fälle, in welchen die Entscheidung auf mündliche Verhandlung von dem erkennenden Richter erfolgt, dann ausgenommen die Adjudicationserkenntnisse in Subhastationssachen und die Concurs- und erbschaftlichen Liquidationsprocesse, ist die Anberaumung von Publicationsterminen überflüssig. Die gedachte Frist ist mit Ausnahme der Wechsel-, Arrest-, Mercantil- und Bausachen, so wie der Restitutionen gegen Contumacialerkenntnisse und der Injuriensachen auf in der Regel sechs, von Fiscus, Gemeinden, Corporationen und bevormundeten Personen auf zwölf Wochen bestimmt. Von den ordentlichen Rechtsmitteln steht das innerhalb zehn Tagen von der Insinuation, bei Bagatellsachen vom Klagbeantwortungstermine an, einzuwendende Rechtsmittel der Restitution lediglich dem Verklagten zu, indem es auf Aufhebung der gegen ihn in contumaciam ergangenen Entscheidung gerichtet ist. Findet der Kläger durch dasselbe Erkenntniß sich beschwert, so muß er Appellation und bezüglich z. B. in Bagatellsachen bis einschließlich 50 Thaler, Recurs einwenden. Dieser findet in allen Bagatellsachen (und zwar mit Ausschließung der Appellation und Nichtigkeitsbeschwerde) Statt und muß binnen sechs, bezüglich wie oben zwölf Wochen beim Unterrichter angebracht werden, welcher Letztere die Recursschrift mit den Acten dem Oberlandesgericht überreicht. Dieses fertigt die Recursschrift dem Gegner unter einer präclusivischen Frist zu, und entscheidet dann durch eine Resolution. Die eigentliche Appellation unterscheidet sich von der Declaration dadurch, daß hier es sich blos um einen Irrthum von Worten oder Zahlen handelt, zu dessen Beseitigung es keiner Appellation, sondern nur eines einfachen Gesuchs und einer Resolution darauf bedarf; dann von dem Rechtsmittel gegen den blosen Kostenpunkt. Ist dieser nicht mit der Appellation in materialibus verbunden, so ist für ihn in erster Instanz blos der Recurs, in zweiter blos die Nichtigkeitsbeschwerde gestattet. Die eigentliche Appellation findet nur bei einem Objectwerthe von mehr als 50 Thaler Statt, rücksichtlich dessen in Schwängerungssachen die Ansprüche der Geschwächten und des Kindes zusammengerechnet werden können. Es wird der Appellant, wenn nicht bei der Anmeldung die Rechtfertigung zugleich erfolgt ist, zu letzter binnen vier bis acht Wo-

Digitized by Google

den vorgehen und enthält die Anzeigen, die Instruktionsformeln enthalten, anderen Behörden von Gegenbefehl zur Beantwortung ungehalten und darauf einsichten. Die Revision ist das Rechtsmittel in dritter Instanz, hat nur eine Beurteilung der Rechtmäßigkeit des letzten Urteilsrichter zum Gegenstand. In Familien, Ehren- oder Ordnungen, wenn dadurch eine bisherige Beurteilung aufgehoben ist, kann die Partei, bei Wiederentscheider zur Sache, wenn der Beschwerdegegenstand über 500 Thaler beträgt, zur gerichtlichen und in Strafsachen eine Freiheitsstrafe der Gefängnisstrafe in Haftgerichten bei Schadensersatzansprüchen, Provisionen und Gebührenanspruch, Bauschale und gewisse Strafgerichtsfragen, Gründe, Urteile, Urteilsurteile, Urteilsurteile, Urteilsur

Außer dem fiscaliſchen Proceß, der auch hier die Staatsgerechtſame zum Gegenſtande hat, iſt in Preußen noch der fiscaliſche Unterſuchungsproceß bei gewiſſen Injurien und Defraudation von öffentlichen Abgaben zu bemerken, bei dem der Fiscal thätig iſt. Der Executivproceß hat ſich in dem Mandatsproceſſe verloren.

Mercantilſachen, d. ſg. Streitigkeiten zwiſchen fremden Kaufleuten oder zwiſchen fremden und einheimiſchen Kaufleuten während einer Meſſe oder eines größern Markts über da gemachte Geſchäfte, werden nach den Grundſätzen des ſummariſchen Proceſſes, jedoch mit größerer Beſchleunigung behandelt. Der preußiſche Wechſelproceß gehört zur ſtrengern Gattung; der Uſo iſt auf 14 Tage regulirt, bei gezogenen Wechſeln finden drei, bei Meß- und Marktwechſeln, bei Sicht- und nicht über Halbuſowechſeln aber keine Reſpecttage Statt. Das Handels- und Wechſelrecht ſind im A. L.-R. Th. II. Tit. VIII. Abſchnitt 7—14, §. 475—2464 enthalten. Daſſelbe gilt für die ganze Monarchie, mit Ausnahme der Rheinprovinz, und nur einzelne Städte, wie Breslau, Naumburg und wohl auch Danzig befolgen noch überdieß Localſtatute. Die Meinungsverſchiedenheit in Betreff der rechtlichen Frage, ob ein von einem Nichtwechſelfähigen acceptirter, an die Ordre des Ausſtellers gezogener Wechſel ſelbſt in dem Falle als Ausweiſung gelte und der Acceptant dem Präſentanten oder Indoſſator aus ſeinem Accepte verpflichtet bleibe, wenn zur Zeit dieſes Acceptes das Indoſſament noch nicht erfolgt war, oder ob das Vorhandenſein einer Anweiſung nur dann anzunehmen ſei, und die ebengedachte rechtliche Folge aus dem Accepte nur dann eintrete, wenn die Annahme nach dem Indoſſament geſchehen, iſt durch einen Plenarbeſchluß des geheimen Obertribunals vom 9. Septbr. 1844, welcher durch das Juſtizminiſterialblatt bekannt gemacht wird, als poſitiv gelöſt zu betrachten. Dieſer Beſchluß geht dahin, daß ein von einem Nichtwechſelfähigen acceptirter, an die Ordre des Ausſtellers gezogener Wechſel auch nicht als Anweiſung gelte, wenn zur Zeit des Accepts noch kein Indoſſament des Wechſels erfolgt war.

Merkwürdig iſt noch, daß gar kein Proceß zugelaſſen wird über ſämmtliche Majeſtäts- und Hoheitsrechte, über die Verbindlichkeit zu allgemeinen Anlagen und Abgaben, über Gewerbe-

Digitized by Google

und Klassensteuer und polizeilich versagte Mühlbaue, gesetzwidrig abgeschlossene Staatspapier- und nicht schriftliche, wegen mehr als funfzig Thalern errichtete Verträge, über polizeiliche Regierungsverfügungen, wenn sie nicht gesetzlichen oder durch specielle Rechtstitel erlangten Rechten entgegenlaufen, über Aufhebung von Privilegien und Expropriationen, rücksichtlich welcher letztern nur über das Quantum der Entschädigung rechtliches Verhör verstattet wird, endlich über Pensionirung oder Besoldungsentziehung von Beamten — beides blos zum Recurs an das Staatsministerium gehörig.

Dagegen ist die Execution ohne vorherigen Proceß zulässig gegen Pächter, Erbpächter und Erbzinsleute, wegen verfallener Gefälle, wenn das Recht dazu nicht streitig ist, vorbehältlich des Rechtswegs, auch gegen Vormünder wegen Ablieferung ihrer Kassenbestände.

Jede Partei kann sich an das Gericht wenden und um Beiordnung eines Rechtsverständigen aus der Zahl der Referendarien oder Justizcommissarien nachsuchen, welcher dann keiner besondern Vollmacht bedarf. Wählt aber die Partei selbst unter den Justizcommissarien einen Bevollmächtigten, so muß, vorzüglich zu stempelpflichtigen Objecten, das besonders gedruckte Vollmachtsschema angewendet werden. Sollten dergleichen Vollmachtsbogen an dem Orte der Ausstellung nicht zu haben sein, so muß ein mit den wesentlichen Erfordernissen versehenes Blanquet angenommen werden. Die von den preußischen Gesandten und Residenten an auswärtigen Höfen attestirten Vollmachten sind den gerichtlichen gleich zu achten. Widerrufen kann der Gewaltgeber seine Vollmacht zu jeder Zeit; aufkündigen darf sie der Bevollmächtigte nicht unzeitig, besonders nicht während der Instruction. Durch den Tod des Bewaltgebers erlischt die Vollmacht nicht, beim Ableben des Bevollmächtigten fordert das Gericht unmittelbar zu Bestellung eines Andern auf. Auf Substitution zu Terminsverhandlungen muß die Vollmacht ausdrücklich lauten.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Jesuiten in Frankreich und Oesterreich. — Die Leiden eines Polizeidirectors. — Beamtenwagestück. — Der unverletzliche Postillon. — Literatur. — Pokorny.

Sie können leicht denken, welchen Eindruck der Vertrag Frankreichs mit dem römischen Stuhle in Bezug auf die Jesuiten hier hervorgebracht hat. Während der Orden bei uns in aufsteigender Linie sich befindet und Schritt vor Schritt mehr Boden gewinnt, hört man von Paris von der Auflösung seiner Etablissements und nicht etwa auf dem verschrieenen Wege der Revolution, des Voltairianismus und wie alle diese Titel heißen, mit denen man gewisse französische Regierungsprinzipien hier belegt, sondern auf so katholisch und diplomatisch regelrechten Wegen, daß unser eigenes Cabinet es nicht anders zu machen gewußt hätte! Daß alle die Nachrichten über diese Angelegenheit so viel als möglich in unsern Blättern vermieden wurden, ist leicht zu begreifen. Unsere Wiener Zeitung brachte nur einige spärliche Auszüge aus dem Journal des Debats, konnte aber nicht umhin, die Notiz hinzuzufügen, die ich so eben in der heutigen Nummer lese: „Trotz allen angekündigten Maaßregeln und selbst nach dem Entschlusse des Jesuitengenerals kann doch von einer wirklichen Ausweisung der Jesuiten in Frankreich nicht die Rede sein. Dieselben haben zu viel Freunde und unendliche Verzweigungen in Frankreich, als daß die Sache mit einem Machtspruche abgethan wäre.“ Wer hat der Wiener Hofzeitung dieses gesagt? Leitende Artikel sind nicht die Sache dieses Blattes, warum verirrt sich plötzlich diese Notiz in seine Spalten? — Die Gegner der Jesuiten — und sie zählen hier manchen nicht unmächtigen — schöpfen aus dem französischen Ereigniß neuen Muth. Aber Tieferblickende behaupten, es sei wie ein Strom, den man auf der einen Seite eingeengt hat und der nun auf der andern sich einen Weg durchbricht; der Stoß nach Oesterreich werde jetzt um so gewaltiger sein, da er an Frankreich abgeprallt.

Digitized b

zehn Monaten von Neuem aufgreifen, ist eine Frage, die auf allen Lippen schwebt. Oder sollte die so traurig gescheiterte Censurpetition eine reactionäre Wirkung hervorgebracht haben? Sollte man, statt stillschweigend vorwärts, aufsehenerregend rückwärts gehen wollen? Die Wiesnerische Angelegenheit ist ein Factum, das volle Aufmerksamkeit verdient. Die Wendung, die sie nehmen wird, kann zugleich ein Maaßstab für vieles Andere sein.

Schuhmacher's Zeitschrift „Die Gegenwart" (Fortsetzung des „Adlers" von Großhoffinger, dessen Privilegium die Verlagshandlung an sich gebracht) wird nicht den Namen Großhoffinger an der Spitze zu tragen brauchen, wie ein anderer Correspondent Ihnen gemeldet, da der Verleger mittlerweile diese Gefahr, die sein ganzes Unternehmen zu einem todtgeborenen gemacht hätte, glücklich abgewendet hat. Schuhmacher gibt sich viel Mühe und trifft große Voranstalten. Doch kann ich dem Blatte kein günstiges Prognostikon stellen. Schuhmacher ist ein ehrenwerther Mann, dem aber der Zopf so steif hinten steht, wie einem Wachtmeister aus dem siebenjährigen Krieg. Das ist kein Leiter für ein junges und aufstrebendes Blatt. — Pokorny der Josephstädter und Wiedner Theaterkönig ist von seiner deutschen Reise zurückgekommen und unsere Blätter singen ihm ein „Heil Dir im Siegerkranz" aus voller Lunge entgegen. Es wird viel von den glücklichen Engagements gesprochen, die er gemacht haben soll. Eh bien, nous verrons!

B—g—

II.

Aus Hamburg.

Verkehr und Leben. — Altona-Kieler-Actien. — Fischerstechen. — Laroche und andere Gäste. — Ein neues Journal.

Wohl nie, seitdem Hamburg steht, war der Fremdendurchzug lebhafter, als in diesem Jahre. In jedem Monat öffnet sich ein neuer Gasthof und alle sind gefüllt mit Reisenden, die der Elbphönix angezogen, die er köstlich zu unterhalten weiß. Gewiß, kein Fremder wird uns jetzt unbefriedigt verlassen. Die verschiedenartigsten Genüsse winken ihm; das frische, freie, frohe Leben des Sommers reicht ihm eine Speisekarte dar, auf welcher auch der difficilste Geschmack irgend etwas Mundgerechtes finden wird. Wer den Vormittag über die neuen Straßen durchwandert, unsern prächtigen Bazar bewundert, wohl gar die Börse besucht und sich in ihrem Summen und Brummen Kopfweh geholt hat, der kann, will er sich nicht um vier Uhr an die table d'hôte seines Gasthofes setzen, mit dem Dampfboote noch bequem eine Ausflucht nach Blankenese, Harburg oder nach andern reizenden Punkten machen, wo die Feuersegler ihr Ziel haben. Auch zwei Eisenbahnen sind da, nach Bergedorf, wo freilich nicht viel zu sehen, führt die eine, die andere, mit interessan-

Digitized by Goog

ten Stationspunkten, von Altona nach Kiel, wo der Oſtſeewogenſchlag, die Badeanſtalt am Düſterbrook ſieche Glieder wieder zu ſtählen vermag.

Die Altona-Kieler Bahn iſt im Begriff, 2000 Stück neue Actien auszugeben, wodurch es mit der gehofften Dividende ihrer Actionäre nicht eben günſtig ſteht. Wahr iſt's, daß in jüngſter Zeit die Rentabilität der Bahn etwas geſtiegen und daß Ausſicht vorhanden iſt, auch die bald zu eröffnenden Zweigbahnen, von Elmshorn nach Glückſtadt und von Neumünſter nach Rendsburg, bald in Aufnahme kommen zu ſehen. Erſtere Bahn ſollte bereits am Geburtstage der Königin von Dänemark dem allgemeinen Verkehr übergeben werden, was jedoch unterbleiben mußte.

Für den Spätſommer ſehen wir wieder einer großartigen Regatte auf der Alſter entgegen. Die bedeutendſten Männer der Stadt ſind dieſem Wettrudern wohlgeſinnt und ſtellten ſich als Comitémitglieder oder Protectoren an die Spitze. Vorübungen werden von den concurrirenden jungen Leuten ſchon ſeit mehreren Wochen getrieben, und namentlich am Sonntagmorgen iſt das Waſſer bedeckt mit ſchmalen, neu angeſtrichenen Böten, worin die Ruderer in verſchiedenartigen Coſtümen, mit Flaggen, die den Namen des Bootes führen, die blanke Fluth durchſchneiden — ſämmtlich natürlich in der Hoffnung ſchwelgend, daß nur dieſes Fahrzeug und kein anderes am Tage des Rouchtreffens glänzende Siege erringen wird. Es iſt übrigens zum Kopfſchütteln, wenn man ſich erzählen läßt, welcher Luxus hinſichtlich dieſer Regattogegenſtände getrieben wird. So ſpricht man z. B. von einem erſtaunlich leichten und ſchmalen Ruderboote, welches in England für einen hieſigen Ruderklubb angefertigt, nicht weniger als 1000 Pfd. (400 Thlr.) gekoſtet haben ſoll!

Seitdem wir die unerträglich gewordene Hitze ſchwinden ſahen (am 8. Juli hatten wir 29½ Grad im Schatten; einige Zollhausbewohner ſollen dadurch wieder vernünftig geworden ſein) athmen unſere Theater wieder auf. Meiſter Laroche ſpielt jetzt ſtets bei gedrängt vollem oder doch gut beſetztem Hauſe. Ich habe keinen Augenblick bereut, zum Enthuſiaſten durch ihn geworden zu ſein, ja es freut mich, dieſem Enthuſiasmus unverhohlen vollen Ausdruck gegeben zu haben. Alle Welt iſt jetzt abgeſtumpft ungläubig bei neuen Theatererſcheinungen, die als außerordentlich angeprieſen werden. Auch in Bezug auf Laroche war nicht Jedermann ſofort zum Vertrauen geneigt. Doch ſein ausgezeichnetes Talent war in dieſer Beziehung natürlich mächtiger, als das gedruckte Wort. Es überzeugte vollkommen an jedem Spielabend. Laroche hat als Capitain Cobridge, armer Poet, als Geheimerath Seeger („Erinnerung" von Iffland), als reicher Mann, Graf Klingsberg, Amtmann Riemen (Iffland's Ausſteuer") und als Shilock ſich ſeines großen Rufes würdig bezeigt. Bei ihm eint ſich, was ſelten neben einander getroffen wird; ſein bedeu-

Digitized by Google

tendes Darstellungstalent baut fort auf der von einem fein gebildeten Geiste geschaffenen Basis, von aller Absichtlichkeit fern, läßt er nicht die Stricke und Hängeseile merken, an welchen seine Figuren baumeln. Das Studium bleibt daheim, auf die Bühne tritt nur die lebendige Wahrheit, die makellose Natur. Laroche ist stets edel und künstlerisch sich selbst beherrschend in dem, was er vorführt. — Die Enghaus hat im Stadttheater die ganze große Schaar ihrer Freunde und Bewunderer wieder angetroffen. — Der junge Schauspieler, Herr Schneider, den die Frankfurter uns überlassen haben, ist noch nicht recht sattelfest. Hübsche Naturmittel und frappante Hendrichsähnlichkeit verdienen noch keine 2000 Thlr. jährliche Gage. — Die Tuczeck hat hier als Nachtwandlerin, Philomena und Regimentstochter sehr gefallen. — Heute tritt Dr. Härtinger von München als Raoul in den „Hugenotten" auf.

Interessant ist das Erscheinen eines neuen Handwerkerjournals, „die Werkstatt," welches, von Schirges redigirt, im hiesigen Verlagscomptoir (L. Lenz) heftweise mit Illustrationen erscheint. Es hat, soweit der Prospectus es beurtheilen läßt, recht würdige Tendenzen, von welcher geistige Hebung und Förderung eines kräftigen Selbstbewußtseins im Handwerkerstande die hervortretendsten sind. Das erste Heft wird Beiträge von Weitling und Venedey enthalten. Möge es der Redaction gelingen, gewisse gefährliche Klippen zu umschiffen und mit der Existenz des neuen Journals wird auch sein gedeihliches Aufblühen gesichert sein. — Der hier seit einiger Zeit bestehende Arbeiterbildungsverein hat sich unter das Protectorat der patriotischen Gesellschaft begeben, was nicht allgemein gut geheißen wird, da wesentlicher Nutzen für den Verein daraus nicht entstehe. — Fr. Clemens gab ein neues Heft des „Logosit" heraus. Von Mendelssohn erscheint, bei Stalling in Oldenburg, binnen Kurzem: „Eine Ecke Deutschlands," Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände enthaltend.

III.

Aus Halle.

Leo und die Philosophie. — Die Orthodoxen. — Lesezirkel.

Sie kennen gewiß den ABC-Vers: „In Halle wohnt Philosophie;" doch Sie wissen nicht, daß die Hallische Philosophie jetzt unter Leo's Schutze steht, den die philosophische Fakultät am 12. Juli zu ihrem Decan erwählt hat. Man sagt, er habe sich geschüttelt und gesträubt, als ihm beim Decanatswechsel das Mäntelchen umgethan worden sei, so daß sein Nachbar während der Feierlichkeit es habe umnehmen müssen. Der alte Geist der Hallischen Jahrbücher wird nun vollends aus unserer philosophischen Fakulät ausziehen, und es wird einziehen der Geist von Heinrich Leo, der da betet „Herr, vertilge diese Rotte!" und der da

Digitized by Google

meint, daß das liberale Geſindel vom lieben Gott eigens zu ſeiner Kurzweil geſchaffen ſei. Ach, dieſe letzte Anſicht mag wohl ſchon jetzt mancher unſrer Philoſophen mit ihm theilen: man denke nur an die Mittheilungen, welche neuerdings in mehren Blättern aus den Vorleſungen des Profeſſor Erdmann gemacht ſind.

Ueber unſere theologiſche Fakultät hat ſich vor Kurzem ein Artikel im Rheiniſchen Beobachter vernehmen laſſen. Die gläubigen Studioſen der Theologie wurden hochgeprieſen, die ungläubigen bitter getadelt. Wenn die letzteren ſpäter mit ihrem Unglauben auf ihren chriſtlichen Pfarren ſitzen, ſo werden wir ihnen unſer Mitleid nicht verſagen; ſo lange ſie noch im freien Aether der Wiſſenſchaft leben, harrend vielleicht auf einen Umſchwung der religiöſen Verhältniſſe, können nur Menſchen, denen für das Streben nach Wahrheit jeder Sinn abgeht, über ſie den Stab brechen. Und am Wenigſten hat jenes zahlreiche Geſchlecht der Halle'ſchen Orthodoxen Urſache auf ſie verächtlich herabzuſehen, das durch klöſterliche Abgeſchloſſenheit, in den Tholuck'ſchen Theegeſellſchaften und in conceſſionirten Verbindungen, auf welche der Rheiniſche Beobachter mit Stolz hindeutet und die dem Berliner „hiſtoriſchen Chriſtus" nicht unähnlich ſind, durch Singen, Beten und Predigtableſen mühſam das Triennium hindurch ſeine Glauben zu conſerviren ſucht.

Fünf bis ſechs großartige Leſezirkel, welche faſt die Hälfte der Univerſitätsbürger unter ihren Mitgliedern zählen mögen, ſind jetzt im Entſtehen begriffen, und werden die ganze neuere deutſche Literatur umfaſſen. Wer hätte ſich früher um dergleichen gekümmert? Der Senat ſeines Theils macht dieſen Leſezirkeln Schwierigkeiten und ſcheint ſie mindeſtens für überflüſſig zu halten. Mit Recht: enthält doch ſchon die Univerſitätsbibliothek einige Göthe'ſche Romane, welche im Katalog unter dem Titel „fabulae" verzeichnet ſein ſollen.

IV.

Cancan eines deutſchen Edelmannes.

Der dritte Theil des „Cancan eines deutſchen Edelmannes" iſt erſchienen, nachdem der erſte vor vier bis fünf Jahren ſeinen Lärmen geſchlagen hatte und der zweite etwa vor anderthalb Jahren das ſchwach glimmende Feuer des Intereſſes am Buch wieder hatte anregen ſollen. Beſchönigen wir es nicht — es iſt eine Ungeſchicklichkeit des äſthetiſchen Autors, wenn er heutzutag ſeine zuſammenhängende Production in Bruchſtücken zur Erſcheinung bringt, die Jahre lang auseinander liegen. Dafür iſt unſere Literatur zu maſſenhaft geworden; das Publikum hat gar keine Zeit dazu, während mehrerer Jahre das Intereſſe an einem Buche feſtzuhalten, oder, beim Erſcheinen des je einzelnen Bandes dies Intereſſe dafür immer von Neuem

aufzufriſchen. Der Cancan hat aber darauf auch keinen Anſpruch durch die Bedeutſamkeit ſeines Inhaltes; denn dieſer betrifft gar nicht ſo recht eigentlich die vollen und ſtarken Intereſſen des Publikums, ſondern beſchäftigt ſich, wenn auch ſcheinbar darauf eingehend, doch nur mit deren Nebenpartien und Aeußerlichkeiten. Das Raiſonnement des Cancan ſieht täuſchend aus, als ob es tiefſinnig und geiſtreich wäre und doch vermag man ihm bei näherer Betrachtung nichts zuzugeſtehen, als hübſche einzelne Gedanken und mitunter eine überraſchende Darſtellungsweiſe. Darum mochte auch die im erſten Moment des Erſcheinens des erſten Bandes mächtig angeregte Frage der Neugier nach dem Verfaſſer ſo bald wieder vom Publikum aufgegeben werden; bereits beim Auftreten des zweiten Bandes ſprach man davon nicht mehr und jetzt wird es kaum zu hoffen ſtehen, daß die Frage wieder erwache. Denn dieſer dritte Band ſteht den beiden erſten mannigfach nach. Das Intereſſe des Autors ſelber an ſeinem Buche ſcheint ſich verringert und er ſcheint dieſen dritten Band eben nur wie eine literariſche Schuld abgetragen zu haben. Ja, wohl darf man annehmen, der Verfaſſer ſei der erkalteten Theilnahme des Publikums durch die Verzettelung der einzelnen Bände ſowohl, als der Nichtgewährung deſſen, was nach dem erſten Theile zu erwarten ſtand, ſich ſelber bewußt worden. Denn ſeine „Vorrede zur übeln Nachrede des Cancan eines deutſchen Edelmannes," in welcher er das antikritiſche Streitroß luſtig tummelt, erſcheint doch wie eine humoriſtiſche Captatio benevolentiae für dieſen letzten Band. — Wer alle drei Bände des Cancan jetzt erſt zuſammen und in einem Zuge durchlieſt, wird allerdings manche friſche Idee und manche Anregung gewinnen; der prickelnde Reiz des darin üblichen Gedankenſpringens wird ihn wahrſcheinlich nicht unangenehm berühren. Aber am Ende angelangt wird trotzdem jeder Leſer fragen: Warum gerade der Titel Canan? Noch mehr aber, warum Cancan eines deutſchen Edelmannes? Warum überhaupt dieſe ſeltſam zerriſſene Einkleidung einer Sammlung romantiſcher Reiſebegegniſſe, in welcher der Eindruck der Beſchreibung vor darein ſpringendem Raiſonnement, in welcher die Bedeutung des Raiſonnements vor daſſelbe zerſpaltender Reiſeſchilderung, in welcher das Intereſſe am dürren Romanfaden vor Beidem nicht großzuwachſen vermag. Es gab allerdings vor ſechs, acht und mehr Jahren eine kurze Zeit, welche ein derartiges Nichtfeſthalten irgend einer beſtimmten Form und Idee von der Unterhaltungslectüre forderte. Aber dieſe Zeit iſt bereits rokoko worden; man erkannte ihre literariſche Machtloſigkeit und fühlte ſich unbefriedigt in ſolcher Zerſplitterung in tauſend verſchiedenartig angeregte Intereſſen, welche keinen Sammel- und Brennpunkt hatten. — Es iſt wirklich ſchade, daß der Cancan daran leidet. Denn er hat ein Element, das, je ſeltner in reiner Geſtalt auftretend, deſto weniger gern in Zufälligkeiten untergehend erkannt wird. Dies iſt das Element des

Digitized by Google

Ausführungsbestimmungen. Diese sind im wesentlichen dieselben, wie sie für die Ausführung der Gesetze vom 1. Juli 1869 und 1. Juli 1870 erlassen worden sind. Sie enthalten Vorschriften über die Art und Weise, wie die Steuer zu berechnen und zu entrichten ist, über die Führung der Bücher und Geschäftsanzeigen, über die Befugnisse der Steuerbeamten, über die Verfahrungsweise bei Steuerhinterziehungen und Steuerübertretungen, über die Rechtsmittel gegen Steuerfestsetzungen und Strafen, über die Verjährung der Steuer- und Strafansprüche, über die Verwendung der Strafgelder und über die Verwaltung der Steuer.

Die Ausführungsbestimmungen sind in 3 Abschnitte eingetheilt, welche die Besteuerung des Bieres, des Branntweins und des Tabaks behandeln.

Der Abschnitt über die Besteuerung des Bieres enthält 5 Abtheilungen, welche handeln:

1. von der Steuerpflicht und Steuerberechnung,
2. von der Steuerentrichtung,
3. von der Steuerkontrole,
4. von der Steuerhinterziehung und Steuerübertretung,
5. von der Steuerverwaltung.

Der Abschnitt über die Besteuerung des Branntweins enthält 6 Abtheilungen, welche handeln:

1. von der Steuerpflicht und Steuerberechnung,
2. von der Steuerentrichtung,
3. von der Steuerkontrole,
4. von der Steuerhinterziehung und Steuerübertretung,
5. von der Steuerverwaltung,
6. von der Steuervergütung.

Der Abschnitt über die Besteuerung des Tabaks enthält 5 Abtheilungen, welche handeln:

1. von der Steuerpflicht und Steuerberechnung,
2. von der Steuerentrichtung,
3. von der Steuerkontrole,
4. von der Steuerhinterziehung und Steuerübertretung,
5. von der Steuerverwaltung.

Die Ausführungsbestimmungen sind in 3 Abschnitte eingetheilt, welche die Besteuerung des Bieres, des Branntweins und des Tabaks behandeln.

Der Abschnitt über die Besteuerung des Bieres enthält 5 Abtheilungen, welche handeln:

1. von der Steuerpflicht und Steuerberechnung,
2. von der Steuerentrichtung,
3. von der Steuerkontrole,
4. von der Steuerhinterziehung und Steuerübertretung,
5. von der Steuerverwaltung.

Der Abschnitt über die Besteuerung des Branntweins enthält 6 Abtheilungen, welche handeln:

1. von der Steuerpflicht und Steuerberechnung,
2. von der Steuerentrichtung,
3. von der Steuerkontrole,
4. von der Steuerhinterziehung und Steuerübertretung,
5. von der Steuerverwaltung,
6. von der Steuervergütung.

Der Abschnitt über die Besteuerung des Tabaks enthält 5 Abtheilungen, welche handeln:

1. von der Steuerpflicht und Steuerberechnung,
2. von der Steuerentrichtung,
3. von der Steuerkontrole,
4. von der Steuerhinterziehung und Steuerübertretung,
5. von der Steuerverwaltung.

In einigen Familien von Brügge war Most, wegen seiner schlichten und ehrlichen Gutmüthigkeit, gern gesehen. Besonders oft kam er in das Haus des Herrn Brabant, Capitäns im 15ten Infanterieregiment. Er wurde bei den Leuten allmählig so beliebt, daß man ihn vermißte, wenn er sich lang nicht blicken ließ. So lebte er dann zufrieden fort; hatte er nun doch ein Asyl, wo er zuweilen Trost und Theilnahme fand für sein isolirtes Leben. Endlich kam das Alter; die Kraft zur Arbeit verließ ihn und da er, wie gesagt, kein Vermögen erworben hatte, so sah er sich, mit grauen Haaren und in weiter Fremde am Bettelstab. Most kam noch oft zu Brabant's, plauderte mit der Frau und spielte mit den Kindern, aber seine Heiterkeit war erzwungen; Angst und Sorge lag unverkennbar auf seinen Zügen. Der zartfühlende Brabant errieth, was Most nicht beichten konnte, und lud den Alten ein, zu ihm in's Haus zu ziehen. Der früher als Gast so freundlich aufgenommen zu werden pflegte, sollte nun wie ein Mitglied der Familie sein. Dem alten Hausjuden ward der patriarchalische Ehrenplatz eingeräumt am Tisch und Kamin; er wurde gepflegt und geliebt von Brabant und Frau wie ein Vater, von den Kindern wie ein Großvater.

So vergingen fünf Jahre eines rührenden Zusammenlebens. Der alte Most sah dem Tod entgegen und ihn beschlich eine Sorge, die Mancher belächeln mag, die aber jeder Menschlichfühlende natürlich finden wird: die Sorge, was nach dem Tode mit ihm werden solle. In der That, was sollte man in dem rein katholischen Brügge mit der Leiche des Juden anfangen? Und lag die Befürchtung nicht nahe, daß die Proselytenmacherei sich in seinem letzten Augenblicke drängen und seine Angst um ein ehrliches Grab benützen werde, um eine Seele zu gewinnen? Most aber war, auch ohne Gebetriemen und Passahfest, in seinem Herzen dem Judenthum treu geblieben. Und nun befiel ihn ein tiefes Heimweh nach den Gräbern seiner Väter. Im Tode wenigstens wollte er bei Denen ruhen, von denen er sein Lebelang getrennt gewesen, die aber gleich ihm, freudlos und einsam, durch die Welt gegangen. Als er daher auf dem Sterbebette lag und mit brechendem Herzen das Haus seines Wohlthäters segnete, waren seine letzten Worte: „Laß meine Gebeine ruhen bei den Gebeinen meiner Brüder!“ —

Dem edlen Brabant war diese Bitte heilig, wie das Gebot eines sterbenden Vaters. Er wußte gleich Rath und schrieb an die kleine Judengemeinde, die sich in Brüssel gebildet hatte. Dann schloß er die Ueberreste des Gastfreundes in einen Sarg, den die Familie weinend zum Haus und zur Stadt hinaus geleitete. Er selbst fuhr den Todten nach der zehn Meilen entfernten Hauptstadt, wo er ihn den jüdischen Todtenwärtern übergab. Beim Begräbniß aber folgte der

christliche Capitän als Leidtragender dem Sarge des armen Alten und segnete dessen Grab mit einigen stillen heißen Thränen. — —

Liebenswürdiger Samariter! Mögen Deine spätesten Enkel noch in glücklicher Heimath grünen und nie ein Grab in öder Fremde suchen. Deinen Namen aber müsse ein unauslöschlicher Adel zieren und von Jedem, der Dir an sanfter Tugend gleicht, möge man künftig sagen: Es ist ein Brabant! —

VI.

Notizen.

Ein literarisches fait accompli. — Lebenszeugniß. — Die unsichtbare Gesellschaft. — Modernes Papier. — Felicien David. — Joseph II.

— Eigentlich könnte die Literatur manches schöne Kunststückchen der Politik ablernen, z. B. die unbezahlbare Phantasmagorie, so bekannt unter dem Titel: un fait accompli. Wogegen man sich gestern mit Händen und Füßen sträubte, was man Hochverrath, Völkerrechtsverletzung nannte, ist heute durch die siegende Gewalt der Zeit doch geschehen und morgen becomplimentiren es die Diplomaten und wünschen ihm Glück als fait accompli! Keine Zauberei, nur Geschicklichkeit. Was plagen wir Narren der Literatur uns mit Prinzipienstreiten? Folgen wir dem Exempel der Diplomaten und wir haben das herrlichste Leben. Ein kleines Beispiel. Vor anderthalb Jahren erschienen: „Gedichte von Karl Haltaus," über die wir gerne ein freundliches Wort gesprochen hätten. Herr Haltaus ist ein so guter Mann und obendrein unser Mitarbeiter. Aber ehrlich gestanden, die Gedichte gefielen uns nicht. Wir fanden nichts Schlechtes darin, aber auch nichts Hervorragendes. Correcte Verse, brave Moral, sentimentale Empfindungen reichten vor funfzig Jahren hin, um einem Dichter Anerkennung zu verschaffen: jetzt verlangt man Individualität, eigenthümliche Anschauung, Gedankenkühnheit und Fülle. Die Zeit ist vorüber, wo es hieß:

Ein gutes Triolett zu machen,
Ist keine von den leichten Sachen.

Wer macht jetzt nicht gute Verse? Schriftsteller und Schriftsetzer, Tertianer, Blaustrümpfler, Handlungsdiener, Bäcker und Buchbinder. Jamben und Daktylen sind ein Eigenthum aller Welt geworden; die Jagdbarkeit ist frei und Jedermann geht pürschen und singen in den deutschen Dichterwald. Wir hatten vor dem wackern Haltaus allen möglichen Respect als gutem Bürger, als ausgezeichnetem Gymnasiallehrer, als tüchtigem Kenner und Förderer altdeutscher Literatur. Aber für einen Poeten hielten wir ihn nicht, und da wir dem Erfolge seiner Gedichtesammlung kein glänzendes Prognostikon zu stellen wußten, so schwiegen wir. Aber wir haben uns getäuscht. So eben erschien von diesen Gedichten eine zweite, vermehrte

Auflage (Leipzig, Fest'sche Verlagshandlung, 1845). Das Publicum hat offenbar anders geurtheilt als wir, es hat in Karl Haltaus jenes poetische Licht gefunden, das die Kritik mit profanen, blinden Augen nicht entdeckte, und nun rächt es ihn an den kritischen Blindschleichen, es hat seine erste Auflage gierig aufgekauft und ein großes Bedürfniß nach einer zweiten, vermehrten Auflage an den Tag gelegt! Werden wir nun rechthaberisch polemisiren? Nein! Wir betrachten das Ereigniß als ein fait accompli und erkennen die neue Gedichtdynastie, die branche cadette, die zweite, vermehrte Auflage, als legitim an. Wir haben unsere Schule in der Diplomatie durchgemacht. Wenn Fürst Metternich und Czar Nicolaus die Julirevolution anerkannt haben, wie sollten wir den Gedichten von Haltaus den Eintritt in den europäischen Gedichtbund versagen? Man müßte von der Legitimitätswuth des Herzogs von Modena besessen sein, um in der zweiten französischen Revolution und in der zweiten, vermehrten Auflage der Haltaus'schen Gedichte nicht die Volks- und Gottesstimme zu finden; wir werden unsern Gesandten an dem Haltaus'schen Hof ernennen. Friede in Deutschland!

— Es wäre zu wünschen, daß das Hofburgtheater in Wien bei Auszahlung der Tantieme an fremde Autoren die Procedur etwas erleichtere. Man verlangt nämlich von dem Autor außer einer Quittung noch ein Lebenszeugniß, eine amtlich ausgestellte Bestätigung, daß er noch nicht todt sei. Letzteres hat etwas ungemein Komisches. Ein eigenhändiger Brief des Autors ist nicht hinreichend, sein Leben zu bethätigen — er muß es durch Amt und Siegel bestätigen lassen. Nun denke man sich die Situation, daß Jemand auf das Rathhaus geht und sagt: „Ich bitte, bezeugen Sie mir, daß ich noch nicht gestorben bin!" Verlangt aber der Geschäftsschlendrian unwiderruflich derlei Zeugniß, so wäre es eine große Erleichterung, wenn das Burgtheater ein gedrucktes Formular dem Betheiligten zusenden würde, das blos ausgefüllt und unterzeichnet zu werden brauchte. Nicht Jeder weiß, wie ein so sonderbares Ding nach Wiener Anforderungen zu stylisiren ist.

— Eine Marktschreierei — wenn nicht mehr — die ihres Gleichen bisher nicht hatte, begeht die Buchhandlung von Scheible, Rieger und Sattler in Stuttgart. Sie kündigt eine Masse von literarischen Fabrikaten, sogenannten Volksschriften an, und setzt auf die Stirn der Anzeigen: „Herausgegeben von der Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher." Wo aber ist diese Gesellschaft? Sie ist weiter nichts als die Firma obgenannter Buchhandlung. Alle Vereine für Volksschriften sollten öffentlich protestiren gegen solch unerhörte Marktschreierei, wenn das Verfahren nicht anders zu bezeichnen wäre. Alle Blätter, die es mit der jetzt aufkommenden Volksbildung gut meinen, sollten ebenfalls Einsprache thun. Darf eine Buchhandlung aus freien Stücken sich den Charakter einer „Gesell-

Digitized by Google

ſchaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher" beilegen? Wo iſt da die deutſche Ehrlichkeit und Wahrheit?

— Frankl's „Sonntagsblätter" enthalten einen ſehr beachtenswerthen Artikel über eins der unentbehrlichſten Dinge der modernen Geſellſchaft, über das Papier. Vor einiger Zeit, heißt es dort, hörte man, daß König Oskar das Maſchinenpapier in ſeiner Verwendung, insbeſondere für gerichtliche Documente, beſchränkt habe. Dieſe Notiz blieb geleſen und vergeſſen, das ſchwediſche Geſetz vielleicht bei uns nicht minder. Und doch iſt bei uns nicht minder als in Schweden das Papier von Jahr zu Jahr ſchöner und ſchlechter geworden, ich rede natürlich vom Maſchinenpapier, mit welchem übrigens bald kein anderes mehr die Concurrenz wird aushalten können. — Ich fordere die Herren Rechtsfreunde, ſowohl Gerichtsbeamte als Anwälte auf, mir zu widerſprechen, wenn ſie die Behauptung zu gewagt finden, daß, wenn man die meiſten Documente, die gegenwärtig bei Gerichten und in Geſchäftsſtuben vorkommen, betrachtet, ſich unwillkürlich der Gedanke aufdringt: wie wird es zehn oder zwanzig Jahre nach uns mit den Beweiſen für unſere Rechte, unſer Eigenthum, unſern Beſitz ausſehen. Ich habe Verträge und Rechtsinſtrumente in Händen gehabt, welchen Geſchäfte von 100,000 Fl. bis zu mehr denn einer Million zu Grunde lagen, und die ihrer Eigenſchaft wegen bei mehreren Behörden certificirt, oder ſonſt klauſulirt werden mußten und wenige Wochen nach ihrer Ausſtellung ſchon an Rändern und Bügen zerriſſen und theilweiſe ſchwer lesbar gemacht waren; ja, gleichzeitig mit einem Documente, das ich bei der zweiten Klauſel, die es erhielt, unter meine Feder bekam und ſchon bedeutend verletzt vorfand, behandelte ich ein anderes, das auf einem anderen Papiere ausgefertigt war, in ganz unverletztem Zuſtande, obwohl es die Klauſeln dreier preußiſcher Behörden und eben ſo viel öſterreichiſcher an ſich trug, und in Berlin und zwei Städten unſeres Vaterlandes monatelang durch Kanzleien und Poſtbureaux gelaufen war. Das Papier des erſten war ſchönes, modernes Maſchinenpapier!! Wären dieſe Zeichen der Zeit, einer Zeit, in welcher der egoiſtiſche Schrei „Après nous le déluge!" immer mehr ſich als Deviſe auf die Erzeugniſſe des Luxus, des Scheinprunks und der Modefrivolität drückt, wären ſie vereinzelte Thatſachen, ſo könnte man darüber ſchweigen, allein das angezogene ſchwediſche Geſetz beweiſt, daß es keine wenig verbreitete Localerſcheinung iſt.

— Felicien David hat auf ſeiner Reiſe durch Deutſchland eine neue große Compoſition vollendet: Moſes auf dem Berge Sinai. Er will ſie in Wien zuerſt aufführen laſſen. Das Urtheil über dieſen Tondichter hat ſich nun durch ſeine Concerte in Berlin, Dresden und Leipzig für Deutſchland ziemlich feſtgeſtellt. Zunächſt begibt er ſich nach dem deutſchen Süden: Baden-Baden, Carlsruhe, Stuttgart, München und von da nach Wien. Im Winter will er wieder in

Paris ſein, um eine Oper zu componiren, welche die „Academie de Muſique" bei ihm beſtellt hat und zu der Scribe das libretto liefert. Aus dem Sujet dieſer Oper macht Felicien ein Geheimniß.

— Einer Schrift, die das Verdienſt hat, zur rechten Zeit zu kommen, darf man ſchon manche Mängel nachſehen. Dies gilt auch von dem Buche „Joſeph II. und ſeine Zeit von Dr. Karl Ramshorn" (Leipzig 1845). Zu keiner Zeit iſt das Andenken an den edlen, energiſchen aber allzukurz regierenden Kaiſer ſo lebhaft wieder aufgeſtiegen, wie jetzt. Joſeph II. war vor Allem ein Vertreter des Mittelſtandes und je kräftiger ſich dieſer ausbildet, deſto lebhafter und klarer tritt das Bild des kaiſerlichen Märtyrers hervor, dem die Hierarchie und der Adel das Herz zu brechen und die Pläne zu vernichten wußten. Geiſtlichkeit und Hochadel ſind zumal in Oeſterreich noch jetzt die heftigſten Gegner dieſes größten der Söhne Habsburgs; ihnen wird auch das Buch des Dr. Ramshorn nicht gefallen. Aber der Mittelſtand und das Volk werden es eifrig leſen und den Kaiſer kennen lernen, von dem Anaſtaſius Grün ſingt:

Ein Despot biſt Du geweſen! Doch ein ſolcher wie der Tag,
Deſſen Sonne Nacht und Nebel neben ſich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesſchluften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand an's Fenſter langer Schläfer raſtlos ſchlägt.

Das Ramshorn'ſche Buch iſt ein Volksbuch. Hiſtoriker kennen nichts daraus lernen, er hat bei weitem die Quellen nicht gekannt, welche die Farben zu dem vollen Bilde ſeines Helden liefern konnten und wovon die wichtigſten in franzöſiſcher Sprache in Brüſſel, Lüttich und dem Haag gedruckt ſind, ſeltene Brochüren, die man vielleicht nur in Wien und in Brüſſel geſammelt findet, von archivariſchen Quellen ganz zu ſchweigen. Die Zeit, Kaiſer Joſeph und ſeine Zeit ganz zu würdigen und erſchöpfend nach Urkunden zu ſchildern, iſt noch nicht da, ſie wird erſt kommen, wenn man in Oeſterreich begreifen wird, wie viel die dynaſtiſchen Intereſſen gewinnen würden durch die volle Beleuchtung des großen Kaiſers, wenn man der in den gegenwärtigen Verhältniſſen allerdings gefährlichen Begeiſterung für den Sohn Maria Thereſia's ihre freie Strömung laſſen wird. Und wahrlich es wäre Zeit! Die neuere Geſchichts- und Memoirenſchreibung hat ſo viele Schattenpartieen des öſterreichiſchen Hauſes auf den Markt der Oeffentlichkeit gebracht, daß es ſtaatsklug wäre, auch die Lichtſeiten zu fördern, nicht durch ſubſidirte Geſchichtsſchreiber, ſondern durch freie unabhängige Männer. Ein Kapitel von Dahlmann wiegt die ſämmtlichen acht Bände des Fürſten E. M. Lichnowsky auf. Joſeph II. aber hat keine Hiſtoriographen zu ſcheuen; möge Oeſterreich ſeine Archive öffnen, hier gibt es nur zu gewinen und nichts zu verlieren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Drei Wochen auf Helgoland.

Aus dem Tagebuche des alten Comödianten.

Juli 1845.

Ich habe meine Sommerferien angetreten; das heißt: die Ferien, welche ich mir jährlich ſelber zugeſtehe, und die aus einem Sommer- und einem Wintermonat beſtehen. Da athme ich frei auf von den Anſtrengungen der übrigen Zeit, in welcher ich im Dienſte des Publikums ſtehe, ſuche mir einen Ort aus, wohin mich meine Künſtlerlaufbahn ſonſt nicht führen würde, ſchleudere meinen Sorgenbündel weit hinter mich, und lebe froh und glücklich, fern von Neid und Intrigue, fern von dem abſpannenden Gedränge alltäglicher Umgebung, mich ſtärkend und vorbereitend, um nach abgelaufener Erholungsfriſt mit friſcher Kraft und neuer Anregung meinem Berufe folgen zu können. —

Ein kleines, aber vortreffliches Büchelchen: „Helgoland“ von Wienbarg, welches mir vor Kurzem in die Hände fiel, erweckte die Sehnſucht in mir, dieſen in die Nordſee hingeworfenen Felsblock mit ſeinem ſonderbaren Völkchen kennen zu lernen. Immer raſch in meinen Entſchlüſſen ſaß ich ſchon nach wenig Tagen am Bord des Dampfſchiffes, welches uns von Hamburg aus im ſchnellen Fluge nach dem Ziel unſerer Wünſche bringen ſollte.

Einen ſonderbaren Eindruck gewährt der Anblick der ſonſt ſo lebhaften Waſſerſtraße zur Zeit der Ebbe und Windſtille. Alle Schiffe liegen ruhig und regungslos vor Anker, ſelbſt die Mannſchaft glotzt unbeweglich und lautlos gleich verſteinerten Geſtalten unſerem Fahrzeug nach, welches getrieben von der Rieſenkraft des Dampfes wie auf Sturmesflügeln vorwärts eilt; dem Wanderer im Mährchen gleich,

der den flüchtigen Fuß in eine verzauberte Stadt geſetzt, und alles Leben in derſelben im ſtarren, todähnlichen Schlafe feſtgebannt findet. —

Die Ufer ſchwinden, das Elbwaſſer nimmt eine hellgrüne Farbe an, dort taucht der Leuchtthurm von Curhafen auf. Die ſonderbarſten, nicht ſehr maleriſchen Gruppen auf unſerem Schiffe deuten auf das Herannahen des tückiſchen Feindes der Neugierigen, welche die Luſt nach Fremdartigem in's Salzwaſſer treibt; die Seekrankheit beginnt mit den Armen ihr tolles Spiel zu treiben, und nicht eher läßt die böſe Fee den ihr Verfallenen aus der verwirrenden Umarmung los, bis derſelbe ſich mit kühnem Sprunge ans feſte Land rettet, deſſen grüne Ufer die boshafte Waſſerfrau nicht betreten darf.

Ein tragi-komiſcher Anblick gewährte ein armer Clarinettiſt, welcher die Reiſe wahrſcheinlich aus Speculation mitgemacht. Bis Curhafen trug er friſch und munter auf ſeinem Inſtrumente die ſchönſten Stücklein vor, jetzt wird er zuſehends bleicher, die Clarinette wird nur noch in kurzen Abſätzen hörbar; nun legt er ſie ganz bei Seite, greift nach dem Notenblatte, um wenigſtens noch raſch den Lohn ſeiner Kunſt zu ernten; vergebens — kaum klingen die erſten Schillinge auf daſſelbe nieder, legt es der zum „ſtillen Mann" gewordene ſchnell bei Seite, und begibt ſich mit raſchen, wenn gleich ſchwankenden Schritten in die Kajüte, aus welcher er nicht mehr zum Vorſchein kommt. —

Das Land iſt bereits gänzlich zurückgetreten, und man bekommt in kurzer Zeit durch das Einförmige der Fahrt, eine Ahnung von der unvermeidlich treuen Begleiterin auf längeren Seereiſen — die gähnende Langeweile macht uns ihre erſte Viſite. Wir laſſen unſere Anweſenheit verläugnen, und ſchleichen uns, um dem läſtigen Beſuche auszuweichen, in die Cajüte, wählen ein Buch aus der Schiffsbibliothek, und verſuchen, den ſchlimmen Gaſt durch das Wort des Denkers fern zu halten.

Mir führte der Zufall ein Werk in die Hände, welches wieder den klaren Beweis liefert, wie ſelten ein Unglück allein kommt. Der Brand von Hamburg hat nämlich ein, von einem gewiſſen Clemens Gerke verfaßtes Gedenkbuch in's Leben gerufen, welches durch den unverantwortlichen Leichtſinn des Conducteurs, dem die Wahl der hier aufliegenden Geiſtesproducte anvertraut iſt, den Weg in

Digitized by Google

die voraus gemiethete Wohnung; und ſeiner Freundlichkeit habe ich es zu danken, daß ich nach einer halben Stunde ſchon vollkommen eingerichtet, und „up Helgoland“ heimiſch war.

Der Abend iſt ſchön, die friſche Seeluft, deren Balſam der Ankommende mit Wolluſt und ſtarken Zügen ſchlürft, die majeſtätiſch untergehende Sonne laden zu einer Spazierfahrt um die Inſel, zur Beſichtigung derſelben ein. Wie ſoll ich den gewaltigen Eindruck ſchildern, den der Anblick dieſer großartigen Schöpfung auf mich hervorgebracht?! —

Dieſe Felſenwände, deren ſonderbare und abenteuerliche Geſtalten in dem letzten Scheine der Abendſonne erglühen, dieſe Unzahl Fiſcherboote, welche, wie unbefeſtigt, ſich weit hinaus in der See wiegen, der Inſel gegenüber die Sanddüne — einem Schneegebirge gleich zu uns her leuchtend — deſſen ſchwankende, dem Untergange geweihte Ufer den Leichen, welche das treuloſe Element hier oft an's Land wirft, die letzte Ruheſtätte bieten, und deren umrauſchende Wogen dem entnervten Städter neue Lebenskraft verheißen; dieſe gewaltigen Steintrümmer, welche der Sturm, im Verein mit ſeiner treuen Tochter, der toſenden Brandung, vom Land geriſſen und in's Meer geſchleudert, die ſonderbare Tracht unſerer Schiffer, dazu der ferne Schall der Abendglocke und das Getön der Bademuſik, dieſe Hunderte von winzigen Fahrzeugen, welche, des Fiſchfanges wegen, die Inſel umkreiſen, hier der plumpe Fall eines aufgeſchreckten Seehundes in die Fluth, dort eine Schaar geſcheuchter Möven, kreiſchend aus der Schlucht auffliegend in ihr heimathliches Element, rings um uns die unabſehbare Waſſerwüſte mit der vor uns liegenden Oaſe: Helgoland — dies Alles zuſammen gibt ein Bild, wie es kein Pinſel malen, kein armes Wort beſchreiben kann! —

Ich erinnere mich nur einmal im Leben ſo mächtig erſchüttert geweſen zu ſein: es war in Cöln, als ich das erſtemal dem öffentlichen Geſchwornengericht beiwohnte! — Möge man immerhin über dieſe Zuſammenſtellung ſpötteln; ich beſchreibe, was ich fühlte.

Ein Jahr meines Lebens hätte ich damals unbedenklich für die Wonne eingetauſcht, den Männern, die da ſaßen im Namen des Volkes, zu richten über das Volk, mit heißen Thränen um den Hals fallen zu können, ihnen die Hand drücken und meinen Dank für den

Digitized by Google

erlebten erhebenden Moment ausſprechen zu dürfen. Ein andermal mehr von dieſen merkwürdigen Gerichtsſitzungen, und dem Eindrucke der Aſſiſen überhaupt, auf mich — den Oeſterreicher. —

Die Ausſicht von meiner Wohnung — im Oberlande bei Block's — iſt über alle Beſchreibung reizend. Meinen Fenſtern gegenüber liegt der Badeplatz, die Düne, der kleine Sandſtrich, an welchem die Exiſtenz der armen Helgoländer gekettet iſt, und deſſen unvermeidlichem Verſinken in die gierige Meeresfluth die ängſtlichen Inſelbewohner mit banger Sorge entgegen ſehen. Mit dieſen unſcheinbaren Hügeln werden einſt das Seebad und der Fiſchfang, die beiden Hauptnahrungszweige eines wackern Völkchens, verſchwinden. Die Waſſer um den kleinen Sandflecken nur liefern die Spieren, eine weißſchuppige, dem Regenwurm ähnliche, winzige Fiſchgattung, welche als Köder benutzt wird. Die flachen Ufer und der zwar kräftige, jedoch gefahrloſe und nicht zu tobende Wellenſchlag an dieſelben, begünſtigen allein das ſegenbringende Bad, für welches auf Helgoland ſelbſt leider vergebens ein Plätzchen geſucht werden dürfte. Einen Steindamm oder ein mächtiges Bollwerk von hölzernen Pfählen um die Düne zu bauen, und ſo der von Jahr zu Jahr ſichtbarer werdenden Verkleinerung derſelben abzuhelfen, wäre das einzige Mittel, dem unaus bleiblichen Untergange entgegen zu arbeiten. Aber woher ſoll das kleine, blutarme Lootſenörtchen die gewaltigen Koſten dazu auftreiben?

Wäre ich Rothſchild oder ſonſt ein deutſcher Kröſus, ich würde mir mit dem Bau eines ſolchen Werkes ein unvergängliches Denkmal in dem Herzen eines zwar kleinen, aber biedern Völkchens ſetzen, und in dem Bewußtſein, dieſes dem Verderben entriſſen zu haben, meinen Stolz und meine Freude finden.

Ich denke mir keine größere Luſt, als das Gefühl, in einem ſolchen Falle die Vorſehung vertreten zu können.

„Wer die Sache des Menſchengeſchlechts als ſeine betrachtet,
Nimmt an der Götter Geſchäft, nimmt am Verhängniſſe Theil."

Im Converſationshauſe liegt ein Fremdenbuch auf, in welches ſich eintragen kann, wer Luſt dazu hat. Päſſe kennt man hier nur

dem Namen nach, und die letzte und frischeste Blüthe der deutschen Civilisation — die Ausweisung, ist noch nicht bis hierher gedrungen. Man nennt Stand und Namen eben nur, um sich den übrigen Badegästen anschließen zu können. Dafür aber hat das Pestübel der menschlichen Gesellschaft, der Dämon des Spieles, auch hier sein scheußliches Lager aufgeschlagen, und die glänzenden Räume des Versammlungssaales bergen eine wohlconditionirte Spielhölle.

Ja, auch hier auf diesem Felseneilande haben die ††† Bankhalter Gelegenheit gefunden, ihr fluchbeladenes Handwerk auszuüben. Man erzählt sich sogar allgemein, daß drei Hamburger Kaufleute bei diesem sauberen Geschäfte mit interessirt sein sollen, was ich zur Ehre des dortigen Handelsstandes nicht glauben mag. Ist ein solches Gewerbe an und für sich überall verwerflich, so ist die Lockung zum Spiele gerade auf Helgoland um so verabscheuungswürdiger, da dasselbe bei der durch das Seebad hervorgebrachten ungemeinen Aufregung geradezu Verderben bringend wirkt. Doch ist man hier noch um einen Schritt weiter als in den übrigen Bädern. Man hat hier im Monat August eine eigene Damenspielbank, welche — kaum glaublich, allein leider wahr — in der Blüthe der Saison, sehr lebhaft von dem schönen Theile der Badegesellschaft benützt werden soll. Die hochherzige englische Regierung hält es nicht unter ihrer Würde, französischen Spielern die Erlaubniß zu ertheilen, gegen Entrichtung eines ansehnlichen Pachtschillings,*) nach deutschem Gelde ihre Netze auszuwerfen. Der Gouverneur von Helgoland gibt die Bewilligung dazu her, daß die reine Meeresluft von dem giftigen Hauche dieses Lasters verdorben werde, nicht fürchtend, daß die grollende alte Nordsee im gerechten Grimme über diesen heillosen Frevel die entweihte Insel in ihren nassen Schooß begrabe! —

Die wackere Dorfzeitung möge ja nicht vergessen, bei ihrer jedesmaligen Schlußformel: „Uebrigens glaube ich, daß die ††† deutschen Spielhöllen zu vernichten sind," immer hinzu zu fügen, „und die auf Helgoland dazu."

Jetzt weiß ich doch wie einer berühmten Tänzerin im Augenblicke des höchsten Triumphes zu Muthe sein muß. Ich bin in einem

*) 3000 Thaler für die eigentlich nur zwei Monate dauernde Saison. Wie viel muß während dieser Zeit in einer solchen Räuberhöhle gewonnen werden?

Digitized by Google

Wagen gefahren, der von Menſchen gezogen wurde. Leider habe ich dieſe Auszeichnung, welche ich noch überdieß mit allen Badegäſten theilen muß, nicht meinem Talente zu danken; der Badekarren wird von den Wärtern in die See gezogen. Heute ging's bei der Ueberfahrt ſehr ſtürmiſch her, die tobenden Wellen warfen das kleine Schiffchen wie eine Nußſchale herum, einmal hoben ſie daſſelbe hoch in die Luft, dann ließen ſie es wieder die Tiefe fallen; alle Augenblicke kam eine mächtige Sturzwelle zu uns in's Boot geſprungen, übergoß uns mit der ſalzigen Fluth über und über, und breitete ſich dann gemächlich zu unſeren Füßen aus. Die erſchreckten und zitternden Damen ſahen ſich ſchon den Fiſchen zur Beute preisgegeben, und bekamen auf der kurzen Fahrt wieder Anwandlungen von Seekrankheit. Wir legten den Weg zur Düne, zu dem wir ſonſt zehn Minuten brauchen, heute in dem Zeitraum von drei Viertelſtunden zurück. — Am jenſeitigen Ufer hatten die Wellen den Leichnam eines fremden Matroſen an den Sand geworfen, unter welchem er ſogleich verſcharrt wurde. Wer weiß, ob nicht des Armen im fernen Vaterlande ein banges Weib und liebende Kinder warten, von Tag zu Tag mit ängſtlicher Sorge in das Meer hinausſtarrend, deſſen treuloſe Wellen, ſtatt den ſehnſüchtig erwarteten Gatten und Vater zurückzubringen, den erſtarrten Körper deſſelben ſchon längſt auf unbekannten Strand geſchleudert.

Geſtern machten wir eine Fahrt nach einem eine Stunde von hier liegenden Wrak. Ohne Maſten, zwiſchen Felſen eingeklemmt, ein Spiel des Windes und der Wellen, wird es hier feſtgerannt bleiben, bis der nächſte Sturm die ſichere Beute auseinander reißt, und in alle Weltgegenden ſchleudert. Es iſt ein engliſcher Schooner — Triton — kam vor acht Tagen mit Salz beladen von Liverpool und war nach Föhr beſtimmt. Schiff und Ladung waren hoch verſichert, erſteres ſchon ſehr alt; die Helgolander behaupten daher zuverſichtlich, der Kapitän habe die bequeme Gelegenheit ergriffen, und, um ein gutes Geſchäft zu machen, den Triton hier an den Klippen gefliſſentlich aufſitzen laſſen. Die Mannſchaft wurde gerettet, allein das Salz war im Augenblick von den überſtrömenden Wellen aufgelöſt und verſchlungen. Die Strandung geſchah gegen Abend, noch

vor Einbruch der Dämmerung. Trotz den überaus stürmischen Wogen sprangen die Lootsen augenblicklich in die Boote, und umkreisten wie Raubvögel das lecke Schiff, um nach dem hier üblichen Standrecht zu erbeuten, was sich die Fluth von ihrem Raube noch abtrotzen ließ.

Die Helgoländer Lootsen gelten mit Recht als die kühnsten und erfahrendsten Schiffer, ihre Verwegenheit übersteigt alle Gränzen, es schreckt sie im Sommer weder die heulende Windsbraut, noch im Winter das Bergen gleich treibende Eis ab, wenn es gilt ein Schiff im Sturme in die Elbe zu pilotiren. Da aber die Kapitäne diese theuere Hilfe nur im äußersten Nothfalle in Anspruch nehmen, wenn es nämlich an Hals und Kragen geht, so lassen sie jetzt sich diese mit Gefahr ihres Lebens dargebrachte Rettung noch reichlicher bezahlen, und stehen daher in dem Ruf eines — im Betracht der Verhältnisse sehr zu entschuldigenden — kleinlichen Eigennutzes. Der Helgoländer, dem die karge Natur auf seinem heimathlichen Boden alle und jede Nahrung verweigert, auf dessen Felsengrund keine Blume blüht, keine Pflanze gedeiht, kein Baum wurzelt,*) muß die Erhaltung seines Lebens und die seiner Lieben dem Meere abringen, welches ihm eben auch nicht die freigebigste Mutter ist. Keine Gemeinkasse schützt ihn und seine Familie im Alter vor Frost und Hungersnoth, sein frugaler Tisch ist oft jahrelang nur mit Fischen und Kartoffeln bedeckt, die schwerste Mühsal wirft ihn kaum so viel ab, um das nackte Leben durchzuwinden. Ist es ihm, dem Sohne der Wellen zu verargen, wenn er sich mit dem Sturm verbindet, und für die Rettung der überreichen Ladung eines bedrohten Schiffes, für welche er das eigne Dasein in die Schanze schlägt, zweihundert Thaler fordert, von welchen ihm nach der gesetzmäßigen Theilung mit seinen Genossen, dem Staate und der Kirche vielleicht der zehnte Theil als Eigenthum verbleibt?

Ich miethete mir ein Boot, und fuhr mit demselben weit hinaus gegen die um die Insel liegenden Klippen, von welchen man bei Ebbezeit Versteinerungen, Ammonshörner, farbige Muscheln und

---

*) Es versteht sich wohl von selber, daß die mühsam gepflanzten Kartoffelstauden und die Paar durch die Kunst des Gärtners abgetrotzten Bäume hier nicht in Betracht kommen können. D. Verf.

Digitized by

andere ſeltene Gegenſtände ſammeln kann. Die See liegt glatt wie ein Spiegel vor uns, die hellgrünen Wogen laſſen uns bis auf den Grund ſehen, die breiten Blättergewächſe am Boden, auf welchen ſich Millionen Seeſterne wiegen, dieſe krabbelnden Seeſpinnen, die Unzahl kleiner luſtig hin und her ſchießenden Fiſche, der wolkenloſe, reine Himmel über uns — ich kann mich nicht ſatt ſehen an dieſem Bilde! —

Dieſe Schiffer wiſſen ihre kleinen Erlebniſſe, ihre gefährlichen Fahrten auf merkwürdig klare und einfach-verſtändliche Weiſe zu erzählen. Man horcht ihnen mit Vergnügen zu. Während der Continentalſperre war ihre goldne Zeit. Das Schmuggelgeſchäft ſtand in voller Blüthe und warf übermäßigen Gewinn ab. Dieſes Seevölklein verſtand es aber auch meiſterhaft, mit allen Klippen und Untiefen der Waſſerſtraße vertraut, den franzöſiſchen Wachtſchiffen ein Schnippchen zu ſchlagen. Wie Aale ſchlüpften ſie durch dieſelben, von dunkler Nacht begünſtigt, war die Ladung raſch an's ſichere Ufer gebracht und der reiche Lohn dafür eingeſtrichen.

Da fährt in ſeinem Kahn der dumme Engländer vorüber, welcher blos nach Helgoland kömmt, um die Möwen wegzuſchießen. Das Fleiſch derſelben iſt ſo gänzlich ungenießbar, wie dieſer ſtolze Sohn Albion's, den blos die rohe Luſt an dem Morde zu dem Vergnügen treibt, täglich 30 bis 40 Stück dieſer armen Thiere zu tödten. Unwillig wende ich mich von dieſem barbariſchen Schauſpiel ab, und horche dem Geſang der Schiffer, welche ein Helgoländiſch Lied ertönen laſſen. Als eine Probe dieſer Naturdichtungen, ſetze ich eine getreue Abſchrift bei, wie ich ſie aus den Händen eines Lootſen erhielt:

Seemannslied auf Helgoland.

Denn was iſt wohl des Seemanns Leben,
Wie bald iſt es um ihn geſchehn,
Ein Seemann muß in Aengſten ſchweben,
Wenn andre Leut' zur Ruhe gehn.

Bald drohen ihm die hohen Wellen,
Bald Klipp', bald Sandbank oder Tod,
Bald Sturm und Wind ſo auf ihm ſtellen,
Ein Seemann leidet viele Noth! —

Bald drohen ihm die ſchwarzen Nächten
Den ſichern, nahen Untergang,

Bald drohen ihm die Kriegesmächten,
Viel Unglück bietet ihm die Hand.

Bald drohen ihm barbar'sche Räuber,
Ihm all' das Seinige zu nehm',
Bald muß er troſtlos und betrübet,
Sein Schifflein vor ſich ſinken ſehn.

Wie oft ſo mancher brave Seemann,
Der drückt ſo früh ſein Auge zu,
Der ſchon ſo früh dahin gerücket,
Und hat im Waſſer ſeine Ruh.

Wo ihn die wilden Fiſch' verzehren,
Und theilen ſeinen Körper ſich,
Ich möchte wohl bei Gott es ſchwören,
Ein Landmann, der lebt glücklicher.

Der feſte Boden iſt ja edel,
Da fürcht' man keine Stürme nicht,
Da braucht man keine Windſpiel-Segel,
Da ſtrandet und ertrinkt man nicht.

So auf der blauen See zu ſchweben,
Und durch die Wellen hinzugehn,
Ein Seemann wagt ja nur ſein Leben,
Blos für des Landmanns Wohlergehn.

D'rum, liebes Mädchen, nicht betrübet,
Biete zum Abſchied mir die Hand,
Ich weiß, daß Du mich zärtlich liebeſt,
Drum fürcht' ich weder Sturm noch Strand.

Und gehe mit mein Schiff zu Segel,
Und fahre hin in's fremde Land,
O Himmel, ſchenk' mir deinen Segen
Und ſtöre nicht der Liebe Band.

Bis daß ich wieder komm' an's Land,
Und ſetz' mein Fuß auf Helgoland,
Dann wird mich deine Hand empfanger,
Dann knüpfet uns das Liebesband.

Behrend Jürgens,
Seemann auf Helgoland.

Den 10. Juli 1845.

Digitized by Google

Heute früh wurde in der Kirche ein Helgoländer Knabe getauft. Nach geendigtem Gottesdienſte klopfte es drei Mal an der Kirchenthüre, hierauf trat ein junges Mädchen herein, welches einen Roſenkranz auf dem Kopfe und den jungen Weltbürger auf den Armen trägt. Nach kurzer Pauſe klopft es abermals drei Mal an der Pforte, welche ſich der Mutter öffnet, der eine Unzahl Kinder folgen, alle in Feſttagskleidern mit Waſſergefäßen in den Händen, welches ſie in den Weihkeſſel leeren. Dieſes Symbol ſoll die Einigkeit andeuten, mit welcher der neue Ankömmling in den Kreis ſeiner künftigen Mitbürger aufgenommen wird. Nun erſt beginnt die gewöhnliche Taufceremonie. —

Die Helgoländer Mädchen ſind beinahe durchweg ſchlanke, edle Geſtalten, mit blonden Haaren und ausdrucksvollen zarten Zügen. Bei der rauhen Arbeit, deren ſich das Weib hier auf wahrhaft ſklaviſche Weiſe hingeben muß, erſcheint dieſe Feinheit der Glieder, dieſer blendend weiße friſche Teint um ſo wunderbarer.

„Dem Weibe das Haus, dem Manne das Meer" heißt es hier. Der Helgoländer geht mit großem Phlegma leer neben ſeinem die größten Laſten ſchleppenden Weibe die beinahe zweihundert Stufen hohe Treppe in's Oberland hinauf, lehnt ſich im ſüßen Nichtsthun Tage lang in die See hinausſtarrend, an's Geländer hin, während ſeine geplagte Ehehälfte ſich in Laſt und Mühe bis auf's Blut abquält. Es iſt ein reizender Anblick, dieſe züchtigen Geſtalten Abends mit den zwei Hängeeimern, deren ſie ſich zum Herausholen ihres Waſſerbedarfes bedienen, die Rieſenſtiege herabſchweben zu ſehen. Mit angeborner Ehrbarkeit grüßen ſie beſcheiden den begegnenden Fremden, deſſen Auge mit Vergnügen den in ihre reizende Landestracht gekleideten Dirnen folgt.

Die Helgoländerin aber iſt noch mehr als ſchön, ſie iſt tugendhaft. Dieſe ſeltnen Mädchen verdienen den guten Ruf, in welchem ſie in dieſer Hinſicht ſtehen, mit dem vollſten Rechte. Die raffinirteſten Fallſtricke des Städters ſcheitern an der einfachen Würde dieſer Naturkinder. Eine Gefallene würde die unauslöſchliche Verachtung der ſämmtlichen Inſelbewohner nicht ertragen können, ein Sturz von den hohen Klippen in die Fluth würde dem Daſein der Betrogenen ein Ziel ſetzen — ein Fall, der ſich leider bereits ereignet hat. Eines

der ſchönſten Mädchen Helgolands endete auf dieſe Weiſe ihr gebrandmarktes Daſein. Der Fremde, der ein Mädchen unter dem Verſprechen der Ehe bethört hat, verläßt die Inſel nur als Gatte derſelben. Kein Schiff ſtößt vor Einlöſung ſeines Wortes mit ihm vom Ufer ab.

Noch lebt hier eine „Gräfin," deren Gatte zur Ehe mit derſelben gezwungen, durch die ſchlaueſte Liſt von dem Eilande zu entwiſchen wußte, um wohl nie mehr dahin zurückzukehren. Nichts deſto weniger behandelt man die Hintergangene und ihr Kind mit der größten Achtung, und nennt ſie, die ſimple Wirthstochter, nur die gnädige Frau, oder die Frau Gräfin, obwohl es noch immer ſehr problematiſch bleibt, ob der Herr Graf auch wirklich ein Herr Graf geweſen.

Ich bin durch einen Zauber an dieſes Eiland feſtgebannt. Dieſer Zauber aber liegt in der Natur, die ihre ganze ſchöpferiſche Mannigfaltigkeit auf dieſes kleine Felſenneſt und deſſen Umgebung in wunderbarer Fülle ausgegoſſen zu haben ſcheint. Täglich nehme ich mir vor, meine projectirte Reiſe nach England fortzuſetzen, und doch kann ich mich von dieſer verkörperten Mährchenwelt nicht losreißen.

Heute früh machte ich die geiſtreiche Bemerkung, daß Champagner weit beſſer ſchmecke als Seewaſſer. Eine mächtig daherbrauſende Sturzwelle lud mich zum Genuſſe des letzteren ein, faßt mich, als ich dem unwillkommenen Frühſtücke ausweichen will, mit roher Gewalt, wie eine Rabenmutter ein unfolgſames Kind, ſchleudert mich kräftig in den Sand nieder, und zwingt mich, das zugedachte bitterſalzige Quantum herzhaft zu verſchlucken. Es iſt merkwürdig, wie ſchnell man ſich hier gegen alle Einflüſſe der Witterung abhärtet. Der weichlichſte Städter ſpringt bei rauhem kalten Nordwinde und dem heftigſten Regen in die ſchäumenden hochaufgethürmten Wogen, und die ängſtlichſte Modedame ſcheut hier auf Helgoland das unvermeidliche Naßwerden der zarten Füßchen nicht.

Dieſen Morgen gab es einen tüchtigen Auftritt zwiſchen dem möwenjagenden Engländer und einem Badegaſte, welchem dieſer ein paar Schrote in den Fuß geſchoſſen hatte. Es war mir ein Gaudium zuzuhören, wie der zum Glück nur leicht Verwundete den verblüfften Jägersmann ſeiner Ungeſchicklichkeit wegen derb abkanzelte, und der

Digitized by Google

erſchrockene blonde Möwenmörder keine Entſchuldigung hervorzubringen wußte, ſondern mit einem verlegenen „guten Morgen" die langen Beine in flüchtige Bewegung ſetzte.

Welch' ein Unterſchied zwiſchen einem Balle der Badegeſellſchaft im Converſationshauſe, und einem ſolchen auf dem ſogenannten „grünen Waſſer." Letzteres iſt eine ſimple Tanzkneipe, und hieß, ehe der frühere Wirth banquerott gemacht, „im rothen Waſſer." Die Helgoländer Jugend verſammelt ſich hier, wie die vornehme Welt im Curhauſe, jede Woche zweimal zum frohen Tanze.

Im Salon reſidirt die verkörperte Langeweile. Man benimmt ſich mit einer Grandezza, als ob man auf einem Hoffeſte bei der Königin von England ſich befände, und geht endlich nach überſtandener Unterhaltung mit dem Bewußtſein zur Ruhe, die ganze Welt bezaubert zu haben. Eine Toilettenpracht wird entwickelt, wie man ſie nur in Paris und Wien zu Geſicht bekommen kann, und der lungenkranke Referendarius tanzt mit der nervenſchwachen Tochter ſeines Präſidenten im Schweiße des Angeſichtes mit einem Eifer, der von ſeiner Dienſtpflicht ein rührendes Zeugniß ablegt. Armer, hoffnungsvoller Jüngling, du mühſt dich umſonſt, die Schwindſucht wird dich dahinraffen, ehe noch der Poſten vacant wird, nachdem du von Helgoland die Angel ausgeworfen! —

Im „grünen Waſſer" tanzt der Burſche mit ſeinem Mädchen ſo lange noch ein Zweiſchillingsſtück in ſeiner Taſche klappert. Dies iſt nämlich der Preis eines jedes Tanzes, für eine Muſik, deren gräßlich disharmonirende Töne geraden Weges der Hölle entſprungen ſcheinen. Den eintretenden Fremden fordert eine der „ſiren Dirnen" mit einem artigen Knix zum Tanze auf. Für dieſe Ehre gibt man dem nächſt beſten der jungen Leute zwei Schillinge, der für den Aufgeforderten nun mit dem Mädchen walzt. Nach geendigter Muſik kommt Letztere, um ſich bei dem zuſehenden Fremden zu bedanken, daß er ihr die Ehre erwieſen, mit ihr zu tanzen.

Könnte man auf unſeren Bällen nicht auch ſolche Nachtlöhner anſtellen, welche die Arbeit der Unterhaltung für die Eingeladenen übernehmen und die Tanzwuth der Damen befriedigen müßten? Ich glaube der Vorſchlag verdiente Erwägung.

Man hat hier auch einen Nationaltanz unter den Namen: „Riel,"

aus deſſen Hauptfiguren der berüchtigte „Cancan" gebildet zu ſein ſcheint. Jedoch iſt zwiſchen der Ausführung dieſes Tanzes auf Helgoland und jenem, die ich in wildeſter Ausartung in Paris mit anſehen mußte, ein Unterſchied, wie zwiſchen der keuſchen Hingebung eines unſchuldig liebenden Mädchens zu der erheuchelten Leidenſchaft einer frechen Buhldirne. Dieſer Tanz hat, wahrſcheinlich durch Hamburger Matroſen nach Havre gebracht, von da die Reiſe in die Weltſtadt gemacht, um auf den Maskenbällen der großen Oper in Paris heimiſch zu werden. Durch ſeine Ueberſetzung ins Franzöſiſche aber mußte er einen Charakter annehmen, der mit ſeiner urſprünglichen Nationalität im grellſten Gegenſatze ſteht.

Mit dem Schlage der zwölften Stunde werden im „grünen Waſſer" die Lichter verlöſcht, und jedem Anweſenden bleibt die Mühe überlaſſen, im Finſtern den Ausgang zu finden. — Nicht ſehr galant, aber originell!

Heute früh iſt das Meer ſo ſtürmiſch bewegt, daß die Brandung an der Nordweſt-Seite den Obertheil der Inſel beſpritzt, welcher hier während der Ebbe 160 Fuß hoch aus dem Waſſer ragt. Es wäre ſchade, wenn aus der Fiſcherpartie, welche wir heute nach Tiſche vorhaben, nichts würde. Ich habe mich einem kleinen aber munteren Theil der Geſellſchaft angeſchloſſen, aus zwölf jovialen Perſonen beſtehend, incluſive meiner Wenigkeit, der die ſchlimmen Dreizehn fürchtet. Wir führen alle unſere Waſſerpromenaden zuſammen aus, wohnen in einem Hauſe, und genießen mit Einſchluß des Mittagstiſches alle Annehmlichkeiten des Badelebens vereint.

Wir gaben uns auch gegenſeitig — bei Strafe des Ausgeſchloſſenwerdens aus dem fröhlichen Zirkel — das feierliche Verſprechen, nicht zu ſpielen. Einige Thaler und viele frohe Stunden werden dadurch jedenfalls gewonnen.

Ich erkundigte mich nach dem alten Sarcophag des Seeräuberhäuptlings, welcher, wie mehrere Hamburger Blätter melden, im Unterlande vor Kurzem gefunden wurde, und für den Antiquitätenfreund von unſchätzbarem Werthe ſein ſoll. Erlogen! Zeitungsgewäſche! Niemand weiß ein Wort davon. —

Von der raſenden Gewalt des Sturmes kann man ſich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß die gläſerne Kuppel des 256

Mit der Zeit wurden die Gebäude immer stattlicher und geräumiger. Im Jahre 1600 wurde das Kloster mit einer Mauer umgeben, und 1603 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1604 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1605 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1606 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1607 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1608 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1609 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1610 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1611 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1612 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1613 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1614 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1615 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1616 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1617 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1618 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1619 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1620 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1621 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1622 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1623 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1624 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1625 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1626 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1627 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1628 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1629 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1630 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1631 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1632 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1633 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1634 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1635 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1636 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1637 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1638 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1639 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1640 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1641 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1642 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1643 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1644 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1645 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1646 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1647 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1648 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1649 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1650 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1651 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1652 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1653 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1654 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1655 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1656 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1657 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1658 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1659 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1660 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1661 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1662 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1663 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1664 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1665 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1666 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1667 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1668 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1669 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1670 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1671 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1672 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1673 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1674 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1675 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1676 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1677 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1678 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1679 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1680 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1681 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1682 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1683 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1684 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1685 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1686 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1687 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1688 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1689 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1690 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1691 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1692 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1693 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1694 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1695 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1696 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1697 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1698 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1699 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1700 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1701 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1702 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1703 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1704 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1705 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1706 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1707 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1708 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1709 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1710 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1711 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1712 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1713 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1714 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1715 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1716 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1717 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1718 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1719 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1720 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1721 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1722 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1723 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1724 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1725 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1726 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1727 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1728 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1729 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1730 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1731 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1732 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1733 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1734 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1735 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1736 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1737 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1738 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1739 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1740 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1741 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1742 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1743 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1744 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1745 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1746 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1747 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1748 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1749 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1750 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1751 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1752 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1753 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1754 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1755 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1756 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1757 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1758 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1759 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1760 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1761 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1762 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1763 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1764 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1765 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1766 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1767 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1768 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1769 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1770 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1771 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1772 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1773 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1774 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1775 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1776 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1777 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1778 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1779 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1780 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1781 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1782 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1783 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1784 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1785 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1786 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1787 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1788 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1789 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1790 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1791 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1792 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1793 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1794 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1795 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1796 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1797 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1798 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1799 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1800 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1801 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1802 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1803 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1804 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1805 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1806 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1807 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1808 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1809 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1810 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1811 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1812 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1813 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1814 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1815 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1816 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1817 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1818 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1819 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1820 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1821 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1822 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1823 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1824 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1825 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1826 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1827 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1828 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1829 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1830 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1831 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1832 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1833 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1834 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1835 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1836 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1837 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1838 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1839 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1840 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1841 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1842 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1843 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1844 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1845 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1846 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1847 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1848 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1849 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1850 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1851 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1852 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1853 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1854 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1855 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1856 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1857 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1858 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1859 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1860 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1861 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1862 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1863 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1864 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1865 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1866 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1867 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1868 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1869 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1870 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1871 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1872 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1873 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1874 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1875 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1876 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1877 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1878 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1879 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1880 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1881 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1882 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1883 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1884 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1885 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1886 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1887 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1888 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1889 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1890 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1891 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1892 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1893 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1894 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1895 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1896 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1897 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1898 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1899 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1900 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1901 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1902 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1903 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1904 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1905 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1906 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1907 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1908 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1909 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1910 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1911 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1912 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1913 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1914 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1915 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1916 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1917 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1918 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1919 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1920 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1921 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1922 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1923 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1924 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1925 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1926 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1927 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1928 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1929 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1930 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1931 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1932 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1933 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1934 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1935 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1936 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1937 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1938 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1939 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1940 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1941 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1942 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1943 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1944 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1945 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1946 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1947 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1948 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1949 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1950 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1951 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1952 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1953 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1954 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1955 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1956 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1957 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1958 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1959 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1960 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1961 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1962 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1963 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1964 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1965 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1966 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1967 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1968 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1969 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1970 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1971 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1972 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1973 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1974 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1975 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1976 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1977 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1978 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1979 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1980 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1981 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1982 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1983 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1984 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1985 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1986 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1987 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1988 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1989 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1990 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1991 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1992 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1993 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1994 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1995 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1996 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 1997 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 1998 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 1999 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2000 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2001 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2002 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2003 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2004 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2005 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2006 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2007 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2008 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2009 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2010 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2011 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2012 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2013 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2014 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2015 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2016 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2017 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2018 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2019 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2020 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2021 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2022 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2023 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2024 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2025 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2026 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2027 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2028 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2029 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2030 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2031 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2032 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2033 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2034 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2035 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2036 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2037 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2038 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2039 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2040 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2041 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2042 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2043 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2044 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2045 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2046 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2047 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2048 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2049 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2050 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2051 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2052 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2053 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2054 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2055 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2056 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2057 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2058 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2059 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2060 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2061 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2062 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2063 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2064 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2065 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2066 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2067 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2068 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2069 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2070 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2071 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2072 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2073 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2074 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2075 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2076 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2077 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2078 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2079 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2080 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2081 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2082 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2083 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2084 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2085 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2086 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2087 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2088 wurde das Kloster mit einem Turm versehen, und 2089 wurde das Dormitorium, der Schlafsaal der Mönche, vergrößert. Im Jahre 2090 wurde das Kloster mit einer Kirche versehen, und 2091 wurde das Refektorium, das Speisezimmer der Mönche, vergrößert. Im

Glaubte ich bis jetzt, daß sich kein Anblick auf dem an großartigen Erscheinungen so reichen Ocean mit dem Sonnenauf- und Untergang auf der See vergleichen lasse, so wurde ich heute Nacht durch den prachtvollen Anblick des Meerleuchtens eines Besseren überführt. Millionen in allen Farben des Diamantes glänzende Feuergarben stiegen an dem seltsam beleuchteten Himmel auf, die Wellen sind mit grünlich-blauem Scheine überdeckt, und in den wunderlichsten Formen glitzert, flimmert und schwirrt ein Farbenspiel vor unserem entzückten Auge, von welchem die Kunst des geschicktesten Pyrotechnikers uns kaum eine schwache Ahnung zu geben vermag. —

Ich begreife recht wohl, daß die Lust am Fischfange zu einer Leidenschaft heranwachsen kann, welche der Jagdlust das Gleichgewicht hält. Letztere hätte vor einigen Jahren dem Fürsten Thurn und Taxis — einem hierher oft wiederkehrenden, und seiner liebenswürdigen Eigenschaften und Leutseligkeit allgemein geschätzten Badegaste — beinahe das Leben gekostet. Der Seehund, ein Gegenstand der eifrigsten Verfolgung der Jagdfreunde, haust größtentheils auf den Felsblöcken, welche im Umkreise von einer Stunde um die Insel liegen, und in kleinen Zwischenräumen von einander entfernt, zur Ebbezeit ihre von Seetang bedeckte Oberfläche aus dem Wasser ragen lassen. Der Fürst ließ sich an einen dieser Felsen führen, seinen Körper mit den breiten Blättern des Seetangs bedecken, und gibt den Fährleuten Befehl, in einiger Entfernung Anker zu werfen, und seines Winkes gewärtig zu sein. In dieser unbequemen Stellung hingekauert und das Gewehr schußfertig im Anschlag, läßt er das scharfe Auge über die benachbarten Klippen schweifen, als er das Gebüsch auf einem der ihm gegenüberliegenden Steintrümmer in Bewegung gerathen sieht. Er strengt seine ganze Sehkraft an, und bemerkt mit begreiflichem Schreck einen Menschen, der in einer der seinigen homogenen Körperlage seine Flinte gerade auf ihn zum Schuße anlegt. Mit Blitzesschnelle erhebt sich der Fürst, und macht dem allzueifrigen Schützen begreiflich, daß er ein Mensch und kein Seehund sei. Ich für meinen Theil würde mich für ein solches Zusammentreffen bedanken. Die Lust, eine Seehundshaut zu erbeuten, die eigene zu Markte tragen zu müssen, ist doch etwas unangenehm.

Uebrigens wurde die Jagdlust des fürstlichen Schützen noch an

Digitized by Google

dieſem Tage mit dem glücklichſten Erfolge gekrönt, denn er erlegte eine Stunde nach dem eben erzählten Abentheuer einen der ſchönſten und größten Seehunde, der je auf der Inſel geſchoſſen wurde. —

Unſere Fiſcherpartie war eine der lohnendſten in jeder Hinſicht. Bei der Hinausfahrt in das ewig wechſelvolle Meer ergötzten wir uns an dem prachtvollen Anblick der in Unmaſſe herumſchwimmenden Meduſen; unter den Meeresbewohnern, die ich bis jetzt zu Geſicht bekommen, unſtreitig die prachtvollſten. Wie bewegliche, bunte, in dem friſcheſten Farbenſchmelz erglänzende Glasglocken, ſchwimmen ſie unter der Oberfläche des Waſſers. Aus der Höhlung dieſer halbkugelförmlichen Wunderthiere hängen eine Unzahl Fäden herab, welche ſie als Ruder gebrauchen. Bringt man eine dieſer „Meeresblumen" aufs Trockne, ſo verwandeln ſie ſich in eine umförmliche, klebrige, gallertartige Maſſe, welche bei dem Wiedereinſetzen in ihr Element augenblicklich wieder die reizendſte Geſtalt annimmt. Einige derſelben z. B. die weißen, darf man jedoch nicht ungeſtraft ihrer naſſen Heimath entziehen, denn die Berührung derſelben bringt auf der Haut des Menſchen einen brennenden ziemlich lange anhaltenden Schmerz hervor, ähnlich der Wirkung einer ſtarken Auflage von Senfmehl und Eſſig. Auch Seeigel, deren ſtachlichte Hornpanzer in den ſchönſten Roſafarben ſchillern, ſchwammen in Menge umher.

Unſer Fang war ſehr ergiebig, wir erbeuteten in Zeit von zwei Stunden über hundert Dorſche, eine Seezunge, ein paar Schellfiſche, eine Steinbutt, und mein Reiſegefährte Herr Kühl von Leipzig fing unter allgemeinem Jubel ein prachtvolles Exemplar des wunderbaren, gehörnten und mit den Fledermausflügeln ähnlichen Floſſen verſehenen grünen Fiſches: Seeteufel, benamſet. Da Kühl ſich denſelben ausſtopfen läßt, ſo werden ſeine zahlreichen Hausfreunde bald Gelegenheit haben, dieſes kleine Ungethüm in Leipzig zu bewundern.

Die ganze Fahrt war übrigens ſo luſtig und anregend, daß wir uns für den nächſten heiteren Tag eine Schaluppe beſtellt haben, auf welcher wir weit hinaus in der See auf Haifiſche Jagd machen wollen. Erſchrick nicht, theilnehmender Leſer! Die Haifiſchgattung, welche hier gefangen wird, iſt nur ein und einen halben Fuß lang, und außer der Gefahr für den Unvorſichtigen, beim Ablöſen der Angel tüchtig in den Finger gebiſſen zu werden, haben wir keine andere zu fürchten.

Heute fing ein Fiſcher eine Hummer von einer Länge von 26 Zoll, ein wahrer Krebsgoliath. Der Fang dieſer Delicateſſe geht zu Ende, denn da ſich dieſe Thiere jetzt ihrer Schaale entkleiden, iſt derſelbe für die Zeit von zwei Monaten verboten. Man erhaſcht ſie in Netzen, welche die Form von Fäſſern haben, die durch drei Reifen erhalten wird, und an den beiden Enden mit pyramidenartigen Netzeingängen verſehen ſind. Die Hummer, durch den Köder hineingelockt, verwickelt ſich in den Fäden der Netze, und müht ſich vergebens ab, den Rückweg in's Freie zu finden. Ein glücklicher Hummernfiſcher kann in einer hellen Mondnacht — die beſte Zeit des Fanges — zwölf bis 15 Stück erbeuten, welche, je nach der Größe, hier von einem Mark bis zu einem preußiſchen Thaler bezahlt werden. Auch mit Anlegung von Auſternbänken werden Verſuche angeſtellt, um der Leckerhaftigkeit der Badegäſte in allen Geſtalten fröhnen zu können.

Bei unſerer Heimfahrt machte uns der liebenswürdige Badearzt Herr Dr. v. Aſchen auf ein neues ſeltnes Wunder des Meeres aufmerkſam. Wir erblickten nämlich mitten auf dem Waſſer eine Luftheburg, von den Helgolandern „Kimm" genannt, eine Erſcheinung, die mit der bekannten fata morgana eine merkwürdige Aehnlichkeit hat. Die, ſonſt außer jedem Geſichtskreiſe liegenden, Ufer des Landes zwiſchen der Elbe und der Weſer werden mit ihren Bäumen, Thürmen und Häuſern plötzlich dem unbewaffneten Auge in überraſchender Klarheit ſichtbar, und ſcheinen aus der Fluth emporzuſteigen, in welche ſich die ganze Erſcheinung — gewöhnlich der Vorbote eines nahen Sturmes — nach kurzer Zeit wieder hinabſenkt. —

Der Preis der Lebensbedürfniſſe auf Helgoland iſt in Deutſchland als übermäßig theuer verſchrien. Ich kann dies nicht finden. Man kann mit vier Thalern des Tages, mit Einſchluß des Bades, der Vergnügungen und gänzlicher ſehr comfortabler Verpflegung ganz anſtändig auskommen. Bedenkt man, daß die geringſte Kleinigkeit wenigſtens 24 Meilen weit mit hierher gebracht, und 176 Stufen hoch heraufgeſchafft werden muß, ſo wird man die Theuerung, welche der in allen großen Städten das Gleichgewicht hält, gewiß nicht übertrieben nennen. Unendlich wohlthuend iſt die allgemein hier herrſchende wahrhaft holländiſche Reinlichkeit.

Digitized by Google

Helgoland iſt ein Stapelplatz für alle Bücher, welche in den verſchiedenen deutſchen Vaterländern verboten worden. Anaſtaſius Grün's Spaziergänge und Heinzen's Bureaukratie, Hofmann v. Fallersleben und Wallesrode, Oeſterreichs Zukunft und Detmolds Randzeichnungen, Heine's Deutſchland und Freiligrath's Glaubensbekenntniß, alle, alle liegen ſie hier friedlich an dem Schaufenſterchen eines kleinen Filialladchens, und harren des Käufers, der ſie wieder zurückbringt nach Germania. —

Auf der heute endlich zu Stande kommenden Haifiſchjagd machte ich die Bekanntſchaft eines Malers, der im wahrſten Sinne auf das oft mißbrauchte Prädicat: „Künſtler" Anſpruch machen darf. Er heißt Gädke. Liebe zur Natur und zu ſeiner Gattin, einer reizenden Helgoländerin, feſſeln ihn an die Inſel, deren großartige Schönheiten ſein Pinſel meiſterhaft wieder gibt. Seine Bilder werden von den reicheren Badegäſten ſehr geſucht und gut bezahlt, und zwar mit Recht, denn der Mann erfreute ſich gewiß ſchon längſt eines europäiſchen Rufes, wenn er nicht fortwährend auf Helgoland lebte und nicht zufällig ein Deutſcher wäre. Er ſowohl als der Badearzt Dr. v. Aſchen wirken unermüdlich für das Beſte der Inſelbewohner. Der Letztere namentlich iſt in jeder Beziehung die Seele des kleinen Ländchens. Glühender ſchwärmt nicht der leidenſchaftlichſte Bräutigam für ſeine erſte Flamme, als Aſchen für ſein heißgeliebtes Helgoland; und mit der bereitwilligſten Uneigennützigkeit findet der des Rathes Bedürftige ſo wie der wirklich Nothleidende jeden Beiſtand, den der tüchtige Arzt und der wackere Menſchenfreund nur zu geben im Stande iſt.

Wir fuhren zum Fange der kleinen gefräßigen Ungeheuer auf einer Schaluppe, der „König von Preußen" benannt, mehr als zwei Meilen weit in die See hinaus. Das Fahrzeug trägt an ſeinem Schnabel folgende naive Inſchrift:

„Gott wolle Alle bewahren,
Die mit dem König von Preußen zur See fahren."

Die Haye werden an einer ungeheuer langen Schnur gefangen, von welcher 1400 ziemlich ſtarke Angeln in allen Richtungen auslaufen. Das ganze Geräthe wird an einer leeren Tonne und einem kleinen Anker befeſtigt, in's Meer hinausgeworfen, und dann die Schnur unter dem Schiffe durchgezogen. Die gefangenen Fiſche wer-

den auf dieſe Weiſe gekielholt. Von der ungeheuer frechen Raubgierde dieſer Fiſchpiraten bekamen wir eine Idee durch den Umſtand, daß die Schellfiſche, welche ſchon an unſeren Angeln feſtſaßen, durch die Haye während des Heraufziehens aus dem Waſſer theilweiſe bis an den Kopf abgefreſſen wurden. Die Kleinen ſcheinen blos zur Erhaltung der Großen da zu ſein — ein Bild des Lebens. — Die größeren Fiſche werden an das Schiff herangezogen und von den Fiſchern dann mit ungemeiner Geſchicklichkeit mittelſt einer Harpune in daſſelbe hineingeſchleudert. Auch ein Kabeljau von immenſer Größe wurde auf dieſe Weiſe erbeutet. Mir wurde die Luſt an dieſer Jagd auf wahrhaft abſcheuliche Weiſe verleidet. Madame Seekrankheit gab mir, die bis dahin ihre Macht über mich höhniſch verläugnet hatte, auf wahrhaft malitiöſe Weiſe den Glauben in die Hand. Der heftige Wind und das ſtarke Schaukeln unſeres vor Anker liegenden Fahrzeuges erregten eine Empfindung in mir, für deren Unannehmlichkeit keine Beſchreibung ausreicht.

Ich weiß mich noch zu erinnern, daß ich mich über unſeren reichen Fang ungemein ärgerte, und nur darin einigen Troſt fand, daß Freund Kühl und eine junge liebenswürdige Dame unſerer Geſellſchaft noch weit mehr krank wurden als ich. Dann freute ich mich recht boshaft, daß ein gefangener Hay einige bereits verſchlungene Dorſche wieder von ſich geben mußte. Bei den Fiſchen brachte der trockene Boden dieſelbe Wirkung hervor, welche das naſſe Element bei ihren Peinigern erregte. —

Sonderbar, ſchon der bloße Anblick des noch weit abliegenden Landes bannte das geheimnißvolle Uebelbefinden wie mit Zauberkraft und ich befand mich im Augenblicke ſo friſch und munter, als ich nur je geweſen. —

Einer unſerer heutigen Fährleute, der Schiffer Martins, hat vor vierzehn Tagen einen Bruder verloren, der bei einer ähnlichen Partie ertrank. Der Unglückliche ſtürzte durch Zufall aus der Schaluppe. Ein vortrefflicher Schwimmer, hielt er ſich neben derſelben zwei Stunden lang über dem Waſſer, ohne daß ihm die Wuth des Sturmes erlaubte, an Bord zu kommen. Die ungeheuren Wogen, welche das Schiff fortwährend weg ſchleuderten, verhinderten, daß ihm ein rettendes Seil zugeworfen werden konnte, und ſo mußte der bedaurungswerthe Martins den eigenen Bruder vor ſeinen Augen verſinker

ſehen, ohne ihm helfen zu können. Er erzählte uns, der Arme habe nach zwei Stunden nutzloſer und verzweiflungsvoller Anſtrengung ihm zugerufen: „Lebe wohl, ich ſehe, Du kannſt mich nicht retten, ſo will ich meinen Leiden ein Ende machen. Lebe wohl, Bruder, und bete für mich!“ Nach dieſen Worten tauchte er unter, in wenig Sekunden waren nur noch die ſchweren Waſſerſtiefel ſichtbar, und „auf dieſe Art,“ ſchloß Martins ſeine Erzählung, „iſt wieder ein braver Seemann in ſeinem Berufe geſtorben.“ Nicht einmal die Leiche des Unglücklichen wurde mehr gefunden.

Auf dem ſo eben angekommenen Dampfſchiffe befanden ſich mehrere Kunſtnotabilitäten: Hofrath Moſen von Oldenburg, die Herren Honek und Harrys aus Hannover, die Sängerin L. Tuczeck, und wie ich eben höre, Hofmann von Fallersleben. Die heute (10. Juli) ausgegegebene Liſte zählt ſchon über 400 Badegäſte.

Helgoland hat in der Perſon des ehemaligen Schiffscapitain Heikens einen Nationaldichter, auf welchen es ſtolz ſein kann. Dieſer einfache Seemann, welcher ganz ohne alle Schulbildung aufgewachſen, faßt mit feuriger Phantaſie und vom poetiſchen Drange getrieben, alle die reichen Naturwunder ſeines Heimathlandes auf, und ſchildert ſie mit großer Lebenswahrheit in ſeinen Dichtungen. Eine Sammlung derſelben gäbe eine Reihe Genrebilder von Helgoland, welche für die Freunde dieſes Eilandes — und deren hat es ſo viele als Beſucher — von größtem Intereſſe ſein müßten. So las er mir ein längeres erzählendes Gedicht: „Der Sturm“ vor, welches bei aller Unbeholfenheit der Form durch die lebendige Kraft des Ausdruckes und die erſchütternde Wahrheit der Schilderung dieſes großartigen Momentes im höchſten Grade anzieht. Dieſe Wahrheit finden wir auch in einem von demſelben Heikens geſchriebenen Büchelchen: „Helgoland und die Helgolander,“ welches A. Stahr in Oldenburg vor kurzer Zeit der Leſewelt übergab. Sollte ein Buchhändler Luſt haben, die Gedichte dieſes intereſſanten Mannes zu veröffentlichen, ſo wird er dem Naturfreunde einen Dienſt, und dem wackern Heikens durch Zuweiſung eines beſcheidenen Honorars eine wohlverdiente Freude bereiten. Als Probe iſt der Verfaſſer dieſer Skizzen gern erbötig, das oben berührte Gedicht: „Der Sturm,“ auf

Verlangen zur Ansicht einzusenden. Ein zweites setze ich hier bei, leider nicht, weil es das beste, sondern weil es das kürzeste ist, und der Raum dieser Blätter mir den Abdruck eines größeren Gedichtes kaum gestatten dürfte:

Die Anschauung des Nordlichtes auf Helgoland, d. 13. Nov. 1843.

Vom alten Hans Frank Heikens.

Ich stand am Felsenrande
Im nächtlichen Gewande,
Den Blick zum freien Dom,
Hier wogte in der Ferne
Das Nordlicht zwischen Sterne
Und spielte glänzend in den Strom.

Ich fühlte mich erhoben,
Den Schöpfer hoch zu loben,
Der dieses Wunder schuf,
Und alle seine Werke,
Die ich mit Staunen merke,
Bezeugen seiner Allmacht Ruf.

Wer mißt die weißen Streifen,
Die bis zum Zenith schweifen
Und dann im All entfliehn!
Ich sah die Farben flimmern,
Bald gelb, bald röthlich schimmern,
In wechselnd' Glanz vorüber zieh'n.

Mein Blick im großen Raume,
Hielt starr im Fiebertraume,
Begriffen im Gebet.
Und mächtigem Gefühle,
In stiller Abendkühle
Bewundernd Gottes Majestät.

Wer kann die Wunder fassen,
Die Gott in reichen Maaßen
Durch die Natur bestehlt.
Vom Nordpols Eisgefilde
Erscheint uns Gott im Bilde,
In dessen Hand das Nordlicht spielt.

Ja! ihm sei Preis und Ehre,
Dem Herrn der Weltenheere,
Ihm bring' ich meinen Dank.

Digitized by Google

Ihm weih' ich Dankeszähren,
Er wird mein Loblied hören.
So töne laut denn mein Geſang! —

Das Dampfboot ruft mit Kanonendonner die Säumigen an Bord. Ich bin einer der Letzten, die den flüchtigen Fuß von dem lieb gewonnenen Wunderlande wenden, um ſich im rauſchenden Fluge zurückbringen zu laſſen, in den betäubenden Strudel des Alltagslebens.

Lebe wohl, friedliche Inſel! Gott ſchütze dich vor böſen Stürmen und den verderbendrohenden Wellen, die grimmig an deinen Grundveſten wühlen und die naſſen Arme gierig nach deinem Beſitz ausſtrecken! Gott ſchütze dich! Muß jedoch die raſende See ein Opfer haben, nun ſo reiße ſie die Spieltiſche und die Bankhalter ſammt ihren Knechten hinab in den tiefſten Meeresgrund, mögen ſie dort gebettet bleiben, bis zum Ende aller Tage, ihnen zur gerechten Strafe, ihren Raubgenoſſen im lieben Vaterlande zum warnenden Beiſpiel. Amen! —

Franz Wallner.

Die politiſche Aeußerlichkeit.

Der Geſchichtſtrom unſers Jahrhunderts, der vom Blut der Völker geſchwellt mit hochbrauſenden Wogen über die Welt ſtürmte, hat ſich in die Tintenfäſſer der Diplomaten verlaufen. Die runden Tiſche der Miniſterconferenzen oder wohl gar die Fenſterniſchen, in denen man nach diplomatiſchen Schmäuſen die Zähne ſtochert und nebſtbei Völker zerreißt und Reiche flickt, oder noch häufiger die Liegſeſſel diplomatiſcher Weiber, die bekanntlich ſehr geſchickt und gern ihre Eroberungen mit denen ihrer Ehegatten zu vereinigen wiſſen, das ſind die Schauplätze unſerer Weltgeſchichte. Mit wenigen Ausnahmen ſind die Völker auf dem Welttheater wieder nichts als Statiſten und Handlanger oder höchſtens Zuſchauer, die für ihr gutes Geld mit entblößtem Haupt anſehen dürfen, was man außer den Couliſſen geſchehen zu laſſen für gut findet, die auf alle Weiſe verpflichtet ſind, aus Leibeskräften zu klatſchen, aber bei ſchweren zeitlichen und ewigen Strafen nicht ziſchen dürfen. Dieſe Klage aber ſprechen wir nicht blos zu Gunſten der Völker aus, ſondern im ſelben Maaße und mit derſelben Dringlichkeit zu Gunſten der Fürſten, welche heutzutag in dem Weltſchauſpiel ebenfalls keine andere Rolle ſpielen, als daß ſie dabei eben in der Hofloge ſitzen. Und dies alles gilt nicht etwa blos von abſoluten Staaten, ſondern auch von den conſtitutionellen; der Unterſchied der letztern beſteht nur darin, daß hier die auserleſenen Inhaber von Logen und Sperrſitzen in den Zwiſchenakten des Schauſpiels über die Akte laut und möglichſt weitſchweifig reden, über die kommenden Akte Vermuthungen und beſcheidene Fragen ausſprechen und höchſtens mit einigem Brummen und Poltern verlangen dürfen, daß der Vorhang

Digitized by

Ferner haben wir [illegible] [illegible] [illegible]

wußtſein des gemeinſamen Leidens vorhanden iſt und eben der verblendeten Urſachen des Uebels wegen vorhanden ſein kann.

Die Geſchichte zeigt in mehrern erſchütternden Beiſpielen, daß die Leiden der Völker, wenn ſie ihren Gipfel erreichen, immer zuerſt diejenigen vernichten, die auf dem Gipfel des Staates ſtehen. Verſchlimmert ſich die Krankheit eines Staatskörpers bis zu dem Grade, daß die verhängnißvolle Kriſis des Entweder-Oder eintreten muß, ſo entſcheidet ſich dieſe immer und überall ſo, daß die Völker, freilich nach feierlichen Schmerzenszuckungen, wieder geſunden, die Regierungen aber, wenn nicht plötzlich und völlig zertrümmert, ſo doch in ihrem Lebensnerv entkräftet und für immer in eine klägliche und qualvolle Schwebe zwiſchen Leben und Sterben gebracht werden.

Zu dieſem äußern Scheinleben, welches in ſo vieler Hinſicht den erzwungenen Kraftäußerungen gleicht, durch welche kranke Perſonen ſich über ihren traurigen Zuſtand ſelbſt zu täuſchen ſuchen, kommt nun noch das eigentlich äußere, das diplomatiſche Staatsleben, welches in der Geſchichte unſerer Zeit alleinherrſchende Allmacht errungen hat, welches ſich als der wichtigſte Höhenpunkt der politiſchen Wirkſamkeit geltend zu machen weiß und von der blödgläubigen Welt als Inbegriff aller Staatsweisheit bewundert und bezahlt wird. Welch' ein Anſehen tiefſinnigſter Weisheit und weltgeſchichtlicher Wichtigkeit geben ſich Perſonen des diplomatiſchen Corps, deren einziges Verdienſt oft darin beſteht, daß ſie Salonhelden ſind. Welch' ein ungeheurer Aufwand für Geſchäfte, deren Natur und Weſenheit der große Churfürſt treffend durch die Aeußerung bezeichnet, „er habe kein Geld, um dafür an fremden Höfen Komplimente machen zu laſſen." Und wie lächerlich demüthig blickt die Welt zu dieſer diplomatiſchen Geheimnißkrämerei auf! Wie feierlich verkünden es die Zeitungen der bangen Welt, wenn dieſer oder jener Geſandte mit dieſem oder jenem auswärtigen Miniſter eine Unterredung gehabt. Nun wird die Weltgeſchichte eine neue Epoche beginnen — inzwiſchen haben die beiden Herren einen Pferdehandel abgeſchloſſen oder die Reize einer Tänzerin geprieſen. Welch' ein welthiſtoriſches Ereigniß, wenn ein N. N.ſcher Eilbote durch dieſe oder jene Stadt gekommen! Was für verhängnißvolle Depeſchen mag der Mann überbringen? — inzwiſchen beſteht ſein Eilgeſchäft darin, dem Miniſter die in Paris geglättete Wäſche, der Miniſterin den jüngſten Modehut und andern hohen Herrſchaften tüch-

Digitized by Google

tige Vorräthe von Schmuggelwaaren zu bringen. — Doch wir wollen gerecht sein. Die Diplomaten haben sehr viel zu thun, — man lese nur ihre Noten und Gegennoten, Ultimatums und Riesenbandwurmprotokolle — aber was ist das Resultat dieser angestrengten sorgenvollen hochweisen Thätigkeit? — Sie arbeiten rastlos dahin, daß alle Weltfragen eben Fragen, alle Bedürfnisse Bedürfnisse, alle Aufgaben Aufgaben bleiben, kurz ihre Thätigkeit besteht im Nichtsthun.

Und dann wundert man sich, bedroht, bestraft es, wenn irgend ein ehrliches Gemüth durch diese für Fürsten und Völker lebensgefährliche äußerliche Wirthschaft außer sich gebracht wird.

Franz Schuselka.

Zwei Bilder in einem Saale.

Düſſeldorf im Auguſt.

Die Düſſeldorfer Kunſtausſtellung bietet in dieſem Augenblick ein paar ſehr intereſſante neue Erſcheinungen, und lockt viele Beſuche von nah und fern. Jeder will „das große Bild" ſehen, von dem man ſchon ſo viel Schönes in öffentlichen Blättern geleſen, und wer nichts von dieſen Vorläufern der Kritik weiß, läßt ſich durch den Ausruf „es iſt ungeheuer groß, 16 Fuß lang und 12 Fuß hoch" enthuſiasmiren. Da drängt ſich nun das ſchaugierige Publikum auf den großen Galleriesaal an allen kleinen Bildern vorbei in den letzten Saal hinein, man hört von jedem Eintretenden ein leiſes oder lautes „ah!" und dann ſieht man die Aufmerkſamkeit an jedem verwundert geöffneten Munde. Das große Tableau von Carl Schorn „die gefangenen Wiedertäufer vor dem Biſchof von Münſter" ſteht vor uns, und der erſte Eindruck deſſelben iſt in der That überaus impoſant. Wir haben von Berlin aus verſchiedene Beſchreibungen dieſes Kunſtwerks geleſen, worunter eine ſehr ausführliche des Herrn von Sternberg im Morgenblatt, die überreich an originellen Wendungen, ihre Wirkung in der „gebildeten Leſerwelt" gewiß nicht verfehlen wird. Man hört gern das Urtheil eines geiſtreichen Dichters über einen Künſtler, es ſind da verwandte Naturen und der Eine kann ſich recht tief in die Seele des Andern hineindenken; aber wir haben nicht immer einen Hogarth und Lichtenberg zuſammen, und laſſen uns nicht immer bei jeder Unbedeutenheit in Entzücken verſetzen. Blumenreicher Styl, ſo ſehr er die Novelle zieren mag, ziert nicht immer die Kritik, und wenn der beurtheilende Dichter ſeine Worte vom Parnaß herunter holt, um das materiellſte der Malerei, die Farbe damit zu ſchmücken, ſo arbeitet er für die nüchtern-proſaiſche Menſchheit vergebens. Herr von Sternberg nennt die

Digitized by Google

Farben-Harmonie im Schorn'ſchen Bilde: „Farben-Ehen, im Himmel des guten Colorits geſchloſſen," und doch weiß Jeder, daß der Prieſter, der dieſe Ehen einſegnet, ein Pinſel iſt; derartige poetiſche Bilder gehören ſo gut in das Gebiet der Schwärmerei, als die Geſchichte der Wiedertäufer.

Prachtvoll ſind indeß die Farben trotzdem; wir geſtehen auch gern ihre Harmonie zu, behalten uns aber vor, den Mangel tiefer Schatten und dunkler Partien zu rügen; das Auge findet bei der ſtets bunten Abwechslung nirgends Ruhe, zumal es auf der ganzen Darſtellung umherirrt, ohne von einer beſonders hervorſtechenden Gruppe gefeſſelt zu werden. Bei einem vollendeten Meiſterwerke erregt der Mittelpunkt, die Hauptſache, ſtets am meiſten unſere Aufmerkſamkeit, wir heften den Blick noch lange darauf, wenn wir mit der Umgebung ſchon fertig ſind. Hier ſehen wir die drei Helden des Trauerſpiels, den Schneiderkönig, Knipperdolling und Krechting in der Mitte, aber ſie tragen die Pointe des Ganzen nicht in ſich; wir gehen von ihnen zu der feindlichen Partei, zum Biſchof mit ſeinem Anhang über, und wiſſen nicht, welche von beiden wir verdammen ſollen. Fragt uns Einer nach dem Titel der Darſtellung, ſo können wir ihm zweierlei Antworten geben; entweder, wie der Künſtler „die gefangenen Wiedertäufer vor dem Biſchof" oder ebenſo richtig „der Biſchof empfängt die gefangenen Wiedertäufer." Man benennt einen Gegenſtand nach der Hauptſache — hier wiſſen wir nicht, wo ſie ſteckt; das pro und contra iſt hier nicht entſchieden. Es iſt dies ein um ſo größerer Fehler, als die Geſchichte uns keinen Augenblick in Zweifel läßt, auf welcher Seite das Recht geweſen.

Herr von Stein rügt dieſe verfehlte Auffaſſung ebenfalls; unter der Corporation des Clerus iſt keine einzige edle Figur, kein edler Kopf. Der Biſchof trägt ſataniſche Züge, er iſt ein diaboliſch-hämiſcher Tyrann, der Capuziner hinter ihm ſtreckt ſeinen Orangutang-Kopf widerlich vor, und die älteren Geiſtlichen zur Seite überbieten ſich in abſchreckenden Fratzen. Jenſeit des Thrones grinſen andere Scheuſale aus Kutten und Chorröcken uns an, und wer es aus der Geſchichte nicht beſſer weiß, wünſcht dieſe Schurken mit Ketten beladen zu ſehen, ſtatt der wirklichen Verbrecher. Kein Wunder alſo, wenn, wie Referent zufällig hörte, ein paar ſchlichte Beſchauer auf die Gruppe der Wiedertäufer deutend ausriefen: „Die armen Leute!"

Es ſcheint in der That, als habe der Künſtler für dieſe unſer Mitleiden in Anſpruch nehmen wollen; den hübſchen jungen König von Zion, der von dem ganzen Kreiſe ſeiner häuslichen Freuden, von allen dieſen Weibern umgeben, gefeſſelt und vernichtet daſteht, möchten wir gern bedauern. Auch thut es uns leid, daß ein ſo prächtiger Ritter, wie Knipperdolling ſeiner Fauſtmacht beraubt iſt; und doch haben dieſe Männer die unerhörteſten Scheußlichkeiten begangen. Dieſen Gedanken läßt der Darſteller gar nicht aufkommen, er zerſtreut uns augenblicklich durch die wunderbar ſchönen Weiberfiguren, und wir dürfen mit dieſen ein hiſtoriſches Mitleiden haben, denn ſie waren nur Werkzeuge des ſinnlichen Nadelkönigs. Unter ihnen rühmt Herr von Stein mit Recht eine hohe Blondine, deren im Zorne verſchönerter Ausdruck zu ſagen ſcheint, ſie begreife nicht, daß man ihren ſtolzen Reizen hier kein Erbarmen zolle. Die Intention dieſer Figur iſt ausnehmend fein gefühlt, und wir möchten ſie die gelungenſte des Ganzen nennen. Für andere, ebenfalls ſehr ſchöne Einzelheiten gebührt dem Künſtler die lebhafteſte Anerkennung; ſo ſind zwei Pagen des Biſchofs ungemein lieblich. Die ſchönen Kinder ſitzen auf der untern Stufe des Thrones und ſpielen mit den auf einem Tabulet liegenden Kleinodien, Reichsapfel und Schlüſſel; unbekümmert um das ganze Schauſpiel vor ihnen, tändeln die Unſchuldigen mit den wichtigen Gegenſtänden des Kampfes, harmlos lächelnd ergötzen ſie ſich an deren goldenem Schimmer. Die Gruppe zeigt von dem ſehr reichen Geiſte des Künſtlers, der ſeinen Gegenſtand auf jede ordentliche Art ausbeutet; hat er doch auch den Träger der Komik, den Schalksnarren in die tragiſche Scene verflochten! Dieſer lachende Mephiſto witzelt in komiſch vertracter Stellung über das Ende der Herrlichkeit ſeiner Gefangenen und äußert ſein ironiſches Mitleiden über den zerſprengten Harem des Königs.

Gehen wir auf das Ganze zurück, fragen wir: was war die Aufgabe, welche Grundidee mußte den Darſteller leiten? Die Antwort lautet: er ſollte den Triumph der Gerechtigkeit über die niedrig entartete Leidenſchaft ſchildern. So will es die Geſchichte, aber der Künſtler hat es nicht gewollt. Er machte ſeine Verbrecher zu Märtyrern, ſeine Sieger zu Tyrannen; warum das? fragt man vergebens. Welche Schuld will der Maler dem Clerus aufbürden, welche Verzeihung für die Beſiegten in Anſpruch nehmen? — Wir denken hier

Digitized by Google

unwillkührlich an einen ganz entgegengeſetzten Gegenſtand, an die Geſchichte des Huß und an Leſſing's Darſtellung; ja, hier waren abſchreckende Phyſiognomieen am Platze, hier verlangt man das Intereſſe für den ſchwächern Theil. Hier triumphirt der verſtockte Fanatismus, die ſinnliche Leidenſchaft über die rein geiſtige Beharrlichkeit eines edeln Mannes — bei den Wiedertäufern trug die gerechte Sache über die elende Ausſchweifung den Sieg davon. Und doch ſollte man meinen, Schorn habe an Leſſing's Cleriſei gedacht, oder gar ſcheußliche Pfaffen für „zeitgemäß" gehalten. Derartige Verbeſſerungen der Geſchichte zu rügen iſt aber nicht minder an der Zeit. —

Sehen wir nun von der verfehlten Auffaſſung ab, ſo müſſen wir in Einverſtändniß mit allen Beſchauern das Gemälde ſehr ſchön nennen; wir ſind nicht befriedigt, ſagen aber dennoch beim Abſchiede: ein ſchönes Bild.

Wir drängen uns durch die dichte Menge der Bewunderer, und folgen dem allgemeinen Treiben zu dem zweiten Anhaltspuncte der Schauluſtigen. Wie klein, wie winzig erſcheint dieſes Gemälde neben dem ungeheuern Tableau! kaum hat es den vierten Theil jener Größe, und doch feſſelt es dieſelbe Zuſchauermenge. Gleichwohl hat die Gallerie im großen Saale eine bedeutende Anzahl anderer Bilder, die zum Theil noch umfangreicher ſind, wie dies hier; vom „großen Bilde" ließt ihr Euch anlocken, jetzt ſchaart Ihr Euch ebenfalls vor dieſem kleinen? „Es geht nicht zu mit rechten Dingen."

Um aber dem Leſer dieſe auffallende Erſcheinung begreiflich zu machen, ſagen wir ihm, daß von einem neuen Bilde Carl Hübner's die Rede iſt; es heißt „Jagdrecht."

Wir machen einen rieſigen Uebergang: aus dem Mittelalter, über drei Jahrhundert hinweg in die neueſte Gegenwart, aus dem prächtigen Saale zu Münſter kommen wir an eine armſelige Hütte, von ſtolzen Rittern zu niedern Bauern. Unſer Weg führt zu einem Felſen hinauf, deſſen natürliche Wände die Hütte einſchließen; links dehnt ſich ein Kornfeld vor unſern Augen und den Hintergrund begränzt ein hoher Wald. Nun die Scene! Die Hütte bewohnt ein Koſſath, ein Lehnsbauer von der ärmſten Claſſe, der vom Ertrage des vor uns liegenden Ackers kümmerlich lebt. Der Acker iſt ſeine Goldgrube, ſein Schatz, ſein Alles; reiche Ernte verſprechend wal-

len die üppigen Aehren im leichten Winde, ein Schweißtropfen des Landmanns klebt an jedem Halme, darum prangen ſie auch ſo herrlich golden, dieſe Träger ſeines beſcheidenen Glücks. Wohl mag der Arme manchen Abend nach vollbrachter Arbeit das Grundſtück wohlgefällig betrachtet haben, wie es erſt zu keimen begann, was er dem Schooße anvertraut, wie es luſtig aufſchoß, bis der Schnee des Winters es bedeckte, wie es dann doppelt dicht hervorbrach aus der harten Rinde bis die Aehren ſich entwickelten, bis ſie blühten voll und reich wie ſeine Hoffnung. Mußte er nicht ſtolz ſein auf ſo ſchönen Lohn ſeiner Mühe, war nicht jedes Hälmchen ſein eigen, dachte er nicht bei jeder vollen Aehre: die verdankſt du deinem Fleiße? Und die prächtigen Cyanen darzwiſchen, blau wie der Himmel über ihnen, wie ſchmücken ſie die hohen Reihen der Halme, wie werden die Kinder Kränze daraus flechten, wenn die Zeit der Erndte kommt. Er hofft auf dieſe Ernte ſeit einem Jahre, dieſe Hoffnung hat ihm im Herbſte die Mühe, im Winter die Kälte und den Hunger erträglich gemacht; er hat auf dieſe Hoffnung hier in Augenblicken der Noth die Mittel zur Erhaltung des Lebens geborgt, er hat einen Theil des zu erwartenden Schatzes bereits verpfändet, er muß ihn alſo erlangen, es kann nicht fehl gehen. Wer geſäet hat ſoll ernten, ſagt ja das Wort des Schöpfers — und doch! — Hier ſoll es nicht ſein!

Aus dem nahen Forſte kam der Feind; ein Eber zerwühlt mit gewaltigem Hauer die dicht bewachſenen Schollen des Feldes, und was die Arbeit vieler Tage geſchaffen, liegt in wenig Minuten zerſtört, verloren! Der unglückliche Bauer ſieht die Verwüſtung, ſieht die Beſtie mit jedem Augenblicke ein Stück ſeines Eigenthums verderben, bald wird der halbe Acker ruinirt, die halbe Ernte zerſtört ſein. Da kocht ihm das Blut, ſeine Hand zittert, er ergreift die Flinte, eilt hinunter und erlegt den gefährlichen Feind. Das Echo des Felſens verdoppelte den Knall des Gewehrs — da ſchmettert ein Jägerhorn dazwiſchen, Hunde bellen und im Nu treten mehrere Jäger aus dem Walde hervor; ſie eilen auf den Ort zu, von wo der unberufene Schuß kam, hoch zu Roſſe ſprengt ein Cavalier in's Saatfeld hinein, neben ihm ein Jäger mit geſpanntem Hahn. Der Arme hat in ihre Rechte eingegriffen, denn um ſchädliche Beſtien tödten zu dürfen, muß man nicht blos Menſch, das heißt Herr der

Digitized by Google

Schöpfung, ſondern auch Jäger, das heißt privilegirter Herr der Schöpfung ſein. Dort iſt die Macht, ihm bleibt nur die Flucht — er ergreift ſie; ſein Sohn unterſtützt ihn, er zieht den ſchwerfälligen alten Mann raſcher voran, der Haltruf der Jäger wird nicht gehört. Aus allen Kräften ſtürzen die Flüchtigen ihrer Hütte zu, ſchon ſind ſie davor, ſchon erreicht der Sohn die Thür mit der Hand — da kommt die tödtliche Kugel des Jägers und trifft den Alten in's Genick.

Dieſen Moment hat Hübner aufgefaßt; im Vordergrunde zeigt er uns die flüchtigen Bauern, wir haben die gräßliche Scene nahe vor Augen, in der Ferne ſteht der kaltblütige Jäger, der eben den Schuß gethan, und neben ihm der ſtolzprunkende und auf ſeinem Gaule hochtrabende Cavalier. O! es gewährt in der That einen erhabenen Anblick, dieſer edle Edelmann, wie er ſo hübſch graziös ſich im Sattel wiegt, wie ritterlich er den Arm in die Seite ſtemmt, triumphirend darüber, daß ihm das Glück zu Theil geworden, auch einmal ſo einen „Lumpenhund," der es gewagt, eine edle Sau zu erlegen, aus der Welt zu ſchaffen. Welch' ein prächtiges Jagdabenteuer, wie viel wird er ſeinen Cameraden davon erzählen können! „Mein Jäger," wird er ſagen, „iſt ein famoſer Schütz', er traf den Bauer auf zweihundert Schritte, daß der Kerl zuſammenknickte wie'n Taſchenmeſſer."

Iſt es die Vorliebe für tragiſche Scenen, der Reiz des Schrecklichen und Schauderhaften, der alle Beſchauer nach dieſem Bilde hinzieht? Wir glauben nicht; nein, es iſt die Macht der Darſtellung, die Gewalt des Gegenſtandes, die ſo direct aus dem Leben gegriffene Wahrheit deſſelben. Wenn ſie Thränen auspreßt, dieſe Scene, wenn ſie die härteſten Männerherzen bluten macht, wenn der Ausdruck des armen Opfers jede Bruſt erſchüttert, ſo iſt dies eine unvermeidliche Wirkung; ebenſo wie ſie Erbitterung, ja Wuth gegen die ſtolzen Mörder hervorruft.

Neben dem Gemälde liegt eine gedruckte Ankündigung, das Bild ſoll lithographirt werden; dieſe Vervielfältigung iſt „zeitgemäß," ſie wird eine ſehr heilſame Wirkung haben. Das gibt eine paſſende Zierde für die Jagdcabinette der Ariſtokraten, ſie wird ſich herrlich ausnehmen zwiſchen den Hirſchgeweihen und Waldhörnern dort an der Wand.

Von der techniſchen Ausführung des Kunſtwerks läßt ſich nicht

genug Lobendes ſagen, die Virtuoſität der Malerei muß jeder Laie bewundern. Wir kennen Hübner's frühere Schöpfungen, ſeine „ſchleſiſchen Weber," und „die Wohlthätigkeit in der Hütte des Armen," beide Bilder waren ſchön gemalt, aber das „Jagdrecht" übertrifft ſie in jeder Hinſicht. Der rieſige Wald, das gelbe üppige Saatfeld, der Felſen, die Figuren — Alles iſt mit einer überaus kräftigen und ſaftigen Farbe gemalt, Alles ſo treu nach der Natur dargeſtellt, Alles ſo einfach mit Vermeidung jedes fremdartigen Effects, man ſieht, es kann nicht beſſer geſchildert werden.

Daß die Tendenz allenthalben anerkannt werde, dürfen wir nicht erſt prophezeien; wie enthuſiaſtiſch wurden vor einem Jahre die „ſchleſiſchen Weber" begrüßt, und wie gerechte Ehre gebührt dem Künſtler, der fortfährt, mit warmem Bruderherzen für die leidende Mitwelt zu ſtreiten, der ſo lange fortfahren möge, derartige „zeitgemäße" Bilder zu liefern, bis ſeine Schilderungen des Elends nicht mehr zeitgemäß ſein werden.

Aufs Tiefſte erſchüttert, verließen wir den Saal, durchdrungen von der Macht der plaſtiſchen Darſtellung; welche Gewalt der bildende Künſtler hat, empfanden wir noch nie wie jetzt. Wir ſahen zwei Bilder, beide herrliche Schöpfungen; vergleichen können wir ſie nicht, aber unterſcheiden durch die Worte: ein großes Bild haben wir bewundert, von einem kleinen wurden wir gerührt.

M. K.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Cöln am Rhein.

Der engliſche Beſuch. — Ein Geſalbter des Herrn. — Militärfreuden. — F. Liſzt. — Der Budget der Stadt. — Die Kunſtausſtellung.

„Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren," ſagt ein Sprichwort, das ſich auf Viele in und um Cöln in dieſem Momente anwenden läßt, denn was erhoffen und erharren ſie nicht in den nächſten vierzehn Tagen, in welchen die Königin von England dem Könige von Preußen einen Beſuch am Rhein abſtatten wird. Daß dieſer hohe Beſuch der Gegenſtand aller geheimen und öffentlichen Beſprechungen, verſteht ſich von ſelbſt. Uns freut es, daß man ob den gekrönten Häuptern einen wahrhaft Geſalbten des Herrn — wir meinen den einzigen Meiſter Beethoven, nicht vergißt. Am 11. Auguſt wird die feierliche Inauguration ſeines Standbildes in ſeiner Geburtsſtadt Bonn ſtattfinden und zwar unter allen nur erdenklichen Feſtlichkeiten, mit den förmlichſten Zweckeſſen, die nun einmal zu den charakteriſtiſchen Kennzeichen des neunzehnten Jahrhunderts gehören und ſo de rigueur ſind, daß man in Bonn eher die Enthüllung des Monumentes daran gäbe, als die Zweckeſſen. Die Königin von England wird vor dem 11. Auguſt London nicht verlaſſen und in Aachen von ihrem königlichen Wirthe empfangen werden, um ſie nach dem zwei Stunden von hier gelegenen Luſtſchloſſe Brühl zu geleiten, wo ſie mit ihrem großen glänzenden Gefolge, da ſie in Preußen als Königin von England reiſen wird, abſteigt. Bei ihrer Ankunft in Cöln werden rings von den Wällen die Kanonen donnern und die Geſchützſalven ſo lange währen, bis ſie in Brühl angekommen. Ich könnte den Grenzboten nun in aller Bequemlichkeit eine Abſchrift des Feſtprogramms mittheilen, doch werden ſie darauf verzichten müſſen, da Abſchreiben eine meiner größten Antipathieen iſt — auch haben ſie dabei nicht viel verloren, indem derartige Feſtivitäten ſich allenthalben gleich ſehen und allenthalben das Verdienſt haben, daß ſie viel Geld koſten. Ohne Paraden iſt kein preußiſches Feſt denkbar, denn wofür hätte

man auch ſonſt das Militär; wer daſſelbe liebt kann ſein Gelüſte ſtillen. Wir werden auch mehrere Mann Gardes du corps aus Berlin ſehen; auch ſind die in den Garden gedienten Leute einberufen, um ein eigenes Bataillon zu bilden, und man hat aus den Regimentern die ſchönſten Leute gewählt, um in Brühl und auf Stolzenfels den Wachtdienſt zu verſehen, wie man denn auch aus dem Cadettenhauſe in Bensberg zwölf der größten Zöglinge ausgeſucht hat, um bei der Königin Pagendienſte zu thun. In den fünf Tagen, welche die Königin am Rheine verweilen wird, werden unter Leitung des königlichen Capellmeiſters Meyerbeer drei Concerte in Brühl und Stolzenfels veranſtaltet, zu denen auch F. Liſzt eingeladen iſt, der in dieſem Augenblicke ſich hier in Cöln von ſeiner ſpaniſchen Campagne erholt, ſich weidend an ſeinen recordaciones, denn der Campeador des Claviers hat ſich ſicherlich nicht zu beklagen über ſeine Lances de amor y fortuna im Vaterlande der Cachucha und des Fandango. So hat man die Wahl und kann ſich ebenfalls für einen Zapfenſtreich entſcheiden, bei dem alle Trommler eines ganzen Armeecorps in volle Thätigkeit geſetzt werden ſollen — die Trommelfelle des königlichen Gaſtes ſind zuverläſſig gegen allen Schaden verſichert — Kanonenſchläge, die Baßnoten ſpielen und alle Regimentsmuſikchöre des achten Armeecorps mitwirken. Hier in Cöln ſelbſt iſt Vielen ein Strich durch die Rechnung gemacht worden, daß ſich der König alle Empfangsfeierlichkeiten verbeten hat. Etwas mußte doch geſchehen, und darum trug unſer Oberbürgermeiſter im Stadtrathe auf Bewilligung eines Credites an, der aber erſt nach den heftigſten Debatten zuerkannt wurde, und zwar erſt ſpäter 6000 Thaler, da der König den Wunſch geäußert, die Stadt noch einmal ſo erleuchtet zu ſehen, wie bei Gelegenheit ſeiner Anweſenheit im Jahre 1842, indem er der Königin Victoria kein großartigeres Schauſpiel zu bieten im Stande ſei. Schreiber dieſes hat die Girandola in Rom, die großen Illuminationen in Florenz und Mailand, die pompöſeſten Nachtfeſte in Paris geſehen, und offen geſtanden: die Monumentalbeleuchtung Cölns von der Rheinſeite, wie er ſie zweimal zu bewundern Gelegenheit hatte, übertraf Alles an Großartigkeit und überraſchender Wirkung. Dieſe Beleuchtung koſtet der Stadt 6000 Thaler, macht mit den für die Feſtlichkeiten im Jahre 1842 verausgabten 24,000 Thalern in Summe 30,000 Thaler. Wo ſolche Summen einer Stadt zu Gebote ſtehen, da muß man ſich wundern, daß in ſo vielen andern Dingen mit der ſpießbürgerlichſten Filzigkeit geknauſert wird, daß die Rheinmetropole in ihrem Muſeum ſich ein laut redendes Denkmal geſetzt, über das, was ihre patres conscripti für Kunſt und Wiſſenſchaft thun, indem ſie die Waller'ſche Bücherſammlung mit den koſtbarſten Incunabeln, den werthvollen Kupferſtichen gleichſam zermodern laſſen, ſeit zwanzig Jahren der Bürgerſchaft, welcher der Erblaſſer ſie gemacht, ganz vorenthalten,

Digitized by Google

als wenn ſie nicht vorhanden? — Da wäre ein ordentlicher Stadtbibliotheker anzuſtellen, wie auch ein Nebenmann dem ſtädtiſchen Conſervator Rambour, damit jener das thue, was dieſer nicht thut bei 800 Thalern feſtem Gehalt, und man hätte auch noch einige Thaler erübrigt, um nach und nach die Stadtbibliothek zu completiren. Pia desideria!

Da ich Sie, was man mir verzeihen wird, von Dingen unterhalten habe, die noch kommen werden, die noch in der Zukunft Schooße ruhen, und bei deren Geburt noch immer die Feen Wenn und Aber zu Gevatter ſtehen können, ſo will ich auch noch was erzählen von Sachen, die wirklich da ſind, nämlich von der ſiebenten Kunſtausſtellung des cölniſchen Kunſtvereins und, wenn Sie es nicht übel nehmen, vom Theater und deſſen ſpeculativem Director. Die Kunſtausſtellung — erſchrecken Sie nicht, ich habe es auf keinen Kunſtbericht abgeſehen, dies beſorgen bei uns die Ladenſchwengel und ähnliches Gelichter, ſeit wir eine jährliche Ausſtellung haben — hat in dieſem Jahre keine Brüller, keine Todtſchläger, keine Bilder, die auf den Quadratfuß gemalt ſind, und es iſt ganz natürlich, daß über ſie von den oben beſagten Kunſtrichtern und Rennern ohne alles Erbarmen der Stab gebrochen wird, während der ſinnige Beſchauer, der prüfende Kunſtfreund unter den 400 Nummern, die bis jetzt ausgeſtellt ſind, manche koſtbare Partie herausgefunden, an gar manchen Bildern in ſtillem Entzücken ſchwelgt, und ſich durch manches Mittelmäßige und vier bis fünf gar ſchlechte Bilder, die wirklich der Ausſtellung unwürdig, in ſeinen Betrachtungen, in ſeinem reinen Kunſtgenuſſe nicht ſtören läßt. Wer iſt nicht gefeſſelt von Gurlitt's italieniſchen Landſchaften, Scenen, welche Meiſter und Stümper ſchon ſo oft auf die Leinwand bannten und dem Beſchauer in ihren unendlichen Reizen dennoch immer neu bleiben. Welche Kraft in den Vorgründen, welche Zartheit in den Tinten des Mittelplanes und welche Anmuth in den Fernungen. Das iſt des Südens Gluth, das iſt Wahrheit in Form und Farbe, ohne daß der Künſtler kokettirend mit dem Einen oder Andern blos das Auge momentan zu beſtechen, zu blenden ſucht. Ich wünſche dem Könige von Dänemark Glück zu den großen Bilde, der Buſen von Salerno, und hoffe, der Verein werde das andere ankaufen. — Tief ergreifend iſt Gallait's „Taſſo im Gefängniſſe von Montaigne beſucht," aber zugleich abſtoßend, denn es ſoll die Kunſt den Menſchen und gerade einen ſo hoch begabten, den wir uns ſo gern in der Glorie der Poeſie träumen, wie den liebreizenden Sänger Aminta's, nicht in ſeiner armſeligſten Hinfälligkeit darſtellen — in Taſſo ſehen wir ſchaudernd nur die morſche Hülle, welche der Geiſt verlaſſen. Meiſterhaft kühn und frei iſt das Bild gemalt, und doch war es eines der erſten, mit denen der berühmte Schöpfer der Abdankung Carl's V. auftrat. Ein eben ſo unglücklich gewählter

Gegenstand, ist die Einsegnung einer Leiche von Schmidt in Delft und eben so vortrefflich, so streng durchgeführt in der Ausführung. Ueberaus wahr ist der Schmerz in den knieend betenden Kindern und Angehörigen und dabei herrscht im ganzen Bilde ein wahrhaft magischer Farbenschmelz von den tiefsten bis zu den lichtesten Tönen, eine Klarheit und Milde im Helldunkel, daß man in Hinsicht der Färbung das Bild neben die besten alten niederländischen Meister stellen darf. Wie wahr im Ausdruck, wie edel in der Zeichnung ist der Priester, der die heil. Wegzehrung einem Kranken im Gebirge bringt, von Biard in Paris, ein sinniges Bild, in welchem weder Effecte noch Colorit bestechen, das einzig durch die Wahrheit fesselt. De Keyser's weibliches Porträt Kniestück gehört zu den Besten, welche ich je gesehen habe. Es ist in dem Bilde nicht darauf abgesehen, durch künstliche Beleuchtung, durch kecke unnatürliche Behandlung der Schatten, Wirkung hervorzubringen, Kopf und Arme sind im vollem Lichte mit einer künstlerischen Gewissenhaftigkeit gemalt und die Arme und Hände so vollendet schön, wie sie nur ein Meister alter und neuer Zeit zu malen im Stande. Es ist ein Meisterporträt. — Viel versprechend sind zwei Bilder von Wittkamp aus Riesenbeck: Michel Angelo, welcher erblindet die Antike studirt und Papst Sixtus V. als Hirtenknabe Einlaß in ein Kloster begehrt, und liebereizend die weiblichen Köpfe von Schiavoni in Venedig, der in seiner ganzen Behandlung ein treuer Nachahmer des großen venezianischen Meisters. Ein recht lebendiges Bild ist die Tyroler Schlacht von Artaria in Mannheim, es erinnert an die Tyroler Schlachten von P. Heß in München. Schön gemalt ist die Dame an der Toilette von Köhler in Düsseldorf, aber Lebensgröße. Nur kann ich nicht begreifen, wie man an einen solchen Gegenstand so viele Zeit und Mühe verschwenden kann; — es sollte einem fast bedünken, als wenn Spiegel und Schmuck die Hauptsache des großen Bildes seien. Mit Vergnügen betrachtet man die strafende Mutter von Duval le Camus in Paris, den Tabakschnupfenden Priester von Jacquand, recht gemüthliche Bildchen. Poetisch schön ist die Ruine am See von Funk in Frankfurt, außerordentlich wahr in der Wirkung eine Eisterpartie von Saal in Düsseldorf bei Sonnenuntergang. Das Alpenglühen von O. Achenbach ist einer der Vorwürfe, die kein Maler wählen sollte, denn es ist eins der großartigsten Schauspiele der Natur, an deren Erhabenheit auch der größte Landschafter scheitern muß. Wahr sind die Seestücke von Schotel, Dreibholz, obgleich es mir immer lächerlich vorkommt, wenn ein Maler nur eine, auch die kleinste Erscheinung des unermeßlichen Elements wiedergeben will. Ich könnte da noch Viel des Lobes, noch manches niedliche Bild von Deutschen, die im Ganzen schwach vertreten sind, Belgiern, Franzosen, Niederländern anführen, wenn ich nicht zu ermüden fürchtete; eine bloße Nomenclatur führt auch zu nichts. Schmählich ist

Digitized by Google

es, mit welcher Unverſchämtheit Correſpondenten verſchiedener Blätter die abſurdeſten Lügen über die Ausſtellung in die Welt hineinſchreiben. So ſind alle Berichte über den diesjährigen Ankauf von Kunſtwerken zum Verloosen niederträchtige Lügen, da bis heute vom Verein noch für keinen Heller angekauft wurde, und dennoch wußte ein Correſpondent der Augsburger Allgemeinen es ſchon, „daß gerade die zur Verloosung unter die Vereinsglieder beſtimmten Gemälde den ſchwächſten Beifall des Publicums finden.“ Mögen ſich übrigens die Männer, die ſich aus reiner Liebe zur Sache den Mühen der Leitung eines ſo ſchönen Inſtituts unterzogen, durch ſolches Gebelfer nicht daſſelbe verleiden laſſen, denn Cöln würde dann den einzigen reinen Kunſtgenuß verlieren, den es jetzt im Sommer hat, indem man unſer Theater, wie es jetzt beſteht, wahrlich nicht zu den Kunſtgenüſſen zählen kann — eine wahre Comödiantenmiſere, unter der Leitung eines Mannes, der auch nicht den entfernteſten Begriff, nicht den Anflug einer Idee davon hat, was eine Bühne muß und ſoll, will ſie ihren eigentlichen Zweck erreichen. Die Demoraliſation unter dem weiblichen Perſonale der Oper, und gerade der erſten Sängerinnen, ging wirklich in's Abſcheuliche — es nimmt mich Wunder, daß man ſie nicht in der heiligen Stadt geſteinigt, ſo ſcandalös haben ſie's getrieben. Wie paſſend unſer jetzige Director zu ſeinem Poſten iſt, mag daraus hervorgehen, daß er ſeine Rechte auf die Conceſſion zu einem Civilverſorgungsſchein begründet. So weit muß es mit der Kunſt kommen. Was will man mehr? Im künftigen Jahre läuft ſeine Conceſſion zu Ende, und dann ſoll — wenn Spielberger's Civilverſorgungsſchein nicht entſcheidet — eine freie Concurrenz ausgeſchrieben werden. Cöln iſt zwar hinſichtlich des Theaters verrufen, aber es kann auch ſagen: „Ich bin beſſer wie mein Ruf.“

II.

Aus Prag.

Die Eiſenbahn. — Libuſſa und der heilige Johannes von Nepomuk. — Nachtheile und Vortheile einer Verbindung mit Wien. — Die Grenzboten und das kaufmänniſche Caſino. — Das erga schedam auf dem Lande. — Graf Schwerding's Leben und Tod.

Ich denke mir, Ihre Zeitſchrift wird ohnehin bald an der Laſt von Feſtbeſchreibungen aus der Königsherberge Stolzenfels und aus der Beethovenſtadt Bonn ſchwer genug zu ſchleppen haben, als daß ich Sie mit einem Programm unſerer vor der Thüre ſtehenden Eiſenbahneröffnungsfeierlichkeiten heimſuchen ſollte. Wir werden eſſen, tanzen, probefahren, muſiciren, Theater ſpielen zu zehn Gulden, zu zwanzig Gulden — es wird ein Jubel ſein, daß die alte Libuſſa am Wiſcherad und der heilige Johannes auf der Brücke aus ihren Gräbern auf-

Digitized by Google

ſtehen und einander fragen werden, was denn eigentlich vorgehe. Antworte man dann der Frau Libuſſa, daß man in einem Tage nach Wien reiſen werde, ob ſie es glauben würde? Der heilige Johannes ſelbſt, der doch ſonſt an Wunder gewohnt iſt, würde mit allen fünf Sternecken um den Kopf dieſen ſchütteln und ſagen: Es iſt nicht möglich! So viel ſteht feſt, wenn die moderne Zeit jeden Wunderthäter canoniſiren wollte, ſo müßte Watt auf jedem Stationsplatze als Heiligenbild ſtehen und Baron Kübeck dürfte ohne Glorienſchein nicht abgezeichnet werden. Ueber die Folgen der Eiſenbahnverbindung ſind übrigens die Stimmen nicht einig. Unter dem Kaufmannsſtande gibt es zage Seelen, die für den Zwiſchenhandel fürchten und im Geiſte bereits die großen Wiener Modewaarenhandlungen ſich in Prag etabliren und die Einheimiſchen verdrängen ſehen. Die Czechomanen ſehen in der Verbindung mit Wien eine Verſtärkerung des deutſchen Elements. Als ob nicht beide Theile ihre Revanche nehmen können? Werden ſich Wiener Kaufleute in Prag, ſo werden dafür Prager in Wien ſich etabliren. Erhalten die böhmiſchen Deutſchen eine Verſtärkerung aus Oeſterreich, ſo erhalten die Slaven in Mähren und Steiermark einen Succurs aus Böhmen. Die Eiſenbahn fährt ja nicht blos hierher, ſie fährt auch zurück.

Die Vortheile einer raſchen Verbindung mit der Reſidenzſtadt, mit dem Sitze ſämmtlicher Centralſtellen der Monarchie ſind unberechenbar. Die reiſenden Ausländer pflegen gewöhnlich den Maaßſtab von Wien an alle übrigen Theile der Monarchie anzulegen. Aber Wien genießt bis in die kleinſten Details unendliche Vortheile vor andern Städten Oeſterreichs — ſelbſt in Polizei- und Cenſurdingen. Ich will Ihnen das zunächſt liegende Beiſpiel anführen: Einige Mitglieder unſeres kaufmänniſchen Caſinos haben darauf angetragen, die Grenzboten in ihrem Leſezimmer auflegen zu dürfen; ſie beriefen ſich dabei auf das Beiſpiel des kaufmänniſchen Caſinos und des juridiſch-politiſchen Leſevereins in Wien, wo dieſe Blätter nebſt vielen andern ausländiſchen Zeitſchriften frei aufliegen. Aber der betreffende Polizeibeamte rieth den Herren ab, um die Erlaubniß einzuſchreiten, da er ihnen im Voraus ein abſchlägiges Reſultat in Ausſicht ſtellen müſſe. Vergebens wies man darauf hin, daß das hieſige kaufmänniſche Caſino eben ſo gut eine geſchloſſene Geſellſchaft ſei, wie das Wiener — die Stellung beider ſei doch verſchieden, war die Antwort. Allerdings! Die Herren von der haute finance in Wien verkehren direct mit den Hofräthen, Präſidenten und Miniſtern. Den Banquier X. und den Großhändler Y. kennt jedes Kind in Wien und es wäre lächerlich, ihm ein Buch, eine Zeitſchrift zur Lectüre abzuſchlagen aus Vorſorge, er könnte verderbt werden. Aber den Großhändler X., den Banquier Y. in Prag, in Grätz, in Brünn kennt nur ſeine Behörde, dieſe muß die Verantwortlichkeit bei der oberſten Behörde übernehmen und iſt

Digitized by Google

Rhein, und zwar über Mainz, Bingen, Coblenz, Andernach, Bonn, Köln, Neuß, Düsseldorf, Ruhrort, Duisburg, Wesel, Emmerich, Arnheim, Nymwegen, Tiel, Gorkum, Dordrecht, Rotterdam, Schiedam, Delft, Leyden, Haarlem, Amsterdam, Zaandam, Helder, Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog, Borkum, Emden, Leer, Papenburg, Leer, Aurich, Norden, Norderney, Wilhelmshaven, Jever, Varel, Elsfleth, Brake, Bremen, Vegesack, Bremerhaven, Cuxhaven, Neuwerk, Scharhörn, Helgoland, Sylt, Amrum, Föhr, Nordstrand, Pellworm, Husum, Tönning, Eiderstedt, Friedrichstadt, Rendsburg, Kiel, Eckernförde, Flensburg, Apenrade, Sonderburg, Nordborg, Alsen, Fünen, Nyborg, Odense, Middelfart, Fredericia, Veile, Aarhus, Randers, Aalborg, Hals, Nibe, Aalborg, Frederikshavn, Skagen, Hirtshals, Thorshavn, Klitmöller, Thisted, Nykjöbing, Skive, Viborg, Silkeborg, Horsens, Veile, Kolding, Aabenraa, Sonderburg, Nordborg, Alsen, Fünen, Nyborg, Korsör, Kopenhagen, Helsingör, Kronborg, Helsingborg, Landskrona, Malmö, Trelleborg, Ystad, Simrishamn, Ahus, Kristianopel, Karlskrona, Ronneby, Karlshamn, Christianopel, Ahus, Kristianstad, Ängelholm, Helsingborg, Kullen, Laholm, Halmstad, Falkenberg, Varberg, Kungsbacka, Göteborg, Marstrand, Lysekil, Uddevalla, Strömstad, Hvaler, Fredrikshald, Sarpsborg, Fredrikstad, Moss, Drammen, Horten, Tönsberg, Sandefjord, Larvik, Brevik, Porsgrund, Skien, Arendal, Grimstad, Lillesand, Kristiansand, Mandal, Farsund, Flekkefjord, Egersund, Stavanger, Haugesund, Skudesnäs, Karmöy, Stord, Bergen, Florö, Selje, Vanylven, Aalesund, Fahrwasser von Aalesund, Hareid, Ulsteinvik, Fahrwasser von Ulsteinvik, Sandshamn, Fahrwasser von Sandshamn, Kristiansund, Fahrwasser von Kristiansund, Molde, Fahrwasser von Molde, Vidö, Fahrwasser von Vidö, Christiansund, Fahrwasser von Christiansund, Smölen, Fahrwasser von Smölen, Hitteren, Fahrwasser von Hitteren, Trondhjem, Fahrwasser von Trondhjem, Agdenes, Fahrwasser von Agdenes, Rörvik, Fahrwasser von Rörvik, Namsos, Fahrwasser von Namsos, Rödö, Fahrwasser von Rödö, Brönnöysund, Fahrwasser von Brönnöysund, Sandnessund, Fahrwasser von Sandnessund, Alstahaug, Fahrwasser von Alstahaug, Sandnessund, Fahrwasser von Sandnessund, Rödö, Fahrwasser von Rödö, Namsos, Fahrwasser von Namsos, Rörvik, Fahrwasser von Rörvik, Agdenes, Fahrwasser von Agdenes, Trondhjem, Fahrwasser von Trondhjem, Hitteren, Fahrwasser von Hitteren, Smölen, Fahrwasser von Smölen, Christiansund, Fahrwasser von Christiansund, Vidö, Fahrwasser von Vidö, Molde, Fahrwasser von Molde, Kristiansund, Fahrwasser von Kristiansund, Sandshamn, Fahrwasser von Sandshamn, Ulsteinvik, Fahrwasser von Ulsteinvik, Hareid, Aalesund, Fahrwasser von Aalesund, Vanylven, Selje, Florö, Bergen, Stord, Karmöy, Skudesnäs, Haugesund, Stavanger, Egersund, Flekkefjord, Farsund, Mandal, Kristiansand, Lillesand, Grimstad, Arendal, Skien, Porsgrund, Brevik, Larvik, Sandefjord, Tönsberg, Horten, Drammen, Moss, Fredrikstad, Sarpsborg, Fredrikshald, Hvaler, Strömstad, Uddevalla, Lysekil, Marstrand, Göteborg, Kungsbacka, Varberg, Falkenberg, Halmstad, Laholm, Kullen, Ängelholm, Helsingborg, Kristianstad, Ahus, Christianopel, Karlshamn, Ronneby, Karlskrona, Kristianopel, Ahus, Simrishamn, Ystad, Trelleborg, Malmö, Landskrona, Helsingborg, Kronborg, Helsingör, Kopenhagen, Korsör, Nyborg, Fünen, Alsen, Nordborg, Sonderburg, Apenrade, Aabenraa, Kolding, Veile, Horsens, Silkeborg, Viborg, Skive, Nykjöbing, Thisted, Klitmöller, Thorshavn, Hirtshals, Skagen, Frederikshavn, Aalborg, Nibe, Hals, Aalborg, Randers, Aarhus, Veile, Fredericia, Middelfart, Odense, Nyborg, Fünen, Alsen, Nordborg, Sonderburg, Apenrade, Flensburg, Eckernförde, Kiel, Rendsburg, Friedrichstadt, Eiderstedt, Tönning, Husum, Nordstrand, Pellworm, Föhr, Amrum, Sylt, Helgoland, Scharhörn, Neuwerk, Cuxhaven, Bremerhaven, Vegesack, Bremen, Brake, Elsfleth, Varel, Jever, Wilhelmshaven, Norderney, Norden, Aurich, Leer, Papenburg, Leer, Emden, Borkum, Schiermonnikoog, Ameland, Terschelling, Vlieland, Texel, Helder, Zaandam, Amsterdam, Haarlem, Leyden, Delft, Schiedam, Rotterdam, Dordrecht, Gorkum, Tiel, Nymwegen, Arnheim, Emmerich, Wesel, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf, Neuß, Köln, Bonn, Andernach, Coblenz, Bingen, Mainz, Rhein, Main, Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg, Miltenberg, Wertheim, Tauberbischofsheim, Lauda, Mergentheim, Crailsheim, Ellwangen, Aalen, Heidenheim, Giengen, Ulm, Neu-Ulm, Leipheim, Günzburg, Burgau, Krumbach, Mindelheim, Memmingen, Leutkirch, Wangen, Isny, Lindau, Bregenz, Hard, Fußach, Rheineck, Altstätten, Rheinthal, Balzers, Vaduz, Schaan, Rheinthal, Buchs, Werdenberg, Sargans, Ragaz, Chur, Reichenau, Ilanz, Disentis, Andermatt, Hospenthal, Realp, Furka, Gletsch, Oberwald, Münster, Fiesch, Brig, Visp, Leuk, Siders, Sion, Martigny, Bex, Aigle, Villeneuve, Vevey, Lausanne, Morges, Nyon, Genf, Nyon, Morges, Lausanne, Vevey, Villeneuve, Aigle, Bex, Martigny, Sion, Siders, Leuk, Visp, Brig, Fiesch, Münster, Oberwald, Gletsch, Furka, Realp, Hospenthal, Andermatt, Disentis, Ilanz, Reichenau, Chur, Ragaz, Sargans, Werdenberg, Buchs, Rheinthal, Schaan, Vaduz, Balzers, Rheinthal, Altstätten, Rheineck, Fußach, Hard, Bregenz, Lindau, Isny, Wangen, Leutkirch, Memmingen, Mindelheim, Krumbach, Burgau, Günzburg, Leipheim, Neu-Ulm, Ulm, Giengen, Heidenheim, Aalen, Ellwangen, Crailsheim, Mergentheim, Lauda, Tauberbischofsheim, Wertheim, Miltenberg, Aschaffenburg, Hanau, Frankfurt, Main, Rhein, Mainz, Bingen, Coblenz, Andernach, Bonn, Köln, Neuß, Düsseldorf, Ruhrort, Duisburg, Wesel, Emmerich, Arnheim, Nymwegen, Tiel, Gorkum, Dordrecht, Rotterdam, Schiedam, Delft, Leyden, Haarlem, Amsterdam, Zaandam, Helder, Texel, Vlieland, Terschelling, Ameland, Schiermonnikoog, Borkum, Emden, Leer, Papenburg, Leer, Aurich, Norden, Norderney, Wilhelmshaven, Jever, Varel, Elsfleth, Brake, Bremen, Vegesack, Bremerhaven, Cuxhaven, Neuwerk, Scharhörn, Helgoland, Sylt, Amrum, Föhr, Nordstrand, Pellworm, Husum, Tönning, Eiderstedt, Friedrichstadt, Rendsburg, Kiel, Eckernförde, Flensburg, Apenrade, Sonderburg, Nordborg, Alsen, Fünen, Nyborg, Odense, Middelfart, Fredericia, Veile, Aarhus, Randers, Aalborg, Hals, Nibe, Aalborg, Frederikshavn, Skagen, Hirtshals, Thorshavn, Klitmöller, Thisted, Nykjöbing, Skive, Viborg, Silkeborg, Horsens, Veile, Kolding, Aabenraa, Sonderburg, Nordborg, Alsen, Fünen, Nyborg, Korsör, Kopenhagen, Helsingör, Kronborg, Helsingborg, Landskrona, Malmö, Trelleborg, Ystad, Simrishamn, Ahus, Kristianopel, Karlskrona, Ronneby, Karlshamn, Christianopel, Ahus, Kristianstad, Ängelholm, Helsingborg, Kullen, Laholm, Halmstad, Falkenberg, Varberg, Kungsbacka, Göteborg, Marstrand, Lysekil, Uddevalla, Strömstad, Hvaler, Fredrikshald, Sarpsborg, Fredrikstad, Moss, Drammen, Horten, Tönsberg, Sandefjord, Larvik, Brevik, Porsgrund, Skien, Arendal, Grimstad, Lillesand, Kristiansand, Mandal, Farsund, Flekkefjord, Egersund, Stavanger, Haugesund, Skudesnäs, Karmöy, Stord, Bergen, Florö, Selje, Vanylven, Aalesund, Fahrwasser von Aalesund, Hareid, Ulsteinvik, Fahrwasser von Ulsteinvik, Sandshamn, Fahrwasser von Sandshamn, Kristiansund, Fahrwasser von Kristiansund, Molde, Fahrwasser von Molde, Vidö, Fahrwasser von Vidö, Christiansund, Fahrwasser von Christiansund, Smölen, Fahrwasser von Smölen, Hitteren, Fahrwasser von Hitteren, Trondhjem, Fahrwasser von Trondhjem, Agdenes, Fahrwasser von Agdenes, Rörvik, Fahrwasser von Rörvik, Namsos, Fahrwasser von Namsos, Rödö, Fahrwasser von Rödö, Brönnöysund, Fahrwasser von Brönnöysund, Sandnessund, Fahrwasser von Sandnessund, Alstahaug, Fahrwasser von Alstahaug, Sandnessund, Fahrwasser von Sandnessund, Rödö, Fahrwasser von Rödö, Namsos, Fahrwasser von Namsos, Rörvik, Fahrwasser von Rörvik, Agdenes, Fahrwasser von Agdenes, Trondhjem, Fahrwasser von Trondhjem, Hitteren, Fahrwasser von Hitteren, Smölen, Fahrwasser von Smölen, Christiansund, Fahrwasser von Christiansund, Vidö, Fahrwasser von Vidö, Molde, Fahrwasser von Molde, Kristiansund, Fahrwasser von Kristiansund, Sandshamn, Fahrwasser von Sandshamn, Ulsteinvik, Fahrwasser von Ulsteinvik, Hareid, Aalesund, Fahrwasser von Aalesund, Vanylven, Selje, Florö, Bergen, Stord, Karmöy, Skudesnäs, Haugesund, Stavanger, Egersund, Flekkefjord, Farsund, Mandal, Kristiansand, Lillesand, Grimstad, Arendal, Skien, Porsgrund, Brevik, Larvik, Sandefjord, Tönsberg, Horten, Drammen, Moss, Fredrikstad, Sarpsborg, Fredrikshald, Hvaler, Strömstad, Uddevalla, Lysekil, Marstrand, Göteborg, Kungsbacka, Varberg, Falkenberg, Halmstad, Laholm, Kullen, Ängelholm, Helsingborg, Kristianstad, Ahus, Christianopel, Karlshamn, Ronneby, Karlskrona, Kristianopel, Ahus, Simrishamn, Ystad, Trelleborg, Malmö, Landskrona, Helsingborg, Kronborg, Helsingör, Kopenhagen, Korsör, Nyborg, Fünen, Alsen, Nordborg, Sonderburg, Apenrade, Aabenraa, Kolding, Veile, Horsens, Silkeborg, Viborg, Skive, Nykjöbing, Thisted, Klitmöller, Thorshavn, Hirtshals, Skagen, Frederikshavn, Aalborg, Nibe, Hals, Aalborg, Randers, Aarhus, Veile, Fredericia, Middelfart, Odense, Nyborg, Fünen, Alsen, Nordborg, Sonderburg, Apenrade, Flensburg, Eckernförde, Kiel, Rendsburg, Friedrichstadt, Eiderstedt, Tönning, Husum, Nordstrand, Pellworm, Föhr, Amrum, Sylt, Helgoland, Scharhörn, Neuwerk, Cuxhaven, Bremerhaven, Vegesack, Bremen, Brake, Elsfleth, Varel, Jever, Wilhelmshaven, Norderney, Norden, Aurich, Leer, Papenburg, Leer, Emden, Borkum, Schiermonnikoog, Ameland, Terschelling, Vlieland, Texel, Helder, Zaandam, Amsterdam, Haarlem, Leyden, Delft, Schiedam, Rotterdam, Dordrecht, Gorkum, Tiel, Nymwegen, Arnheim, Emmerich, Wesel, Duisburg, Ruhrort, Düsseldorf, Neuß, Köln, Bonn, Andernach, Coblenz, Bingen, Mainz, Rhein, Main, Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg, Miltenberg, Wertheim, Tauberbischofsheim, Lauda, Mergentheim, Crailsheim, Ellwangen, Aalen, Heidenheim, Giengen, Ulm, Neu-Ulm, Leipheim, Günzburg, Burgau, Krumbach, Mindelheim, Memmingen, Leutkirch, Wangen, Isny, Lindau, Bregenz, Hard, Fußach, Rheineck, Altstätten, Rheinthal, Balzers, Vaduz, Schaan, Rheinthal, Buchs, Werdenberg, Sargans, Ragaz, Chur, Reichenau, Ilanz, Disentis, Andermatt, Hospenthal, Realp, Furka, Gletsch, Oberwald, Münster, Fiesch, Brig, Visp, Leuk, Siders, Sion, Martigny, Bex, Aigle, Villeneuve, Vevey, Lausanne, Morges, Nyon, Genf.

bestehenden Zustände eifernden Schriftsteller warf. Er schreibt in ausländische Blätter, das ist ein Kainszeichen der Polizei, gleichviel ob es Anastasius Grün oder Schirnding ist. Die Biographie dieses Grafen bietet einen traurigen Beitrag zur Geschichte der so zahlreich verarmten Adelsindividuen Oesterreichs, die in ihrer Verzweiflung zu Mitteln greifen, zu denen ein Bürgerlicher, Dank seiner minder noblen Passionen, im allerseltensten Falle greift. Soldat, Klosterbruder, Schauspieler, Localpossendichter, Polizeiagent, Roßhändler, Redacteur, augendienerischer Büchermacher und endlich Pamphletist oder sogenannter verbotener Schriftsteller, dies ist die Carriere, die der Verstorbene durchlaufen hat. Er hat es mit Allem versucht, aber aus Mangel an Charakter und tüchtiger Schulbildung nirgends reussirt. Und doch war es kein böser Mensch, und indem ich an ihn zurückdenke, überschleicht mich das Gefühl, daß es eigentlich die Gesellschaft und die mangelhaften Zustände unseres Staatslebens sind, welche dieses verfehlte Leben auf ihrem Gewissen haben. Hätte dieser Mann nicht vor einigen Jahren eine Bürgerliche geheirathet (die Tochter eines Gastwirths), so wäre er vielleicht Hungers gestorben. Wie es hieß, hat die Polizei den Unglücklichen an seinem Krankenbette besucht, um ein Protokoll über die Schmähschrift „Prag und die Prager" aufzunehmen. Er hat sich als Verfasser bekannt. Nun weiß sie es — ist sie darum glücklicher?

III.

Aus Bonn.

Beethovenfeier. — Dr. Breidenstein. — Franz Liszt.

Bonn ist eine deutsche Universitätsstadt mit deutschen Professoren und all' ihren eigenthümlichen Eigenthümlichkeiten und Liebeswürdigkeiten, ist früher eine Residenz gewesen, woher es auch zu deuten, daß hier etwelche Hofluft weht, hat jetzt sehr schöne Häuser und nach Süden eine recht geschmackvoll angelegte Vorstadt, deren Paläste den Beweis liefern, daß man hier nicht immer mit magern Gäulen geackert hat und ist, was zuletzt doch das Merkwürdigste, die Geburtsstadt des Ludwig van Beethoven — hat also auch einen großen Mann an Erzeugnissen. Vor zehn Jahren, als die Monumentomanie in Deutschland in vollster Entwickelung war, fiel es den Bonnern ein, und wer kann ihnen den Einfall verdenken, ihrem Beethoven auch ein Denkmal zu setzen, es war einmal so Mode. Ehrlich und redlich hat Deutschland und, wenn wir nicht irren, selbst das Ausland zu dem Denkmale beigesteuert, und nachdem man das Geld zusammengebracht, schrieb man eine Concurrenz aus. — Es kamen die Modelle per Schock, und siehe da, die Schiedsrichter erkannten dem Bildhauer Hänel in Dresden den Preis zu und er erhielt den Auftrag, den er auch zur vollen Zufriedenheit Aller, die das Werk gesehen,

Digitized by Google

ausgeführt hat. Am 11. Auguſt ſoll nun das Monumentes Inauguration ſtattfinden und zwar auf die feierlichſte Weiſe, denn Bonn hat eine ſchöne Anzahl recht prachtvoller Gaſthöfe und wird den Gäſten ſchon zeigen, daß man hier zu leben weiß. Zur Leitung der Monumentangelegenheiten war, wie recht und billig, ein Comité gebildet und in demſelben auch einige Profeſſoren und unter andern auch der Profeſſor der Tonkunſt, Dr. Breidenſtein. Nun können wir eben nicht erklären, wie es noch Menſchen gibt, die einem deutſchen Univeſitätsprofeſſor praktiſchen Verſtand zutrauen können, denn man ſtaune, man hatte den deutſchen Profeſſor der Tonkunſt zum Präſidenten des feſtleitenden Comité gewählt, und nun war, wie ganz natürlich, bald guter Rath theuer und unſer Wochenblatt und die cölniſche Zeitung haben uns die ſeltſamen Partien der humoriſtiſchen Studien der verſchiedenen Parteien gebracht, welche eben durch die unpraktiſche Ungelenkigkeit des deutſchen Profeſſors größtentheils hervorgerufen wurden. Man hatte die Muſe der Tonkunſt mit allem Anſtande in eine Reitbahn verwieſen, und war ſo confuſe, daß zuletzt einige daran verzweifelten, ob es in dieſem Jahre noch zur Aufſtellung des Standbildes kommen würde, welches, im Vorübergehen geſagt, ſchon hier eingetroffen, und wirklich von Seiten der Stadt recht feierlich-feſtlich empfangen wurde. Da erſchien Franz Liſt, der ſich beſonders um die Sache verdient gemacht, das Ganze mit namhaften Summen unterſtützt und auch Mitglied des Comité war. Sein raſcher Blick, ſein ſcharfer Verſtand ſah bald, daß es hier an allen Enden haperte, daß die Karre durch den Profeſſor der Tonkunſt und ſeine Helfershelfer in den Koth gerathen, und nun trat er mit der größten Entſchiedenheit im Comité auf und ſagte den Herren in ſeiner Weiſe, Wahrheiten, wie ſie dieſelben zu hören wol nicht gewohnt waren; er zeigte ihnen mit dürren, aber derben Worten, wie ſie ſich durch ihre ſpießbürgerliche Kleinlichkeit, durch ihre Kleinſtädterei in der Art und Weiſe, wie ſie ihr Feſt zu begehen in Begriffe, vor ganz Deutſchland, ja dem gebildeten Europa lächerlich machen würden. Liſt, dem es um den hohen Meiſter galt, griff das Ganze mit friſcher Kraft, mit der wahren Begeiſterung an, und ſieh', es wird, was man früher zu den Mährchen der ein tauſend und eine Nacht gezählt, ein ganz neues großartiges Feſtlokal gebaut, gleichſam hingezaubert und die ganze Feier erhält den glänzendſten Anſtrich; Liſt hat aus allen Landen muſikaliſche Celebritäten beſchrieben, geladen ſowohl Componiſten als ausübende Muſiker und ſo wird das Feſt einen europäiſchen Charakter erhalten. Die Chor- und Orcheſterproben, welcher unter ſeiner und des königlichen Muſikdirectors Weber Leitung hier und in Köln abgehalten werden, verſprechen mehr als man erwartete und Kapellmeiſter Spohr, dem die Hauptleitung übertragen und am 6. Auguſt hier eintrifft, wird ſich wundern,

Digitized by Google

IV.

Notizen.

Donizetti in Paris.

— Donizetti ist in Paris angekommen und die französischen Journale, die jedes Renommé auszubeuten verstehen, sind voll klingelnder Artikel, wozu die Silberglöckchen wahrscheinlich aus der Tasche des Angeklingelten bezahlt werden. Hier ein Pröbchen. Diesen Morgen mit dem neunten Glockenschlage — erzählt der Charivari — ist ein Postwagen in der Rue Grammont angelangt; die Pferde, die ihn zogen, trabten in C moll. Auf allen Straßen, durch die der Wagen fuhr, fühlten plötzlich Frauen, Kinder und Greise ein unwiderstehliches Bedürfniß zum singen. Donizetti war angelangt, Donizetti, der, nachdem er in Italien Maestro und in Frankreich Compositeur war, in Deutschland sich zum Kapellmeister umtaufte; richtiger gesagt in Oesterreich. Man muß das blonde Germania nicht mit Oesterreich verwechseln, obgleich dies nicht weniger blond ist. (?) Oesterreich neigt sich bei Weitem nicht so sehr dem Phantastischen, wie das blonde Vaterland von St. A. Hoffmann. Donizetti also war nicht bloßer Kapellmeister, sondern Hofkapellmeister. In dieser Eigenschaft bezog er acht- (soll heißen zwei-) tausend Gulden jährlichen Gehalt. Man sagte, Donizetti sei auf immer für Paris verloren; man behauptete, Fürst Metternich habe ihn auf Flaschen abziehen lassen, wie seinen ältesten Johanniswein. Andere gingen sogar weiter und gaben vor, es sei ihm ein kleines Fürstenthum in Italien zugesprochen worden, nebst dem Titel Hoheit, wohin er in seinen alten Tagen sich zurückzuziehen und dort zu regieren denke. Lügen, nichts als Lügen! Donizetti ist wieder in Paris, man hat ihn gesehen. Jedermann blieb stehen und rief aus: Es ist zum Erstaunen, wie man in Oesterreich dick wird! Kaum hat der Director der italienischen Oper, Herr Vatel, seine Ankunft vernommen, so ließ er sogleich anspannen und begab sich zu ihm, um über eine neue Oper mit ihm zu contrahiren. Vor der Thüre des Componisten begegnete er Herrn Leon Pillet, dem Director des großen Opernhauses, der in gleicher Absicht sich eingestellt hatte. Die französische Oper und die italienische Oper haben sich gegenseitig gegrüßt, wie es wohlzrzogenen Personen geziemt; aber sie haben während einer Viertelstunde mit einander gestritten, wer zuerst eintreten soll. Endlich hat der Maestro die beiden Flügel aufgerissen und Frankreich und Italien traten zugleich ein. Dies ist eine Vorbedeutung. Wir werden in Paris wahrscheinlich zu gleicher Zeit eine Donizetti'sche Oper auf dem Theater der Place Ventadour und auf dem Theater der Rue Lelletier hören. Welche wird mit der linken und welche mit der rechten Hand geschrieben sein? —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Leu von Ebersol

und die

Sittenzuſtände in den Schweizerkantonen.

Politiſche Meuchelmorde ſind ſeit mehreren Jahren in der Schweiz nicht ſelten vorgekommen; ſie fielen bis jetzt ohne Widerrede ſämmtlich der Partei der Conſervativen oder Altſchweizer zur Laſt. Ihre Opfer waren entweder Jungſchweizer oder Liberale, und ſie ließen ſich leicht an zwei charakteriſtiſchen Merkmalen erkennen. Denn einestheils ſind die Thäter niemals entdeckt oder beſtraft worden, weil ſie erſt vorkommen, ſeit die conſervative Partei zu Kräften und in mehreren Kantonen zur Regierung gekommen iſt, ſo daß entweder die Maßregeln ſo gut getroffen werden konnten, daß kein Verdacht aufkam, oder die Unterſuchung gegen Verdächtige ſchlecht geführt oder niedergeſchlagen wurde; — und anderntheils ſind dieſe Meuchelmorde nur das Glied einer Kette von jenen Ränken und finſtern Handlungen, denen die legitime oder conſervative Partei in der Schweiz ihre Wiedererhebung in einigen Kantonen zu verdanken hat. Sie ſind ein ergänzender, unzertrennlicher Theil des Reſtaurationsgeſchäftes, ſie finden ihre vollſtändige Erklärung in dem Vorhergehenden und Folgenden, ſie ſind die Opfer, womit die conſervative Partei entweder eine Entſcheidung hervorrufen, oder ſich den Erfolg ſichern will.

Im Jahre 1839 hatte die conſervative Partei im Kanton Zürich einen Aufſtand gegen die verfaſſungsmäßige liberale Regierung angezettelt. An der Spitze eines Pſalmen ſingenden Pöbels zogen die conſervativen Häupter, zum Theil reformirte Geiſtliche, gegen die Stadt, um die Regierung zu ſtürzen. Der liberale Regierungsrath Gagetſchwyler, allgemein beliebt und geachtet, miſcht ſich unter's Volk, um durch Zureden die Aufregung zu beſchwichtigen. Der

Erfolg des Aufſtandes hing an einem Haar. Da wird Gagetſchwyler meuchlings ermordet. Der Mörder iſt heutzutage noch nicht entdeckt, geſchweige beſtraft.

In den Jahren 1843 und 44 hatte ſich die conſervative Partei im Kanton Wallis im Geheim zum Kampf gerüſtet. Es handelte ſich darum, eine freiſinnige Verfaſſung umzuſtürzen und ſie für immer auszurotten. Man konnte dies nicht anders erreichen, als durch den Tod oder die Verbannung der Häupter der Liberalen und nationalen Partei und dadurch, daß man ſie ihres Vermögens beraubte. Allein dies konnte im Zuſtande des innern Friedens, unter der Herrſchaft der Geſetze nicht geſchehen, man bedurfte dazu eines gewaltſamen Kampfes. Eine Bartholomäusnacht iſt doch gar zu gehäſſig; auch der größte Wüthrich ſucht immer den Schein des Rechtes zu gewinnen. Es kam alſo darauf an, die Jungſchweizer und Liberalen ſo lange zu reizen, bis ſie ſelbſt den Kampf anfingen, in welchem ſie hingeſchlachtet werden ſollten. Allein die Jungſchweizer und Liberalen hielten ſich ruhig. Da geſchahen die Meuchelmorde, von denen auch die deutſchen Zeitungen von Zeit zu Zeit berichtet haben und welche auch wirklich endlich im Frühjahr 1844 den gewünſchten Erfolg hatten. Denn nachdem bereits mehrere Jungſchweizer als Opfer gefallen waren, nachdem man entweder gar keine Spuren der Thäter hatte, oder wenn welche da waren, die gerichtlichen Unterſuchungen zu nichts führten; legte man einer Anzahl von Jungſchweizern bei Verrohaz in der Nähe von St. Moritz, dem Hauptorte der Liberalen, einen Hinterhalt, und da ſie dieſem entgingen, ſchoß man bei Nacht durch's Fenſter nach einem Greiſe, der im Bette lag, und deſſen Verbrechen darin beſtand, daß ſeine Söhne Jungſchweizer waren. Die Jungſchweizer ergriffen nun das Haupt der Altſchweizer und verurtheilten den Mann zu einer Prügelſtrafe. Die Altſchweizer erklärten dies für einen Volksaufſtand und fielen längſt gerüſtet über die unvorbereiteten Jungſchweizer her. Ihre Häupter fielen in einen Hinterhalt gelockt und am Trient von den Altſchweizern niedergeſchoſſen, oder flüchteten in andere Kantone. Sie ſind todt oder verbannt, ihr Vermögen in den Händen ihrer Feinde. Indeſſen ſcheinen die Conſervativen im Kanton Wallis ſich immer noch nicht ſicher genug zu fühlen, denn ſeit dem Mai 1844 ſind im Kanton Wallis neue

Digitized by Google

politiſche Meuchelmorde an Jungſchweizern begangen worden, wie Jeder ſich erinnern wird, der mit Aufmerkſamkeit die Zeitungen geleſen hat.

Kaum war im vergangenen Jahre den walliſer Altſchweizern ihr blutiger Plan gelungen, ſo vernahm man, daß in Luzern dieſelbe Tragödie aufgeführt werden ſollte. Luzerner Conſervative drohten an öffentlichen Orten, man werde es den Liberalen in Luzern ebenſo machen wie in Wallis. Dies iſt eine geſchichtliche Thatſache. Und in der That, noch iſt kein Jahr vorüber, und die Drohung iſt buchſtäblich in Erfüllung gegangen. Die Luzerner Liberalen und Nationalen ſind entweder todt, oder in Verbannung, oder im Gefängniß, oder im Zuchthauſe, und ihr Vermögen in den Händen ihrer Feinde, — ganz auf's Haar ebenſo wie im Kanton Wallis. Leider kann man nicht verkennen, daß die Thorheit der Liberalen im Luzerner Trauerſpiel der Heimtücke der Conſervativen auf eine merkwürdige Weiſe in die Hände gearbeitet hat.

Es handelte ſich im Kanton Luzern für die Conſervativen um Sicherung der wiedergewonnenen Herrſchaft. Der zeitweilige Sieg genügte ihnen nicht; ſie bedurften zu ihrer Beruhigung der völligen Vernichtung der liberalen Partei. Dies Ziel konnte man nur zu erreichen hoffen, wenn es gelang, die Liberalen aus dem Gebiete der Geſetzlichkeit, wo ſie nicht anzugreifen waren, herauszulocken auf das Gebiet des Kampfes mit den Waffen in der Hand. Die Liberalen waren thöricht genug, ihren Gegnern den Gegenſtand einer recht reizenden Lockung ſelbſt zu liefern. Die Zärtlichkeit ſelbſt hätte nicht ſchleuniger dafür beſorgt ſein können, die Bernhard Meyer, Sigwart Müller, Adrian von Curten und ihres Gleichen von der Blutſchuld zu reinigen, die ſie durch die walliſer Ereigniſſe neuerdings wieder auf ihre Häupter geladen hatten, als es die Nationalen zu ſein ſchienen, indem ſie mit aller Leidenſchaftlichkeit und Nachdrücklichkeit die ganze Schuld auf die Jeſuiten wälzten und dieſe zum Sündenbocke machten, welcher die Conſervativen von der Laſt ihrer Sünden erlöſte. Was hätte ihnen wohl Erwünſchteres begegnen können? Allein dieſer Sündenbock that den Luzerner Conſervativen noch andere ſehr wichtige Dienſte.

In allen ſchweizer Kantonen, wo in den letzten ſechs Jahren die liberalen Regierungen durch conſervative verdrängt worden ſind,

iſt dies in Folge der unverzeihlichen Fehler der liberalen Partei geſchehen. Die Liberalen hatten im Jahre 1800 und 1801 das volle Vertrauen der ſchweizer Bevölkerungen. Dieſe erhoben ſich in Maſſe, friedlich aber ernſt, und die alten Regierungen traten ab, und die Liberalen ſetzten ſich auf die leerſtehenden grünen Seſſel. Allein die Liberalen haben dem Vertrauen der Völker nirgends entſprochen, auch nicht in der Schweiz. Sie ließen in der Schweiz im Weſentlichen das alte ariſtokratiſche Staatsgebäude ſtehen, die Adminiſtration, die Juſtiz, die Polizei, die Finanzen, die Milizen blieben die alten, nur daß die Zahl der Beamten viel größer wurde, nur daß die Ausgaben ſich mehrten, nur daß Gerichte und Polizei viel thätiger waren, als vorher. Neben dieſer alten Staatsmaſchine baute man etwas Neues an, was nicht ganz dazu paßte: eine demokratiſche Volksvertretung. In den geſchriebenen Verfaſſungen verſicherte man, daß Preßfreiheit beſtehe, allein die dieſen allgemeinen Grundſatz ausführenden Geſetze nahmen wieder zurück, was die Verfaſſung gegeben hatte. Auch ſtimmten die liberalen Regierungen mit den ariſtokratiſchen darin überein, daß die Bevölkerungen zur politiſchen Freiheit nicht reif ſeien, — nur daß die ariſtokratiſchen dies für naturgemäß und für ewige Zeiten giltig hielten, die liberalen dagegen das Volk in dazu neu errichteten Volksſchulen reif machen und heranbilden wollten. Bis dahin dünkten ſie ſich mit gutem Gewiſſen zur Bevormundung des Volkes befugt, und nahmen gegen die Bevölkerungen, von denen ſie eben erſt emporgehoben worden waren, und die ſie eben erſt in den Verfaſſungen den Souverän genannt hatten, eine erhabene Würde an, die um ſo mehr erbitterte, je weniger ſie Neulingen gebührte, und in welchen ſie ſich ſo poſſirlich gebärdeten, und zum Theil noch gebärden, wie Türken, wenn ſie zum erſten Male fränkiſche Tracht angelegt haben. Mit einem Worte, die ſchweizer Liberalen machten es alle wie Schultheiß Neuhaus von Bern. Sehr bald waren Mißbehagen und Unzufriedenheit die Folge dieſer Fehler. Die Einſichtsvolleren ſahen ein, daß das bisher Geſchehene nichts weiter ſei, als der Anfang vom Anfang einer politiſchen Reform, während die Liberalen die Spitze der Vollendung, das Ende vom Ende darin erblickten. Die minder Gebildeten fühlten wohl, daß ſie der Schuh drückte, aber ſie wußten entweder nicht recht wo, oder ſie griffen in ihren Beſchwerden ſogar fehl, obwohl ſie auch in manchen

Digitized by Google

Dingen Recht haben und hatten. Dies iſt nun die große Maſſe der Unzufriedenen, und ſie beſteht bei weitem in der Mehrzahl aus den Bauern. Die ſchweizer Bauern hatten und haben aber gegen die liberalen Regierungen folgende Beſchwerden: daß die Leute, welche von den Bauern auf die Regierungsſeſſel gehoben worden ſind, ein herriſches und hochfahrendes Benehmen gegen ſie angenommen haben; — daß überall zu viel geſchrieben wird, während der Bauer Mündlichkeit verlangt; — daß ihre Kinder gezwungen werden, in die Schule zu gehen, während ſie unter den alten Regierungen bei den Feldarbeiten haben helfen können; — daß ihre Kinder in den Schulen genöthigt werden, eine Menge Sachen zu erlernen, die ihnen nichts nützen, und daß ihnen namentlich eine neue Religion gelehrt werde; — und daß durch die vielen „Schrieber" (ſo nennen ſie die Beamten und wiſſenſchaftlich Gebildeten) und durch die vielen neuen Schulen dem Staat eine Menge unnütze neue Ausgaben erwachſen ſeien, die zur Einführung von neuen Staatskaſſen entweder ſchon geführt hätten, oder noch führen würden. Neben dieſen Beſchwerden bekümmern ſie ſich um Preßfreiheit gar nicht, ſondern verlangen entweder Volksgemeinden, wie in den alten Kantonen, oder doch unmittelbare Wahl der Volksvertreter und das Veto, oder das Recht der Gemeinden, von der Volksvertretung beſchloſſene Geſetze durch Abſtimmung anzunehmen oder zu verwerfen.

Dieſe im Staate roh-demokratiſche, in der Kirche aber altgläubige und orthodoxe Menge war lange vor dem Jahre 1839 in Zürich, Luzern, Bern, in allen politiſch-reformirten Kantonen mit den liberalen Regierungen höchlich unzufrieden, aber es fehlte ihnen an Führern, welche ſie zu einer Partei hätten organiſiren können. Da kamen die ſogenannten Conſervativen zuerſt im Kantone Zürich auf den Gedanken, ſich an ihre Spitze zu ſtellen, um ſich ihrer als Werkzeug zum Sturz der Liberalen zu bedienen, nnd ſiehe da! es gelang über Erwarten gut.

Im Kanton Luzern geſtaltete ſich die Sache etwas anders. Dort hatte ſich unter den Bauern ſelbſt ein von der Natur reich begabter durch bedeutendes Vermögen angeſehener Mann gefunden, welcher die unbeholfene große Maſſe durch die Macht ſeiner ungeſchmückten Volksberedſamkeit unter ſeine Fahne zu einer mächtigen Partei vereinigte, und dieſer Mann war Leu aus dem Dorfe Eberſol. Er war das

Haupt der Bauernpartei oder der roh-demokratisch-orthodoxen Volkspartei. Im Bewußtsein der Kraft der Volksmenge, die er vertrat, verschmähte er es, die liberale Partei mit Gewalt von den Regierungssesseln zu stürzen; er wartete den Augenblick ab, wo das Volk den großen Rath neu zu wählen hatte und feierte da einen glänzenden Sieg. Bis dahin aber begnügte er sich gegen die Regierung der Liberalen im großen Rath hartnäckig Opposition zu bilden. Denn anstatt durch Verbannung der schriftlichgeheimen Stubenverwaltung und der schriftlichgeheimen Justiz und durch Vertauschung derselben mit einer öffentlich-mündlichen Selbstverwaltung und mit einer öffentlich-mündlichen Rechtspflege nebst Geschwornen, das Volk politisch reif und fähig zu machen, den Werth der Preßfreiheit und der Schulbildung zu erkennen, beging die liberale Regierung in Luzern dieselben Fehler, wie die Liberalen anderer Kantone. Es war daher auch dem Volksführer Leu ein Leichtes sie zu stürzen. Die legitime Partei nahm den günstigen Augenblick wahr und schloß sich dieser Bewegung an. Zur Bewegung wurden ihnen vom großen Rath, dessen Mehrheit dem Führer Leu folgte, die Stellen gegeben, welche die Liberalen inne gehabt hatten. Es blieb aber auch beinahe keine andere Wahl übrig, da man die Liberalen und Nationalen entfernt halten wollte und nur sehr wenig Mitglieder der demokratisch-orthoderen Partei die nothdürftigsten Kenntnisse besaßen. Die Verfassung wurde im Sinne Leu's und der ihm folgenden Mehrheit des Volkes umgeformt und erhielt nun auf dem Gebiete des Staates eine demokratische, auf dem Gebiete an Schule und Kirche eine orthoder-katholische Färbung. Die neuen Schulen wurden vernichtet und die von der liberalen Regierung angestellten Lehrer verjagt. Allein ganz ohne Lehrer konnte man doch nicht bleiben; man mußte wenigstens welche für die höhern Lehranstalten in Luzern haben. Liberale und Nationale wollte man nicht, unter den Legitimen und der Bauernpartei gab es keine tauglichen Subjekte; was war also natürlicher, als daß Leu, welcher Mitglied des Erziehungsrathes (Ministeriums des Unterrichts) war, an die Jesuiten dachte, welche in dem nahen Kanton Freiburg, in dem Nachbarkanton Schwyz als Erzieher und Lehrer sich einen bedeutenden Ruf erworben hatten, deren Anstalten namentlich in Kanton Freiburg im blühendsten Zustande sind und welche dem katholischen Schweizerbauer noch aus

Digitized by Google

Luzern herrſcht, wie in der übrigen deutſchen Schweiz und allen deutſchen Alpenländern die Sitte des ſogenannten Kiltgangs. Die jungen Burſchen beſuchen nämlich in der Dorfſchaft in den Nächten von den Sonnabenden oder Samstagen auf die Sonntage die Mädchen. Die Liebe, welche da gepflogen wird, iſt nichts weniger als platoniſch und romantiſch, wie die Schweizer in den Städten den Fremden weiß zu machen belieben, ſondern hat Rohheiten aller Art im Gefolge, die faſt immer zu blutigen Schlägereien, nicht ſelten zu Meuchelmorden führen, und die Gemeinden mit vaterloſen Kindern bereichern. Wer die ſittlichen Zuſtände der Schweiz von dieſer Seite kennen lernen will, der leſe die Schriften des Pfarrers Bitzius im Kanton Bern, welcher unter dem Namen Jeremias Gotthelf ſich bekannt gemacht hat. Vergeblich eifern die Landpfarrer dagegen, vergeblich verdammen die Schweizer in den Städten dieſe Unſitte, die Quelle verſchiedenartigen menſchlichen Elendes, Gebräuche und Sitten ſind unbezwingliche Tyrannen. Die Jeſuiten hatten den guten Einfall unter den jungen Mädchen ſelbſt einen Tugendbund zur Ausrottung des Kiltganges im Kanton Luzern zu ſtiften. Er breitete ſich ſchnell aus. So gewannen ſie die Herzen der Eltern. Dabei begingen die Liberalen die neue Thorheit, die Predigten der Jeſuiten, welche ſie im Kanton Luzern gehalten, verſtümmelt und verfälſcht herauszugeben. Seht, ſagten nun die Jeſuitenanhänger und verwieſen auf dieſe Predigten und falſche Zeitungsnachrichten, überzeugt auch ſelbſt, daß die Angriffe auf die Jeſuiten nichts ſind als Lüge und Verläumdung! Und die Menge iſt gewohnt vom Einzelnen auf's Allgemeine zu ſchließen. Leu hatte gewonnenes Spiel.

So ſtanden die Sachen im Kanton Luzern: Leu mit der demokratiſch-orthoderen Bauernpartei für die Jeſuiten, — Bernhardt Meyer und Sigwart Müller mit der legitimen Herrnpartei gegen ſie und am Ende das Ganze nur eine ſehr große Nebenſache, als im Frühjahre 1844 die Herrnpartei der Ausführung ihres Planes durch die Vernichtung der Liberalen und Jungſchweizer im Kanton Wallis wieder einen Schritt vorwärts gegangen war. Es handelte ſich darum, den gleichen Schlag im Kanton Luzern auszuführen, und dazu eine Veranlaſſung zu finden oder zu machen.

Ich habe bereits oben erwähnt, wie erwünſcht es den Luzerner Legitimen ſein mußte, daß die Jeſuiten von Liberalen und Nationa-

len zum allgemeinen Sündentodt gestempelt wurden; noch viel erwünschter kam ihnen der Antrag, welchen die Liberalen und Nationalen auf die Tagsatzung brachten, die Jesuiten aus der schweizer Eidgenossenschaft zu weisen. Nun hatten die Legitimen, was sie brauchten, ein Mittel, ihre Gegner in Zorn und Wuth zu versetzen und sie aus dem Gebiete der Gesetzlichkeit auf's Schlachtfeld zu verlocken. Sofort änderten Bernhardt Meyer und Sigwart Müller ihre Ansichten. Sie sein bisher, erklärten sie, gegen die Jesuiten gewesen; nun aber, da die Liberalen und Nationalen ihre Ausweisung verlangten, nunmehr müsse jeder Katholik sich für die Jesuiten aussprechen. Sofort wurde beschlossen, den Jesuiten die höhern Lehranstalten in Luzern zu übergeben. Die Berufung der Jesuiten nach Luzern wurde das rothe Tuch, womit man den Puterhahn des Liberalismus so kollerig machte, daß er aus seiner Verschanzung hervorstürzte und sich selbst dem Schlachtmesser überlieferte. Im December 1844 erlitt er den ersten Aderlaß, aber es gelang ihm am wenigsten zu entrinnen. Um Alles in der Welt hätten daher die Luzerner Herrn auf die Berufung der Jesuiten nicht verzichtet. Diese Maßregel hatte ja noch nicht ihren Zweck erreicht. Man bestand also darauf, und den Liberalen und Nationalen schwoll der Kamm immer mehr. Die Sprache der Luzerner Herrn wurde immer höhnender, aufreizender und endlich konnten ihre Gegner der Lockung nicht länger widerstehen und gingen am 31. März glücklich in den 1. April.

Dieser Streich ist völlig gelungen; die liberale und nationale Partei im Kanton Luzern ist vernichtet und ihr Vermögen in den Händen ihrer Feinde. Und die Jesuitenberufung? die ist nach Erreichung dessen, was einer gewollt hat, zu einem wahren Nichts zusammengeschrumpft. Zu einer Zeit, wo der Jesuitenorden so viele Mitglieder zur Verfügung hat, sind zwei, sage zwei Patres nach Luzern berufen, um den höhern Lehranstalten vorzustehen, und selbst diese auch unter einschränkenden und ihren Einfluß unter den Daumen haltenden Bedingungen. So eifersüchtig sind die Bernhardt Meyer und Sigwart Müller und Genossen auf den alleinigen Genuß der Herrschaft, so große Besorgnisse hegt man von dem Jesuitenorden! Bei allem dem meint man immer noch, es handle sich in Luzern um die Jesuiten.

Mit der Vernichtung der Liberalen und Nationalen hat die le-

gitime Partei ihre Aufgabe erſt halb gelöſt, es blieb die Bauernpartei übrig. Kaum waren alſo die Liberalen abgethan, ſo hörte man plötzlich von Luzern aus über die dortige Verfaſſung und die dortigen Zuſtände, ganz neue Anſichten und Urtheile ausſprechen. Conſervative deutſche Zeitungen, welche es für eine große Ehre zu halten ſcheinen, die Baſiliskeneier der edeln ſchweizer Patrizierpartei in ihre Spalten aufzunehmen, brachten von der Reuß, oder aus der Urſchweiz, oder aus Luzern ſelbſt, Artikel, welche fanden, daß die Macht der Bauern unter der Leitung Leu's im Kanton Luzern denn doch etwas zu weit gehe und daß dort jetzt am Ende doch nur ein rohes Bauernregiment herrſche. Dieſe Artikel waren offenbar aus denſelben Federn gefloſſen, welche von dieſer unläugbaren Wahrheit vorher keine Silbe gewußt, ſondern Alles vielmehr für überſchwenglich vortrefflich ausgegeben hatten. Woher auf einmal dieſe Sinnesänderung? Die Antwort iſt leicht zu finden. Das Werkzeug der demokratiſch-orthodoxen Bauernpartei hat ſeine Dienſte gethan; es iſt nunmehr abgenutzt; man braucht es nicht mehr gegen die Liberalen und Nationalen und fängt an, es läſtig zu finden. Man ſucht ſich ſeiner auf dieſe oder jene Weiſe zu entledigen, und bereitet durch herabwürdigende Artikel die öffentliche Meinung darauf vor. Zu gleicher Zeit mit dieſen Zeitungsartikeln ſcheinen von Mitgliedern der Luzerner Partei, welche in die Plane ihrer Führer eingeweiht ſind, unvorſichtige Aeußerungen gethan worden zu ſein. Denn wie im vergangenen Sommer von Luzerner Patriziern an öffentlichen Orten vorausgeſagt worden iſt, daß man es der liberalen Partei in Luzern ebenſo machen werde, wie im Kanton Wallis; ſo haben ſchweizer Blätter vor Leu's Ermordung ähnliche Drohungen von Luzerner Patriziern gegen die Luzerner Bauernpartei veröffentlicht. Der „Nouvelliſte Vaudois," ein nationales Blatt, welches in Lauſanne erſcheint, berichtet in ſeiner Nummer vom achtzehnten Juli in einer Correſpondenz aus Luzern, daß Luzerner Patrizier geäußert hätten, nachdem man mit den Liberalen und Radicalen fertig geworden, ſo müſſe die Reihe nun an die Bauern kommen.

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt Leu in der Nacht vom 19. auf den 20. Juli, alſo in der Nacht von einem Sonnabend auf einen Sonntag, bei hellem Mondenſchein in der Mitternachtſtunde ermordet worden.

Digitized by Google

Nach einem Gutachten des Herrn Dr. Hoffmann, Chemiker der Stadt Berlin, ist das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt, in seiner Zusammensetzung sehr verschieden. Es enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	30,0	40,0
Organische Substanz	2,0	4,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	4,0	4,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	40,0	50,0
Organische Substanz	3,0	5,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	5,0	5,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	50,0	60,0
Organische Substanz	4,0	6,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	6,0	6,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	60,0	70,0
Organische Substanz	5,0	7,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	7,0	7,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	70,0	80,0
Organische Substanz	6,0	8,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	8,0	8,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	80,0	90,0
Organische Substanz	7,0	9,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	9,0	9,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	90,0	100,0
Organische Substanz	8,0	10,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	10,0	10,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	100,0	110,0
Organische Substanz	9,0	11,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	11,0	11,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	110,0	120,0
Organische Substanz	10,0	12,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	12,0	12,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	120,0	130,0
Organische Substanz	11,0	13,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	13,0	13,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	130,0	140,0
Organische Substanz	12,0	14,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	14,0	14,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	140,0	150,0
Organische Substanz	13,0	15,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	15,0	15,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	150,0	160,0
Organische Substanz	14,0	16,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	16,0	16,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	160,0	170,0
Organische Substanz	15,0	17,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	17,0	17,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	170,0	180,0
Organische Substanz	16,0	18,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	18,0	18,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	180,0	190,0
Organische Substanz	17,0	19,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	19,0	19,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	190,0	200,0
Organische Substanz	18,0	20,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	20,0	20,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	200,0	210,0
Organische Substanz	19,0	21,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	21,0	21,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	210,0	220,0
Organische Substanz	20,0	22,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	22,0	22,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	220,0	230,0
Organische Substanz	21,0	23,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	23,0	23,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	230,0	240,0
Organische Substanz	22,0	24,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	24,0	24,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	240,0	250,0
Organische Substanz	23,0	25,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	25,0	25,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	250,0	260,0
Organische Substanz	24,0	26,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	26,0	26,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	260,0	270,0
Organische Substanz	25,0	27,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	27,0	27,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	270,0	280,0
Organische Substanz	26,0	28,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	28,0	28,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	280,0	290,0
Organische Substanz	27,0	29,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	29,0	29,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	290,0	300,0
Organische Substanz	28,0	30,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	30,0	30,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	300,0	310,0
Organische Substanz	29,0	31,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	31,0	31,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	310,0	320,0
Organische Substanz	30,0	32,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	32,0	32,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	320,0	330,0
Organische Substanz	31,0	33,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	33,0	33,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	330,0	340,0
Organische Substanz	32,0	34,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	34,0	34,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	340,0	350,0
Organische Substanz	33,0	35,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	35,0	35,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	350,0	360,0
Organische Substanz	34,0	36,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	36,0	36,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	360,0	370,0
Organische Substanz	35,0	37,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	37,0	37,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	370,0	380,0
Organische Substanz	36,0	38,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	38,0	38,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	380,0	390,0
Organische Substanz	37,0	39,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	39,0	39,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	390,0	400,0
Organische Substanz	38,0	40,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	40,0	40,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	400,0	410,0
Organische Substanz	39,0	41,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	41,0	41,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	410,0	420,0
Organische Substanz	40,0	42,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	42,0	42,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	420,0	430,0
Organische Substanz	41,0	43,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	43,0	43,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	430,0	440,0
Organische Substanz	42,0	44,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	44,0	44,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	440,0	450,0
Organische Substanz	43,0	45,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	45,0	45,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	450,0	460,0
Organische Substanz	44,0	46,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	46,0	46,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	460,0	470,0
Organische Substanz	45,0	47,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	47,0	47,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Havel ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Spree, welches in die Wasserwerke eintritt. Dieses enthält nämlich in 100 000 Teilen:

	Im Januar	Im Juli
Feste Bestandteile	470,0	480,0
Organische Substanz	46,0	48,0
Salpetersäure	0,0	0,0
Salpetrige Säure	0,0	0,0
Ammoniak	0,0	0,0
Chlor	1,0	1,0
Schwefelsäure	2,0	2,0
Kalk	48,0	48,0
Magnesia	1,0	1,0
Eisenoxyd	0,0	0,0
Kohlensäure	0,0	0,0

Das Wasser der Spree ist also im Januar reiner als im Juli. Es ist aber auch im Januar reiner als das Wasser der Havel, welches in

ſchlägt los und läßt ſich todtſchlagen, aber ſie hat nie gemeuchelt. Dies iſt ganz gegen ihre Natur. Und außerdem, was könnte ihr am Tode Leu's liegen? Leu hielt nicht in Luzern das Staatsruder in Händen; durch Leu's Tod wird die Luzerner Regierung nicht anders; an Leu hatten die Nationalen keinen Treubruch, keine Ränke zu rächen. Leu hat nicht die Schändlichkeiten an den walliſer Liberalen und Nationalen begangen und angeſtiftet. Leu hat keinen Theil an den walliſer Meuchelmorden. Wenn die Nationalen des Mordes fähig wären, wie ſie es in keiner Beziehung ſind, ſo würden ſie ſich ganz andere Opfer als einen Leu, einen armen verirrten, aber immerhin einen redlichen Mann, ausſuchen müſſen. Denn für einen redlichen Mann galt Leu auch den Nationalen. Den Nationalen und Liberalen den Mord Leu's aufbürden wollen, hat gar keinen Sinn. Einer ſo kindiſchen, heimtückiſchen, völlig nutzloſen Rache ſind weder die Einen noch die Andern fähig.

Viel begründeter ſcheint die Anklage, welche auch ſchon in ſchweizer Blättern erhoben worden iſt, und welche die Luzerner Herrenpartei dieſes Mordes beſchuldigt. Vielfache Anzeichen ſprechen dafür: das politiſche und religiöſe Glaubensbekenntniß dieſer Partei, ihre Geſchichte und die ihr offenkundig bereits zur Laſt fallenden Meuchelmorde, die vorausgegangenen Drohungen, der große Nutzen, den ſie aus Leu's Ermordung zieht, die Anträge, die ſie nach Leu's Ermordung in den großen Rath gebracht hat, endlich die Sicherheit der Ausführung der That und das Dunkel, in welches der Thäter gehüllt iſt.

Das politiſche Glaubensbekenntniß der Luzerner Herrenpartei, denn es iſt dieſes kein anderes, als das der Legitimität; wer es kennen lernen will, wie es in ſeiner ganzen Schroffheit unter den ſchweizer Patriziern in Geltung iſt, der leſe Carl Ludwig von Haller's, des Solothurners, „Reſtauration der Staatswiſſenſchaften." Nach ihnen iſt es eine von Gott ſelbſt eingeſetzte Ordnung der Dinge, daß eine Anzahl von Familien die obrigkeitliche Gewalt hat, welche in ihnen erblich iſt, und daß die Bevölkerungen ihre Unterthanen ſind, die wohl auf Gnade, nie aber auf Rechte Anſpruch machen können. Wer von angeborenen Menſchenrechten, von gleicher Berechtigung aller Menſchen ſpricht, der lehnt ſich gegen dieſe göttliche Ordnung auf, und die Obrigkeit hat nicht blos das

Digitized by Google

Recht, ſondern die Pflicht, ſolche Empörer zu ſtrafen. Nun war aber Leu durch und durch Volksmann und Demokrat, und konnte alſo auch den Luzerner Patriziern niemals anders, denn als Aufrührer und Empörer erſcheinen, wenn ſie es auch vor der Hand für gerathner fanden, ſich ſeiner als eines blinden Werkzeuges zu bedienen; aber ſie mußten von vornherein den Gedanken haben, ſich ſeiner früher oder ſpäter zu entledigen. Vor etlichen ſiebenzig Jahren wäre Leu, wenn er die Rolle hätte ſpielen wollen, die er jetzt durchgeführt hat, hingerichtet worden, wie Henzi in Bern, und dieſelbe Partei, die ihn damals hätte hinrichten laſſen, ſitzt jetzt wieder in Luzern am Ruder.

Ihr religiöſes Glaubensbekenntniß, denn die Kirche entbindet aller Schuld. Die Geſchichte dieſer Partei, — denn ſie beweiſt, daß die ſchweizer Legitimen vor keiner Liſt, vor keinem Treubruch, vor keiner Gewaltthat, vor keinem Verbrechen zurückſchrecken, um die, wie ſie vorgeben, von Gott ſelbſt eingeſetzte Ordnung, worunter ſie ihre Herrſchaft verſtehen, wieder herzuſtellen oder aufrecht zu halten. Wer dieſes Urtheil zu hart findet, der mache ſich mit der Schweizergeſchichte nur ſeit 1830 bekannt, nicht einmal das, denn die Geſchichte ſeit 1839 genügt, ja die walliſer Ereigniſſe von 1843 und 44 allein reichen hin. Alles Blut, das ſeit 1830 in der Schweiz vergoſſen worden iſt, fällt den ſchweizer Patriziern oder Legitimen zur Laſt. Kaum ſind ſie ſeit 1839 wieder etwas zu Kräften gekommen, ſo reißen die blutigen Auftritte nicht ab in Verbindung mit Scheußlichkeiten und Barbareien, die man in einem Lande, das auf Bildung Anſpruch macht, gar nicht für möglich halten ſollte. Daß die vielen politiſchen Meuchelmorde, welche im Kanton Wallis ſeit einigen Jahren vorgefallen, von dieſer Partei ausgegangen ſind, iſt notoriſch und offenkundig.

Der große Nutzen, den ſie aus Leu's Ermordung zieht; denn es iſt aus allen Bauernbewegungen bekannt, daß ihr Anfang, Fortbeſtand und Ende ganz und gar vom Schickſal ihrer Führer abhängt. Eine Maſſe von Bauern mag noch ſo groß ſein, ſie iſt eine wehrloſe Heerde, die auseinander ſtiebt und um Gnade bittet, ſobald ihr Führer gefallen iſt. Die luzerner Bauernpartei hat aber keinen andern Führer als Leu. Die Zukunft wird zeigen, daß von nun an die Bauernpartei nach und nach ebenſo ohnmächtig wer-

Digitized by Google

den wird, als die Liberalen und Nationalen ſchon ſind, und daß die legitime Partei im Kanton Luzern ihr Ziel alleinigen und unumſchränkten Schreckens und Gnadenherrſchaft erreicht hat.

Die Anträge, welche die legitime Partei nach Leu's Ermordung in den großen Rath gebracht hat; denn der erſte Gedanke der am Staatsruder ſitzenden Patrizier iſt kein anderer, als den großen Rath um Bewilligung von Geldmitteln zur Errichtung einer ſtändigen Leibwache zu ihrem Schutze anzugehen! Und dieſe Leibwache ſollte noch dazu nicht aus Luzernern, ſondern aus Fremden beſtehen! Das errinnert denn doch etwas zu ſtark an die Geſchichte des Piſiſtratus. Wem ein ſolcher Antrag die Augen nicht öffnet, der verdient nicht welche zu haben. So viel iſt gewiß, es iſt viel unwahrſcheinlicher, daß die Luzerner Patrizier eine ſtändige Leibwache für ſich gefordert haben, weil Leu gemordet worden iſt, als daß Leu gemordet worden iſt, weil die Luzerner Patrizier ſich mit einer ſtändigen Leibwache haben umgeben wollen.

Endlich die Sicherheit, mit welcher die That ausgeführt worden, und das Dunkel, welches den Mörder umgiebt; denn wenn auch aus den Gebräuchen, welche beim Kiltgang herrſchen, ſich vieles erklären läßt; ſo iſt doch bei einem Verbrecher, der das wachende Auge der Staatsgewalt zu fürchten hat, eine ſolche Verwegenheit, wie ſie dieſe Ermordung Leu's fordert, kaum vorauszuſetzen. Leicht iſt aber die Erklärung bei der Annahme, daß der Mörder von der herrſchenden Patrizierpartei gedungen war. Er wußte dann, daß er vor den Wächtern der Staatsgewalt, für deren Entfernung geſorgt werden konnte, nichts zu befürchten hatte und konnte mit der kaltblütigſten Sicherheit zu Werke gehen. Auch vor Entdeckung iſt er ſicher und das vollſtändige Dunkel, welches den Verbrecher deckt, iſt leicht zu erklären. Wenn nicht Leu's Anhänger dem Thäter ſelbſt nachſpüren, oder die Tagſatzung durch eidgenöſſiſches Einſchreiten den Luzerner Gräueln ein Ende macht, wird der Thäter nimmermehr entdeckt werden.

Alle Anzeichen leiten alſo auf die legitime Partei der Patrizier hin. Die Ermordung Leu's wäre eine außerordentlich günſtige Veranlaſſung, für die Tagſatzung einzuſchreiten, und dem Unwahren, welches namentlich die Luzerner Legitimen, von Bernhardt Meyer und Sigwart Müller geſichert, treiben, ein für alle Mal ein Ende

Ich habe — gestern, wenn ich nicht irre, oder vorgestern — Ihnen gesagt, daß ich Ihnen Ihre Frage nicht beantworten könne, weil ich nicht wisse, was Sie unter Gott verstehen. Sie haben mir darauf geantwortet, daß Sie mir auch nicht sagen können, was Sie unter Gott verstehen, daß Sie aber dennoch wissen, was Sie unter Gott verstehen. Ich habe Ihnen darauf geantwortet, daß ich Ihnen auf eine Frage, deren Sinn Sie selbst nicht verstehen, keine Antwort geben könne

Neueste Erzählungsliteratur.

II.

Literarische Classification. — Politische Lyrik. — Volksgeschichten. — Erotische Literaturpflanzen. — Leopold Schefer's Ausgewählte Werke. — Enge Weise und Vielseitigkeit. — E. Spindler's Fridolin Schwertberger. — Roman oder nicht? — Genrestücke und Historienbilder. — Menge an Staffage und Personen. — Robert Heller's Kaiserliche in Sachsen. — Historisch oder nicht? — Roman intime und die Frauen. — Eine Lebensfrage von der Verfasserin der Fanny und Clementine.

Die Classificationen in der Literatur haben sich trotz tausendfacher Bestrebungen noch immer unzureichend bewährt, sobald dieselben auf einzelne Productionen angewendet werden sollen. Und gerade bei den besten. Der echt producirende Geist schafft ohne Analogien. Er denkt gar nicht daran, ein bestimmtes Literaturgenre und eine bestimmte Richtung zu vertreten. Er vertritt nur eben die seine. Er sucht nicht nach dem Stoff und sucht nicht nach dessen Behandlungsweise, sondern beide drängen sich ihm von selber auf, eins mit dem andern untrennbar vereint, als fertiges Gebild. Unter welcher Gestaltung dieses sich dann auch dem Publikum vorlegt, immer ist's ein Erzeugniß innerer Nothwendigkeit. Es mußte eben so und konnte nicht anders werden. Trotzdem vermögen vorzüglich wir Deutschen es nicht zu lassen, jedes einzelne literarische Erzeugniß, jeden einzelnen Schriftsteller und vollends jede Richtung wo möglich in eine der von Alters her angenommenen Klassen zu bringen. Wir wollen durchaus für jede Production eine Stellung in den Fächern der lyrischen, didaktischen, epischen oder andere Literatur, wir fragen immer und überall, ob eine Darstellungsweise der klassischen, romantischen oder sonst einer Schule zuzuzählen sei. Und weil nun eben dies Festhalten an langhergebrachten Schulworten gebräuchlich, während dennoch die Literatur selbst in ihrer Wesenheit und Erscheinung Wand-

Digitized by Google

lungen erlitten hat, wie ſie kein früheres Jahrhundert zeigte, ſo ſuchen wir uns für gewiſſe ganz neue Richtungen doch wenigſtens mit gewohnten Namen zu behelfen. So ketten wir häufig das Heterogenſte zuſammen und ſchaffen Kunſtworte, welche einer contradictio in adjecto auf's Haar gleichen. Als Beiſpiel nenne ich die „politiſche Lyrik.“ Wo aber derartige halbneue Benennungen für vollkommen neue Geſtaltungen und Gewandungen nicht erfunden ſind, da nimmt man gar nur auf die äußerliche Form Rückſicht und verkündet durch den Zuſatz „modern,“ daß dem Schulbegriffe und ihrem innern Weſen nach die bezeichnete Production keineswegs jenem Genre zuzuzählen ſei, deſſen Namen ſie trägt. Auf dieſe Weiſe hat man „moderne“ Tragik, Komik, Lyrik u. ſ. w. geſchaffen. Solchergeſtalt iſt ein Wirrniß in dieſe Begriffsbeſtimmungen gekommen, welches, wenn keine wirklich neuen Bezeichnungen erfunden werden, ſich mit dem vorſchreitenden Entwickelungsgange der modernen Literatur nothwendig auf's Höchſte ſteigern muß. Deutlich iſt alſo vor der Hand bereits die eine Erkenntniß, daß die althergebrachten Bezeichnungen nirgends mehr zureichen wollen, daß ſie ungenügend ſind für die neuerſtandene Zeit und ihre Gebilde. Ja, ſelbſt die Kunſtworte zur Begrenzung der Formen und des Weſens z. B. der erzählenden Poeſie in ungebundener Sprache, wie ſie uns eine vergangene Zeit überliefert hat, ſind bereits häufig nicht mehr paßlich anwendbar. Wir könnten ſonſt keine „dramatiſchen“ Romane, keine „dialogiſirten“ Erzählungen haben. Wohin ſoll außerdem z. B. jenes Erzählungsgenre gerechnet werden, welches, das Volksleben ſchildernd, neuerdings zu einer höchſt bedeutſamen Literaturrichtung herangewachſen iſt und als deſſen Repräſentanten ich nur B. Auerbach's „Dorfgeſchichten“ und J. Rank's „Aus dem Böhmerwalde“ nenne? — Dieſer ganze Literaturzweig iſt ein ſo völlig neuer, daß wir weder ſeiner Form noch ſeiner Anſchauungs- und Darſtellungsweiſe nach in der bisherigen Schriftwelt Analogien auffinden mögen. Iſt hier Lyrik, iſt hier Epik, iſt hier Didaktik, iſt hier Naturſchilderung vorſchlagend? Sind es Novellen, ſind es Romane? Iſt hier Klaſſik, iſt's Romantik? — Auf alle dieſe Fragen iſt mit Nein zu antworten, und dennoch könnte man dazu im Widerſpruch auch faſt auf alle, wenigſtens bedingungsweiſe, eine bejahende Antwort geben. Die Claſſificationen nennen dieſe Darſtellungen der Form nach mit einem

vagen Namen „Geſchichten" und bezeichnen ſie ihrem Inhalte nach eben ſo weitſchichtigen Wortes als „Volksgeſchichten." Es iſt hier nicht der Ort, dieſes Thema weiter auszubeuten; es ſollte nur darauf hingedeutet werden, wie auch hier der Göthe'ſche Ausſpruch von der „grauen" Theorie vollſtändige Geltung hat. — Angeregt ward im gegenwärtigen Momente dieſer Gedankengang zunächſt durch „Leopold Schefer's Ausgewählte Werke," von denen die erſten zwei Bände vorliegen. Sie ſollen in 12 Theilen die Novellen, das Laienbrevier und Gedichte bringen. Wir werden das vorzüglichſte Deſſen geſammelt erhalten, was bisher in einzelnen Taſchenbüchern und Zeitſchriften zerſtreut war. — Leopold Schefer erklärt alſo damit auch den größten Theil ſeines literariſchen Lebens für eine abgeſchloſſene Thatſache, welche nun der Literaturgeſchichte anheimfällt. Und eben auch Leopold Schefer iſt eine jener literariſchen Erſcheinungen, welche ich als erotiſche bezeichnen möchte, als ſolche, für welche ringsum keine Analogien zu finden ſind, als ſolche, welche ſich keiner beſtimmten Richtung anſchließen und ſich vollkommen ſelbſtſtändig aus ſich ſelbſt herausgebildet haben. Gewöhnlich bedingen derartige Erſcheinungen einen mannichfachen Anſchluß jüngerer Literaturkräfte. Iſt die Anregung und der Einfluß mächtig genug, um wirkliche Wandlungen in der Literatur hervorzurufen, ſo entkeimen dieſem in der erſten Zeit meiſtens formellen Anſchluſſe durch ſelbſtſchaffende Kräfte nach und nach ganz neue Richtungen, Entwickelungen, Schulen, Literaturepochen. Iſt dazu der Autor nicht urſprünglich und urkräftig genug, ſo zerfaſert ſich der Anſchluß theils in Nachahmung, theils auch nur in Anklänge. Man braucht ſich ja nur der Jean Paul'ſchen, der Hoffmann'ſchen, oder ſelbſt der Siegwart'ſchen und Clauren'ſchen Zeit zu erinnern. — Leopold Schefer ſteht ſeltſamer Weiſe vollkommen iſolirt. Eben ſo wie er keinen Vorgänger hat, ſo exiſtirt auch in der ganzen heutigen Literatur kein Schriftſteller, deſſen Thätigkeit und Erzeugnißweiſe ſich der ſeinen annäherte. Selbſt bei A. Stifter beſteht alle Aehnlichkeit am Ende nur in gewiſſen Unähnlichkeiten, deren Bezug auf Schefer'ſche Weiſe vielleicht aufzufinden wäre. Soll nun aber bei Schefer — wenigſtens als Erzähler — durchaus nach einem Anſchluß an früher Vorhandenes geſucht werden, ſo iſt's vielleicht am meiſten noch an die eigentlich ſogenannte romantiſche Schule, an eine Periode Tieck's, an Brentano,

Digitized by Google

Bilder in Bilder ein Bildchen. Der Bildchen sind es viele, und sie sind alle verschieden. Sie sind alle Bilder, und sie sind alle Bildchen. Sie sind alle Bilder, weil sie alle Bildchen sind. Sie sind alle Bildchen, weil sie alle Bilder sind

heraus. Wir empfinden es fort und fort, daß wir es eben nur mit erdachten Zuſtänden und Verwickelungen, daß wir es nicht mit wirklich lebendigen Menſchen, ſondern mit Phantaſiegebilden des Dichters zu thun haben. Wir leben nicht in der uns gewohnten Atmosphäre, wir athmen nicht in der uns gewohnten Luft, wir ſehen nicht in dem uns gewohnten Lichte. Und doch ſoll mit dieſen Worten noch nicht geſagt ſein, daß alles Geſchehende und Erſcheinende ſeiner Erzählungen außerhalb der wirklichen Lebensmöglichkeit und außer aller Wahrſcheinlichkeit der Erwartung läge. Nein, dies keineswegs. Aber es ſind uns die gewohnten Maaßſtäbe, Vergleiche, Beweggründe und Bedingungen dafür ferner gerückt; es iſt nicht jene Welt, wie ſie uns das Leben, ſondern jene, wie ſie eben L. Schefer ſchafft. Immer und immer drängt ſich faſt unwillkührlich bei Durchleſung der Schefer'ſchen Schriften ein Vergleich auf, welcher deren Eindruck und ihr Weſen wohl nicht ganz unpaſſend verſinnbildlichen mag. Der Leſer erblickt nämlich die darin geſchilderte Welt, wie die wirkliche und lebendige aus jenen Gartenpavillons, welche mit bunten Fenſtern verziert ſind. Eine eigenthümlich beengende Schwüle, ohne daß man dieſe doch wirklich eine drückende Hitze nennen könnte, herrſcht gewöhnlich an ſolchen Orten. Wenn wir nun aus dieſer Atmosphäre durch jene gelben, rothen und blauen Fenſter hinausſchauen in die Landſchaft und deren Leben, ſo erſcheint uns alles Bekannte entfremdet, das Gewohnte außergewöhnlich, beſonders alle Färbung umgewandelt. Wir müſſen uns immer von Neuem orientiren, wir müſſen immer daran denken, wie dies Alles nur ein optiſches Spiel, zu dem vielleicht noch die Einwirkung jener ſchwülen Luft auf uns ſelber tritt und wir verharren dennoch in der abſichtlichen Halbtäuſchung und in der künſtlichen Halbentfremdung. Ein einziges geöffnetes Fenſter könnte uns die wahre Welt und die wirkliche Sommerluft zuführen; aber ein gewiſſer prickelnder Reiz läßt uns nicht dazu kommen, dieſe durch's gelbe Fenſter in Aequatorſonne brütende Landſchaft, dieſe durch's rothe Fenſter in Vulkanſchein glühenden Berge, dieſe durch's blaue Fenſter unter einer Schneedecke wogenden Saatfelder zu ſehen, wie ſie wirklich ſind. Es iſt ein künſtliches Verſetzen in eine fremde Welt der wachen Träume, was wir da treiben. Und Leopold Schefer thut in ſeinen Erzählungen daſſelbe. Immer und immer ſind ſie von einer wunderſam brütenden Ueberwärme durch-

Digitized by Google

weht, immer und immer ſind deren Perſonen und Gegenden von einem ſeltſam chromatiſchen Lichtſpiel umſäumt und wie ein leuchtender zwar, aber dennoch umflorender Nebel wogt ein gewiſſes Etwas durch all' ſeine Productionen. Welchen Kreiſen deren Menſchen daher auch angehören, unter welchem Himmelsſtriche ſie auch ſpielen mögen — immer und immer bleiben ſie dennoch und nur Schefer's in ihren Bewegungen und Offenbarungen. Daher iſt's auch eine gewiſſe Monotonie, welche durch alle ſeine Erzählungen läuft, daher eine durchgehende Aehnlichkeit der Figuren und ihrer Charaktere, deren Urtypus ſich jenem vergleichen läßt, wie wir ihm in indiſchen Sagen und Dichtungen gewöhnlich begegnen — eine durch Reflexion ſcheinbar erreichte Kraft, dabei aber im praktiſchen Handeln faſt weibliche Weichheit, welche den harten Angriff der Welt ſcheut und dieſem nur den paſſiven Widerſtand der Zähigkeit und eines philoſophiſchen Sichhingebens leiſtet. Die vorliegenden ſechs Erzählungen liefern dafür mannichfache Beweiſe. Vorzüglich drei derſelben, „Waldbrand," „Unglückliche Liebe" und „Künſtlerehe" können als Prototypen der Schefer'ſchen Weiſe gelten. Außer den angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Situationsſchilderung und Charakterentwickelung iſt in ihnen auch jenes ſeltſame Verklingen des Schluſſes, welches Schefer mit der romantiſchen Schule gemein hat, und jenes Verflechten einer originellen, pantheiſtiſchen Theoſophie mit dem Erzählungsgang, wie es ihm allein eigenthümlich, vorzüglich ausgeprägt. Dabei macht ſich ein wunderſam in ſich ſelbſt vielfach verſchlungener Satzbau geltend, ohne daß doch daraus weitſchichtige Perioden entſtänden, ſondern nur ein Jongliren mit Worten mehrfacher Bedeutung und ein Hin- und Herwiegen auf Redeweiſen verſchiedener Deutung. Man mag bei Schefer leicht die Empfindung haben, als überſtürze ihn die außerhalb der vorliegenden Sachen umherſchweifende Gedankenfülle, ſo daß es ihm unmöglich, den Erzählungsfaden fort und fort feſtzuhalten, oder auch als ſei er nirgends über dem Erzählten geſtanden, ſondern mitten darunter, wenn auch nicht davon ſelbſtbetroffen und verletzt oder erhoben, ſo doch von den Ereigniſſen befangen, berührt, erregt: darum immer und immer mitempfindend, über jede Einzelheit in ſeiner Weiſe reflektirend.

Es möchte wohl eine ſchwer zu löſende Frage ſein, ob ein, wie bei Schefer, fort und fort durch lange Jahre laufender gleicher An-

ſchauungs- und Darſtellungstypus als Reſultat ſehr feſtſtehender philoſophiſcher Ueberzeugung und einer vollſtändig objectiven Inſich-aufnahme der Lebenserfahrungen zu erachten ſei, oder ob als Begrenzung in einen engen Kreis der poetiſchen Anſchauung? Es mag ſehr ſchwer zu entſcheiden ſein, ob dieſe Art der Zeichnung mehr echte Poeſie enthalte, als jene, welche das Leben wohl in ſeinen hervorragenden und außergewöhnlichen Momenten zunächſt auffaßt, aber dagegen auch deſſen Proſa und Wirklichkeit ihr Recht geſchehen läßt? Dagegen iſt's aber wohl ein nicht eben ſo ſchwer zu beantwortender Zweifel, ob die Kunſt des Erzählers dort mehr Gelegenheit hat ſich zu offenbaren, wo aus den alltäglichen Verkettungen des Lebens und durch die Schilderung der verſchiedenartigen Reactionen, welche ſie bei verſchiedenartig geſtalteten wirklichen Charakteren finden, ein faktiſch reichhaltigerer und allgemeiner anſprechender Roman geſchaffen wird. Und dies eben iſt der große Vorzug eines Schriftſtellers, deſſen Erzählungen vielleicht den weiteſten Leſerkreis im deutſchen Publikum gefunden haben, deſſen ſich überhaupt einer der modernen Autoren rühmen kann. Der Jude, der Spion und noch zuletzt der Vogelhändler von Imſt ſind überall ſo geleſen, überall ſo gekannt, überall ſo beliebt, daß man den Namen ihres Autors nicht dazu zu nennen braucht, um es anzudeuten, wen man unter jenem Romanſchriftſteller verſtehe. Um ſo größer mußte alſo auch die Erwartung ſein, als bereits vor einem Jahre die Zeitſchriften verkündeten, daß dieſer Autor an einem neuen Werk arbeite und als nun vor wenigen Monaten „Fridolin Schwertberger von C. Spindler" erſchien. Vier Bände ſtark trat dies Buch dem Publikum entgegen; aber nicht mit der gewohnten Bezeichnung eines Romans, ſondern als „Bürgerleben und Familienchronik aus einer ſüddeutſchen Stadt." Roman im gewohnten Sinne des Wortes iſt denn auch Fridolin Schwertberger keineswegs. Dazu fehlt ihm die künſtleriſche Geſchloſſenheit der Handlung und die Hinleitung aller einzelnen Fäden nach einem einziger concentrirten Intereſſe. Zwar möchte man dieſes in der Perſon des Mannes erwarten, deſſen Name den Titel lieh. Aber meiner Anſicht nach wäre dieſer wohl auch bezeichnender in „die Geſchwiſter Schwertberger" zu verwandeln. Denn dieſe ſämmtlich, der ehrenhafte Fridolin, wie deſſen verwilderter Bruder Mathias, die — ſtreng genommen — unliebenswürdige ſchwarze

Mer und die allzugefühlvolle blonde Clara, beanſpruchen ein gleiches Intereſſe von Seiten des Leſers, von Seiten des Erzählers eine gleichermaßen ſorgfältige und ausführliche Behandlung. Außerdem verwickelt ſich noch die ganze Conſtanzer Honoratiorenwelt durch ihre einzelnen Individualitäten auf das Einflußreichſte verſchiedenartig mit den Geſchicken und Geſchichten dieſer Familie, während die Chronik der Schwertberger eigentlich nur inſofern in den Vordergrund tritt, als Fridolin aus den Erlebniſſen und Aufzeichnungen ſeiner Väter Troſt in den ihn betreffenden Drängniſſen findet und zuletzt ſein eigenes Geſchick bis zum glücklichen Ausgange niederſchreibt, damit den Geſchichtsſchluß bildend. — Mußten wir uns bei Scheſer in eine ganz außer aller praktiſchen Lebensgewohnheit liegende Welt und in eine Welt finden, welcher der eigentliche Lokalton fehlt, ſo erblickt man hier in Schwertberger dafür den ſchärfſten Gegenſatz. Leben, unſer Leben oder vielmehr Conſtanzer Kleinſtädterleben in niederländiſch treuen Schildereien, die Menſchen ſämmtlich — vielleicht nur Fridolin ausgenommen — augenſcheinliche Portraits, ja faſt möchte man darauf ſchwören, nach Conſtanzer Originalen: ſo ſtellt ſich uns dies Buch dar. — Trotzdem glaube ich dieſe Production Spindlers nicht mit mehrern ſeiner frühern Romane, vorzüglich auch nicht mit dem Vogelhändler auf gleiche Stufe ſtellen zu dürfen; beſonders ſobald wir der künſtleriſchen Faſſung des Ganzen und der pſychologiſchen Entwickelung im Einzelnen ſtrenger nachfragen. Es entgeht dem Buche jene ſchöpferiſche Wärme und jene Einheit des Guſſes, jene innerliche Auffaſſung der lokalen Bedingungen des allgemeinen Lebens und der individuellen des perſönlichen, wie ſie ſich dort ſo prachtvoll offenbaren. Wir erſchauen wohl eine Reihe reizender Genregruppen voll de Potter'ſcher Wahrheit und Mieris'ſcher Feinheit der Ausführung, aber dieſe ſetzen ſich nicht zu einem wirklich hiſtoriſchen, wennſchon bürgerlich-hiſtoriſchen Bilde zuſammen. Trotz des Ineinandergreifens der Handlungen laufen die Perſonen meiſtens innerlich beziehungsloſer neben einander vorbei, als man es ſonſt in Spindler's Compoſitionen gewohnt iſt. Es iſt als fehle die rechte Ineinanderarbeitung des Ganzen. Faſt möchte man glauben, daß jener reizenden Detailmalerei zu Liebe und dem Portraitiren Einzelner zu Gefallen dem Dichter die Verdichtung des Ganzen zur organiſchen Kompaktheit eine Nebenſache geworden. Es iſt zu viel Fili-

granarbeit und kein maſſenhafter Kern. Dies klingt nun allerdings wie ein ſchwerer Tadel und würde ſich doch bei einem minder begabten und minder geübten Romaniſten faſt eben in ſo viele Lobſprüche verkehren müſſen. Allein eben jener Hauptvorzug der Erzählung größern Styles, die faſt dramatiſche Concentrirung des Intereſſes nach beſtimmten Hauptgruppen hin, wie er C. Spindler ſonſt überall eigen, wird hier mannichfach vermißt. Trotzdem bleibt Fridolin Schwertberger ein überall intereſſantes, ein bis zum letzten Momente ſpannendes Buch; nur kann ich ihn nicht als einen literariſchen Fortſchritt ſeines Schöpfers oder als eine neue Entfaltung von deſſen ſo unendlich reichem Vermögen betrachten.

Es iſt gewiß nicht ohne Bedeutung, daß in derartigen Erzählungen, welche ihr Intereſſe an einer innerlich nicht ſehr reichen Organiſation emporranken, der maſſenhafte Verbrauch des literariſchen Beiwerkes und eben ſo die maſſenhafte Anwendung von Menſchen faſt immer bemerkt wird. In Fridolin Schwertberger bringen z. B. die erſten Kapitel eine detaillirte Schilderung einer großen Menge von Menſchen in der Art, wie auf den Theaterzetteln verfloſſener Jahrhunderte, nach ihrer äußern Erſcheinung und ihren hervorſtechendſten Charaktereigenſchaften, von denen ein nicht unbedeutender Theil ſpäter nur ſehr beiläufig in die eigentlichen Geſchichtsgänge eingreift. Spätere Abſchnitte ſchildern uns ſogar das Innere von Kreiſen, welche dem eigentlichen Geſchichtsintereſſe vollkommen fremd bleiben. Auf ſolche Weiſe fühlt ſich wohl das Intereſſe des Leſers während der Lectüre fort und fort angeregt, aber am endlichen Schluſſe angelangt, empfindet ſich die Erwartung nicht vollſtändig befriedigt. Zurückblickend auf die verſchiedenen Gruppen, mit denen der Leſer bekannt wurde, mag man ſich häufig umſonſt nach dem Grunde dieſer Bekanntmachungen fragen. Dieſe Klippen wurden in einem andern neueſtens erſchienenen Romane „Die Kaiſerlichen in Sachſen von Robert Heller“ glücklich umſchifft. Heller iſt zwar erſt ſeit wenigen Jahren als Erzähler aufgetreten, muß jedoch trotzdem bereits unter die vielgenannten gezählt werden. Nachdem er während der letzten Jahre für ſeine kürzern Erzählungen häufig ein transatlantiſches Terrain aufgeſucht und daſſelbe in Schilderung der Menſchen und Gegenden mit Glück bearbeitet hatte, wandte er ſich in ſeinen Romanen vorzugsweiſe dem geſchichtlichen Genre zu. Dem

„Prinzen von Oranien" warf die Kritik ein zu ſtrenges Feſthalten an der geſchichtlichen Thatſache vor, eine zu weit ausgedehnte Detailſchilderung der Hiſtorie und darüber Vernachläſſigung der Erregung des Intereſſes für die auftretenden Individualitäten. Das Gegentheil möchte beinah von den „Kaiſerlichen" geltend ſein. Die Weltgeſchichte und deren Ereigniſſe greifen hier nicht mit ihren großen Erſcheinungen in den Gang des Romanes ein. Aber dieſer will ſich auch nur als „Roman aus der Zeit des ſiebenjährigen Krieges" und nicht als geſchichtlicher betrachtet wiſſen. Daneben iſt die treffende Lokalfärbung der Charaktere, wie die gute Vertheilung der Staffage als großer Vorzug aufzufaſſen. Die Romangeſchichte ſelbſt iſt ziemlich einfach, das hauptſächliche Perſonal beſchränkt ſich nur auf Wenige und damit iſt die Concentration des Intereſſes gewonnen. Aber auch hier möchte ich dieſelbe Ausſtellung wie bei Fridolin Schwertberger machen: Die pſychologiſche Entfaltung tritt nicht genugſam in den Vordergrund. Beſonders muß dieſes Urtheil auf die weiblichen Figuren angewendet werden. Sie ſind in der Anlage wohl formenſchön, die Gräfin-Aebtiſſin Alzau ebenſo, wie die eigentliche Heldin, Mathilde von Zedlow, erſcheinen auch durch und durch lebensfriſch; allein die Entwickelung ihrer Charaktere ſtellt ſich im Detail nicht genugſam ausgearbeitet dar, um daraus fort und fort die Motive zu deren Offenbarungen vollſtändig folgern zu können. Wir erhalten den ganzen Roman durch immer neue Handlung, immer neue Reſultate; doch die pragmatiſche Begründung derſelben geht dem Leſer mitunter verloren. Hat nun gleich das Ganze dadurch an drängendem Intereſſe gewonnen, ſo erſcheint doch vielleicht eben deshalb die Ausbeutung des ſelbſtgeſchaffenen Materials nicht vollſtändig gelungen. Es ſind manche Anlagen vorhanden, welche gar nicht zur Ausführung kommen. Wo uns dagegen die wirkliche Handlung in ihren Offenbarungen entgegentritt, da tritt ſie uns voll, ſtraff und markig entgegen. Die Schilderung des Ueberfalls der Frauen, welche unter preußiſcher Bedeckung die Leiche eines Oberſten, des Vaters der Einen, nach Dresden zu führen beabſichtigen, durch ein öſterreichiſches Streifcorps, ſowie die Ausmalung jenes Entführungsverſuches, der Gräfin-Aebtiſſin glaube ich als ausgezeichnet bezeichnen zu dürfen. Eben ſo bildet das Zuſammentreffen der Gräfin Alzau mit dem General Sincères auf dem Balle des Grafen

Mirzach und alle vielfache Verwickelung der heimlichen Getriebe dieſes Balles eine der lebenvollſten Epiſoden des Buches, und darin iſt ein unleugbarer Beweis ſehr bedeutſamer romantiſcher Geſchicklichkeit erſichtlich. Vorzüglich aber bewährt ſich auch in der ſtyliſtiſchen Darſtellung ein außerordentlicher Fortſchritt Hellers; man findet im ganzen Romane kaum eine Spur jenes ungeſchloſſenen und flüchtigen Satzbaues, wie er in frühern Arbeiten deſſelben Autors mitunter gerügt worden iſt.

Während in der männlichen Schriftſtellerwelt das heutige Leben der vornehmen Geſellſchaft mehr und mehr zur abgethanen Nebenſache wird, fahren die literariſchen Frauen fort, eben dieſe Sphären ſich vorzugsweiſe zum Terrain ihrer Darſtellungen zu wählen. Außer Fr. v. Palzow hat aber keine der bekannten modernen Schriftſtellerinnen einen hiſtoriſchen Hintergrund für ihre derartigen Gemälde zu wählen gewagt und keine derſelben eine hiſtoriſche Figur in deren Kreiſe gezogen. Der von den Franzoſen eine Zeit lang ſo ausſchließlich gepflegte roman intime iſt ihnen noch immer Hauptaufgabe ihres literariſchen Wirkens. Zu derſelben Klaſſe von Romanen rechnet ſich auch „Eine Lebensfrage von der Verfaſſerin der Jenny und Clementine."

Dieſe Verfaſſerin iſt bekanntlich Fräulein Fanny Lewald. Die Kritik hatte deren beide erſten Romane ſehr günſtig aufgenommen und ſo kam auch ein günſtiges Vorurtheil dieſem dritten entgegen. Ihn durchleſend findet man ſich nicht enttäuſcht. Das uns darin begegnende Leben iſt friſch und lebendig, natürlich und doch poetiſch. Das Intereſſe fühlt ſich fort und fort angeregt und beinah alle Charaktere, ſelbſt die männlichen — was ſonſt den Frauen ſo ſchwer fällt — ſind wahr und menſchlich dargeſtellt, dabei conſequent durchgeführt. Es iſt viel des Lobenswerthen vorhanden. Aber allerdings iſt bei dieſem Lobe von der Frage nach großer Tiefe und Innerlichkeit abzuſehen. Im Mangel dieſer wurzelt der Hauptmangel des Buches und darum bleibt auch eigentlich ſein Titel unerörtert. Vielleicht liegt jedoch dafür ein Grund in der Unmöglichkeit irgend eine Lebensfrage und vollends jene des gegenſeitigen Verhältniſſes in der Ehe, genügend zu beantworten, bevor man ſie ein ganzes Lebensalter hindurch ſelbſt erſt durchlebt hat. Um dies aber wenigſtens annähernd zu können, mußte im vorliegenden Fall z. B. der Cha-

Digitized by Google

rakter Karolinens bis an die Grenze der Caricatur gedrängt werden, obschon sich auch eine theilweise Wahrheit dieses Charakters durchaus nicht wegläugnen läßt. Die lebenswahrste Figur ist aber jedenfalls Juliane, die lieblichste, die fast kindisch-kindliche Eva. Bei Thereſe, der Freundin Alfred's — des Gatten Karolinens — spricht sich der Egoismus unschön grell darin aus, daß erst der böse Leumund, welcher ihren Ruf angreift, sie zu dem Entschlusse bringt, ihren Freund in die rechte Stellung zu seiner Gemahlin zurückzuzwingen. Darum mußte Karoline psychologisch inconsequent gezeichnet werden, sie mußte sich dies ganz widerstandlos gefallen lassen, damit der gute Ruf ihrer Rivalin wieder hergestellt werde. Dabei fühlt der Leser jedoch immer, daß diese Karoline trotzdem eigentlich betrogen ist und ihre Figur mußte eben so höchst unliebenswürdig dargestellt sein, wie sie es ist, um nicht die innigste Theilnahme von den Hauptfiguren weg auf sich zu lenken. — Verbraucht, obschon nicht unpassend angewendet, erscheint — um auch vom Detail der Staffage Einiges zu erwähnen — die Maskenscene. Es ist bei allen Romanen ein großes Glück, daß die Leute dort so treffend in ihren Charaktermasken sprechen, wie im wirklichen Leben nicht ein einzig Mal. Daß übrigens die Verfasserin dieses Romans literarisch noch sehr jung, erhellt aus den Wendungen, welche sie der Conversation giebt. Die Leute sind sämmtlich ganz vortrefflich auf dasjenige vorbereitet, was sie abzuhandeln haben und sprechen z. B. über Faust, über den Adel, als sei dies Alles vor ihnen noch niemals besprochen, und besonders als sei es noch niemals in dieser Weise aufgefaßt worden. — Aber trotz dieser Ausstellungen ist in Fr. Fanny Lewald ein sehr bedeutendes Talent zu begrüßen. Jedenfalls sind ihre Anschauungen frischer, gesünder und natürlicher als jene der Gräfin Hahn-Hahn; dagegen steht sie dieser in geistreichen Gedankenblitzen und in der Kunst der Zusammenordnung Frau von Balzow noch nach; auch glaube ich nicht, daß man sie in poetischer Hinsicht mit Ida von Düringsfeld auf gleiche Stufe zu stellen vermag — besonders wenn diese minder viel schreiben und ihre einzelnen Productionen allseitiger durcharbeitet geben möchte. Auch Frl. Lewald muß sich vor dem Zuvielschreiben hüten: dadurch zersplittert sich dies poetische Empfängniß und die Darstellung verliert leicht an Knappheit und Präciſion. A. B....s.

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Buchhändlerverſammlung. — Poliglotten-Literatur Oeſterreichs. — Deutſchthum in Italien. — Türkiſch-deutſches Idiom. — Ariſtokratiſcher Krieg gegen ein Feſteſſen. — Erfolge der Induſtrieausſtellung. — Amneſtie. — Männergeſangverein. — Wirkung des Beethovenfeſtes. — Hofoperntheaterpächter. — Theater. — Collegialiſche Denunciation. — Adolph Broda.

Im Auguſt verſammeln ſich hier die öſterreichiſchen Buchhändler, um ſich über die geeigneten Maßregeln zu berathen, die zu ergreifen wären, um den literariſchen Verkehr des Kaiſerſtaates zu heben und deſſen Verhältniſſe zu regeln. Lange konnte man nicht die Genehmigung der Hofſtudiencommiſſion erhalten, zu deren Reſſort dieſe Sache gehört, denn wahrſcheinlich beſorgte man eine Petition, die ſich in Erſtrebung zeitgemäßerer Preßzuſtände dem Collectivgeſuch der öſterreichiſchen Schriftſteller anſchlöſſe und den Ruf nach Löſung der ſchweren Geiſtesfeſſeln nur noch verſtärken wolle. Allein da ſcheint man ſich gewaltig geirrt zu haben, denn die Mehrzahl unſerer Buchhändler iſt weit entfernt, ſolch' radicale Mittel in Vorſchlag zu bringen; es ſind ehrliche Krämerſeelen, die ihre Sortimentsgeſchäfte, weniger ſchikanirt als jetzt, fortbetreiben wollen und verdammt wenig darauf halten, ob in Oeſterreich ſelbſt ein Verlag entſtehen ſoll, der ſich nicht ſeiner Exiſtenz zu ſchämen braucht, wenn ſie nur ihre Zinſen einſtreichen können und das Ausland gangbare Artikel aus der Preſſe liefert. Vermuthlich iſt der Buchhändlerverſammlung ein Discuſſionsreglement beſtimmt worden, nach dem ſie ſich richten muß und welches jede mißliebige Abweichung verhüten wird. Indeß breitet ſich der erwähnten Verſammlung auch ohne Erörterung von Prinzipienfragen noch ein weites Feld der Thätigkeit entgegen, indem die verſchiedenartigſten Elemente der Poliglotten-Literatur Oeſterreichs hier ihre Vertreter finden und die Leichtigkeit des Bezugs durch derlei perſönliche Rückſprache in Zukunft ohne Zweifel anſehnlich gewinnen muß. Seit die Volksſprachen in dem bunten Kaiſerſtaate ſich literariſch zu regen anfingen, hat der Buchhandel innerhalb der Landesgrenzen nicht wenig an Wichtigkeit und Ausdehnung gewonnen; ſelbſt in Italien, das doch von jeher der deutſchen Literatur ſo gut als verſchloſſen war, zei-

Digitized by Google

Ich bin so in Ihrem Besitz, daß ich Ihnen nicht einmal Ihre Briefe zurückgeben kann, weil ich sie nicht mehr habe. Ich habe sie alle verbrannt, weil ich sie nicht mehr brauche

Das verkündigte Feſteſſen, das der Kaiſer am Schluſſe der Induſtrieausſtellung den mitwirkenden Fabrikanten in den Orangerien von Schönbrunn geben wollte, iſt in den Brunnen gefallen. Es müſſen ſich da ariſtokratiſche Tendenzen geltend gemacht haben, welche es unſchicklich fanden, in den Hallen der Majeſtät ein Gewerkenfeſt zu veranſtalten, obſchon es in Berlin ebenfalls ſtattgefunden und deshalb hier um ſo mehr vermißt wurde. Ueberhaupt äußert ſich die Stimmung der Ausſteller im Allgemeinen nicht ſehr günſtig, was bei den vielfachen, ſich durchkreuzenden Intereſſen ſo vieler Perſonen wohl kaum zu vermeiden ſein dürfte, indem die meiſten Induſtriellen, ſowohl jene, welche gänzlich übergangen oder auch mit ehrenvollen Erwähnungen und bronzenen Medaillen ausgezeichnet wurden, ſehr unzufrieden ſind mit der ihnen gewordenen Beachtung. Dazu kommt noch die allerdings auffallende Vernachläſſigung koſtbarer Kunſtſtücke, wie ſie jede Ausſtellung zu bringen pflegt, und die nicht auf das Bedürfniß des Publikums, ſondern auf den Luxus der Krösuſſe berechnet, dem Erzeuger bedeutenden Schaden verurſachen, ſobald ſie nicht zur Belohnung angekauft werden, um dem Fabrikanten das Capital zurückzuerſtatten, das er darauf zum Glanz und zur Verherrlichung der Ausſtellung verwendet hat. Auch leiden die meiſten Gegenſtände, wenn ſie acht Wochen hindurch einer afrikaniſchen Hitze und dem freſſenden Staube ausgeſetzt ſind, und manche darunter, deren Werth eben in der Friſche des Colorits und in der blendenden Urſprünglichkeit ihrer Außenſeite beſtehen, gehen dadurch ohne alle Entſchädigung verloren. Um auch eine ſtatiſtiſche Notiz über den Erfolg der induſtriellen Expoſition zu geben, füge ich auch hinzu, daß 109 Medaillen von Gold (das Stück im Werthe von 75 Fl.), 188 Medaillen in Silber (das Stück 10 Fl. im Werth) und 270 Medaillen von Bronze vertheilt wurden, woran ſich noch 263 ehrenvolle Erwähnungen ſchließen, die in einem Anerkennungsdecrete der k. k. allgemeinen Hofkammer beſtehen.

Aus den politiſchen Zeitungen iſt es Ihnen wahrſcheinlich bekannt, daß der Kaiſer eine Amneſtie erlaſſen hat, die allen Rekrutirungsflüchtlingen, welche ſich bis zum Ablauf dieſes Jahres in ihren Werbebezirken freiwillig melden, zu Statten kommen ſoll. Außerdem, daß ihnen vollſtändige Strafloſigkeit zugeſichert wird, ſollen ſie, im Falle ſie kriegstüchtig befunden werden und das Normalalter nicht überſchritten haben, ſo zu behandeln ſein, als ob ſie erſt nach Erlaß des neuen Conſcriptionsgeſetzes militärpflichtig geworden wären, folglich nur acht Jahre dienen. Dieſe Amneſtie wird ohne Zweifel wenigſtens auf diejenigen, welche in der Heimat etwas zu verlieren haben, ſehr wirkſam ſein, denn das Schreckgeſpennſt einer Capitulation, welche die ſchönſten Mannesjahre verſchlingt, iſt fortan abgethan und dem Jüngling die Ausſicht eröffnet, ſelbſt ſchon nach zwei Jahren Fahnendienſt aus den Heeresreihen auf unbeſtimmten Urlaub entlaſſen zu werden. Der er-

wähnte Gnadenact des Kaiſers iſt als eine milde Vervollſtändigung des neuen Militärdienſtgeſetzes zu betrachten, welches ſchon lange in Ausſicht geſtanden und bei den meiſten übrigen Mächten bereits in's Leben getreten war. Eine ſcharfe Abſcheidung in der rechtlichen Geltung deſſelben mußte ſehr ſchmerzlich empfunden werden, da die Verzögerungen ſeiner Publication von Unſchuldigen abgebüßt werden ſollte und deshalb war es eben ſo gerecht als weiſe, dem Geſetz in dieſem Falle eine rückwirkende Kraft zu verleihen, um die Schroffheiten zu vermeiden und nicht eine Wohlthat zu ſchaffen, die von Tauſenden als für ſie verſpätet erkannt und beklagt worden wäre. Für die Amneſtirung der Flüchtigen ſprach auch noch die arithmetiſche Berechnung, welche zur Herbeiziehung der früheren Mannſchaftsausfälle rathen mußte, um die nächſte Rekrutenforderung bei der verkürzten Dienſtzeit nicht allzu bedeutend ausfallen zu laſſen und dadurch das heranwachſende Geſchlecht unverhältnißmäßig zu belaſten.

Der ſo lange Zeit mit ſchelen Augen beobachtete Männergeſangverein fängt nun nachgerade an, hoffähig zu werden, wodurch denn ſeine Exiſtenz als geſichert zu betrachten wäre. Allein der harmloſe Verein erhält durch dieſe neueſte Richtung ſeiner Wirkſamkeit einen weſentlich verſchiedenen Charakter und die zwangloſe Heiterkeit ſeiner Verſammlungen verliert ſich in geheimen ehrgeizigen Beſtrebungen, ſo wie das volksthümliche Element deſſelben durch die eigennützigen und wohldieneriſchen Abſichten der Vorſteher, die ſich der Vereinsmitglieder blos als Werkzeug zur Erreichung perſönlicher Zwecke bedienen wollen, nothwendig zu Grunde gehen muß. Der Verein hat die Hoffeſte, welche zu Ehren der erlauchten Gäſte aus England, Italien und Deutſchland veranſtaltet wurden, verherrlicht und auch bei dem Gartenſoupé mitgewirkt, welches der Staatskanzler den fürſtlichen Perſonen in ſeiner Villa am Rennweg gab. Weit entfernt in dieſer Rolle etwas Tadelnswerthes zu erblicken, freut es uns ſogar, ein junges, vielfach angefeindetes Inſtitut endlich durchdringen und in dieſe Kreiſe gezogen zu ſehen; um jedoch dieſe Freude rein zu genießen, möchte es wohl erforderlich ſein, daß dieſe Rolle keine auf alle mögliche Weiſe erbetene und herausgekünſtelte ſei, ſondern lediglich die Frucht der Anerkennung, welche jedem tüchtigen Streben zu Theil werden ſoll. Auch dürfte es der hieſigen Liedertafel weit förderlicher ſein, ſtatt die Abende im ſchwarzen Frack hinzubringen, endlich einmal in den Zeitungen öffentlich zum Beitritt einladen zu können, denn ohne Oeffentlichkeit, ohne vollſtändige Oeffentlichkeit, iſt kein öffentliches Inſtitut in einer mündigen Exiſtenz denkbar, mit der bloßen Toleranz iſt da gar nichts gethan. Ueberhaupt hat die Liedertafel noch viel zu thun, will ſie ſich in einer würdigen Geſtalt dem Publikum vorführen. Das bewieſen noch alle ihre öffentlichen Proben, welche wohl die gedankenloſe Menge eine Stunde amüſiren mochte, aber ohne geiſtige Erhe-

bung, ohne harmoniſchen Nachhall, ohne moraliſche Wirkung blieben. Oder muß es nicht auf jeden Gebildeten einen niederſchlagenden Eindruck hervorbringen, wenn er entweder veraltete Lieder aus dem Befreiungskriege, die den legalen Franzoſenhaß athmen, oder nichtsſagende Produkte der Gegenwart abſingen hört, indeß die echt deutſchen und patriotiſchen Vaterlandsgeſänge eines Arndt u. ſ. w. nirgends erklingen wollen und ſelbſt das loyale: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?" bei ſo und ſo viel Gulden Strafe verboten iſt? Nein, ſo lange derlei im ganzen deutſchen Vaterlande unverfänglich befundene Geſänge hier verpönt ſind, ſo lange wird kein friſches und feuriges Liederleben erwachen und öffentliche Geſangsfeſte blos eine krüppelhafte, engbrüſtige und melancholiſche Wirkung haben, ſollten auch die Mitglieder ſelbſt lauter Staudigl's und Tichatſchek's ſein!

Das Beethovenfeſt in Bonn electriſirt auch die hieſige Tonwelt, doch durchaus nicht in dem Maaße, als man es von der erſten (?) Muſikſtadt Deutſchlands erwarten ſollte. Die Urſache liegt ganz nahe und die obigen Andeutungen über die Verhältniſſe der Liedertafel können zugleich als Commentar dieſer auffallenden Apathie gelten. Doch ſind einige Kunſtnotabilitäten nach dem Rhein gereiſt, um die Wiege von Beethoven's Ruhm doch nicht ganz unvertreten zu laſſen. Wahrhaft ſchamlos aber iſt das bettelhafte Benehmen des Pächters unſers Hofoperntheaters, der ſeit einer Reihe von Jahren, nebſt Herrn Merelly, den jährlichen Gewinn von 36,000 bis 40,000 Fl. C.-M., welchen dieſe Kunſtanſtalt abwirft, einſtreicht und es gleichwohl nicht der Mühe werth hält, die geringſte Spende für die deutſchen Componiſten errichteten Denkſteine beizuſteuern. Ein hieſiges Blatt ſagt in Betreff dieſes beiſpielloſen Geizes Folgendes: „Wenn wir nicht irren, iſt Karl Maria v. Weber ein Deutſcher und ſeine Opern ſind deutſche; wenn wir nicht irren, liegt Wien in Deutſchland und hat unſer Operntheater die Aufgabe, hier die deutſche Oper zu vertreten; wenn wir nicht irren, wird Weber eben jetzt ein Denkmal errichtet, und wenn wir nochmals nicht irren, hat unſere deutſche Oper in unſerem deutſchen Wien für das deutſche Monument des deutſchen Meiſters noch gar nicht das Geringſte gethan. Wir fragen: Warum? Berlin, Dresden, München, ja ſelbſt Nürnberg hat bereits durch ſeine Bühnen ein Scherflein beigetragen und Wien nicht, Wien ſteht gegen Nürnberg zurück — wir fragen wieder: Warum? Hat man vielleicht mit Weber ſchlechte Geſchäfte gemacht? Hat man ihm vielleicht für ſeine Opern zu viel Honorar gezahlt und ſind ſie dann durchgefallen, wie die von Donizetti? Wenn der Schein nicht trügt, ſo iſt man beinahe verſucht, das Gegentheil zu glauben und dennoch vergißt man, daß der einzige Tribut, den man an den Meiſter noch als Dank zahlen kann, jetzt zu zahlen iſt, dennoch läßt man ſich nicht einfallen, daß jetzt dem Meiſter ein Denkmal errichtet werden ſoll und wegen Mangel an

Beiträgen noch nicht errichtet werden kann? Wir hoffen nicht in den Wind geſprochen zu haben, und wenn die Vorſtellung zum Beſten des Weberdenkmals nur ſo viel einträgt, als der Freiſchütz den letzten Sonntag der Direction, ſo iſt es ſchon genug."

So weit der Feuilletoniſt des Wiener Journals unter Genehmigung der öſterreichiſchen Cenſur. Auch für das Monument Beethoven's hat Herr Balochino nichts gethan, wie das Comité gern bezeugen wird, es müßte denn ein anonymer Beitrag aus der Privatchatoulle dieſes liberalen Mannes dahin abgegangen ſein, um den Ruhm ganz allein zu haben. Doch Herr Balochino iſt ein Sophiſt und obſchon er in der Regel nichts weiß, ſo weiß er doch recht gut, daß Bonn im Königreiche Preußen und Dresden im Königreiche Sachſen liegt und macht dieſen Umſtand zu ſeiner Entſchuldigung geltend. Ein öſterreichiſcher Patriot, und ein ſolcher will er ſein, ſagt Herr Balochino, muß Bedenken tragen, fremde Städte mit Kunſtwerken zu ſchmücken; man muß ſein Geld und ſeinen Enthuſiasmus für einheimiſche Genies aufſparen. Es wird gut ſein, den beſcheidenen Lenker des wurmſtichigen Theſpiskarrens daran zu erinnern, daß, wenn ſchon einmal auf dem deutſchen Parnaß wie in der deutſchen Geographie 38 Grenzlinien gelten ſollen, Salzburg innerhalb der öſterreichiſchen Landesgrenzen liege und in Salzburg auf dem Domplatz ein Monument ſtehe, das dem öſterreichiſchen Kammermuſikus Mozart errichtet ward und zu dem Herr Balochino gleichfalls nichts geſteuert hat. Zu dem Denkſteine eines öſterreichiſchen Kammermuſikers ſollte ein öſterreichiſcher Patriot doch etwas beiſteuern!

Wir haben jetzt nur drei Theater, die aber darum auch gewöhnlich trotz der Sommerhitze ſehr gut beſucht ſind. Das Leopoldſtädtertheater, welches Director Karl dem Publikum öffentlich von Grund aus umzubauen verſprach, iſt jetzt geſchloſſen worden, doch keineswegs um den verſprochenen Neubau zu bewerkſtelligen, ſondern nur um an dem hinfälligen Gebäude einige nothwendige Reparaturen vorzunehmen und die dicke Schmutzhaut, welche auf dem Saale liegt, zu entfernen. Das Theater an der Wien, an deſſen Renovirung rüſtig gearbeitet wird und auf welches von Director Pokorny die Summe von 40,000 Gulden verwendet wurde, iſt gleichfalls geſperrt und ſoll erſt am 1. September eröffnet werden. Man erzählt Wunderdinge von dieſem ſchöngebauten, aber arg vernachläſſigten Schauſpielhauſe und jedenfalls beſitzt die Hauptſtadt in ihm ſein ſchönſtes Theater. Eine Glasgallerie wird um den ganzen Zuſchauerraum laufen und die Verſenkungen ſind um ein ganzes Stockwerk vertieft worden. Die neue Decorirung iſt eben ſo blendend als elegant, nämlich blau mit Silber. Staudigl iſt wirklich mit 1000 Gulden Monatsgage auf ein halbes Jahr engagirt und verpflichtet ſich dagegen, monatlich zehnmal zu ſingen. Viele wollen in dieſem Contract ein Verderben der Direction erblicken,

doch gewiß mit Unrecht, denn diese bezahlte im letzten Monat der Hofschauspielerin Wildauer, welche Gesangsdilettantin ist und funfzehn Gastrollen im Josephstädtertheater gab, jeden Abend 150 Gulden, nebst Garantie von zwei Benefizien zu 800 Gulden im Gesammtbetrage und machte gleichwohl die besten Geschäfte.

An Staudigl's Stelle beim Hofoperntheater ist Herr Formes aus Mannheim, der noch vor ein Paar Jahren ein obscurer Schulmeister in Rheinpreußen war, mit 6000 Gulden Gage gekommen. Er ist ein junger, schöner Mann und besitzt eine Baßstimme, welche an Umfang die seines Vorgängers übertreffen, dafür aber nicht so metallreich sein soll.

Als einen charakteristischen Beitrag zur Bezeichnung der Ränke, welche zwischen den verschiedenen Bühnenanstalten hier gesponnen werden, will ich eines Vorfalls erwähnen, der ganz den kleinlichen, polizeilichen Geist des giftigsten Neides offenbart. Da Pokorny wegen baldiger Eröffnung des Theaters an der Wien die Arbeiten beschleunigt wissen wollte, so ließ der Baumeister Straberger, der das Ganze leitet, auch an Sonntagen handthieren. Kaum hatte sein aus diesem Hause verdrängter Rivale, Herr Karl, diesen Umstand erfahren, als er ihn sogleich zu einer polizeilichen Denunciation benutzte, die indeß ohne Folgen blieb, weil der vorgeladene Architekt sich durch die mit drohender Gefahr des Einsturzes verbundene Nothwendigkeit ununterbrochener Arbeit sich genügend zu rechtfertigen wußte.

Die von den „Grenzboten" mitgetheilte biographische Skizze über den früh verschiedenen Adolph Broda hat hier große Sensation erregt, denn die darin gezeichnete Seelenstimmung wird von zu Vielen mitempfunden, um nicht ein schmerzlich zuckendes Verständniß zu finden. Die Richtungslosigkeit, die geistige Vereinsamung sind es, woran jährlich eine erschreckliche Summe der blühendsten Talente in Oesterreich untergehen, denn diese machen sie entweder zu finstern Menschenhassern oder fesselosen Wüstlingen, wie es eben die Natur ihres Blutes bedingt. Diese Tausende liegen auf dem Gewissen derer, welche ihrem eindringenden Streben keinen Raum gönnen wollen.

II.

Aus Breslau.

Ministerwechsel. — Volksstimmung. — Se non è vero, è ben trovato. — Land- und Forstwirthe. — Volksfest ohne Volk. — Protestation. — Denunciantenamt des „Rheinischen Beobachters." — Abschaffung des Duells. — Stadtverordnetenerfindung. — Religion und Politik. — Schlöffel. — Theater.

In unseren Ministerien ist jetzt Umzugszeit; Herr von Wedell ist kaum hier angekommen, so kündigt er uns schon wieder den Dienst, um den Grafen von Arnim zu ersetzen. Wir sehen sehr gleichgültig drein, denn wir wissen ja bis jetzt nicht, was wir an ihm gehabt hät-

Digitized by Google

ten. Und geſetzt, er wäre ein Mann, der Reſpect vor dem Geiſte hat, ſo kommt uns dieſer Geiſt auch von dem Miniſter Wedell zu gut. Die officielle Nachricht von dem Zurücktritte Arnim's, der, man mag die Sache drehen, wie man will, doch wohl eine Conceſſion an die öffentliche Meinung iſt, wurde hier mit Freuden aufgenommen, ja ſogar durch Feſtmahle gefeiert. Die Stimmung war gerade die entgegengeſetzte von der, mit welcher wir Herrn von Merckel ſcheiden ſahen. Die Ueberzeugung gewinnt immer mehr Gründe, daß dieſer Veteran nicht ganz aus eigener Bewegung geſchieden iſt. Man erzählt ſich hier, daß eine Autorität zu einer anderen geſagt haben ſoll: „Wenn Sie ſo fortfahren, können Sie noch Stadtverordneter werden.“ Herr von Merckel habe dieſes Witzwort auf ſich bezogen und deshalb den Repräſentanten der Breslauer Commune angezeigt, daß er unter keinen Bedingungen die Wahl zum Stadtverordneten annehme. Wenn's nicht wahr iſt, ſo iſt's doch gut erfunden.

Im September werden die deutſchen Land- und Forſtwirthe bekanntlich in Breslau ihre Sitzungen halten. Die Vertreter der Bürgerſchaft gehen mit dem Plane um, den Gäſten ein großartiges Feſt zu geben; es ſoll ein Volksfeſt werden. Was ſie ſich hierunter eigentlich denken, weiß man nicht ſo recht. Wahrſcheinlich ein großes Feſteſſen in einem großen Etabliſſement, bei dem die Champagner-Korke knallen, während das „Volk“ gaffend von weitem ſteht und die Pracht bewundert. Und das ſoll viertauſend Thaler koſten! Unſere Stadtverordneten meinen es ſonſt gut, aber dieſe Idee taugt doch nicht viel. Man will vor den fremden Gäſten prahlen und ihnen ein Schauſtück geben, ich fürchte das wird ohne einige Proben nicht angehen und auch dann noch recht hölzern ausfallen. Das Enſemble fehlt, der einige und eine Geiſt, Volksfreundlichkeit der reichen Bourgeoiſie und Vertrauen derer, die man eigentlich Volk nennt.

Gegenwärtig nimmt in ganz Schleſien die Bewewegung innerhalb des Proteſtantismus die allgemeinſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Einige hundert Breslauer traten mit einer offenen Proteſtation gegen den unproteſtantiſchen Proteſtantismus auf, und nun haben ſich ſchon alle bedeutenden Städte Schleſiens dabei betheiligt, ſo daß an ſieben Tauſend ſich gegen die durch äußere Stützen ſtarke Partei der Pietiſten erklärt haben. In Berlin ſoll man ein wachſames Auge auf dieſe Demonſtration gerichtet und nicht üble Luſt haben, die Anſtifter zu Verantwortung zu ziehen. Den alten David Schulz, der das Unglück hat, Conſiſtorialrath zu ſein, iſt man bereits mit der Anfrage angegangen, wie er ſeine Unterſchrift rechtfertigen könne. Das iſt ſo ein kleiner Anfang zu einem Glaubenstribunal. Der „Rheiniſche Beobachter“ des ehrlichen Herrn Bercht hat dabei das Amt übernommen, mit ſeiner Naſe ſchnüffelnd umherzugehen und ſeinen Herren und Meiſtern die Irrgläubigen zu denunciren. Eine ſeiner letzten Num-

Digitized by Google

mern enthielt einen Aufſatz über die hieſigen religiöſen Beſtrebungen, deſſen Charakter ſich ohne injurióſe Worte nicht bezeichnen läßt.

Auch in unſere Studentenwelt iſt der Geiſt der Reform gedrungen. Es hat mit Bewilligung des Senats bereits eine Verſammlung ſtattgefunden, in welcher die Abſchaffung des Duells zur Sprache kam. Faſt einſtimmig erklärte man ſich dagegen. Vor fünf oder ſechs Jahren hätte das noch Niemand wagen können, ohne ſich in den Verdacht der Feigheit zu bringen. Man war zwar eben ſo gut, als jetzt, von der Lächerlichkeit der Duellſitte überzeugt, aber es lag in der Zeit keine günſtige Atmoſphäre für das Gedeihen einer hiegegen gerichteten That.

Wiſſen Sie, was ein ſelbſt mörderiſcher Beſchluß iſt? Eine patentirte Erfindung der Berliner Stadtverordneten, ohne Gewiſſensbiſſe und Schamröthe morgen einſtimmig zu beſchließen, daß der heute einſtimmig gefaßte Beſchluß nichts gelten ſoll. Dieſe Erfindung war bis jetzt das ausſchließliche Geheimniß ihrer Urheber; durch, weiß Gott, welche Mittel hat ſie ſich ſeit Kurzem in Schleſien eingeſchmuggelt. Die Väter unſerer Stadt waren eines ſchönen Tages der ſchönen Meinung, der König müſſe unterthänigſt gebeten werden, ſeine Behörden zur Veröffentlichung der Motive der vielbeſprochenen Ausweiſung zu veranlaſſen. In einer nächſten Sitzung beſchließen ſie, daß ſie in der vorhergehenden übereilt beſchloſſen hätten. Nicht wahr, das iſt ein ſchöner Zeitvertreib!

Wir haben nun auch eine Verſammlung proteſtantiſcher Freunde gehabt. Fünf bis ſechs tauſend Menſchen im Freien unter ſchattigen Lindenbäumen, die Tribüne umſtehend, von der das lebendige Wort erſchallt — das iſt für uns Deutſche ein neuer, ungewohnter Anblick. Wenn nur erſt die Politik ſo etwas wagen dürfte! Ueber den Himmel können wir uns ſtreiten; wir dürfen Engel und Teufel ein- und abſetzen, dürfen ſogar Chriſtum leugnen, aber auf der Erde über die Erde zu ſprechen, das duldet die Polizei nicht. Der Paſtor Uhlich aus Pömmelte iſt ein tüchtiger Volksredner. Er verſteht es, ſich gleichſam zum Organ der Verſammelten zu machen, aus ihnen heraus zu ſprechen. Dagegen war das Haupt der proteſtantiſchen Freunde in Breslau, der bekannte Senior Krauſe, durch und durch ein Pfaffe, der zuerſt ſich zählte und dann ſeine Zuhörer. Wir können auf der Hut ſein, daß wir nicht wieder dem Einfluſſe eines liberalen Pfaffenthums anheim fallen. Die Herren merken, daß ihr Anſehen beim Volke verſchwunden iſt. Religiöſe Freiſinnigkeit wäre das einzige Mittel, daſſelbe wieder zu erlangen — und ſie ſcheinen es theilweiſe benutzen zu wollen.

Der Name Schlöffel war in meinen Mittheilungen lange Zeit ſtereotyp. Sie können jetzt die Lettern vorerſt auseinandernehmen laſſen, denn Schlöffel iſt frei. Wo iſt der Hochverrath und die Auf-

reizung zur Unzufriedenheit, wo ſind jetzt all' die Verbrechen, die ihr dem Manne angedichtet? Das Gouvernement hat Schlöffel gegenüber eine ſchwere Verantwortung. Es hat ihm einen Tropfen in den Lebenskelch gemiſcht, der noch ſchmecken wird bis an den Rand des Grabes. Man hat mit unzarter Hand in die heiligſten Verhältniſſe eines der edelſten Menſchen gegriffen — wo iſt der Erſatz dafür? Schande und Schmach über die feilen Denunciantenſeelen, welche die Veranlaſſung zu dem Verfahren gegeben! Die Schleſier beten jetzt das Vaterunſer etwas länger, denn ſie fügen noch die Bitte um Erlöſung von allem Uebel per parenthesin bei: „vornehmlich vor einer politiſchen Criminalunterſuchung." Kaum hörte man von der Ankunft Schlöffels in ſeiner Heimath, ſo vereinigte ſich alsbald Alles zu einem würdigen Empfange. Man brachte ihm einen Fackelzug. Schlöffel ſoll ſehr angegriffen und bleich ausſehen, was bei ſeiner lebhaften Natur nicht zu verwundern iſt. Hoffentlich hat jetzt Herr Stieber ſeine Miſſion in Schleſien beendet, gäbe Gott, ſeine Brauchbarkeit wäre überhaupt zu Ende. Wie ich höre, fühlt er ſich Ihnen und mir für die Charakteriſtik im dreißigſten Hefte Ihrer Grenzboten ſehr verpflichtet, denn ſie ſoll Veranlaſſung geweſen ſein, daß man ihm nicht mehr traut.

Ueber unſere Theaterzuſtände iſt kaum etwas zu ſagen. Wir ſahen viele Gäſte theilnahmslos kommen und gehen. Einiges Furore machte Fräulein Marra aus Wien. Der große Schreier Wilhelm Kunſt beglückte uns mit einigen Vorſtellungen, mißfiel jedoch ungemein. Von Charakterauffaſſung keine Spur, Alles roh und ungeſchlacht, die Kritik hat ihm hier derb den Text geleſen. Die jetzige Direction hat noch immer an der Holteiſchen Verwirrung zu löſen. Von dem „ſchleſiſchen Meiſter" ſahen wir dieſer Tage ein Luſtſpiel: Tauber und Taube — das beinahe gänzlich durchgefallen iſt. Herr v. Holtei hat ſich für ein ganzes Jahr in Charlottenbrunn niedergelaſſen, um ſeine Memoiren fortzuſetzen.

III.

Die blutigen Ereigniſſe in Leipzig.

Leipzig, am 13. Auguſt.

Wir ſchreiben dieſe Zeilen inmitten einer Aufregung, welche in deutſchen Städten zu den allerungewöhnlichen Erſcheinungen gehört, inmitten einer heißtrüben Gährung der Gemüther, wie ſie uns nur in exotiſchen Zeitungsberichten aus Paris und Lyon, aus Madrid und Barcelona geſchildert wird. An unſerem Fenſter ziehen bewegte Volksgruppen vorüber und ſammeln ſich zu Hunderten auf Straßen und Plätzen der ſonſt ſo ruhigen Stadt, mit ernſten Mienen eilen

Digitized by Google

Ihre Gesichter sind ganz verschieden, und ihre Gesichtsfarbe ist ganz verschieden.

sische, es hatte nicht zu fürchten, mit seinen Kugeln einen Bruder, einen Verwandten zu erschießen. Und Oesterreich ist eine absolute Monarchie.

Wir können nicht alle die Umstände hervorheben, welche diese übereilte Anwendung der äußersten und letzten Gewaltmittel zu einer der unerhörtesten Ereignisse in der Geschichte der neuern Zeit machen. Der Commandant, der das Signal zum Feuern geben ließ, wird für das Blut der gemordeten Bürger, für das Unglück so vieler Familien vor Gott und den Gerichten zu verantworten haben, aber noch weiß man nicht, von wem dies Commando ausgegangen. Einer so großen Blutschuld gegenüber wollen wir noch keinen Namen nennen. Aber die Bürgerschaft, das Land, ja das Militär selbst muß zur Wahrung seiner Bürgerthümlichkeit auf eine genaue Untersuchung dieses verhängnißvollen Befehls bestehen.

Auf rührende und ehrfurchtgebietende Weise hat die Bürgerschaft der Stadt Leipzig in den darauf folgenden schweren Stunden sich betragen. Die Studenten, ihrer Jugend gemäß feuriger als alle Andere fühlend, waren am heftigsten von dem Vorfall electrisirt. Der Ruf „Bursche heraus!" ertönte, von dem Fechtboden wurden in der Eile die Waffen und Sturmhüte herbeigeholt und ein Haufe junger Männer wollte, trotz der unzureichenden Bewaffnung ohne Pulver und Schießgewehr, gegen die Schützen stürmen. Zu gleicher Zeit wurde durch die ganze Stadt der Generalmarsch geschlagen. Es war Mitternacht als die Communalgardisten in zahlreicher Menge aus den Häusern stürzten und sich auf ihren Stationsplätzen versammelten. Das vierte Bataillon setzte sich zuerst in Marsch, der Commandant desselben forderte die versammelten Studenten auf, sich ihm anzuschließen, dies geschah und durch diese Vermittlung wurde weiteres Unglück verhütet. Die Schützen, welche das Petersthor besetzt hielten, räumten den Platz der Communalgarde und der Rest der Nacht verfloß ohne blutige Störung.

Fünf Uhr Abends. Eine Versammlung von 4000 Bürgern hat in einem öffentlichen Saale stattgefunden und eine Deputation an den Magistrat geschickt, das Militär zur Räumung der Stadt und zur Uebergabe derselben an die Communalgarde zu veranlassen. Ersteres war jedoch außer dem Pouvoir des Magistrats und es ist vielmehr ein Cavalleriedetachement angelangt zur Verstärkung der Militärmacht. Doch sollen die Nacht hindurch nur die Communalgarde und Studentenpatrouillen die Straßen durchziehen und für die Sicherheit der Stadt wachen. Eine Deputation der Stadtverordneten ist nach Dresden abgegangen. — Wir eilen, unser Blatt unter die Presse zu bringen und müssen die weiteren Details auf das nächste Heft verschieben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Leipziger Communalgarde.

In früherer Zeit hatte Leipzig, wie andere deutsche reichsmittelbare oder reichsunmittelbare Städte, Bürgerbewaffnung oder Volkswehr. Sie ist hier, wie an andern Orten, durch den Grundsatz der Stellvertretung untergegangen. Sobald sich der Bürger im Waffendienst vertreten lassen darf, verleitet ihn die Bequemlichkeit sehr bald, eines der schönsten und wichtigsten Rechte aus der Hand zu geben, dasjenige, die Waffen zu tragen. Trennten doch unsere Altvordern nie die Ehrfähigkeit von der Wehrfähigkeit! Die vollziehende Gewalt beeilt sich begreiflicher Weise, die Freundlichkeit zu haben, den Bürger, welcher sich selbst wehrlos macht, der Mühe des Waffendienstes zu überheben. Bald geht sie in ihrer Dienstfertigkeit noch weiter und nimmt dem Wehrpflichtigen die Sorge ab, den Stellvertreter selbst zu stellen. Sie wirbt Söldlinge an und die Umwandlung der Volksbewaffnung in eine stehende Truppe von Söldlingen, welche der öffentlichen Gewalt gegen eine wehrlose Menge unbedingt gehorchen, ist vollendet. So war es auch in Leipzig gegangen. Die Stadt Leipzig beherbergte in ihren Mauern keine Staatstruppen, wie jetzt, aber sie hatte ein Corps angeworbener Stadtsoldaten — seit langen Jahren ein Häuflein alter Zöpfe in aschgrauen Röcken und abgeschabten Dreimastern, mit Kamaschen und spindeldürren Beinchen, an denen die Stellen, wo andere Leute Waden haben, deutlich zu bemerken waren, und deren im Volke üblicher Name in anständiger Gesellschaft nicht ausgesprochen werden kann und weibische Feigheit bedeutete. Sie hatten das einzige Gute, daß, wenn alle Quellen, die Langeweile zu tödten, verfiecht waren, dem Bruder Studio

doch immer die letzte Zerſtreuung gewiß blieb, die Thorwachen der Stadtſoldaten zu ſtürmen, und die armſeligen Perücken weidlich durchzuwackeln.

Im Uebrigen lebten dieſe Unausſprechlichen ein behagliches Philiſterleben, wie das heilige römiſche Reich im Allgemeinen und unſer Sachſen im Beſondern. Ja, als das heilige römiſche Reich an Altersſchwäche ſelig verſchied, und aus Kurſachſen ein Königreich wurde; hatte das Zopfthum doch bei uns ein ſo zähes Leben, daß es auf ſeinen Schultern die Leipziger Stadtſoldaten in die neue Geſtaltung der Dinge hinübertrug. Sie beſtanden fort, ein Wahrzeichen der Stadt Leipzig, eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit, nach welcher ſich jeder Reiſende gewiß zuerſt umſah. Ihr Ruf war ausgebreitet.

Im Jahre 1813 wurden in Sachſen Nationalgarden gebildet. Dieſe fremde Pflanze konnte das Klima nicht vertragen und kränkelte fort, wie in Dresden — (man liebt in Dresden die verſchnittenen Hecken, die Orangerie in Gewächshäuſern, die japaniſchen Palais) — oder ſtarb ganz ab, wie in Leipzig. Man hielt es daher für nothwendig, im Jahre 1828 durch ein Mandat die Errichtung von Bürgergarden an die Stelle von Nationalgarden anzubefehlen.

Die Leipziger Unausſprechbaren aber erhielten ungefähr um dieſelbe Zeit eine andere, neuzeitigere Bekleidung. Ich glaube, ſogar der Zopf wurde den ſubverſiven und corroſiven Ideen hingeopfert; doch will ich das nicht mit Beſtimmtheit behaupten, wie man ſich denn überhaupt nur mit Wehmuth und ſchmerzenreich von den liebgewordenen Alterthümern trennen konnte. Dies hinderte indeſſen nicht, daß der Buckel der neuzeitig Bekleideten der Tummelplatz eines Vergnügens blieb, welches zwar vorzugsweiſe die der Weisheit und Wiſſenſchaften Befliſſenen mit Beſchlag belegten, in welches ſich aber doch auch die ſogenannten Knoten und diejenigen nicht ſelten theilten, welche dem Merkuriusſtabe folgen. Der Rücken der Leipziger Stadtſoldaten gehörte zu den öffentlichen Vergnügungsörtern.

Das Jahr 1830 hat ſo manches Alte in Sachſen weggefegt, viel gutes Neue in's Leben gerufen, aber auch unter der Firma des Conſtitutionalismus manches Neue gebracht, was den Lobrednern der alten Zeit Stoff genug zum Tadel gibt. Es hat manches Alte weggefegt, auch die unausſprechlichen leipziger Stadtſoldaten, —

Digitized by

viel gutes Neue gebracht, auch die Communalgarden, — manches Neue, was die gute alte Zeit in's Gedächtniß ruft, eingeführt, dazu gehört die Verlegung einer Abtheiltung des ſtehenden Heeres in die Mauern Leipzigs. Man glaube nicht, daß das Verlangen, die ſtehenden Truppen des Staates aus der Stadt zu entfernen, das in dieſen Tagen vom Volk und den Leipziger Behörden wieder ausgeſprochen worden iſt, ein plötzlicher Einfall ſei. Leipzig war eine Art von Freiſtaat. Aus ſeiner Bürgerbewaffnung waren Stadtſoldaten geworden, das iſt wahr; aber Leipzig hatte das Privilegium, daß es von Staatstruppen verſchont blieb, — es hatte ſeine eigene bewaffnete Macht, wie noch jetzt ſein eigenes Gericht und ſeine eigene Polizei. Leipzigs Befreiung von Staatstruppen iſt hiſtoriſch begründet.

Schon vor der Julirevolution war es in Sachſen unruhig geweſen; nach derſelben kam die Unzufriedenheit in der erſten Hälfte des Septembers 1830 zuerſt in Leipzig, ſodann in Dresden zum Ausbruch. Die Auflöſung des völlig unzureichenden Korps der Stadtſoldaten war eine der erſten Folgen. Wie in dieſen Tagen traten Bürger, Studenten, Handlungsdiener, Handwerker, von einander abgeſondert, zuſammen, und bewaffneten ſich, um die öffentliche Sicherheit und Ruhe aufrecht zu halten. Man wollte die Bewegung nicht hindern, fühlte aber das Bedürfniß der Ordnung. Man kam überein, als Zeichen des gemeinſchaftlichen Zweckes eine weiße Armbinde zu tragen, was man auch in Dresden gethan hatte. Bewaffnung und Kleidung waren verſchieden. In dieſem Entwickelungsprozeß blieb die von ſelbſt entſtandene Bewaffnung der Gemeinden von größeren Städten bis zum 29. November 1830, wo ein königliches Mandat nebſt Regulativ, die Errichtung von Communalgarden betreffend, erſchien und die Organiſation der bisher ungeordneten Maſſe ihren Anfang nahm. Es heißt im Eingang des Mandats, der König habe ſich bewogen gefunden, in Berückſichtigung des mit beſonderer Zufriedenheit bemerkten weſentlichen Nutzens, welchen die an mehreren Orten gebildeten Communalgarden für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gewährt haben, zu dauernder Begründung und feſterer Organiſation dieſes Inſtituts, Beſtimmungen zu treffen.

Der zweite Paragraph des Mandats ſagt über den Zweck:

„Communalgarden ſollen in den Städten als eine Vereinigung der wohlgeſinnten Einwohner aller Stände, für den Zweck der Erhaltung allgemeiner Sicherheit und öffentlicher Ordnung und als ein Mittel zur Beförderung des Gemeinſinns errichtet werden.“

Man ſieht daraus, daß von vornherein die Volksbewaffnung auf die Stadtgemeinden beſchränkt wurde und dies iſt bis auf den heutigen Tag ſo geblieben. Das Landvolk wurde ausgeſchloſſen. Die Standesvorurtheile waren damals noch zu überwiegend. Die Bewegung war keine konſtitutionelle, ſondern eine ſtändiſche, und noch jetzt iſt der Unterſchied des Bäuerlichen und Städtiſchen nicht in der gemeinſamen Eigenſchaft des konſtitutionellen Staatsbürgers aufgegangen. Man gibt wol Beiden den gemeinſamen Namen, aber die beſtehenden Rechte bilden noch eine bedeutende Scheidewand, obwol zur Ausgleichung Vieles gethan worden iſt.

Und im Regulativ heißt der zweite Paragraph: „der Zweck der Communalgarden iſt, durch eine ehrenvolle Vereinigung von Einwohnern aller Stände, die öffentliche Ruhe und geſetzliche Ordnung zu erhalten. Sie hat demnach den mit der Handhabung der öffentlichen Sicherheit beauftragten Perſonen, auf deren Verlangen, bewaffnete Unterſtützung zu gewähren, bei Feuersgefahr die nöthige Wache zu geben, und entſtehenden Tumult durch Aufſtellung von Commandos, auch, da nöthig, mit ihrer ganzen Maſſe zu unterdrücken, in dringenden Nothfällen, und in gänzlicher Ermangelung des ſtehenden Militärs, die nöthigen Patrouillen zu geben, Viſitationen zu halten, und in Kriegszeiten Gewaltthätigkeiten abzuhalten.“

In der Dienſtvorſchrift für die Communalgarde beſagt eine Vorſchrift des zwölften Paragraphen: „In Orten, wo Garniſonen von der Armee ſich befinden, ſteht die zum Sicherheitsdienſte aufgeſtellte Communalgarde unter dem Garniſonscommandanten, welcher ihr ſeine Befehle durch das Mittel des Communalgarden-Commandanten zu geben hat.“

In demſelben Paragraphen heißt es: Der Communalgarden-Commandant beſtimmt die Waffenübungen und den innern Dienſt, hat auch das Recht in dringenden Fällen die Communalgarde durch Generalmarſch zu verſammeln.“

Und im §. 18: „Den Befehl zum Schlagen des Generalmar-

ſches hat der Tambour nur vom Commandanten durch ſeinen Adjutanten oder Hauptmann anzunehmen."

Ferner ſagt §. 26 des Regulativs: „Alle Mannſchaften, welche auf Befehl ihres Commandanten unter die Waffen getreten ſind, ſtehen von dieſem Augenblick an, und ſo lange ſie ſich unter Waffen befinden, an Orten, wo Garniſonen ſind, unter dem Commandanten der Stadt, und haben nach deſſen Befehlen den Sicherheitsdienſt entweder geſondert, oder in Verbindung mit dem ſtehenden Militair zu thun."

Endlich ſagt §. 21 der Dienſtvorſchrift deutlich und beſtimmt: „Bei Störungen der öffentlichen Ruhe und Vergehungen gegen die Geſetze ſoll die Communalgarde vorzugsweiſe in Wirkſamkeit treten. In ſolchen Fällen wird der Befehlshaber der Abtheilung die Ruheſtörer zuvor laut und vernehmlich mit den Worten: „Im Namen des Königs" auffordern, ſeine Anordnungen zu befolgen; ſobald dieſer Aufforderung nicht Folge geleiſtet wird, iſt die Communalgarde berechtigt, Gewalt zu brauchen und ſich ihrer Waffen nach Anordnung ihrer Befehlshaber zu bedienen. Dieſen liegt hierbei die Pflicht ob, Mißbräuche und Ausſchweifungen zu verhindern." Und im §. 31 heißt es: „Erlauben es die Umſtände, ſo wird vom Obercommando die Führung des Ganzen beſtimmt werden."*)

Zum Generalcommandanten oder Obercommandanten ſämmtlicher Communalgarden war bei ihrer Entſtehung vom König Se. Königl. Hoheit Prinz Johann, Herzog zu Sachſen, ernannt worden. Unter ſeinem Oberbefehl oder Obercommando ſtehen noch jetzt alle Communalgarden.

Zur erſten Organiſation der Communalgarden wurde in Leipzig, wie an andern Orten, eine beſondere Organiſationscommiſſion niedergeſetzt, welche den 12. Dezember 1830 in Thätigkeit trat. Zum proviſoriſchen Commandanten der improviſirten Communalgarden war der Oberpoſtamtsrath und Rittmeiſter von der Armee von Löben ernannt worden, welcher vom Prinzen Johann auch an die Spitze der Organiſationscommiſſion geſtellt wurde. Die Leipziger Commu-

*) Communalgardengeſetze für das Königreich Sachſen mit Erläuterungen von E. Hermsdorf, Advokat und Protokollant des Communalgarden-Ausſchuſſes zu Leipzig. Leipzig, 1841.

nalgarde erhielt ſechszehn Compagnien und eine reitende Abtheilung. Jede Compagnie beſteht aus fünf Zügen, der Zug hat ungefähr dreißig Mann, und zerfällt in zwei Rotten. In Dresden und Leipzig iſt die Formirung der Compagnien in Bataillone geſtattet worden. Jede Compagnie hat einen Hauptmann, fünf Zugführer, zehn Rottmeiſter, einen Feldwebel und einen Tambour. Auch Gefreite können ernannt werden. Die Commandoangelegenheiten werden von einem Commandanten beſorgt, dem ein Stellvertreter zur Seite ſteht; für nicht eigentliche Commandoſachen beſteht ein Communalgardenausſchuß. Derſelbe hat die Controle und Reviſion der Compagnieliſten und Waffenverzeichniſſe; die Aufſicht über die Verwendung der nöthigen Gelder, die Beſtätigung der Wahlen der Hauptleute und Zugführer; bei Dienſtvergehen nach dem Diſciplinarregulativ die Erkenntniſſe auszuſprechen. Ebenſo liegen ihm alle Verhandlungen mit andern Behörden ob. Bei der Wahl eines Commandanten ſchlägt der Ausſchuß drei Perſonen vor, aus denen von den Hauptleuten und Zugführern eine durch Stimmzeddel gewählt wird Die Wahl unterliegt der Beſtätigung des Prinzen Johann. Der Commandant hat im Ausſchuſſe Sitz und Stimme.

Die Organiſationscommiſſion löſte ſich nach vollbrachtem Auftrag auf und der Communalgardenausſchuß wurde am 26. Juli 1831 mit großer Feierlichkeit eingeführt. Zum Commandanten wählte man Herrn v. Löben wieder.

Wenige Tage darauf brachen Unruhen aus, welche bedeutender waren, als die vom vorhergehenden Jahre, weil ſie in der Communalgarde ſelbſt Theilnehmer fanden. Auch koſteten ſie ein Paar Menſchenleben.

Der eigentliche Grund davon lag in den damaligen aufgeregten Zeitverhältniſſen und in der Unzufriedenheit mit dem Gang und Stande der Verfaſſungsangelegenheit. Zum Vorwande mußte eine Veränderung des Wachlokals der Communalgarde dienen.

Bei Entſtehung der Communalgarde hatte man einen Theil des Polizeigebäudes in Beſchlag genommen und als Wachlokal benutzt. Dies war mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, die bei dem ſtrengen Dienſt doppelt läſtig fielen. Hauptſächlich war es zu eng. Der Ausſchuß ſah ſich daher nach einer beſſeren Räumlichkeit um, konnte aber nichts Geeignetes finden. Der in der Nähe der

Digitized by Google

Polizei gelegene Burgkeller ſchien am paſſendſten und es gelang durch Entſchädigung des zeitherigen Pächters, deſſen Pachtzeit noch nicht verfloſſen war, denſelben für die Communalgarde zu erwerben. Es wurden die nöthigen Vorkehrungen zum Einzuge getroffen, die Unbefangenen freuten ſich ein beſſeres Lokal zu bekommen, aber die Unzufriedenen fanden in dem Umzug politiſche Beweggründe. Man wolle, hieß es, der Communalgarde den Einfluß auf die Polizei nehmen, den ſie durch ihre Anweſenheit im Polizeigebäude ausgeübt habe. Daran wurden dann andere Beſchwerden geknüpft. Es zeigte ſich unter der Communalgarde und der übrigen Bevölkerung große Aufregung. Commandant von Loeben vergaß zu befehlen und wollte auf dem Wege der Beredtſamkeit beſchwichtigen. Er ließ alle Compagnien einzeln zuſammen kommen, und ſtellte ihnen die Sachlage vor. Dieſe Schwäche hatte die entgegengeſetzte Wirkung. Der wilde Geiſt wurde dadurch ſo angefacht und ermuntert, daß einige Compagnien auf die Frage: ob ſie die Beziehung der neuen Wache verweigerten? mit Ja! antworteten. Deßungeachtet befahl Prinz Johann den Umzug. Man beſtimmte den 30. Auguſt dazu. An dieſem Tage deutete Alles auf einen Volksauflauf hin. Alle Straßen waren voll von unruhigen Menſchen. Die ſechſte Compagnie der Communalgarde gab die Hauptveranlaſſung zum Ausbruch. Es war nämlich Befehl gegeben worden, daß alle Compagnien von ihren Sammelplätzen ohne Muſik herbeikommen und ſich vor der neuen Wache aufſtellen ſollten, welche dann feierlich bezogen werden ſollte. Die ſechſte Compagnie aber war, auf Anordnung ihres Hauptmanns, des Legationsraths Gerhardt, mit klingendem Spiele herbeigezogen. Die Menge hielt das für eine Widerſetzlichkeit und ſchloß daraus, das die ſechſte Compagnie gekommen ſei, um die alte Wache zu beziehen. Nun brach der Aufruhr aus. Man empfing die andern Compagnien mit Steinwürfen, brachte der ſechſten Lebehoch aus, und drang in ſie, die alte Wache mit Gewalt der Waffen einzunehmen. Dies geſchah denn auch mit Hülfe des Volkes. Man erbrach, ſtürmte und beſetzte das alte Lokal, während die neue Wache auch beſetzt blieb. Mehrere Gardiſten der andern Compagnien gingen aber zur ſechſten über. Der Tumult verbreitete ſich überall in der ganzen Stadt. Commandant von Löben wurde inſultirt, man verſuchte

es, ihn vom Pferde zu reißen, und er wäre vor der neuen Wache ermordet worden, wenn ihn nicht einige Gardisten gerade von der sechsten Compagnie gerettet hätten. Er verschwand aber bald darauf vom Kampfplatz. Dagegen zogen Schützen und Jäger unter dem bekannten Hauptmann von Selmnitz auf, und trafen mit der Menge auf der Grimmaischen Gasse zusammen, wo im dichten Gedränge Kopf an Kopf stand. Auch damals ist Bürgerblut geflossen, allein die Militärgewalt verfuhr mit Ordnung und Mäßigkeit. Hauptmann von Selmnitz ließ die Menge zuerst auffordern, sich zu zerstreuen; aber man wich nicht von der Stelle. Nun gab er Befehl zu feuern. Das erste Mal wurde blind geschossen, erst das zweite Mal scharf, und obwohl die Menge so dicht stand, daß von einmaligem Schießen Hundert hätten getroffen werden können, blieben doch nur zwei Todte. Mehrere, aber auch nicht Viele, waren verwundet. Damit war die Sache abgemacht. Am andern Tage wurden nach Beschluß des Ausschusses beide Wachen bezogen. Indessen erschien Hof- und Justizrath von Langenn als königlicher Beauftragter in Leipzig, um die Untersuchung gegen die Aufrührer einzuleiten. Auf seinen Befehl wurde die sechste Compagnie aufgelöst, die alte Wache verlassen, und nur die neue bezogen. In Folge der Untersuchung wurden einige Bürger und mehrere Communalgardisten, nicht blos aus der sechsten, sondern auch aus andern Compagnien, mit Zuchthaus bestraft. Herr von Löben hatte sofort nach dem Aufstand sein Commando niedergelegt, obwohl sein Verfahren von oben gerechtfertigt wurde, und die Communalgarden mit ihm zufrieden waren. Bis zur Wahl des neuen Commandanten führte der Stellvertreter des Herrn von Löben, Herr F. A. Brockhaus, das Commando zu allgemeiner Genugthuung. Am 9. März 1832 wurde Herr von Goldacker, Major beim zweiten Schützenbataillon, zum Commandanten erwählt, und Brockhaus blieb stellvertretender Commandant bis zum 24. März 1834.

Am 19. März 1832 eröffnete der Ausschuß in Gegenwart des königl. Commissarius Herrn von Langenn, den in Folge der Untersuchung freigesprochenen Mitgliedern der sechsten Compagnie, daß die sechste Compagnie aufgelöst bleibe, daß die einzelnen Gardisten aber in andere Compagnien eintreten könnten. Die Waffen erhiel-

Digitized by Google

ten ſie zurück. Zuerſt die akademiſche Legion und die funfzehnte Compagnie, ſodann auch alle übrige Compagnien, gaben die Erklärung ab, wie erfreulich es ihnen ſein werde, vormalige Mitglieder der ſechſten Compagnie in ihre Mitte aufzunehmen. Ihr Eintritt erfolgte nach ihrem Wunſche.

Seit der Zeit geht Alles im ordentlichen Geleis und die Communalgarde hat ihre Nützlichkeit bei mehreren kleinen Gelegenheiten verſchiedenartig bewährt. Stets hat ſich eine loyale und biedere Geſinnung in ihren Reihen bemerklich gemacht, die von ihren Vorgeſetzten, auch dem Obercommandanten, oftmals lobend anerkannt wurde. Seit 1832 ſind folgende Commandanten auf einander gefolgt: Otto von Goldacker, gewählt am 9. März 1832; — Adolph von Schulz, Major beim erſten Schützenbataillon, gewählt am 9. Februar 1833; — Johann von Dallwitz, Hauptmann beim zweiten Schützenbataillon, gewählt am 28. März 1837; — Adolph Wilhelm Aſter, der tüchtigſte von den genannten; — endlich Chriſtian Guſtav Haaſe, Dr. der Medicin, gewählt den 15. Januar 1844. Er iſt der erſte Commandant aus der Mitte der Bürger, und man befindet ſich dabei ganz vortrefflich. Es iſt dadurch ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen den Communalgardiſten und dem Commandanten entſtanden. Der Beſtand der Leipziger Communalgarde ſeit 1833 iſt: 16 Hauptleute, 1 Rittmeiſter, 79 Zugführer, 206 Feldwebel und Rottmeiſter, 24 Tambours und Muſik, 1990 Gefreite und Gemeine, zuſammen 2317. Zur Bewaffnung hat der Staat 275 Gewehre geliefert, die Stadt 112, die übrige Bewaffnung iſt Eigenthum der Mannſchaft.

Bei der vom Obercommandanten Prinzen Johann am 12. Auguſt dieſes Jahres abgehaltenen Muſterung hat die Leipziger Communalgarde eine auffallende Verſtimmung gezeigt. Mag ſie begründet oder unbegründet ſein, ſo iſt doch die Art der Aeußerung nicht von Tadel freizuſprechen. Man ſagt, der Commandant habe ein Lebehoch ausgebracht, und die Mannſchaft habe nicht eingeſtimmt. Man ſagt ferner, der Obercommandant habe die einzelnen Compagnien nach der Reihe begrüßt, und nur eine Compagnie habe den Gruß erwidert. Warum der Commandant nicht früher Generalmarſch ſchlagen ließ, da er doch dazu berechtigt iſt? warum

der Stadtcommandant nicht die Communalgarde hat rufen lassen, da dieselbe gesetzlich vorzugsweise bei solchen Gelegenheiten angewendet werden soll? — das sind Fragen, über denen noch Dunkel schwebt. Hat die Communalgarde noch in derselben Nacht, hat sie in den folgenden Tagen die Ruhe aufrecht erhalten und die Ordnung hergestellt; so würde sie zu demselben Zwecke noch viel mehr vor dem Einschreiten der Schützen ausgereicht haben.

Digitized by Google

Ein deutsch-französisches Bündniß

und

der gesammtwissenschaftliche Verein der beiden Rheinufer.*)

Die Verhältnisse der Völker zu einander zeigen im Großen dieselben Erscheinungen, welche wir in den Beziehungen der Einzelnen zueinander beobachten; in beiden nehmen wir zwei entgegengesetzte Richtungen wahr: das Streben nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, das Streben nach Vereinigung und Gesellschaftung auf der andern.

Sie sind sich völlig entgegengesetzt, wie Centripetalkraft und Centrifugalkraft. Sollen wir also beiden zugleich folgen, oder muß eine Wahl getroffen werden? und wenn wir beiden folgen müssen, wie ist eine Vereinigung des Entgegengesetzten möglich?

Das Streben nach Selbstständigkeit allein führt in die Tonne des Diogenes oder in die Zelle des Einsiedlers; und doch stehn Diogenes und der Einsiedler immer noch in Beziehungen zu der menschlichen Gesellschaft; sie sind noch nicht ganz unabhängig, selbstständig; das könnte nur ein Robinson auf der einsamen Insel sein. Aber Robinson, den uns Foé und nach ihm Kampe und Andere geschildert haben, ist ein Unding, eine Unmöglichkeit. Der Mensch bedarf der menschlichen Gesellschaft zum Leben, wie der Fisch des Wassers. Setzt einen Einzelnen auf eine einsame Insel, er wird die Sprache verlieren, zum Thier herabsinken, wahnsinnig werden und in seinem Jammer den Geist aufgeben!

*) Société encyclopédique des bords du Rhin.

Ein Volk ist aber auch ein Einzelwesen oder ein Individuum; es hat jedes seinen eigenthümlichen Wuchs, und, wie jede Baumart ihre Blüthen und Früchte, so jedes Volk seine Sprache und Sitten. Wo ist nun aber das menschliche Geschlecht am weitesten in der Bildung vorangeschritten? Da, wo die meisten Völker im Verkehr zu einander getreten sind, in Europa. Jahrtausende lang mögen wilde Völkerstämme auf einsamen Inseln oder in entlegenen Gegenden gewohnt haben, ohne je ein anderes, als ihr eigenes Volk gesehen zu haben, und sie stehen auf der untersten Stufe der Bildung.

Die Selbstständigkeitsrichtung allein bringt also weder dem Einzelnen noch dem einzelnen Volke Heil; aber auch nicht das Streben nach Vereinigung allein.

Denn dieses äußert sich entweder in Unterdrückungssucht oder Unterwürfigkeit, wenn es nicht durch die entgegengesetzte Richtung in Schranken gehalten wird. Eine Macht, die blos Vereinigung will, ohne die Selbstständigkeit Anderer zu achten, unterjocht und herrscht; in wem der Selbstständigkeitstrieb erloschen ist, der unterwirft sich und gehorcht. Aus dieser einseitigen Richtung sind die Gedanken der Universalmonarchie, der Universaltheokratie und des communistischen Phalanstère hervorgegangen. Sie erkennen weder die Selbstständigkeit des Einzelnen noch der einzelnen Völker an und sind somit unnatürlich. Eine päbstliche Weltherrschaft, welche die verschiedenen Nationalitäten auflöst, ein communistisches Weltphalanstère, welches alle Individualitäten, alle verschiedene Nationen in einen einzigen Menschenbrei zusammenrührt, — sie können gedacht und mit ungeheuren Anstrengungen auf eine Zeit lang versucht werden; aber sie werden nie völlig und auf die Dauer zu Stande kommen und immer eine traurige Erscheinung bleiben, ebenso traurig, als wenn auf der andern Seite in einer Bevölkerung das Selbstständigkeitsgefühl mit Gewalt unterdrückt wird. Sie hört dann auf eine Nation zu sein und zerstreut sich in alle Himmelsgegenden, um sich Anderen zu unterwerfen oder Anderen anzuschließen.

Jede von diesen Richtungen allein führt also den Einzelnen und die Völker zum Verderben; den richtigen Weg finden wir nur in der Vereinigung beider.

Bisher kannte die Geschichte eine Verbindung verschiedener Völker nur vermittels Eroberung; es wurden große Reiche aus ver-

Digitized by Google

ſchiedenen Völkern gegründet, aber es wohnten darin nur Sieger und Beſiegte, Unterdrücker und Unterdrückte; eine Vereinigung war da, aber keine Selbſtſtändigkeit mehr. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, in ſo vielen Dingen ein Muſter, geben auch hierin ein großartiges und glänzendes Beiſpiel. Ihre Zahl wird immer größer und größer! — durch Eroberung? — nein, man ſchließt ſich aneinander an. Jeder neue Staat, der ſich anſchließt, ſchießt einen Theil ſeiner Selbſtſtändigkeit her als Beitrag zu der gemeinſamen Bundesgewalt, bewahrt und behauptet aber auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete ſeine völlige Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit. So ſoll in einem freien Staat jeder Einzelne einen Theil ſeiner Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit zur Bildung der gemeinſamen Staatsgewalt hergeben; aber in ſeinen eigenen Angelegenheiten, in ſeinem eignen Hauſe ein freier, würdiger Menſch bleiben. Von Unterdrückung, Eroberung, Unterjochung iſt auf dieſem Wege keine Rede mehr; auf der Grundlage gleicher Berechtigung vereinigen ſich verſchiedene Völker zur Bildung einer Bundesgewalt, die ein gemeinſames Gut iſt, und welche die Selbſtſtändigkeit der Einzelnen nicht aufhebt, ſondern in vernünftige Schranken weiſt. Man ſollte meinen, daß ſolche Vereinigung der Gegenſätze das einzige Naturgemäße wäre.

Sollte ſie nicht auch in Europa möglich ſein? Es ſcheint ſo, da ſie in der Schweiz ſogar ſchon wirklich iſt. Die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft hat franzöſiſche Kantone, die ſo franzöſiſch ſind als Frankreich, und ſie hat völlig deutſche Kantone; und beide Nationalitäten vertragen ſich herrlich zuſammen. Der Grund der ſchweizer Wirren liegt nicht in der Vereinigung von Franzoſen und Deutſchen, ſondern in dem Kampf der Rechtsgleichheit mit den Privilegien, der neuen Zeit mit der alten, der franzöſiſchen Revolution mit der Legitimität. Niemand verträgt ſich beſſer zuſammen als Waadtländer, Neuenburger, Genfer mit Zürichern, Bernern, Solothurnern und andern deutſchen Schweizern, ſowohl auf den eidgenöſſiſchen Schützenfeſten, als in Rathsſälen und im eidgenöſſiſchen Lager. Man muß die Brüderlichkeit, die unter ihnen herrſcht, ſehen, um zu erkennen, daß der gegenſeitige Haß von Franzoſen und Deutſchen, den Einige für angeboren halten, das bedauernswerthe Ergebniß unglücklicher Ereigniſſe iſt.

Digitized by Google

Denn wenn Franzoſen und Deutſche in der Schweiz brüderlich zuſammen leben und ſtatt Haß Zuneigung haben, warum ſollte das nicht auch in Deutſchland der Fall ſein können?

Vor der Hand ſtehen dem freilich eine Maſſe von Vorurtheilen und geſchichtlichen Erfahrungen entgegen. Der Abſolutismus hat unzählige Male Deutſche und Franzoſen gegeneinander in den Kampf geführt, und die übrig gebliebenen Erinnerungen bilden die Grundlage zu der Gereiztheit der Gemüther, welche Deutſchland und Frankreich unläugbar noch auseinander hält. Den beſten Beweis davon liefert die Art, wie die Verhältniſſe beider Länder dieſſeit und jenſeit des Rheins beſprochen werden. Man kann ſich eine Berührung, ein Zuſammentreffen beider Länder gar nicht anders als feindlich vorſtellen. Die Wiedereroberung des linken Rheinufers, das iſt es, woran man auf beiden Seiten denkt. Wer den Franzoſen freundlich geſinnt iſt, von dem ſetzt man ohne Weiteres voraus, daß er mit der Abtretung der auf dem linken Rheinufer gelegenen deutſchen Provinzen einverſtanden ſei; — und umgekehrt, wer mit Entſchiedenheit erklärt, daß von einer Eroberung der Franzoſen auf deutſchem Gebiet gar nicht mehr die Rede ſein dürfe, und daß die Franzoſen, wenn ſie mit den Waffen in der Hand kommen, mit den Waffen fortgetrieben werden müſſen, der gilt ohne Widerrede für einen Feind der Franzoſen, für einen Franzoſenfreſſer.

Bei dieſer Anſchauungsweiſe wird aber nur ein einziger kleiner Umſtand vergeſſen, daß man nämlich ein Freund beider Völker ſein kann. Wer das iſt, er ſei nun Franzoſe oder Deutſcher, der wird überhaupt jeden Eroberungsgedanken von der Hand weiſen, denn Eroberungen können einem Kabinet von Nutzen ſein, nie aber den Völkern, weder den Siegern, noch den Unterdrückten. Er wird ſich alſo ebenſo beſtimmt gegen eine Eroberung der Franzoſen auf deutſchem Gebiete, als gegen eine ſolche der Deutſchen auf franzöſiſchem ausſprechen. Er wird aber wünſchen, daß beide Völker auf der Grundlage gleicher Berechtigung mit gegenſeitiger gleicher Achtung ihrer Selbſtſtändigkeit und Freiheit in eine Verbindung treten, um ihre vielen gemeinſchaftlichen Intereſſen gemeinſchaftlich etwa in der Art zu ordnen, wie die gemeinſchaftlichen Intereſſen der einzelnen Staaten, unbeſchadet ihrer ſonſtigen Selbſtſtändigkeit, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geordnet ſind.

Digitized by Google

Mir ſcheint, daß ein ſolcher Bund von Deutſchen und Franzoſen das Einzige iſt, was im wahren Intereſſe beider Völker läge. Denn die gegenſeitige Abſperrung beider Länder, wie ſie jetzt beſteht, wird kaum von langer Dauer ſein können und kann nur durch friedliche Annäherung oder auf dem Wege des Krieges gehoben werden; ein Krieg aber wird ſtets nur neue Kriege, nie etwas Gutes zur Folge haben, weil Deutſchland weder auf die Länge von Frankreich, noch Frankreich von Deutſchland ſich wird unterjochen laſſen.

Allein eine ſolche Anſicht der Dinge iſt in Europa ſo fremd, daß jeder, der ſie ausſpricht, darauf gefaßt ſein muß, zahlreiche Gegner, und ſehr wenig Anhänger zu finden. Es wird lange Zeit brauchen, ehe wir die Politik der Cabinete verlernen, und uns an eine Politik der Völker gewöhnen. Bei den Franzoſen, welche uns Deutſchen in politiſcher Bildung weit voraus ſind, haben ſich einzelne hochgebildete Männer, wie Lamartine, in der angedeuteten Weiſe über die Verhältniſſe Deutſchlands und Frankreichs ausgeſprochen, und man kann nicht ſagen, daß ſie ganz ohne Anklang geblieben ſind; die öffentliche Meinung läßt aber noch keineswegs von der Eroberung des linken Rheinufers ab. In Deutſchland iſt, ſo viel ich weiß, ein einziger Verſuch gemacht worden, ſolche Anſichten geltend zu machen, oder doch wenigſtens ſie in öffentlichen Blättern zur Beſprechung zu bringen; allein die Allgemeine Zeitung, das bedeutendſte Organ, hat ihn nicht ein Mal der Erwähnung würdig gefunden, die Deutſche Allgemeine Zeitung hat ihn mit kurzen Worten abzufertigen geſucht, und alle übrige deutſche Zeitungen haben darüber geſchwiegen, während die bedeutendſten franzöſiſchen Blätter wiederholt darüber leitende Artikel gebracht und ſelbſt ſchon von Bildung eines franzöſiſch-deutſchen Zollvereins geſprochen haben.

Um ſo verdienſtlicher iſt es, wenn mehrere franzöſiſche und deutſche Gelehrte am Rhein ſich nicht abſchrecken laſſen, und, ohne an ein politiſches Bündniß Frankreichs und Deutſchlands zu denken, wenigſtens auf eine Annäherung beider Völker einſtweilen nur auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften hinarbeiten. Sie haben zu dem Ende vorgeſchlagen, nach Art der bereits beſtehenden gelehrten Vereine, ſich von Zeit zu Zeit zu verſammeln und einen Verein zu bilden

unter dem Namen Société encyclopédique des bords du Rhin, gesammtwissenschaftlicher Verein der Rheinufer.

Die Sache ist, namentlich auf deutscher Seite, auf mannigfache Hindernisse gestoßen, welche in Obigem bereits angedeutet sind. Die Leipziger Schlacht und die Einnahme von Paris sind noch zu frische Erinnerungen. Sie wird aber auf dem wissenschaftlichen Congreß (Congrès scientifique), der in diesem Jahre in Frankreich abgehalten wird, neuerdings zur Sprache kommen, und ich glaube daher, daß es an der Zeit ist, die Bedingungen auszusprechen, unter welchen man glauben könnte, daß von deutscher Seite aus die Hand zur Bildung eines solchen Vereines geboten werden würde und damit einige dahin gehörige Vorschläge zu verbinden.

Die gegenwärtigen Verhältnisse und Bedürfnisse Deutschlands haben den Trieb nach Erringung einer deutschen Nationalität erweckt, um so lebhafter und reizbarer, je größer die Hindernisse sind, welche ihm entgegenstehen. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß die deutschen Völkerschaften zu einem klareren Bewußtsein ihrer Kräfte gekommen sind, und den besten Willen haben, sich zu einer deutschen Nationalität zu vereinigen, wenn uns auch weder unsere politischen Institutionen, noch die deutschen Regierungen im mindesten dazu behilflich sind, sondern es vielmehr hindern.

Eine Annäherung der Franzosen und Deutschen ist daher bei dieser Stimmung der Gemüther in Deutschland nur bei der unbedingtesten Gleichheit der Berechtigung ausführbar. Alle Vorschläge zur Bildung eines französisch-deutschen Gelehrtenvereins, welche einen andern Ausgangspunkt hätten oder zu haben schienen, würden, weit gefehlt, in Deutschland Anklang zu finden, vielmehr nur benutzt werden, um von Neuem feindselige Leidenschaften hervorzurufen.

Betrachten wir von diesem Standpunkte die drei Hauptfragen, welche von französischer Seite aus bei Bildung des rheinischen Gelehrtenvereins bereits zur Sprache gebracht und erörtert worden sind:

1. Welches soll der Ort der Versammlungen des Vereins sein?

2. In welcher Sprache soll die Gesellschaft ihre Arbeiten veröffentlichen?

3. Wo soll der Sitz der Verwaltung sein?

Zum Versammlungsort wurde von französischer Seite ausschließend Straßburg vorgeschlagen. Die Gleichheit der Berech-

Digitized by Google

tigung verlangt aber einen deutſchen und einen franzöſiſchen Verſammlungsort und es eignen ſich dazu am beſten auf deutſcher Seite Frankfurt, auf franzöſiſcher Straßburg. Rheinſtädte müſſen es ſein und Frankfurt kann als ſolche vermittelſt des Rheins, Mains und der Eiſenbahn betrachtet werden. Heidelberg würde zu ſüdlich, Düſſeldorf zu nördlich liegen; auch iſt das erſtere badiſch, das letztere preußiſch, Frankfurt dagegen Sitz des deutſchen Bundestages und alſo gewiſſermaßen allgemeindeutſch.

Ohne Zuziehung der norddeutſchen Gelehrten in Menge wird die Geſellſchaft nicht gedeihen. Preußen, die ſächſiſchen Länder und Hannover ſind immer noch die Stammhalter der deutſchen Wiſſenſchaft. Aber die norddeutſchen Gelehrten werden und können nur theilnehmen, wenn einer der beiden Verſammlungsorte deutſch und wenn er bequem gelegen iſt. Frankfurt iſt der Ausgangspunkt Norddeutſchlands, wird bald durch Eiſenbahnen mit Kaſſel, Hannover, Gotha, Leipzig, Dresden, Berlin und ganz Oſtpreußen, durch den Rhein mit den Rheinländern verbunden ſein. Zudem iſt es einer der Hauptſitze deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie des deutſchen Buchhandels. Ein Blick auf das Verzeichniß der bei der letzten Verſammlung des wiſſenſchaftliches Congreſſes in Straßburg anweſenden Deutſchen zeigt, wie wenig Norddeutſche dageweſen ſind, und daß mehr Franzoſen als Deutſche da waren Das Umgekehrte wird bei Verſammlungen in Frankfurt ſtattfinden und dadurch die Verſchiedenheit der Nationalität ſich ausgleichen.

Indeſſen würden zwei Verſammlungsorte zu wenig Abwechſelung darbieten; ihre Entfernung würde es vielleicht Manchem unmöglich machen, die Geſellſchaftstage zu beſuchen Es ſcheint deshalb rathſam, neben zwei feſten Verſammlungsorten, die in beſtimmten Zeiträumen an die Reihe kommen, bewegliche Verſammlungsorte einzuſchalten. Mit dieſen Erwägungen würde ſich vielleicht am beſten vereinigen, wenn alle ſechs Jahre die Geſellſchaft abwechſelnd ein Mal in Straßburg, das andere Mal in Frankfurt tagte, in den dazwiſchen liegenden fünf Jahren aber die Wahl der Verſammlungsorte dem Beſchluſſe der Geſellſchaft überlaſſen bliebe.

Der Ausſchuß, welcher auf dem letzten wiſſenſchaftlichen Congreß zu Straßburg vorläufig gewählt wurde, um die Statuten des deutſchfranzöſiſchen Gelehrtenvereins zu entwerfen, hat ſich für die

Wahl der französischen Sprache als der ausschließlichen Geschäftssprache dieses Vereins entschieden. Selbst ein deutscher Gelehrter, Professor Buß in Freiburg, Mitglied des genannten französischen Vereins, ist diesem Vorschlag beigetreten. Allein nicht blos die Nationen, auch die Sprachen haben ihre Rechte; auch die Sprachen verlangen Freiheit und Gleichheit. Vor dieser Betrachtung müssen alle andern in den Hintergrund zurücktreten, und es ergeben sich daraus folgende Forderungen: die Mitglieder beider Nationen tauschen ihre Gedanken in beiden Sprachen aus, die zur Veröffentlichung bestimmten Schriften der Gesellschaft werden in beiden Sprachen abgefaßt, von der beabsichtigten Zeitschrift der Gesellschaft werden eine deutsche und eine französische Ausgabe veranstaltet.

Das Bedürfniß und die Nothwendigkeit zu übersetzen, fordern unmittelbar auf nachzudenken, welcher deutsche Ausdruck einem französischen entspricht und umgekehrt. Uebersetzungen bilden eine Sprache fort und reinigen sie von fremden Stoffen. Wenn eine Abtheilung der Gesellschaft für die französische und deutsche Sprache aufgestellt würde, welche die Abtheilung für die beiden Sprachen heißen könnte, so könnte man dieser nicht allein die Uebersetzungsarbeiten übertragen, sondern sie zu gleicher Zeit ersuchen, ihre Bemerkungen und Betrachtungen über die beiden Sprachen schriftlich abzufassen. Die Abtheilung für die beiden Sprachen könnte dann für die Reinigung und Fortbildung der Sprachen beider Völker maßgebend werden, und die Gesellschaft ihrem Einflusse dadurch ein neues Gebiet eröffnen.

In der Tagsatzung der Schweiz, in den Rathsversammlungen der Schweiz, bei den öffentlichen Festen der Schweiz hören wir eben so viel deutsche als französische Redner sprechen, indem der eine zwar deutsch versteht, aber lieber französisch redet, bei dem Andern das Entgegengesetzte gilt. Man findet sogar, daß Männer aus der französischen Schweiz, deren Muttersprache das Französische ist, öffentlich deutsch reden. So der Schultheiß Neuhaus zu Bern, welcher seine Reden im Berner Großen Rathe deutsch hält, obwohl seine Muttersprache die französische ist, und obwohl eine Menge anderer Mitglieder aus dem französischen Theile des Kantons auch im großen Rathe nur französisch reden. Dieser in seinen Rechten durch Gesetz und Sitte geschützte Gebrauch beider Sprachen ist in der Schweiz

die Hauptquelle der brüderlichen Vertraulichkeit, welche die Männer deutſchen und franzöſiſchen Urſprungs unter dem gemeinſamen Namen des Schweizers an einander kettet.

Wenn unter vielen Mundarten derſelben Sprache die vorzüglichſte ſich zur Herrin aller andern macht, ſo iſt das nothwendig und nützlich. Es bedarf dazu keiner Gewalt, die Mundarten wählen ſich ſelbſt eine Fürſtin. Aber man möge ſich hüten zu glauben, daß Sprachen in demſelben Verhältniſſe zu einander ſtehen, wie Mundarten. Zu den beklagenswertheſten und traurigſten Beiſpielen, welche uns die Geſchichte vor Augen führt, gehört der Todeskampf, in welchen die Sprache eines unterdrückten Volkes mit der Sprache des Eroberers ringt.

Eine nothwendige Folge des Geſagten iſt, daß franzöſiſch geſchriebene Arbeiten in's Deutſche, deutſche in's Franzöſiſche überſetzt werden müſſen. Der Elſäſſer eignet ſich durch fortwährende Uebung beſonders zu Uebertragungen aus dem Deutſchen in's Franzöſiſche. Aus demſelben Grunde werden die Deutſchen beſonders geeignet ſein, das Franzöſiſche deutſch zu machen. Der Sitz der Redaction der deutſchen Ausgabe der Schriften des Vereins wird alſo in Frankfurt, der der franzöſiſchen in Straßburg ſein müſſen. Die Ausgaben des Drucks und der Verſendung werden dadurch verringert, die Einnahmen vermehrt werden. Da die franzöſiſche Ausgabe der Schriften in Straßburg, die deutſche in Frankfurt beſorgt werden ſoll, ſo muß ein Zweig der Verwaltung beſtändig in der einen, der andere in der anderen Stadt ſein.

Es iſt ferner nicht aus den Augen zu laſſen, daß die Mittheilungen, welche die Verwaltung an die einzelnen Mitglieder in Form von Rundſchreiben oder ſonſt zu machen haben wird, ſchneller und leichter an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen werden, wenn die Verwaltung ihren Sitz zu gleicher Zeit in Frankfurt und Straßburg hat. Von Frankfurt aus laſſen ſich ſchnell alle Schreiben über ganz Deutſchland, Belgien, Holland und Skandinavien verbreiten, indem Frankfurt ein Hauptſitz der deutſchen Poſten iſt. Was nach Frankreich, der Schweiz, England, Spanien, Italien geht, wird beſſer von Straßburg ausgefertigt werden.

Auch wird der Verein ſich nicht ganz der Beihilfe des Buchhandels entſchlagen können, wobei nicht vergeſſen werden darf, daß

der deutsche Buchhandel auf ganz andere Weise betrieben wird, und sich in einem anderen Kreise bewegt, als der französische. Wollte man von den Schriften des Vereins blos eine französische Ausgabe in Frankreich veranstalten, so würde sich der deutsche Buchhandel wenig oder gar nicht damit befassen und die Verbreitung in Deutschland sehr unbedeutend sein. Eine in Frankfurt veranstaltete deutsche Ausgabe wird von einem deutschen Buchhändler schnell in ganz Deutschland vertrieben werden. Am besten würde es sein, wenn eine Buchhandlung, die in Leipzig und Paris ihren Sitz hätte, dem Vereine hilfreiche Hand böte.

Nur wenn jede Nation einen Theil ihrer Nationalität nicht verloren gibt, sondern einsetzt zur Bildung einer Nationalität höheren Ranges, kann eine Gesellschaft entstehen, deren Verfassung Lebenskraft hat, Dauer verspricht und segensreiche Früchte trägt. Unsere Vorschläge sind kurz zusammengefaßt folgende:

1) Die allgemeinwissenschaftliche Gesellschaft des Rheines versammelt sich regelmäßig alle sechs Jahre einmal abwechselnd in Straßburg und Frankfurt. Die übrigen Versammlungen, welche jährlich einmal in den dazwischen liegenden fünf Jahren stattfinden sollen, werden in Städten sein, deren Wahl dem Beschlusse der Versammlung angeheimgestellt bleibt.

2) Die französische und deutsche Sprache sind die Geschäftssprachen. Von allen Schriften, welche im Namen der Gesellschaft der Oeffentlichkeit übergeben werden, sollen eine französische und eine deutsche Ausgabe veranstaltet werden.

3) Zu der Verwaltung der Gesellschaft gehören zwei Zweige, wovon der eine fortdauernd in Frankfurt, der andere in Straßburg bleibt. Ein an der Spitze der gesammten Verwaltung stehender Vorstandrath hält seine Sitzungen nach der Bestimmung seines Vorsitzenden in Straßburg oder Frankfurt.

Dr. Carl Krause.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Kopitar's Nachlaß. — Kaufmann und Gelehrter. — Religionsphiloſophie. — Staatsbahnen. — Straßenbeleuchtung. — Hofequipage und Kutſche. — Wirkung der Polizei auf die Börſe. — Literariſche Gäſte. — Cenſurprobe. — Militäriſches Schauſpiel. — Graf von Bellegarde. — Militäriſche Erhebungen. — Uniformreform. — Truppenverſammlung. — Mordthat. — Seligſprechung. — Volksfeſt.

Der ſehr werthvolle Nachlaß des verdienſtvollen Slaviſten Kopitar, der im verfloſſenen Jahre als Hofrath und erſter Cuſtos bei der Hofbibliothek ſtarb, ſoll jetzt nach einer Bekanntmachung des Dr. Bach verſteigert werden, falls ſich nicht ein Käufer für das Ganze fände. Dies letztere wäre allerdings möglich, denn der Verſtorbene befand ſich in einer für ſeine literariſchen Neigungen höchſt günſtigen Lage und hat eine äußerſt intereſſante Sammlung ſeltener und wichtiger Schriften für das Studium ſlaviſcher Literaturen angelegt, wozu ihm ſeine Abordnung im Jahre 1815 nach Paris, um die Herausgabe der von den franzöſiſchen Armeen bei ihren wiederholten Einfallen in Oeſterreich weggeführten Bücherſchätze zu betreiben, nicht geringen Vorſchub leiſtete, indem er bei dieſer Gelegenheit die perſönliche Bekanntſchaft gelehrter Bibliothekbeſitzer machte und ſie für vortheilhafte Erwerbungen und Umtauſche benutzte. Wie man hört, ſoll die ruſſiſche Geſandtſchaft auf Vorſchlag des hier wohlbewanderten Sresniwosky vom Unterrichtsminiſter Uwarow in Petersburg den Auftrag zum Ankauf dieſer für ſlaviſches Schriftweſen ſo wichtigen Schätze erhalten haben.

Ein gelehrter Gaſt aus Rußland hat ſich gleichfalls ſeit einigen Wochen hier eingefunden, um die Manuſcriptſammlung der Hofbibliothek zum Behuf ſeiner Forſchungen im Gebiete der hebräiſchen Literatur auszubeuten. Salomon Werblumer iſt aus Roſſein in Rußland und kam über Dresden und Prag hierher, hat aber alsbald die Erfahrung machen müſſen, daß er ſich in keinem Lande befinde, in dem bereits die vielerörterte Frage der Judenemancipation glücklich gelöſt ſei; denn die hieſige Polizeibehörde wollte ihm den Aufenthalt nicht geſtatten, weil in ſeinem ruſſiſchen Paſſe, ich weiß nicht aus welchem Grunde, er als Handelsmann bezeichnet war und israelitiſchen Kauf-

leuten der hiesige Aufenthalt gewöhnlich schwierig gemacht wird, um Klagen von Seite der hier seßhaften Israeliten über Beeinträchtigung ihrer mit schweren Geldopfern erkauften Handelsrechte zu verhüten. Werblumer ist eben damit beschäftigt, einen auf der Rathsbibliothek in Leipzig aufgefundenen, von einem berühmten spanischen Gelehrten, Joseph Ibn Caspe, verfaßten, beinahe 600 Jahre alten Commentar des „More Nebuchim" des Maimonides herauszugeben. Das Werk des Maimonides wird als Mittelpunkt jüdischer Religionsphilosophie betrachtet. Der bis jetzt durch den Druck unbekannte Commentar wird einen interessanten Beitrag zur hebräischen Literaturgeschichte bilden.

Was die Weiterführung der Staatsbahnen nach Nord und Süd betrifft, so ist der Bau derselben von Ollmütz nach Prag bereits als vollendet anzusehen und wird die Eröffnung dieser bedeutenden Strecke am 20. August, als dem Namenstage des Landesschefs vom Königreiche Böhmen, stattfinden, wobei der Kaiser durch den Erzherzog Carl vertreten werden soll. Am 1. September wird alsdann diese Eisenstraße dem allgemeinen Verkehr übergeben werden. Die Strecke von Grätz nach Cilli dagegen ist noch ziemlich weit davon entfernt, um als fahrbar zu gelten, und es werden ungewöhnliche Anstrengungen nothwendig sein, soll diese Richtung noch im Herbst dieses Jahres dem Verkehr geöffnet werden. Wenn man indeß bemerkt, daß der Energie des Hofkammerpräsidenten, Baron Kübeck, in dieser Art schon manches gelungen, was von anderer Seite als unwahrscheinlich betrachtet ward, so darf man auch in diesem Falle keinen Zweifel hegen gegen die baldigste Befahrung der Südstaatsbahn bis an die äußerste Grenzstadt der schönen Steiermark, und es wird blos einer Inspectionsreise von Seite des Finanzministers bedürfen, um, wie im vergangenen Jahre, wo Nachts beim Licht von Pechfackeln gearbeitet wurde, das Versäumte eiligst nachzuholen. Im Sommer 1847 muß auch die Strecke bis Limbach bereits im fahrbaren Zustande sein.

In Angelegenheiten der bis vor Kurzem sehr übel bestellten Straßenbeleuchtung hat endlich ein bedeutender und lobenswerther Fortschritt stattgefunden; der Magistrat ist nämlich mit der bekannten englischen Continental-Gas-Association dahin überein gekommen, daß mit den 1. October 1846 alle Theile der innern Stadt mittelst Gas beleuchtet sein müssen. Schon am 1. Juli dieses Jahres ist die Gasbeleuchtung auf vielen Plätzen und in einigen Gassen in's Leben getreten und am 1. October wird ein weiterer Theil hierin nachfolgen, bis der 1. Juli 1846 und der 1. October desselben Jahres als die letzten Fristbestimmungen das löbliche Werk vollenden werden. 500 bis 600 Flammen sind hinreichend befunden worden und die Kosten derselben übersteigen kaum die bisher auf die Oellampen verwendeten Summen. Doch vernimmt man noch immer nichts Entschiedenes in Betreff der Basteien und des Glacis, welche in den Bereich der For-

Digitized by Google

tificationsbehörde fallen und außerhalb des Wirkungskreiſes liegen, in dem der Bürgermeiſter zu ſprechen hat. Und doch wären es gerade dieſe beiden Punkte, denen die Gasbeleuchtung ganz beſonders zu Statten kommen würde, da das Glacis eben wegen ſeiner ſchlechten Oelbeleuchtung dem nächtlichen Wanderer ſo gefährlich iſt und die Baſteien durch den hellen, prachtvollen Schimmer der Gasflammen ein angenehmer und gernbeſuchter Spaziergang der ſchönen Welt in den Abendſtunden des Spätherbſtes und wohl auch des Winters werden müßte.

Die zur Niederkunft der Erzherzogin Hildegard hierhergereiſte Königin von Baiern hat, als ſie vor einigen Tagen in einem Hofwagen nach Schönbrunn fuhr, einen ſehr unangenehmen Auftritt erlebt, welcher ſie heftig ergriff, und der gewiß nicht ſo leicht aus ihrem Gedächtniß verlöſchen wird. Der wie gewöhnlich etwas ſchnell fahrenden Hofequipage kam eine leichte Kutſche entgegen gefahren und als der Lenker dieſes Wagens, der zugleich der Eigenthümer deſſelben war, nicht ſogleich zur Seite weichen konnte, ward eines von den Pferden durch das metallne Geſchirr der Hofequipage beträchtlich verletzt. So weit war die Sache in der Ordnung und der Ausgleichung ihre vollſte Möglichkeit geſichert. Der Herr des Wagens gerieth aber über die ihm ganz zufälliger Weiſe widerfahrene Unbill dergeſtalt in Zorn, daß er alsbald umlenkte und der Königin bis in den Schloßhof von Schönbrunn nachfuhr, wo er ſie beim Ausſteigen über den Vorfall zur Rede ſtellen und augenblickliche Entſchädigung fordern wollte. Die Königin entſchuldigte ſich, daß ſie ſelbſt eine Fremde ſei, und wies den Mann an ihren Kammerherrn. Am andern Tage ließ die Polizei den ungalanten Wagenherrn vor ſich kommen, der ein reicher Börſenſpeculant, Namens Blühdorn, iſt. Dieſem war der Muth indeſſen bedeutend geſunken. Er hatte eine Audienz bei der Königin verlangt, um für ſeinen Jähzorn ſich zu entſchuldigen, war aber nicht vorgelaſſen worden. Die Polizei hat nun eine Unterſuchung gegen den Ungezogenen eingeleitet, die hoffentlich keine ſchweren Folgen haben wird, da der Mann eigentlich nur ein aufgeblaſener Narr, aber kein böswilliger Menſch iſt. Das Komiſcheſte bei der Sache und ein trauriger Beleg zur Charakteriſtik unſerer Börſe iſt, daß die Papiere in Folge dieſes närriſchen Vorfalls nicht unbedeutend zurückgingen. Herr Blühdorn hat nämlich aus Furcht, es könnte ihm was geſchehen, ſeine Actien verkauft und da er ein ziemlich bedeutender Speculant iſt, ſo äußerte dieſes Losſchlagen eine nachtheilige Wirkung auf die ganze Börſe.

Mehrere Gäſte aus dem deutſchen Auslande, welches die gebildete Klaſſe indeß durchaus nicht als Ausland anerkennen möchte, haben uns bereits wieder verlaſſen, ohne daß ſie Urſache gefunden haben dürften, über die Art ihrer Aufnahme unzufrieden zu ſein. Spind-

ler, der mit seiner Tochter hier einen mehrwöchentlichen Aufenthalt genommen, ist über Grätz und Salzburg nach Baden-Baden abgereist, nachdem er hier manches Band der Freundschaft geknüpft und vielseitige Theilnahme geweckt hatte. Es ist kein Geheimniß mehr, daß er einen neuen, mehrbändigen Roman unter der Feder hat, dessen Schauplatz in den Mauern der österreichischen Kaiserstadt liegt, und so wie nun der praktische Romanschreiber vor der Abfassung seines „Vogelhändlers von Imbst" einen längeren Aufenthalt in Tyrol genommen, wo er die Lokaltinten zu seinem Volksgemälde rieb und mischte, so ist er auch diesmal nach Wien gekommen, um sich die Oertlichkeiten und den Geist der Bewohner in der Nähe zu besehen.

Der Dichter Gustav Schwab aus Stuttgart fand gleichfalls einen bedeutenden Kreis von Freunden und verweilte acht Tage in der Residenz. Ihn führte die Reise seines Sohnes nach Athen hierher, dem er eine gute Strecke das Geleite gab. Lautere Aufnahme ward dem königl. sächsischen Obersteuerprocurator Eisenstuck zu Theil, welcher blos als solcher in den hiesigen Blättern angekündig werden durfte, indem die Censur den Beisatz: „freisinniger Landtagsredner" jedesmal sorgfältig ausmerzte. Dem wackern Manne zu Ehren ward in dem Landhause des Dr. Wildner zu Döbling, der sich in der letzten Zeit durch seine Thätigkeit in Betreff der Preßpetition rühmlich ausgezeichnet, ein glänzendes Souper veranstaltet, das durch einen Kreis bedeutender Persönlichkeiten gewann, indem sich viele Advokaten, Aerzte, Schriftsteller und die Professoren der juridischen Facultät angeschlossen hatten. Erst spät nach Mitternacht löste sich die heitere und geistig angeregte Gesellschaft auf, deren Toaste von dem edlen Greis in der würdigsten Weise erwidert wurden.

Der schon lange erwartete Hintritt des greisen Generalfeldmarschalls Graf von Bellegarde hat dem großen Publikum wieder einmal das militärische Schauspiel eines stattlichen Leichenbegängnisses verschafft, nach dem es sich bei der Seltenheit von Paraden und ähnlichen Waffenspielen ganz gewaltig sehnt. Der Zug ging durch die kaiserliche Hofburg und Erzherzog Albrecht mit der ganzen Generalität und 12,000 Mann Truppen begleiteten den Leichenwagen, der seinen Weg nicht auf das Gut des Grafen, sondern ganz einfach auf den Militärkirchhof auf der Schmelz nahm, wo die Beisetzung erfolgte. Das Geschlecht der Bellegarde stammt aus den Niederlanden und siedelte erst später nach Savoyen über. Schon 1495 findet man einen Herrn von Bellegarde als général des finances et maître d'hôtel und ein späterer leistete dem Kaiser Carl V. so wichtige Dienste, daß er die Erlaubniß erhielt, den doppelten Adler in sein Wappen aufzunehmen, welchen die Familie noch heutigen Tages in ihrem Schilde führt. Der Verstorbene, welcher auch Staats- und Conferenzminister war, wurde 1760 zu Chamberg geboren und erreichte mithin ein Al-

Digitized by Google

ter von 85 Jahren. Bereits 1796 ſtand er als Feldmarſchallieutenant in Deutſchland; ſeine bekannteſten Waffenthaten fallen in das Jahr 1815, wo er den aus Neapel anrückenden König Murat zuerſt bei Ferrara und Occhio bello und ſpäter in der Schlacht bei Tolentino auf's Haupt ſchlug, womit Italien ſeinem frühern Zuſtande wieder anheimfiel. Gegen die Franzoſen war Bellegarde unglücklicher und Znaim, Giuliano, Valeggio erzählen von ſeinem Mißgeſchick, weshalb ſein Name unter den Truppen keines großen Rufes genoß. Er ward viel in diplomatiſchen Angelegenheiten und in Geſchäften des Hofkriegsrechts verwendet. Zu verſchiedenen Zeiten ſtand er an der Spitze dieſer oberſten Kriegsbehörde; 1805 ſupplirte er den zur Armee abgehenden Erzherzog Carl, 1813 verwaltete er ebenfalls geraume Zeit dieſen Poſten, bis er 1820 bei Schwarzenberg's Abtritt dieſe Stelle bleibend erhielt. Fünf Jahre darauf ſchied Bellegarde wegen zunehmender Augenſchwäche freiwillig aus dieſem Verhältniß und verlebte ſeine letzten Tage in Ruhe.

Das kaiſerliche Heer zählt dermalen nur noch drei Feldmarſchälle, Erzherzog Johann, Graf Radetzky und Baron Wimpfen; wie man hört, iſt nächſtens die Erhebung des Erzherzogs Ludwig und des Kriegsminiſters Graf Hardegg zu dieſer erſten militäriſchen Würde mit Gewißheit zu erwarten, welche beide derzeit noch in der Reihe der Generale der Cavallerie und Feldzeugmeiſter figuriren. Auch ſcheint es jetzt entſchieden zu ſein, daß die Truppen wie in Preußen Waffenröcke erhalten ſollen, nur in Betreff der Farbe waltet noch eine Meinungsverſchiedenheit ob, die indeß in Kürze ausgeglichen ſein dürfte, indem die Vertreter der bisher beliebten weißen Uniformen mit ihrer Rechtfertigung dieſer heiklen Farbe kaum durchdringen werden. Man macht nämlich dafür geltend, „daß der Soldat durch die Sorgfalt, die die Reinhaltung weißer Kleidungsſtücke erfordert, nützlich beſchäftigt ſei und von Exceſſen abgehalten werde, welche ſtets die Folge des Müßiggangs beim Militär ſind.“ Das mochte allenfalls in früheren Zeiten ein guter Grund ſein, wo man es mit geworbenen Söldlingen zu thun hatte, die man bezahlte und um deren ferneres Wohl man ſich nicht zu kümmern brauchte; jetzt aber, wo das Heer aus Landeskindern beſteht, wovon die Mehrzahl den Kriegsdienſt nur als einen tranſitoriſchen Zuſtand betrachtet und in's bürgerliche Leben zurückkehrt, jetzt hat der Staat die Verpflichtung auf ſich, ſeine Soldaten auf eine nützlichere Art als durch Kleider- und Riemzeugputzen zu beſchäftigen, damit der Soldatenſtand für Viele eine Schule ſei, aus der ſie unterrichteter heraustreten, als ſie hineingetreten. So zweckmäßig demnach eine anhaltende Beſchäftigung des Soldaten in Friedenszeiten ſein mag, um ihn vor Exceſſen zu bewahren, ſo gibt es doch gegenwärtig geeignetere Mittel, daſſelbe Ziel zu erreichen, als Bedientendienſte: nämlich Unterricht und Turnen.

Digitized by Google

Wahrscheinlich dürfte die graue Farbe den Sieg davon tragen, womit sodann grüne Kragen und Aufschläge verknüpft wären, so daß in der Folge die bunte Mannigfaltigkeit in diesen Dingen ganz wegfallen würde und die Unterscheidung der Regimenter durch Bezifferung der Knöpfe bewirkt werden dürfte, wie bei andern Armeen. Statt der Patrontaschen, die im Laufen das Rückgrat des Soldaten wund prellen, sollen die Patronenzürtel eingeführt werden und statt der steifen, unbequemen Bajonetscheiden weiche, aus einfachem Leder verfertigte, die nicht im Gehen hindern. Die Officiere würden kurze Schwerter erhalten. Ueber die Kopfbedeckung entspinnt sich abermals ein herber Kampf, da die Helme keineswegs alle die Vortheile besitzen, die man ihnen andichtet; doch dürfte schwerlich der Vorschlag des auch als Dichter bekannten Oberstwachtmeisters Pannasch annehmbar befunden werden, welcher in der österreichischen Militärzeitschrift zu lesen ist, wornach der Soldat ein Ding auf den Kopf bekäme, welches auch als Kochgeschirr zu verwenden.

Im kommenden Herbst wird in der Umgebung zwischen Schönbrunn, Beritzensee und der Schmelz eine große Truppenversammlung Statt finden. Man spricht von 22,000 Mann und 4000 davon sollen ein Zeltlager beziehen, indeß die übrigen einquartirt würden. Ohne Zweifel will man durch diese Heerversammlung dem Erzherzog Albrecht eine Gelegenheit zur Entfaltung seiner kriegerischen Talente bieten und zugleich die Anwendung mehrerer Neuerungen im größeren Maßstab erproben.

Da ich schon einmal über militärische Dinge spreche, so will ich auch noch einer Mordthat erwähnen, welche von zwei Husaren an einem jüdischen Hausierer in der Nähe der Stadt begangen wurde, der von 17 Wunden bedeckt an der Straße gefunden ward. Die Mörder wurden alsbald entdeckt und gefänglich eingezogen, um sie kriegsgerichtlich abzuurtheilen. Ihr Verbrechen ist um so bedeutender, als sie selbst zur Bewachung der öffentlichen Sicherheit ausgesendet worden und ihre Waffen statt zum Schutz der Gesetze zu gebrauchen als Mordeisen verwendeten.

Seit einigen Tagen liest man an den Thüren der Stephansdomkirche eine erzbischöfliche Kundmachung, worin alle Gläubigen bei Androhung der kirchlichen Strafen aufgefordert werden, alle etwa in ihrem Besitz befindlichen Papiere und Urkunden von der Hand der 1802 verstorbenen Herzogin von Savoyen, gebornen Prinzessin von Frankreich, Eleonore, welche jetzt von Sr. Heiligkeit selig gesprochen werden soll, abzuliefern. Bekanntlich geht die Seligsprechung der Canonisation voran, welche erst nach langen Jahren und unter bestimmten Umständen möglich ist. Wenn ich gut unterrichtet bin, so ist die erwähnte Prinzessin die Großmutter der regierenden Kaiserin von Oesterreich.

Digitized by Google

In dieſem Jahre wurde das zweihundertjährige Jubiläum des einzigen der vielen hier conceſſionirten Volksfeſte gefeiert, indem es jetzt eben 200 Jahre ſind, ſeitdem die Schweden unter Torſtenſohn, die nach der Schlacht bei Jankau bis Wien vorgedrungen waren, durch den Erzherzog Leopold von Oeſterreich, der mit 4000 Mann aus Linz herbeigeeilt war, im Bunde mit den bewaffneten Bürgern und der Studentenſchaft zurückgeſchlagen wurden. Eine Stückkugel, die in das Zelt des in der Wolfsau lagernden Prinzen fiel, ohne ihn zu beſchädigen, veranlaßte die Errichtung einer Kapelle an dieſem Orte, welche von dieſem Tage der heiligen Brigitta als Schutzheiligen geweiht ward, wodurch fortan die ganze Au den Namen Brigittenau erhielt. In Folge des Jubiläums fiel das diesjährige Volksfeſt in der erwähnten Brigittenau beſonders lebendig aus und man ſchätzte die Zahl der dort verſammelten Menge, die die einbrechende Nacht nur wenig zerſtreut, auf mehr als 100,000 Menſchen. Seitdem das Buſchwerk meiſtens ausgerottet und ein großer Theil des Platzes als Bauſtellen verkauft worden, hat das Feſt ſehr viel verloren, indem ihm dadurch ſein günſtiger Schauplatz entriſſen und in eine baumloſe, ſtaubbedeckte und ſonnenverbrannte Wieſe verwandelt war. Das Bewußtſein von dem Urſprung dieſer Feier hat ſich im Volke ſchon längſt verwiſcht und läßt ſich durch keinen m.gern Zeitu.gsartikel künſtlich wiederbeleben; man ſchlendert ohne einen patriotiſchen Gedanken, blos aus Luſt an tollem Treiben dahin und es vergeht kein Jahr, wo nicht einige Verhaftungen wegen grober Verbrechen dabei Statt finden. Es wäre wünſchenswerth, wenn man mit dem Volksfeſte irgend eine nützliche Seite zur Beförderung der Gewerbe und der Landwirthſchaft zu verknüpfen wüßte, wie am Octoberfeſt zu München. — Offizielle Betheiligung ſah man nicht; das erſte Jubiläum vom Jahre 1745 war durch eine feierliche Prozeſſion verherrlicht worden, der die Stifterin Maria Thereſia perſönlich beiwohnte.

II.

Aus Hamburg.

Nekrolog des Grafen Blücher-Altona. — Beethovenfeier. — Oper. — Proceß eines neuen Bürgers. — Gaſtrollen.

Die Zeitungen haben den am 1. d. M. erfolgten Tod des Oberpräſidenten von Altona gemeldet und ſeinen Nekrolog gebracht. Dieſe Leiche verdient in der That den Weihrauch, der ſie umwirbelt. Graf Blücher-Altona — der König von Dänemark gab ihm dieſen Titel nach Altona's Schreckensperiode, während Davouſt in Hamburg hauſte — war ein Charakter, der feſt, ehrenhaft, klug und energiſch daſtand in allem Drangſal ſchwerer Zeiten, mit gewandter Hand, allerdings

auch vom Glück begünſtigt, das Steuer führte, das ihm anvertraute Schiff, trotz der unbarmherzigſten Stürme, von gänzlichem Untergange bewahrte. Altona wäre im Jahre 1813—14 ganz ſicher (wie 1713 durch die Wuth der Schweden) von den Franzoſen in einen Schutthaufen verwandelt worden, ohne des Oberpräſidenten unabläſſige Sorgfalt im Abwenden der Gefahr. Davouſt hatte ſeine Tigerkrallen in die Weichen des unglücklichen Hamburgs geſchlagen, und ſelbſt als die Nachricht vom Sturze ſeines Kaiſers und ehemaligen Schulgenoſſen zu Brienne ſchon dem letzten ſeiner Trainſoldaten kund geworden, umklammerte er noch mit hartnäckigem Trotz wider das Weltgeſchick ſein Opfer, mit deſſen Daſein das der Nachbarſtadt eng zuſammenhing. Es bedurfte eines directen Befehls des wieder eingeſetzten Bourbons Ludwig XVIII., um ihn zu bewegen, am 31. Mai 1814 Hamburg zu verlaſſen. Noch wenige Tage zuvor ſagte er dem Oberpräſidenten bei perſönlichem Begegnen, welches oft zwiſchen Beiden Statt hatte, um von der einen Seite übertriebene Forderungen zu ſtellen und durch Drohungen einzuſchüchtern, von der andern, um mildere Bedingungen zu erlangen und geringe Aufwallungen des Marſchalls zu beſchwichtigen: „Ich werde Ihnen ſechs Bomben gerade nach Ihrem Hauſe ſchicken, damit Sie ſehen, daß meine Mörſer nicht von Holz ſind, wie Ihre Bürger glauben, und wenn dieſe nicht genug ſind, noch fünfhundert andere Bomben.“ — Man ſieht, Davouſt geizte durchaus nicht mit derartigen Geſchenken und es iſt bekannt, daß er auch wirklich hielt, was er verſprach. La bombe war ihm une vérité. Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit finden, die Stellung der beiden ſo ſcharf divergirenden Männer einander gegenüber, ihre Epoche und ihre Umgebung näher zu beleuchten. Graf Blücher-Altona ſtand im 28. Jahre. Am Hofe der Königin Juliane Marie von Dänemark begann er ſeine Laufbahn, war Hofmarſchall, ſpäter Amtmann zu Apenrade und Cyzumkloſter und erſetzte im Jahre 1808 einen im Drange der ſchweren Zeit nicht mehr genügenden Vorgänger auf dem Präſidentenpoſten zu Altona. Selten war der oberſte Beamte einer Stadt populairer, ſelten verſtand es aber auch Einer, im beſten Sinne volksthümlich zu handeln und zu ſchreiben, wie dieſer. Segen ſeinem Andenken! Friede ſeiner Aſche! Sie ruht einſtweilen, von einer Corporation der Altonaer Zünfte dorthin getragen, in der lutheriſchen Hauptkirche der Stadt und wird ſpäter in dem Gewölbe beigeſetzt werden, zu welchem der Graf ſich auf dem allgemeinen Friedhofe ſelbſt einen Platz ausgeſucht hat. — Mit Beſtimmtheit kennt man ſeinen Nachfolger in dem wichtigen Amte noch nicht. Die meiſten Muthmaßungen ſollen auf den Amtmann von Roſer, der vom ſeligen Könige die Zuſage für dieſen Poſten erhalten haben ſoll.

Am Montag, den 11. Aug., findet hier im Stadttheater eine recht würdige Beethovenfeier ſtatt. Die zu Bonn eingerichtete iſt dazu als

Digitized by Google

Muſter genommen und auch das der Natur nachgebildete Standbild des großen Meiſters wird auf der Bühne erſcheinen und hier gekrönt werden. Eins iſt mir hier räthſelhaft geblieben. Da nämlich das Standbild Beethoven's zu Bonn erſt am 11. Aug. enthüllt worden, wenn ich recht geleſen habe, wie konnte man nach demſelben hier eine Copie, ſei ſie welcher Art immer, anfertigen? Vielleicht hatte man ein Modell jener Bildſäule vor Augen. Das wäre der einzige aufklärende Lichtſtrahl. Uebrigens ſollte man es der Stadttheater-Direction nicht zum Vorwurf machen, daß ſie durch ellenlange Ankündigungen und Kritikfrühgeburten, bei aufgehobenem Abonnement ſich ein gefülltes Haus verſchaffen will. Die Einnahme des Abends irgend einem Kunſtzwecke, vielleicht dem Webermonumente beſtimmen, wäre allerdings edler, aber am Ende iſt die Bühne Privatunternehmung, welche ſchwere Laſten — jährlich 300,000 M.-B. — zu tragen hat und eine ſo prächtige Gelegenheit beim Schopf ergreifen muß, um aus der Pietät des Volkes für eins ſeiner Genies einen möglichſt großen Haufen Geld zu münzen. — Am Vorabend des Beethovenconcertes wird Fidelio mit Härtinger als Floreſtan gegeben. Er iſt ein vortrefflicher Sänger, an Stimmmaterial unbedingt Hrn. Tichatſcheck an die Seite zu ſtellen, auch in kunſtgerechter Ausbildung ſeiner brillanten Mittel weit vorgeſchritten, im Spiel hingegen mitunter noch ziemlich ungelenk, was ſich bei längerer Routine wohl beſſern wird. Die Marra iſt hier und im September kommt die Cerito, der die Direction es äußerſt übel genommen hat, daß ſie der Welt einen neuen Bürger — übrigens in legitimer Ehe — zu geben gedenkt. Man proponirte ihr deshalb Honorarabzug oder Contraktsaufhebung. Beides wurde zurückgewieſen und der Proteſt unſerer Direction ſoll ſogar in Form einer Notoriatsacte erfolgt ſein. Mancher Blick hinter die Couliſſen iſt doch recht intereſſant! — Die muntere, graziöſe und talentvolle Günther-Bachmann hat auf unſerem Thaliatheater in hohem Grade gefallen. Sie gab drei Luſtſpielrollen und machte dann als „Regimentstochter" binnen acht Tagen fünf ſehr gutbeſetzte Häuſer. So etwas kann auch nur in Wien, Berlin oder Hamburg geſchehen. Die anmuthige Künſtlerin bleibt hier in freundlichſtem Andenken.

III.

Aus Brüſſel.

Die Miniſterkriſis und der König von Ivetôt. — Ein neues Miniſterium. — Ein Nachdruck von Tom Pouce. — Tom Pouce in Berlin. — Tom Pouce als Redner. — Rothomb. — Van de Weyer. — Simon Stevin und die Jeſuiten. — Dictionnaire de la noblesse belge.

Sechs Wochen waren wir ohne Premierminiſter und befanden uns ganz wohl dabei. Als nach Rothomb's Austritt kein Cabinet

Digitized by Google

zu Stande kam, ward der König ungeduldig. Plötzlich verſchwand die Fahne vom Schloſſe in Laeken und vom Palais in der Stadt; der König ließ Alles ſtehn und liegen und ging nach London. Ein König von Belgien lebt doch wie ein Roi d'Yvetôt; ſein Land geht wie ein glattes Fuhrmannsröſslein auch allein bergauf; es regirt ſich leicht und gubernirt ſich von ſelbſt. Wäre es nicht um der deutſchen Correſpondenten willen, ſo läge uns noch jetzt wenig daran, ob wir einen Premier bekommen oder nicht. Doch wir haben einen. Leopold war nicht blos zum Vergnügen in London; er beredete nebenbei ſeinen perſönlichen Freund, Herrn Van de Weyer, ſeiner angenehmen Stellung als Geſandter in London zu entſagen und Nothomb's ſchweres Portefeuille auf ſeinen Rücken zu nehmen. Van de Weyer iſt entſchieden liberal, hat ſich aber bequemt, drei ſtarke „Katholiken," Malou, als Finanzminiſter, Dechamps, als Miniſter des Auswärtigen, und d'Anethon, als Juſtizminiſter, in ſein Cabinet zu nehmen. Man glaubt damit, beide Parteien, wenigſtens auf einige Zeit, zu beruhigen. Am 31. Juli ward dieſes Cabinet im Moniteur eingeläutet und nun hat König Leopold, wenn er will, noch immer Zeit, einen Sprung auf Schloß Stolzenfels zu machen, um die geiſtreiche Geſellſchaft des preußiſchen Königs und ſeiner Muhme Victoria zu genießen.

Wir haben indeß Beſuch von einer kleinen hohen Perſon aus Paris gehabt. Es war der in beiden Welten berühmte amerikaniſche General Tom Thumb oder Tom Pouce, wie er hier heißt. Brüſſel, als Mond, der ſich um die Sonne Paris dreht, konnte dieſen Beſuch mit Recht erwarten. Allein er blieb den Leuten etwas lange aus, ſo daß man auf die Idee kam, einen belgiſchen Nachdruck zu veranſtalten. In der Rue de Laeken hatte man einen garſtigen Zwerg aufgetrieben und ſtudirte ihm die Rollen des petit poucet ein. Aber kaum hatte ſich der Pſeudo-Tom einmal auf der Bühne gezeigt, ſo kam der wirkliche, veritable Tom Pouce mit der anmuthigen Hoheit eines Prinzen von Liliput angefahren, und der falſche mußte ſich verkriechen. Tom Pouce, der bei einem Alter von dreizehn Jahren die Statur eines fünfvierteljährigen Kindes hat, ſieht dabei recht hübſch und artig aus. Allein ich muß Ihnen mehr ſagen: Tom Pouce iſt ein Charakter, ein Mann von Geſinnung. Er war zu einem Beſuch im öſtlichen Europa nicht zu bewegen; er vermiſſe dort die republikaniſchen Inſtitutionen, ſagte er. Und doch würde er gerade dort eine größere Rolle ſpielen, als hier, wo ſich nur Weiber und Kinder um ihn kümmerten. Denken Sie ſich Tom Pouce in Wien, wo auch die Männer Kinder ſind! Was für leitende Artikel gäbe das im Humoriſten, in der Theaterzeitung, welche Bewegung in der Kaiſerſtadt! In Berlin würde der kleine Mann, der Friedrich den Großen ſo artig zu ſpielen weiß, vielleicht ein Erbe Lißt's werden und die öffentliche Aufmerkſamkeit von Landtagsabſchieden, Bürgerverſammlungen und

Digitized by Google

andern politiſchen Thorheiten glücklich abziehen. Ja, Berlin könnte wieder einmal zeigen, daß es noch Enthuſiasmus gibt für das wahrhaft Große und Erhabene. Geiſt- und gefühlvolle Damen würden das Elfenkind buchſtäblich auf Händen tragen.

Tom Pouce unterſcheidet ſich von den meiſten Zwergen des Jahrhunderts durch ſein Bewußtſein; er weiß, daß er klein iſt und was ihm ſeine Kleinheit nützt. Als er im Coſtüme Napoleon's mit Majeſtät eine Priſe nahm und mit Grazie lächelte, glaubte ich auf ſeinem altklugen Geſicht folgende kleine Rede zu leſen: „Seht meine Schätze rings an den Wänden hängen. Dieſe Brillantnadeln, dieſe Uhren, Ringe und goldenen Tabatieren, und dieſe Blumenkränze, die mich erdrücken! Nicht den Kindern, ſondern „den Kleinen" gehört das irdiſche Himmelreich. Seid klug und klein und Ihr beherrſcht die Menſchen. Die Zeit der Rieſen iſt vorüber. Die Zwerge, mit den kleinen, kleinen Herzen und den großen Köpfen, die mit ſich ſelber Induſtrie zu treiben wiſſen, das ſind die Helden von heut...."

Erlauben Sie, daß ich von dem kleinen Tom Pouce einen Sprung auf Nothomb mache. Ein engliſches Blatt verglich unlängſt den klugen, kleinen Nothomb mit Sir Robert Peel, was eben ſo viel Lob als Tadel war. Nothomb's Capacität, ſeine Gewandtheit, ſein Geſchick, ſeine politiſche Technik, ſo zu ſagen, werden ſelbſt von ſeinen erbittertſten Gegnern anerkannt, aber mehr gefürchtet als geachtet. In der That gehört dieſer einflußreiche Mann in eine und dieſelbe Reihe mit Louis Philipp und Robert Peel; zu jenen modernen Technikern, die mehr Diplomaten als Geſetzgeber, mehr klug als weiſe, mehr erfindungsreich in kleinen Mitteln für den Tag, als ſchöpferiſch und eine Stütze für die Zukunft, die einem Gewirr egoiſtiſcher Parteien gegenüber eine Zeit lang an ihrem Platze ſind, aber einen unverdorbenen guten Bourgeois, wie das belgiſche Volk noch iſt, bald abſtoßen müſſen. Nothomb iſt zu fein für Belgien. „Die Zeit iſt vorbei für eine Politik der „Rollen," ſagte jüngſt ein hieſiges Blatt, „wir wollen eine Politik der Ueberzeugungen," Nothomb ſpielte mit den Ueberzeugungen beider Parteien, weil er nicht an ſie glaubte, und benutzte ſo lange die Katholiken gegen die Liberalen und umgekehrt, bis beide von ihm ab- und über ihn herfielen. — Sie wiſſen, daß der Exminiſter als Geſandter nach Berlin ging; einen geſchickteren Vertreter im Auslande wird das Cabinet nirgendswo haben. Dies weiß man allgemein, und nur wirklich böſe Zungen ſpotten: „qu'il va travailler pour le roi de Prusse."

Herr Van de Weyer, der neue Premier, iſt ein Mann von etwa vierzig Jahren, geiſtreich, gelehrt, vollkommen unabhängig. Im Jahre 1830 war er Cuſtos der hieſigen Stadtbibliothek mit einem ſehr beſcheidenen Einkommen. Bald darauf heirathete er eine vornehme, ſchöne und ſteinreiche Engländerin. Pour comble de bonheur war's

eine Heirath aus Liebe. Seit dreizehn Jahren belgiſcher Geſandter in England, wo er in den höchſten und höheren Kreiſen ſehr beliebt iſt, wird er ſich nach dem Portefeuille, das ihm der König brachte, ſchwerlich geſehnt haben. Der jetzige Premier hat noch unlängſt eine liberale Lanze gebrochen in einer Fehde, die zu charakteriſtiſch iſt für die „katholiſche" Partei, die Kammer und Herrn Nothomb, als daß ich ſie hier nicht erwähnen ſollte.

Sie wiſſen, daß Belgien ſich bemüht, allen Berühmtheiten des Landes ſeit Gottfried von Bouillon Denkmale zu errichten. Vor einigen Monaten nun erhebt ſich der Deputirte von Tornoi, M. Dumortier, ein dünner Geiſt und dicker Katholik, um vor der Kammer ſich zu beklagen, daß man das Geld zum Fenſter hinauswerfen laſſe; ſo wolle man Denen von Brügge erlauben, einem gewiſſen Simon Stevin, einer mittelmäßigen, zweideutigen Berühmtheit, eine Statue zu ſetzen. Wer ſei dieſer Mathematicus, wo ſeien die großen Erfindungen deſſelben? „Er wolle wetten," unter Tauſenden werde kaum Einer den Namen Stevin kennen und wer ihn kenne, der wiſſe nur, daß er ein Feind der vaterländiſchen Kirche geweſen! Sollte man es glauben? Auf dieſes Wort theilt ſich die Kammer gleich in Liberale und Katholiken. Wirklich weiß die Majorität ſehr wenig oder nichts von den großen Verdienſten des Vorgängers von Newton; aber auf das Zeugniß Dumortier's, daß Stevin ein Diener des Prinzen von Oranien geweſen und daß die Väter Jeſu ihn wegen ſeiner Glaubensanſichten verfolgten, wird Stevin verworfen. Herr Nothomb ſelbſt verſichert, er habe deshalb Denen von Brügge Einwendungen gemacht (was aber nicht glaublich iſt) und Belgien war in Gefahr, einen großen Mann weniger, und die katholiſche Majorität, eine Blamage mehr zu zählen. Glücklicher Weiſe war die Interpellation zu ſpät gekommen, die Gelder bereits ausgegeben und die Statue Stevin's, nach einem Modell des Herrn Simonis, ſchon beim Erzgießer.

Aber das Andenken Simon Stevin's wurde an Herrn Dumortier blutig gerächt. Bald nach jener Interpellation des Deputirten von Tournoi erſchien, in Form eines Briefes an die Brüſſeler Akademie der Wiſſenſchaften, eine von Gelehrſamkeit ſtrotzende und von Geiſt ſprühende Broſchüre von Herrn J. du Fan; worin die Verdienſte Stevin's gründlich auseinandergeſetzt und alle Autoren, die ſeit dem 17. Jahrhundert Stevin's Ruhm vermelden, citirt werden. Schlimm genug, ſagte du Fan, wenn man auswärtige Autoren citiren muß, um die Celebrität eines Landsmannes vor der Ignoranz und dem Fanatismus patriotiſcher Deputirten zu retten. Freilich würden die großen Männer der Wiſſenſchaft vom großen Haufen am wenigſten gekannt, und „er (du Fan) wollte wetten," daß Herr Dumortier und mit ihm Tauſende ſeines Gleichen mehr von Elßler als von Euler, mehr von Lablache als von Laplace wüßten. Stevin ſei von den

Digitized by Google

Jeſuiten verfolgt und gezwungen worden, im Lager des Prinzen von Oranien Schutz zu ſuchen. Ob man heute, im Lande der Glaubensfreiheit, es mit den Jeſuiten des 17. Jahrhunderts halten und, im Sinn der heutigen Jeſuiten, die Gebeine der großen Männer mißbrauchen wolle, um mit ihnen die Lebendigen zu ſchlagen? u. ſ. w. Dieſe Broſchüre, angeblich in Ninuport erſchienen, war in London gedruckt und du Fan heißt auf Flämiſch Van de Weyer.

Ein hieſiges Blatt erzählt, daß in Brüſſel heimlich ein Dictionnaire de la noblesse belge erſchienen ſei, deſſen Mitarbeiter und Redacteure die Adeligen ſelbſt wären. —

IV.

Aus Dresden.

Die Leipziger Ereigniſſe. — Induſtrie- und Kunſtausſtellung. — Die Profeſſur an der Kunſtakademie.

Sie haben jüngſt Vorfälle in Leipzig erlebt, deren erſchütternde Wirkungen ſich durch ganz Deutſchland fühlen laſſen werden; am nächſten wird aber von ihnen Dresden berührt, da wir hier am Heerde der Folgen ſind, welche das Geſchehene nach Oben und von Oben haben wird. Die erſten Nachrichten fanden viele Ungläubige; als ſie ſich aber beſtätigten, drückte eine bange Beſorgniß, wie eine ſchwüle Luft, auf allen Gemüthern.

Ehe dieſe jüngſten Tage das ausſchließliche Intereſſe Aller in Anſpruch nahmen, waren Kunſt und Induſtrie die Looſungsworte des Tagesgeſpräches. Die Gewerbausſtellung, reichhaltig und geſchmackvoll in dem Orangeriehauſe des ehemaligen herzoglichen Gartens aufgeſtellt, erfreut ſich fortwährend eines lebhaften Beſuches, und mag das Ihrige zu dem merklichen Fremdenzufluſſe in letzterer Zeit beitragen. Vermag ſie auch hinſichtlich der Pracht und maſſenhaften Großartigkeit nicht mit der letzten Berliner Induſtrieausſtellung zu wetteifern, ſo liegt ein Grund hierfür ſchon darin, daß ſie ihrem Zwecke nach nur ein Brennpunkt des ſächſiſchen Kunſtfleißes ſein ſollte; und wenn man ſich das Bild der vor ungefähr zwanzig Jahren ſtattgefundenen, erſten ſächſiſchen Induſtrieausſtellung zurückruft, ſo wird man wenigſtens dieſe reichen Früchte einer langen Friedensperiode nicht verkennen dürfen. Unſere Kunſtausſtellung hat zwar keinen nummerreichen Katalog aufzuweiſen, doch iſt das Wenige meiſt gut. Ein Volksſänger von Gonne, der durch ſeine „Reue des Räubers" ſich ſchnell einen Namen gemacht hat, eine Sorentinerin vom Prof. Vogel von Vogelſtein, der Mundſchenk, ein Bruſtbild vom Prof. Hübner, eine Abendlandſchaft von Oehme, ſprechen von den Beiträgen

der hier lebenden Künstler am Allgemeinsten an. Weniger gelungen in Zeichnung und Composition ist ein großes historisches Bild, Maria Stuart auf dem Schlosse Loch-Levine, von Max Hauschild, dem bekannten Architekturmaler. Es ist ein seltsamer Irrthum, daß dieser Künstler, welcher sich in diesem letzteren Genre bereits einen Namen erworben hatte, mit einem Male einen ganz anderen Weg einschlägt; namentlich scheint ihm für das Portrait durchaus jener Blick zu fehlen, welcher nicht nur die Züge, sondern den Geist des Gesichts auffaßt und wiederzugeben weiß. Seine Portraits erregen, in Betreff der Aehnlichkeit, beim Betrachten ungefähr das Gefühl der unaufgelösten Dissonanz für das Gehör. Das Genialste der diesjährigen Ausstellung ist wohl eine Suite von zehn Bleistiftzeichnungen von B. Genelli, mit der Bezeichnung eine junge Hexe — eine phantastische Composition, als wäre sie einer Hoffmann'schen Teufelsgrille nachgezeichnet. Genelli's Name ward auch unter den Candidaten für die erledigte Professur an hiesiger Kunstakademie genannt; aber weder er, noch Moritz von Schwindt dürften sich für diese Stellung eignen; solche kometenhafte Naturen, die ihre selbstgebrochenen Bahnen durchschießen, sind nicht geschaffen, den Schüler in die Technik der Kunst einzuführen; eben so wenig als ein Liszt oder Paganini sich zu Professoren eines Musikconservatorium qualificirten. Ein anderes war mit Schnorr von Carolsfeld: er hätte wohl seinen Platz als Lehrer ausgefüllt, aber leider! hat er die ihm gemachten, sehr vortheilhaften Anerbietungen abgelehnt, und die erledigte Professur ist jetzt noch immer der Erisapfel der Kunstfreunde.

V.

Aus Franzensbad.

Gäste. — Traurige Gegenden. — Gesellschaftslinie. — Comforts. — Postangelegenheiten. — Der Weg alles Fleisches. — Concerte und Akademien. — Finsterniß.

Die Saison neigt sich zu Ende, wenngleich manche Fremde, worunter auch Notabilitäten, wie z. B. Berzelius, mehr zum flüchtigen Besuche, als zur eigentlichen Kur hierher kommen. Mir war es vergönnt Franzensbad noch in Floribus zu sehen; hochflatternde Fahnen wimpelten lustig von den Dächern, die Anwesenheit eines liebenswürdigen Prinzen aus dem Kaiserhause verkündend. Prinz Stephan und sein Gefolge brachten einiges Leben in die Gesellschaft. Doch außerhalb des Kreislaufs dieser Erscheinungen behauptete Franzensbad seinen alten wohlverdienten Ruf der Monotonie und Langweile. Es wäre zu wünschen, daß ein Berzelius anderer Art, die Quellen derselben zu Nutz und Frommen künftiger Badegäste eben so gründlich untersuchte, als der wirkliche es mit der chemischen Analyse der Wasser-

Digitized by Google

quelle gethan. Einſtweilen erlaube ich mir einem ſolchen ein wenig in's Handwerk zu pfuſchen. Wie Sie wiſſen, iſt die Natur um Franzensbad reizlos, und die Fläche ringsumher fällt um ſo unangenehmer auf, wenn man, wie es meiſt geſchieht, aus dem prächtig gelegenen Karlsbad oder aus dem freundlichen und geſchmackvollen Marienbad kömmt; billig aber ſollte man erwarten, daß mindeſtens durch Baumgänge und Alleen der Mangel an Bergen etwas verdeckt, und den ſengenden Sonnenſtrahlen vorgebeugt würde. Allein außer einem ſogenannten Park, welchen man in fünf Minuten bequem umkreiſt, iſt es nicht möglich, irgend einen ſchattigen Spaziergang in der unmittelbaren Nähe von Franzensbad ausfindig zu machen. Was man in weitem Umkreiſe von ein bis zwei Stunden findet, namentlich in und um Eger, iſt wohl recht hübſch, ohne jedoch auf eine beſondere Weiſe das Gemüth in Anſpruch zu nehmen. Die Geſellſchaft aber iſt, gleich wie auf einem Schiffe, dem es am rechten Steuermann gebricht, und iſt noch weit ſchärfer als auf gewöhnlichen Dampfſchiffen in erſte und zweite Cajüte eingetheilt, deren reſpective Publikümer ſich jedes unter ſich verſtehen müſſen, zwiſchen welchen aber ein unüberſchreitbarer Peſtcordon gezogen iſt. Natürlich wird durch ſo vorwaltenden Kaſtengeiſt an die Stelle des freiwirkenden Badegeiſtes der glückliche Wurf zu intereſſanten Bekanntſchaften de part et d'autre ſehr erſchwert. — Gleiche Mängel finden wir aber auch in den übrigen Comforts, namentlich im Vergleich mit andern deutſchen Bädern. Nicht daß ich etwa den Mangel einer Spielbank hier rügen wollte, deren Beſeitigung in allen öſterichiſchen Bädern ich vielmehr der Regierung als ein namhaftes Verdienſt zuerkenne. Um ſo weniger ſollte aber die daraus entſtandene Lücke unausgefüllt bleiben, und das Bad in allen andern Annehmlichkeiten nicht jedem ſo weit nachſtehen. Eine äußerſt dürftige Leihbibliothek, fünf bis ſechs Zeitungen, worunter nicht ein einziges Unterhaltungsblatt ſich befindet, ein Theater tief unter der Mittelmäßigkeit, wenn eine wandernde Truppe, die in einer Art von Scheuer ſpielt, gar dieſen Namen verdient; wöchentliche Reunionen, die nur auf dem Subſcriptionsbogen beſtehen, und ſelbſt in dieſem muſikaliſchen Lande nur eine ganz execrable Muſik: das ſind ſo ziemlich die Agréments, auf welche der hieſige Badegaſt angewieſen iſt. Rechnen Sie noch dazu, daß die Briefe, welche jeder in dieſer Einöde mit doppelter Sehnſucht erwartet, durch unverantwortliche Nachläſſigkeit der Eger und Prager Poſtbehörden oft um einen, ja ſelbſt um einige Tage in der Ankunft verſpätet werden, ſo begreifen Sie leicht, wie nur ein äußerſt glücklicher Erfolg der Kur, wie es ſich nur ſelten während derſelben bemerkbar macht, für ſo viele Entbehrungen ſchadlos halten kann, und wie bald man ſich nach den egyptiſchen Fleiſchtöpfen zurückſehnt. Da mir aber nun einmal ein ſo proſaiſches Wort entſchlüpft, ſo muß ich noch weiterhin grau in Grau

malen und bemerken, daß es mit Fleisch und in der nächsten Umgebung selbst mit dem Kaffeetopf hier ebenfalls schlechter, als an irgend einem andern Kurorte bestellt ist. Gewiß aber treten die hier ohne alle schwarze Galle geschilderten, so sehr fühlbaren Mängel den wohlthätigen Wirkungen entgegen, welche man bei kräftiger Abhülfe mit weit größerer Entschiedenheit erhoffen dürfte. —

Die gewöhnliche Würze (?) von Badeorten: Concerte und Akademien bleibt allerdings hier auch nicht aus. Baron Klesheim, ein gemüthlicher Oesterreicher, und der belgische Violinist Prume gaben jeder eine Akademie. — Ist auch die idyllische Zeit vorüber, wo Rose und Vergißmeinnicht noch eine Rolle spielten, so muß man doch gestehen, daß die niedlichen, gemüthvollen Genrebildchen des Baron Klesheim immer ein eigenthümliches Interesse erregen; zumal, wenn sie, wie hier, durch die charakteristische Vortragsweise gleichsam aus dem Rahmen treten. Die Akademie fand im Cursaale bei schwachem Besuche, aber höchst anständiger Beleuchtung statt. Einen grellen Gegensatz bildete Prume, der trotz des theuern Preises von 2 Fl. C.-M. das ganze verehrte Publikum im Dunkeln ließ, wohl nicht über sein meisterliches Spiel, doch in dem Saale selbst, der finster und trostlos das Auditorium empfing. T—t—l.

VI.

Germaniens Völkerstimmen.*)

Die bis jetzt erschienenen sechs Lieferungen dieses Nationalwerkes lassen uns nicht mehr in Zweifel, welchen Werth wir dem ganzen Werke beilegen dürfen. Frisch und lebendig, urkräftig und eigenthümlich breitet sich das wundersame Riesengewächs des deutschen Sprachstamms in dieser reichen Sammlung vor unsern überraschten Blicken aus. Da offenbaren sich Wurzeln und Stämme, die im Hochdeutschen längst überschüttet und verdeckt sind und auch in den ältesten Sprachdenkmälern nicht mehr zu Tage liegen; und mannichfaltige Lautverhältnisse und Wort- und Redeformen, die im Hochdeutschen längst nicht mehr erklangen, gemahnen den historischen Forscher als Bekanntes, Befreundetes und überraschen ihn bei genauem Zulauschen durch die Uebereinstimmung mit den ältesten Ueberresten germanischer Zunge, wogegen sie den philosophischen Sprachforscher durch die organische Gesetzlichkeit ihrer Erscheinung und als natürlichste Manifestationen von Gedanken und Anschauungsweisen erfreuen müs-

*) Sammlung aller deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Mährchen, Volksliedern u. s. w. Herausgegeben von Johannes Matthias Firmenich. Erste bis sechste Lieferung. Seite 1—480. Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung. 1845.

Digitized by Google

ſen, die ſich lebendig und frei in dem Leben und durch das Leben des Volkes entwickelt haben. Wer irgend Verlangen trägt, einen tiefen Blick in das Volksleben zu thun, wer irgend Sinn hat, ſeine Eigenthümlichkeit zu erfaſſen und ſich an der Mannichfaltigkeit ſeiner Erſcheinung zu erfreuen, der wird „Germaniens Völkerſtimmen" ſicher nicht ohne Befriedigung und nicht ohne Dank gegen den Herausgeber aus den Händen legen, der keine Mühe geſcheut hat, ſeine ungemein ſchwierige Aufgabe in der würdigſten Weiſe zu löſen. Das Sammeln, die Auswahl und nicht minder die Darſtellung, ſelbſt die Schreibung des Erlangten kann nur mit ungemeiner Mühe, Anſtrengung und Ausdauer zu Stande gekommen ſein.

Nach der öffentlichen Anzeige des Herausgebers hat derſelbe jetzt bereits **443** deutſche Mundarten geſammelt. Wie die Blätter melden, folgt man auch in andern europäiſchen Ländern dem Beiſpiele Firmenich's, wodurch derſelbe der Gründer eines großen neuen Gebietes der Wiſſenſchaft geworden iſt.

Wir können nicht umhin, aus der geiſtvollen Beurtheilung eines Gelehrten, der das Werk in ſeinem Weſen erfaßt, einige Stellen hier mitzutheilen: „Betrachtet man das umfaſſende Werk Firmenich's von ſeinem höheren Standpunkte, ſo tritt beſonders die gewaltige Kraft, womit die deutſche Sprache ſich in ihrem urſprünglichen Weſen und in ihrer Einheit zu erhalten wußte, immer mehr in das glänzendſte Licht. Die deutſche Zerſplitterung und Individualiſirung hat eine ungeheure Vervielfachung der deutſchen Mundarten herbeigeführt, in allen dieſen Mundarten zeigt ſich jedoch eine überraſchende Einheit im weſentlichen Charakter der deutſchen Sprachentwickelung, in allen dieſen Mundarten erſcheinen uns die charakteriſtiſchen Züge des urſprünglichen deutſchen Sprachgenius. Und ſo hat Firmenich durch „Germaniens Völkerſtimmen" auf erfreuliche Weiſe nachgewieſen, daß die genetiſche Kraft der deutſchen Sprache ſelbſt über die deutſche Zerſplitterung und Individualiſirung den Sieg davon zu tragen vermocht, und das gegenwärtig noch eine wahre, lebendige Einheit des deutſchen Volkes vorhanden iſt. Dieſe wahre, lebendige Einheit der Deutſchen iſt ihre Sprache, iſt der Genius, der in der Sprache lebt.

Das iſt hauptſächlich die hohe Bedeutung, die das Werk Firmenich's für Deutſchland hat. Derſelbe hat ſich um die Verherrlichung unſerer Sprache das größte Verdienſt erworben, das die Nachwelt erſt vollſtändig zu würdigen wiſſen wird; denn welche Schätze hat Firmenich zugleich, für uns wie für unſere Nachkommen, dem ſichern Untergange entriſſen!" u. ſ. w.

Auf den poetiſchen, ſprachwiſſenſchaftlichen und hiſtoriſchen Werth des Werkes iſt in andern Blättern bereits früher hingewieſen worden.

VII.

Die Ereigniſſe in Leipzig.

Leipzig, am 20. Auguſt.

Wir kommen ſo eben von dem Rathhauſe zurück, wohin ſämmtliche Redacteure Leipziger Blätter berufen wurden. Man hat uns einen Erlaß vorgeleſen, nach welchem alle Journale zu verwarnen ſind, in Bezug auf die letzten traurigen Ereigniſſe aufregende Artikel und Verdächtigungen aufzunehmen. Die Verwarnung war überflüſſig bei einer Preſſe, die ohnehin keinen Schritt weiter gehen kann, als der Cenſor geſtattet. Indeſſen, gegenüber einer ſo großen Calamität, welche das Land und die Regierung betroffen, gegenüber einer Menge für den Augenblick dringend zu erörternder Fragen, wollen wir dieſen Punkt nicht aufgreifen.

Wir verkennen nicht die delicate Stellung der Regierung und die ſchwierige Aufgabe inmitten der aufgeregten Gemüther. Ihr nächſtes Trachten muß ſein, die Aufregung zu beſchwichtigen, die einen Augenblick unterbrochene Ordnung wieder zu befeſtigen und das Vertrauen des Landes ſich zu ſichern.

Die Unterſuchungen haben begonnen, warum ſoll die öffentliche Meinung nicht durch ihr unmittelbares Organ, durch die Preſſe, alle jene Dinge zu den Ohren des Richters bringen dürfen, die ihm die beſte Aufklärung und Einſicht in die Ereigniſſe verſchaffen kann? Die Unterſuchungscommiſſion hat das geeigneteſte Mittel in der Hand, das Vertrauen zwiſchen Regierung und Volk aufrecht zu erhalten — ſie braucht nur offen und einfach zu Werke zu gehen. Das Königthum und das Geſetz verlangt die Ermittelung und Beſtrafung der Tumultanten und Fenſtereinwerfer. Die Bürgerſchaft, die Nation hingegen verlangt Ermittlung, ob es nöthig war, das äußerſte Mittel der Militärgewalt gegen das Volk anzuwenden. Verfahre man dann offen und gebe Jedermann ſeine Genugthuung!

Aber neben der Aufgabe innerer Beſchwichtigung hat die Regierung noch eine zweite hochwichtige Pflicht zu löſen: ſie muß den Ruf des Landes nach außen hin ſichern. Sowohl aus politiſcher Klugheit, wie aus Patriotismus muß ihr die Sache am Herzen liegen, daß Sachſen gegenüber den ausländiſchen Mächten nicht verleumdet und verdächtigt werde, daß die Leipziger Ereigniſſe nicht falſch geſchildert, die Motive nicht verunſtaltet, die Bewegung nicht in's Fratzenhafte gemalt werden; ihr ſelbſt muß daran liegen, daß die Achtung für Geſetz und Ordnung, welche die ſächſiſchen Bürger ſelbſt in dieſen Tagen der Prüfung ſo kräftig bewährten, nicht ohne Anerkennung bleibe.

Betrachtet man die Situation mit unpartheiiſchem Blicke, ſo muß man geſtehen, daß der Regierung wie der Nation durch die

Oeffentlichkeit der beste Dienst geschehen würde, nach außen wie nach innen. Man überblicke doch die Vorgänge. Ein Pöbelhaufe, den Jedermann desauvouirt, begeht einen Excess, der Bruder des Monarchen wird auf eine Weise beleidigt, für die jeder Bürger die schärfste gesetzliche Ahndung wünscht. Aber auf diese Beleidigung beschränkt sich auch das Verbrechen; ein Angriff, ein Vorstürmen findet nicht statt. Aber die Militärgewalt schreitet gleichwohl zum äußersten Mittel. Die Bürgerschaft versammelt sich in größter Aufregung, aber unter den gesetzmäßig ihr zustehenden Formen. Ganz Leipzig ist unter Waffen, aber kein Excess stört die Ruhe. Inmitten der tiefsten Bewegung, beim Leichengefolge der gefallenen Mitbürger selbst, behält die Bürgerschaft die Besonnenheit und die Achtung vor dem Gesetze. Unter allen Gruppen hört man die Aeußerung: Ja, wenn unser König nach Leipzig käme! überall bemüht man sich, die Liebe und Anhänglichkeit für den Monarchen zu manifestiren. Zehntausend Menschen versammeln sich auf dem Marktplatz, um die Entscheidung ihres Ansuchens an den Magistrat zu hören. Ein einfacher Bürger verkündigt vom Balkon des Rathhauses die Antwort und ruhig geht die Masse auseinander, sammelt sich Tags und Abends eine ganze Woche lang mit Aufopferung seiner Geschäfte und seiner Nachtruhe, um die Ordnung der Stadt als Communalgardisten aufrecht zu erhalten. Fürwahr, wenn solche Selbstbeherrschung nicht Anerkennung verdient, wenn eine solche Stadt zu den turbulenten gezählt werden soll, dann wissen wir nicht, was man unter Loyalität und Ordnungsliebe versteht, es müßte denn sein, daß man im Gegensatz zu dem Sprichwort nur die ungeprüfte Tugend für eine Tugend hält.

VIII.

Notizen.

Leben und Tod eines Referenten. — Göthemonument. — Treffen.

Die Thatsache, die wir hier — nach einem Privatbriefe — erzählen, ist in allen ihren Details wahr und verbürgt. Der Buchhändler Korn in Preßburg, Vater einer zahlreichen Familie, hatte im vorigen Jahre die Speculation gemacht, eine Kreuzerbibliothek herauszugeben. Alle Sonnabende erschien ein halber Bogen irgend einer Erzählung oder sonstigen populären Lectüre, für einen Kreuzer! Das kleine Unternehmen schlug so gut ein, daß von den ersten Bogen eine zweite und dritte Auflage erscheinen mußte. Da wurde er von einem neidischen Collegen denuncirt: er gäbe eine „Wochenschrift" heraus, ohne Concession. Die Kreuzerbibliothek mußte unterbrochen werden. — Korn eilte nach Pesth, um die Concession zu betreiben. Nach langen Mühen gelingt es ihm endlich, den Referenten für sich zu gewinnen, der ihm mit Hand und Mund die Zusage

Digitized by Google

gibt, sein Gesuch zu unterstützen. Um seiner Sache noch sicherer zu sein, bittet Korn um eine Audienz beim Erzherzog Palatin, als Präses der Statthalterei. Der Erzherzog antwortet ihm, es sei System, die Concessionen zu periodischen Blättern in Ungarn zu beschränken, indessen käme Alles auf die Ansicht des Referenten an. Frohen Muths verläßt Korn die Audienz, da trifft er im Vorsaale seinen Referenten in Gallauniform, gleichfalls zu einer Audienz sich einstellend. Am andern Tage sollte in der Statthalterei über sein Gesuch entschieden werden und noch am späten Abend begibt sich der besorgte Mann noch einmal zu seinem Referenten und findet diesen wie umgewandelt. Korn merkt, daß eine dritte Hand hier eingewirkt und den Beamten umgestimmt hat. Noch einmal bietet der Supplicant Alles auf; er stellt dem Beamten seine ganze Lage dar, er beschwört ihn, der selbst Familienvater ist, den Erwerbszweig einer zahlreichen Familie nicht durch Versagung einer so kleinen Concession zu stören. Der Referent scheint nachzugeben, er sagt von Neuem zu und Korn entfernt sich. Am andern Morgen wird wegen des starken Eisgangs die Communication zwischen Pesth und Ofen unterbrochen und Korn, der in letzterem wohnte, konnte nichts über die Entscheidung seiner Sache hören. Am zweiten Tage verbreitete sich das Gerücht, ein Beamter in Pesth sei in seinem Zimmer verbrannt. Zu gleicher Zeit wird auch die Brücke wieder hergestellt. Korn eilt rasch hinüber und hört mit Schrecken, der verbrannte Beamte sei — sein Referent. Er begibt sich zu einem andern ihm bekannten Rath, um über die Entscheidung jenes Gesuches Gewißheit zu erlangen; dieser antwortete ihm: „Mein lieber Korn, ich bedauere, Sie sind durchgefallen, man konnte bei dem besten Willen Ihnen nicht helfen, da Ihr eigener Referent gegen Sie war.“ Der arme Korn warf einen Blick zum Himmel; sein Referent war inmitten von Akten, die er spät Abends las und die sich entzündeten, verbrannt.

— Ein Theil des Göthemonuments in Frankfurt am Main wurde mit einer ätzenden Flüssigkeit begossen. Ein Witzbold, der am andern Morgen die Statue sah, rief aus: „Seht wie Göthe jetzt schillert!“

— Einem Mitarbeiter der Illustrirten Zeitung wurde bei der letzten Leipziger Emeute der Hut durchschossen. Die Kugel streifte das Haar, ohne den Kopf zu berühren. „Kein Wunder,“ sagte Jemand, der sich über die Holzschnitte dieser Zeitung längst ärgerte, „die Köpfe der Illustrirten sind nie getroffen.“ —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Der Devinationsjäger.

Novelle

von **Dr. Herrmann Schiff.**

Erſte Abtheilung.

Vor Zeiten gab es ein prächtiges Etabliſſement unfern der Reſidenz, bei dem ſehr anſehnlichen Dorfe Colthauſen, welches ſeiner hohen, dunklen Baumgänge und ſchattigen Plätze und Lauben halber clair-obscur hieß. — Der Wirth daſelbſt hatte in einem Feenpalaſte ſich wahrhaft fürſtlich eingerichtet, in der Hoffnung, den ganzen lieben Sommer lang die ſchöne Welt der Reſidenz bei ſich zu ſehen. Aber Aufwand iſt Sache des Einzelnen und nicht der Menge; das Volk kann nicht fürſtlich leben und das Publikum keinen Privatlurus begünſtigen. Auch koſtete der Garten große Summen zur Unterhaltung und zu ſpät bemerkte der Wirth, daß er ſich verrechnet hatte. Er mußte endlich froh ſein, einen Käufer zu finden, der den fürſtlichen Sommerſitz nicht eben unter dem Preiſe bezahlte, und verkaufte ihn dem reichen Finanzrath Ruhland, einem Millionär.

Den Geldmenſchen gönnt man die Anſprüche nicht, die ſie nur deshalb machen, weil ſie ſie bezahlen; das bloße Glück ohne Verdienſt erregt immer Haß und Mißgunſt. Man verargte es dem Millionär, daß er das ſchöne clair-obscur zum Privateigenthum gemacht und es dem öffentlichen Vergnügen entzogen, und rächte ſich mit denjenigen Waffen, die dem Publikum zu Gebote ſtehen, mit Spott und Mediſance. Aus clair-obscur bei Colthauſen machte man coeur-obscur bei Goldhauſen, welcher Name gang und gäbe ward, ſo daß der Millionär ſelber ſeine prächtige Villa coeur-obscur nannte, vielleicht aus Trotz, vielleicht weil der Name ihm beſſer gefiel, vielleicht auch weil er nicht Franzöſiſch verſtand.

Wirklich hatte der Finanzrath das besondere Glück, daß alles auffallend Seltene und Kostbare mit der Zeit in seine Hände gerieth. Er besaß eine Gallerie von auserlesenen Gemälden, eine merkwürdige Antikensammlung, ein ausgezeichnetes Curiositätencabinet und die seltensten Gemmen und Edelsteine; sein Silberzeug, seine Equipagen waren reich und geschmackvoll. Was aber mehr wie dies Alles bedeutete: seine Frau, obschon den Vierzigen nahe, galt immer noch für eine der schönsten und elegantesten Damen der Residenz und Bertha, seine einzige Tochter, war — wie wenig beliebt auch im Allgemeinen! — ein Engel an Leib und Seele.

Mehrere reiche und vornehme Cavaliere hatten bereits Herz und Hand ihr angeboten, aber nur einen sehr artigen, schonungs- und rücksichtsvollen Korb entgegen genommen. — In der ganzen Stadt sagte man: Sie wäre gerne unter die Haube, aber für ihren Vater ist nichts gut genug. Er verläßt sich auf sein unverschämtes Glück, welches ihm sicher auch den auserlesensten und seltensten Tochtermann bescheeren wird; — und man ärgerte sich im Voraus schon über die glänzende Partie, welche Bertha aller Wahrscheinlichkeit nach einst machen würde. —

Bertha war in einer großen Pension als einzige Bürgerliche unter lauter adeligen Fräuleins erzogen und galt schon als Kind für die schönste und talentvollste ihrer Gespielinnen. Sie wurde von Eltern, Erzieherinnen und Lehrern ihren Mitschülerinnen stets als Muster aufgestellt und war gewohnt, in Allem was sie dachte und fühlte, Recht zu haben.

Das änderte sich freilich, als sie die Pension verließ. Die bürgerliche Gespielin wurde nur zu kleineren Gesellschaften gebeten, wo keine Herren waren, und von den Hauptinteressen der vornehmen Mädchenwelt, den Hofvergnügungen und Festen konnte Bertha nicht mitreden. Aber sie las viel und bildete sich ein, die Welt aus Büchern zu kennen. Damit verdarb sie vollends ihren Credit, man nannte sie leichtgläubig; es hieß: sie glaube Alles, was in Büchern stehe; und selbst ihr Urtheil über Bücher und Gegenstände der Kunst wollte man ihr streitig machen.

Eine seltsame literarische Erscheinung erregte damals im höchsten Grade die Theilnahme des Publikums. Ein Büchlein unter dem Titel: „Philosophie für Damen" behandelte die wichtigsten Fragen,

Digitized by

die ſchwierigſten Probleme, die neueſten Erſcheinungen im Gebiete der Wiſſenſchaft, Religion und Geſittung auf ſo anmuthige Weiſe, in einer ſo naiven Sprache, daß die neuere Philoſophie, welche vermöge ihrer vornehmen Dialektik und ſpitzfindigen Terminologie bisher Eigenthum der Studirten geblieben war, durch große Geſchicklichkeit und Gedankenklarheit nicht ſowohl den Damen, ſondern Leſern jedes Standes und Alters, kurz dem Volke zugänglich gemacht wurde. — Es waren Geſpräche zwiſchen Lehrer und Schüler: dieſer ein poetiſch geſtimmter unverdorbener Jüngling, jener ein überſättigter blaſirter Schriftſteller der Jetztwelt, aber voller Witz, Geiſt und Laune. Er ſtand als Mentor neben ſeinem Telemach, dem er alle Ideen eingab oder mittelſt ſokratiſcher Hebammenkunſt entlockte. Und die naturfriſche poetiſche Sprache des Schülers war eben ſo correct in der Wahl der Ausdrücke, wie die humoriſtiſche mephiſtopheliſche Mediſance des Lehrers treffend und glücklich in ihren Wendungen und Effecten. Der milde Geiſt des Schülers bildete den liebenswürdigſten Gegenſatz zu der brillanten Ironie ſeines Meiſters und die ſeltſame Miſchung von Unſchuld und Genußſucht; Jugendglück und Ueberſättigung, Naivheit und Ueberbildung waren auf jeder Seite und faſt in jeder Zeile bewunderungswürdig.

Dazu kam, daß der Verfaſſer des Buches, ein gewiſſer Doctor Zänker, als Philoſoph und Schriftſteller bereits ſich bekannt gemacht. Man wußte, daß er aus Mißmuth und unglücklicher Verhältniſſe halber plötzlich ſeine Carriere aufgeben mußte und als Geſellſchafter eines reichen, vornehmen, jungen Cavaliers auf deſſen Gütern lebte. Dieſer vornehme Gönner war der junge Graf Oskar von Wüſterode und war in jenem Buche als Schüler mit ſeinem Vornamen Oskar benannt. Das Buch ſchien demnach zwei Verfaſſer zu haben. Aber von einem Grafen Oskar von Wüſterode hatte man bisher noch nie etwas gehört und man wollte einem blutjungen Ariſtokraten nicht ſo viel Weisheit und Geſchicklichkeit zutrauen. Zänker hingegen war ein berühmter und beliebter Mann, von dem ſich Alles erwarten ließ.

Darüber erhob ſich in allen Journalen ein Federkrieg. Einige Recenſenten erklärten das Buch für einen philoſophiſchen Roman und ſtellten es weit über Solger's „Erwin;" rühmten auch das Intereſſe, welches ein Ideal wie Oskar einflöße und beklagten, daß ein Genius wie der Doctor Zänker ſich den Intereſſen der Zeit und

Geſelligkeit entzöge, um in der Einſamkeit ſeine Kräfte an poetiſche Erfindungen zu verſchwenden. Andere dagegen verfochten lebhaft Oskar's Wirklichkeit, nannten das Buch eine philoſophiſche Denkwürdigkeit, eine literariſche Begebenheit, ein geiſtiges Ereigniß, eine ideale Thatſache und bedienten ſich noch anderer Euphemismen, woran die heutige Tagesliteratur unendlich reich iſt.

Der Streit wurde lebhaft, zuletzt mit Erbitterung geführt. Alle Welt wurde auf den Zankapfel aufmerkſam, nahm Partei für und wider und auch die Damen miſchten ſich darein. Die jüngeren verliebten ſich in den vornehmen jungen Philoſophen, der ſo fromm und edel dachte, die anſpruchsvollen, vornehmen und hochgebildeten aber behaupteten, ein Krautjunker könne nicht ſo meiſterhaft und correct denken und ſprechen und erklärten jenen Oskar für ein Ideal.

Bertha zählte achtzehn Jahr, traute ſich ein entſcheidendes Urtheil zu und verfocht mit dem lebhafteſten Eifer Oskar's Wirklichkeit.

— Es iſt Dein Unglück, Mädchen, wandten ihre Freundinnen ein, daß Du alles glaubſt, was in Büchern ſteht. Du hälſt alle Ideale für wirklich.

— Oskar hat aus meiner Seele geſchrieben — antwortete Bertha — und ſo gut wie ich wirklich bin, kann er es auch ſein.

— Und weshalb ſoll Zänker nicht aus Deiner Seele geſchrieben haben?

— Was er in dem Buche ſagt, iſt mir entweder ſo unverſtändlich, daß es mir verloren geht, oder ſo verſtändlich, daß ich nichts damit zu machen weiß. Allein was Oskar ſagt, erſchließt mir eine ganze Welt lichter ſeelenvoller Gedanken, woran ich mich zeitlebens erbauen und erfreuen kann, um immer frömmer und glücklicher zu werden. — Streitet nicht! Es giebt Wahrheiten, die man nicht bezweifeln ſoll. Am wenigſten dürfen junge Damen von Erziehung die Pietät verleugnen. Oskar hat mit Liebe geſchrieben und war von ſeinen Gedanken entzückt. Zänker verhöhnt ihn auf eine leiſe, aber ſchändliche Art. Wem das Heilige heilig iſt, der wird es nicht verhöhnen, nnd wer das Heilige verhöhnen kann, der fühlt nicht deſſen Heiligkeit. Folglich hat dies Buch zwei Verfaſſer und Zänker iſt kein Schriftſteller für junge Damen von Erziehung.

— Werde doch ſelbſt eine Heilige! rief Pauline, die Tochter

des franzöſiſchen Miniſters. Entſage der Welt, hoffähig biſt Du ja ſo nicht. —

Ich hätte es längſt ſein können, wenn ich einen Edelmann geheirathet hätte; und in Deinem Vaterlande, Pauline, kann man ſich ja ungeſtraft den Adel anmaßen. Allein was ich eben geſagt habe, ſind nicht meine eigenen Gedanken, ich habe es nur in den vornehmſten und geiſtreichſten Journalen ſo geleſen.

— Die Journale! die Journale! fingen alle Fräulein mit einem Male zu lachen an. Von wem haſt Du dieſe Leichtgläubigkeit, doch nicht von Deinem Vater, denn der glaubt nur was in ſeinen Büchern ſteht.

Bertha ſchwieg beleidigt. — Sie ärgern ſich doch nur, dachte ſie, weil ich Geiſt habe und talentvoller bin als ſie.

Indeß nahm ſie Pauline beim Wort und was Spott und Feindſeligkeit ihr gerathen, erfüllte ſie mit heiligem Eifer. — Sie ſchrieb Oskar's Reden auf feines Velin ſauber ab und ſandte das zierliche Heft zum Buchbinder, es ſo koſtbar wie möglich binden zu laſſen. Sie erhielt es zurück, öffnete es, las und lächelte. Dies Büchlein voll erhabener Gedanken war ſo kinderleicht und faßlich geſchrieben und hatte jetzt einen ſo merkwürdigen Zuſammenhang, der ſchöne Inhalt war jetzt ganz was ſie wünſchte. Von Zänker's Werk wollte ſie nichts mehr wiſſen. Sie warf ihr Exemplar in's Feuer. Ihr koſtbares Büchlein aber wollte ſie auswendig lernen, ihr Leben danach einrichten; es ſollte ihr Glaubensbekenntniß ſein. — — —

Eine wichtige Neuigkeit erfüllte die Stadt und beherrſchte das Tagesgeſpräch. Oskar, hieß es, ſei anweſend und im Theater geſehen worden. Aber die ideale Partei triumphirte dennoch. Man lobte die ſchöne Geſtalt und den edlen Anſtand des jungen Grafen von Wüſterode, aber von ſeinen Talenten und Fähigkeiten hatte man nicht die vortheilhafteſte Meinung. Er benahm ſich überall ſehr ſtolz und einſylbig und ſagte man ihm Artigkeiten über die Philoſophie für Damen, ſo zuckte er mit Geringſchätzung die Achſel und ſprach: „Ich kenne das Buch nicht, ich habe es nie geleſen," und daß ein Krautjunker aus Stolz auf ſeinen guten Adel und ſeine reichen Güter ſo verächtlich von einem allgemein beliebten Werke ſprach, was er vielleicht nicht einmal verſtand, empörte mit Recht alle Welt gegen ihn.

Digitized by Google

Nur Bertha war noch auf ſeiner Seite und ſprach als ſie ſich mit ihren Geſpielinnen wieder in einer Tagesgeſellſchaft befand.

— Er kann ſeine Gründe haben, ſeine Autorſchaft zu verleugnen. Aus eigner Machtvollkommenheit hätte der Doctor Zänker ſich nicht erlauben dürfen, ſeinen Vornamen und ſeinen Charakter in einem Werke zu veröffentlichen.

— Zänker! antwortete man ihr, iſt ein feiner Mann. Er hat dem reichen jungen Grafen geſchmeichelt, um ſich bei ihm oder ſeinen Anverwandten in Gunſt zu ſetzen.

— Welche niedere Schmeichelei! — Die garſtige Verhöhnung des Edlen für ſich zu behalten und das Edle ſelbſt ſeinem Zögling in den Mund zu legen.

— So ſind die Männer! rief Pauline. Sie haben die edelſten Gedanken und ſind die Falſchheit ſelbſt.

— Die Falſchheit hat nur ſchöne Redensarten, antwortete Bertha und Schwäche und Sklaverei nur verleugnen ihre edlen Geſinnungen.

— Du ſprichſt wie ein Buch! rief Pauline, Moral, langweilige, triviale Moral. Wir ſind jetzt aus der Schule, meine Liebe. Wir kennen die Welt und merke Dir die Regel, liebe Bertha: Alle ſchöne Männer ſind dumm; alle geiſtreiche Männer falſch!

— Du biſt nun einmal eine Männerfeindin, verſetzte Bertha arglos, ohne zu ahnen, wie ſehr ſie ihre Geſpielin damit beleidigte. — Pauline hatte erſt kürzlich die grauſame Erfahrung gemacht, daß ihr Erwählter, ein junger Attaché bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft, ihrer Hand wie ihres Herzens völlig unwerth ſei. Seitdem haßte und verachtete ſie alle Männer und machte kein Hehl daraus. Aber für eine Männerfeindin wollte ſie nicht gelten, dazu war ſie noch zu jung und in ihrer reizbaren Stimmung bildete ſie ſich ein, Bertha habe auf ihre unglückliche Liebe angeſpielt. Sogleich entgegnete ſie heftig:

— Sprich Du doch nicht mit, wenn von Männern die Rede iſt. Die Comptoiriſten und commis-voyageurs, die Sonntag Mittags auf coeur-obscur ſich ſatt eſſen, die Studenten, Schauſpieler, Künſtler und die verdorbenen Cavaliere, die Dein Vater vollends zu Grunde richtet, ſind keine Männer und etwas Diſtinguirtes kommt nicht zu Euch! —

Digitized by Google

Bertha ſchwieg für den Augenblick, doch als man aufbrach erklärte ſie: „Ihr werdet mich nie wieder in Eurer Geſellſchaft ſehen.“

— Wenn Du ſo tugendhaft biſt! rief Pauline, ſo mußt Du Deinen Feinden vergeben und ſegnen, die Dir fluchen!

Bertha antwortete ganz profan: „Wo ich nicht gerne geſehen bin, bleibe ich weg,“ und ging.

Sie erzählte auf coeur-obscur ihrer Mutter, daß ſie mit allen ihren Freundinnen gebrochen und die Räthin fragte: „Etwa der Philoſophie für Damen halber?“

— Ja!

— Du nimmſt die Partei des jungen Grafen viel zu eifrig, liebes Kind.

— Darf ich einem öffentlich anerkannten Talente nicht auch meine Verehrung eingeſtehen!

— Aber es iſt ein junger und wie ich höre, liebenswürdiger Cavalier.

— Soll ich ihn deshalb nicht verehren dürfen? Aber man gönnt mir nicht, daß ich eine eigene Meinung habe. Man läßt mich fühlen, daß ich kein gnädiges Fräulein bin.

— Du haſt nun gar keinen Umgang mehr!

— Beſſer ich bleibe allein, denn wirklich liebe Mutter! ſie ſind alle dumme, herzloſe Geſchöpfe! — — —

Auch Pauline ſagte zu Hauſe ihrer Mutter: „Mama! ich fürchte eine Unbeſonnenheit begangen zu haben. Aber Du glaubſt nicht, mit welcher Dreiſtigkeit Bertha Ruhland von Dingen ſpricht, die ſie gar nicht verſteht. Ich habe es ihr gut gegeben. Sie will uns alle nicht mehr beſuchen und thut recht daran. Wir alle können ſie nicht leiden.

— Aber Du weißt, in welchen Verhältniſſen Dein Vater und der Finanzrath ſtehen.

— Leider! und unglücklicherweiſe habe ich von verdorbenen Cavalieren geſprochen, die ihr Vater vollends zu Grunde richtet.

— Welche Unvorſichtigkeit mein Kind! Wenn ſie das zu Hauſe wieder ſagt.

— Für's erſte habe ich meinem Herzen Luft gemacht.

— Aber der Finanzrath iſt empfindlich. Er wäre im Stande uns den Credit aufzukündigen.

Laß mich nur machen. Ich versöhne sie schon wieder. Die deutschen Mädchen, bah! — Belesen sind sie, aber Geist haben sie nicht.

Schon am folgenden Morgen mit dem frühesten war Pauline auf coeur-obscur, um Bertha zum thée dansant einzuladen.

— Ich will Deine Freundin wieder sein, antwortete Bertha; aber diesen Abend kann ich nicht.

— Warum nicht? Im Sommer giebt man keine großen Bälle. Alle werden heut erst eingeladen. Soll ich umsonst den weiten Weg herausgefahren sein. Das ist kein Spaß, wenn man Abends ein Fest giebt.

— Du bist herausgefahren, um Dich mit mir zu versöhnen und ich bin wieder gut; allein ich komme diesen Abend nicht.

— Du mußt kommen, liebe Bertha. Das Unrecht war auf beiden Seiten. Du bist in der That sehr unerfahren und beurtheilst die Welt sehr unrichtig. Du hast einen klugen Vater, eine geistreiche Mutter, talentvolle Lehrer, mit denen Du umgehst und Du forderst von allen Menschen, daß sie klug, geistreich, talentvoll sein sollen; das geht nicht an! —

— Ich mache keine Ansprüche.

— Und wie! Du fühlst das nur nicht, Du zeigst unaufhörlich, wie geschickt und talentvoll Du bist und das gehört sich nicht. In der Gesellschaft muß jeder etwas von seinen Ansprüchen zu verleugnen wissen, damit andere auch Ansprüche machen können.

Also ich soll meine Meinung nicht mehr sagen!

Wie schwer begreift ihr deutschen Mädchen Dinge, die wir mit zur Welt bringen. — Du verträgst Dich mit uns allen nicht gut. Soll das an uns liegen? — Und weshalb haben wir uns gezankt? Ist es eine Ehrensache für uns, ob die Männer falsch oder aufrichtig sind? Warum nimmst Du das so wichtig? Die Männer sind nicht werth, daß wir ein Wort an ihnen verschwenden! Und sieh', diesen Abend ist Oskar bei uns. Mein Bruder hat ihn eingeladen! Du kannst Dich selbst überzeugen, welch' ein Unterschied zwischen einem jungen Philosophen in einem Buche und einem hölzernen jungen Grafen in Natura ist. Lerne die Männer kennen! mache Erfahrungen! Du siehst ich meine es gut mit Dir. Und Du wirst

Digitized by Google

hoffentlich einsehen, daß ich Deine wahre Freundin bin. Ich führe harte Worte auf den Lippen, aber auch gute Gesinnungen im Herzen. Ich will Dich von Deinen Irrthümern befreien!

Bertha war gerührt, und wußte nicht wovon. Sie umarmte Paulinen und sprach: „Ja! Du meinst es aufrichtig, es thut mir leid, daß ich gestern empfindlich ward. Es wäre nicht geschehen, hättest Du nur mich beleidigt, aber Du sagtest Uebles von meinem Vater.

— Siehst Du, unterbrach sie Pauline, das ist schon wieder ungehörig! — Wenn man sich einmal versöhnt hat, so erwähnt man des Zankes nicht wieder. Also Du kommst diesen Abend, und wir zanken uns nie wieder und sind Freundinnen auf ewig.

Bertha hatte ihre Toilette vollendet und zeigte sich ihrer Mutter. Sie trug ein weißes Kleid mit natürlichen Rosen besetzt. Ein Kranz von weißen Rosen umgab wie eine Glorie ihre reichen, kohlschwarzen Haarflechten und eine kostbare Perlenschnur umschlang mehrmals Hals und Nacken, die aus demselben Stoffe geformt schienen. Dies war all' ihr Schmuck, aber die Weiße ihrer Haut, die Feinheit ihrer Züge und Formen, wurden durch diese zarte Toilette gehoben und ihre dunklen Augen, von langen schwarzen Wimpern halb verschleiert, wirkten vollends zauberisch.

— Aber so einfach! sprach mißbilligend die Räthin.

— Es soll nicht heißen, daß ich Ansprüche mache.

— Und ganz weiß.

Bertha betrachtete sich lächelnd im Spiegel und rief, ich finde, daß mich das gut kleidet.

— Schön genug bist Du! seufzte die Räthin halblaut, mögest Du aber so glücklich sein.

Bertha hatte diese Worte gehört. Dein Segen wird mir Glück bringen, antwortete sie erröthend, öffnete einen Bücherschrank, nahm ihr schön gebundenes Büchlein heraus und fing an zu lesen bis der Wagen vorfuhr.

Bertha verursachte ihrer Mutter heut Besorgniß. Wenn sie sonst lesend dasaß, hatte ihr Wesen etwas Ernstes und fast Feierliches. — Doch wenn sie lächelte, bildeten sich zwei vollkommen symetrische Grübchen in ihren Wangen. — Sie lächelte als sie das Buch zur Hand

nahm und die Grübchen wollten ſeitdem nicht ganz wieder ſchwinden, wenigſtens angedeutet blieben ſie immer. — Mit Recht fürchtete die Räthin, daß die Theilnahme, die Bertha der Philoſophie für Damen ſchenkte, keine ganz philoſophiſche ſei und jetzt ſollte ihre Tochter den jungen Philoſophen ſelbſt kennen lernen. Iſt es möglich, dachte ſie, daß man ſich aus einem Buche in den Verfaſſer verliebt? da fiel ihr Bürger ein und das ſchwarzbraune Mädchen aus Schwaben. Heiliger Gott! rief ſie, es iſt ſchon dageweſen!

Was? fragte Bertha.

— Du freuſt Dich wohl ſehr auf den Ball?

— Unbeſchreiblich. Es iſt mein erſter Ball, mein erſtes Debut in der Welt, und ich darf hoffen, es wird kein unglückliches ſein. Doch das hat nicht den geringſten Werth für mich. Allein ich werde den Grafen Wüſterode ſprechen und das Geheimniß wird an den Tag kommen. Ich ſchlichte eine literariſche Fehde und beweiſe, daß ich mich auf meine Ueberzeugung verlaſſen darf.

— Und das intereſſirt Dich ſo?

Es intereſſirt alle Welt, man ſtreitet darüber hin und her. Schon ſeit ſechs Monaten habe ich unaufhörlich dieſen einen Verdruß mit meinen Freundinnen gehabt. Iſt es mir zu verargen, daß ich die Sache beilegen will?

— Bertha ſei nicht indiscret.

— Befürchteſt Du das von mir?

— Du wirſt den jungen Grafen in Verlegenheit bringen, wenn er der Verfaſſer nicht iſt!

— Alſo Du glaubſt mir auch nicht? —

Aber der Wagen fuhr vor und machte dem Geſpräch ein Ende, die glückliche Bertha legte ihr Büchlein auf das Clavier, umarmte ihre Mutter und hüpfte fort. — Die Räthin ſuchte ſich zu tröſten, ſo gut ſie konnte: Wenn Bertha entdeckt, daß ihr Ideal ein Geck nur iſt, ſo dürfte das eine heilſame Lehre für ihre Schwärmerei ſein. Freilich ſind die talentloſen Stutzer immer die gefährlichſten, aber meine Tochter hat Geiſt. —

Oskar hielt ein Tagebuch, gleichſam um geiſtige oder ſittliche Toilette zu machen. Sauberkeit im Innern wie im Aeußeren war

ihm Gewohnheit und Bedürfniß, und ſein Tagebuch begann mit folgenden Worten:

„So lange die Seele noch rein, der Geiſt ſchön iſt, würdig des göttlichen Hauſes, der ihnen Daſein gab; ſo lange der Jüngling geſund an Leib und Seele des Erdenkloßes noch nicht bewußt iſt, genießt er hienieden eine Glückſeligkeit, aber eine ſchwärmeriſche, eine chimäriſche. Sie hat nur lyriſche, phantaſtiſche Wahrheit. Sie will aber zur Exiſtenz gelangen: einer der ſchwierigſten Proceſſe des Erdenlebens. Uebereile dich nicht, o Jüngling, dränge dich nicht zur Erkenntniß. Die Natur läßt ſich Zeit, ſie arbeitet träge, aber dauerhaft und ſauber. Es hat Jahrtauſende gedauert, ehe die natürliche Weisheit (die Devination, die Offenbarung) zur geſchulten (zur wiſſenſchaftlichen, bewußten) Weisheit wurde und du haſt nur ein kurzes Menſchenleben. Bewahre, pflege, ſchone dir die Devination der Jugend und Unſchuld, du vermagſt es. Wage dein eigener Schüler zu ſein. Die bewunderungswürdigen, unſterblichen Meiſter aller Zeiten wurden Lehrer der Menſchheit, weil ſie die Schüler ihrer ſelbſt waren. Vertraue dir ſelber und überlaſſe dich getroſt der Vorſehung, welche Zwecke mit dir hat, die du nicht eher erkennen wirſt, als bis ſie vollbracht ſind."

Als Oskar ſeinen Vater verlor, zählte er zwanzig Jahre. Er hatte Naturwiſſenſchaften und Oekonomie ſtudirt; war jetzt unabhängig und reich, die ganze Welt ſtand ihm offen; allein er kehrte heim auf ſeine Güter, übernahm die Verwaltung derſelben und wollte ruhig daſelbſt die weiteren Verfügungen der Vorſehung über ſich abwarten.

Aber dieſe Thätigkeit genügte ihm nicht, er fühlte eine Leere in ſich, eine Sehnſucht, er wußte ſelbſt nicht wonach. — Dieſe Ruhe taugt nicht — dachte er — ich muß einen Freund haben, der mir widerſpricht, der mir zu ſchaffen macht, der mich reizt und anregt, einen Freund, der ganz dem ſocialen Leben angehört und durchaus nichts von den Nachtſeiten der Naturwiſſenſchaften wiſſen will. Seine Wahl fiel auf einen gewiſſen Doctor Zänker, der ſich als Tagesſchriftſteller bereits einen Namen erworben und deſſen Bekanntſchaft er während ſeiner Univerſitätsjahre gemacht hatte. An dieſen, der ſich gegenwärtig notoriſch in ſehr traurigen Verhältniſſen befand, ſchrieb er, bot ihm ein Aſyl auf ſeinen Gütern an und verſprach, es ihm an nichts fehlen zu laſſen.

Digitized by Google

Zänker erblickte hierin nur eine Anerkennung ſeiner Verdienſte und konnte nicht umhin, öffentlich bekannt zu machen, daß er die müßige nüchterne Gegenwart für völlig unwürdig ſeiner ferneren Theilnahme erachte, weßhalb er von nun an der Muße und Freundſchaft zu leben geſonnen ſei. Auch den Namen ſeines vornehmen jungen Gönners verſchwieg er nicht, welcher einem der älteſten und und reichſten Geſchlechter des Landes angehörte und daher ſehr geeignet war, Zänkers Rückzug aus der Oeffentlichkeit, in welcher er ſich lange mit Glück und Ruhm behauptete, als einen höchſt glänzenden erſcheinen zu laſſen.

Oskar empfing ihn mit offenen Armen. — Allein Zänker hatte nichts wider Devinationen. Sie waren ihm völlig gleichgültig; er glaubte ſie weder noch beſtritt er ſie.

Oskar machte ihm Vorwürfe.

— Herr Graf, klagte Zänker mit affectirter Vornehmheit, ich bin ein Opfer der Hypercultur meines Jahrhunderts! Als ich anfing zu denken, ward ich überfüllt mit Kenntniſſen und überladen mit allen Schätzen des Wiſſens; als ich anfing zu fühlen, ſtürmten alle Illuſionen der Kunſt, Bühne, Lectüre, alle Stimulanzen und Pikanterieen eines luxuriöſen Lebens auf mich ein und verwüſteten meine Nerven, was alſo kann ich von Ahnungen und Träumen wiſſen?

— Aber intereſſiren muß Sie doch der geiſtige Selbſterhaltungstrieb, die wahrnehmbare Vorſehung!

— Nein! mich intereſſirt gar nichts. Es giebt nichts auf der Welt, was mich erfreuen oder reizen kann.

— Sie ſind doch noch jung.

Aber die Zeiten der Romantik ſind vorüber, Ahnungen und Träume gelten nichts mehr. Ich bin ein Märtyrer der Gegenwart, ich muß in jedem Worte pikant ſein, mit jedem Gedanken frappiren, ich muß mich zerſtören, damit die Menſchen mich bewundern und darf mich nicht mit Träumen zerſtreuen! —

— Wollen Sie behaupten, daß Sie eine Erſcheinung ſind ohne Inhalt?

— Menſchen, Herr Graf! ſind wie Bücher, der Inhalt iſt Nebenſache; es kommt auf den Titel und den Namen des Verfaſſers an. Sie ſind ein Titel: Graf von Wüſterode. Für ſolch'

einen Titel möchte ich leben und ſterben, denn er macht ſtets Aufſehen wie und wo ſie ihn nennen. Ich bin nur der Name eines Verfaſſers, was viel unbequemer iſt; denn ich muß ſtets neues Aufſehen machen, damit die Welt mich nicht vergißt. — —

Bald jedoch änderte Zänker ſein Benehmen. Er fand einſt Oskar's Tagebuch und rückſichtslos wie er war, ſchlug er es auf und begann zu leſen. Schon bei den erſten Zeilen erſtaunte er und rief: „Wenn ich nicht Zänker wäre, möchte ich wohl Oskar ſein.“ — Er las weiter und fand alles ſo bedeutend, daß er es wirklich abſchrieb. — Jetzt fing er an Oskar's Anſichten lebhaft zu beſtreiten und was von dieſen Geſprächen in Oskar's Tagebuch überging, eignete er ſich ſorgfältig bei jeder Gelegenheit an. Nach Verlauf einiger Zeit war er im Beſitz einer vollſtändigen populären Philoſophie und durfte nicht viel hinzufügen. Edel und einfach hatte Oskar alles geſagt, und ihm nur die Würzen gelaſſen: Witz, Humor, Spott und Ironie, und Zänker mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, um als Mentor neben ſolch' einem Telemach Figur zu machen. — Den Namen Oskar aber behielt er in ſeinem Werk bei, denn ſeine Stellung in der Oeffentlichkeit als Geſellſchafter eines reichen, vornehmen, jungen Cavaliers dünkte ihn ehrenvoller als der ſimple Charakter eines deutſchen Privatgelehrten.

So entſtand die Philoſophie für Damen, welche Aufſehen machte, viermal hinter einander aufgelegt werden mußte und bei der ſtets vergrößerten Auflage dem Verfaſſer ein beträchtliches Honorar erwarb.

Zänker hatte jetzt Geld, wurde von allen Seiten zu neuer literariſcher Thätigkeit aufgefordert; Buchhändler machten ihm Anträge, längſt verſchollene Freunde meldeten ſich wieder. Er hielt es daher für gerathen, ſich von ſeinem großmüthigen jungen Freunde zu trennen, um die Huldigungen, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden, perſönlich in Empfang zu nehmen und ſeinen Credit bei den Buchhändlern zu forciren.

Oskar vermißte ihn ſchmerzlich, zumal er in der letzten Zeit ſo wacker mit ihm disputirt hatte. Wo finde ich mehr Anregung, dachte er endlich, als im Leben ſelbſt? Wo größeren Widerſpruch mit der Natur, als in der großen Welt? Auch ich will nach der Reſidenz, ich will ſehen, wie lange ich es aushalten kann; ich will mitten in der Cultur und Socialität mich am Fremdartigen und Widerſprechen-

Digitized by Google

den ſättigen. Dann kehre ich zurück in den Schooß der Natur, um in Muße und Einſamkeit Alles wieder in Saft und Blut zu vertiren.

Oskar war von Natur wenig geſprächig. Auf ſeinen Gütern war er allein, der Mächtige, Kluge und Reiche. Er war gewohnt, zu befehlen, wo Andere ſprachen. Daher ſein Anſtrich von vornehmem Hochmuth, der in der Reſidenz das vorerwähnte Aufſehen machte. Er ſpielte, ohne es zu wiſſen, die brillanteſte Rolle, die in der heutigen Geſellſchaft möglich iſt; die Rolle eines ſtolzeleganten, vornehmzurückhaltenden Nichts, welches bereits der Oeffentlichkeit angehörte und literariſch berühmt war; und hörte er von der Philoſophie für Damen reden, ſo gedachte er mißmuthig ſeines treuloſen Geſellſchafters, deſſen Philoſophie durchaus keinen Reiz für ihn hatte, ja ihm ſogar verhaßt war.

Am dritten Tage ſeiner Ankunft war er auf dem Balle bei dem franzöſiſchen Geſandten. Er machte aber in der Stille die Bemerkung, daß die Damen in der Reſidenz Toilette zu machen verſtehen. Es ſchienen lauter Portraits, obſchon keine Ideale; als es mit einem Male rings um ihn flüſterte: l'ange de coeur-obscur, l'ange de coeur-obscur.

Das war ein Wort, ſeine ganze Theilnahme zu erregen und er erblickte eine reizende Erſcheinung, die höchſt einfach gekleidet, leicht und ätheriſch hereinſchwebte und in deren ſchwarzen ſchwärmeriſchen Blicken ein ſüßer unheimlicher Zauber ruhte. Er war ganz Auge und frohlockte mit innerem Entzücken: Ja dieſe Blicke verrathen deutlich, daß ſie ein Engel mit finſterem Herzen iſt. Alle Herren umſchwärmten ſie, nur er wagte nicht ihr zu nahen und begnügte ſich, ſie aus der Ferne zu bewundern. Als er endlich fragte, wer dieſe zauberiſche Dame ſei, erhielt er / zur Antwort Bertha von coeur-obscur. Dieſen interimiſtiſchen Namen hatte man ihr beigelegt, um die bügerliche Banquierstochter gleichſam ſalonfähig zu machen.

Der Ball begann, aber Oskar vergaß die ganze Welt um ſich, nur Bertha feſſelte ihn mit magiſcher Gewalt. Es war anfangs als ſuchten ihre ſchwarzen Augen etwas, bis ſie auf ihm ruhten. Dann wandte ſie ſich an die Tochter des Hauſes und Oskar glaubte den Namen Wüſterode auf den kleinen Purpurlippen ſchweben zu ſehen. Er glaubte jetzt ihr naben zu müſſen, um ſie zum Tanze aufzufordern. Doch Bertha hatte alle ihre Tänze bereits vergeben

Digitized by

und entſchuldigte ſich ſehr verbindlich, faſt wehmüthig. — In den Blicken, womit ſie den jungen Philoſophen betrachtete, lag unverkennbare Theilnahme; denn dieſe anmuthige Jünglingsgeſtalt mit ſo viel Ernſt und Würde war das, was ſie wünſchte. Sein Aeußeres, was ſie erblickte, ſein Inneres, was ſie kannte, verſchmolz dermaßen zu einem Ganzen in ihrer Seele, daß ſie tief gerührt und mit voller Befriedigung weiblicher Eitelkeit im innerſten Herzen jauchzte: Ich habe Recht.

Der arme Oskar war ganz bezaubert. Der Zögling der Natur wußte nicht, wie ihm geſchehen war. Er konnte heut nicht tanzen; ſtill und ernſt ſtellte er ſich in einen Winkel und ſah Bertha zu, und wer ihn anredete, mußte ſeine Worte wiederholen; er hörte nicht. —

Spaniſche Buchhändler und ſpaniſches Bücherweſen.

Ein ſpaniſcher Buchhändler iſt für den eifrigen Bücherſammler eine eben ſo ſeltſame als unerquickliche Erſcheinung. Er ſitzt hinter ſeinen Pergamentbänden verſchanzt, gleichgültig wie ein Türke, und ſein größtes Vergnügen beſteht darin, mit Geiſtlichen und Mönchen zu rauchen und zu plaudern, — d. h. ſo lange es noch Mönche in Spanien gab, denn ſie waren beinahe die einzigen Bücherkäufer. Er thut gerade, als ob er der Verfaſſer oder Sammler, keineswegs aber der Verkäufer ſeiner Bücher wäre und beachtet kaum den Eintritt eines Fremden in ſeinen Laden. Auch weiß er nicht, was er vorräthig hat; er beſitzt keinen Katalog und giebt ſich kaum die Mühe, den Arm nach einem Buche auszuſtrecken, das man ihm andeutet; er führt keine Bücher anderer Buchhändler, ſendet nicht darnach aus und kann kaum bewogen werden, zu ſagen, wo ſolche zu bekommen ſind. Er denkt nicht daran, den Rabatt zu verdienen, indem er ein Buch holen ließe, ja er würde ſich nicht rühren, und wenn er fünfundzwanzig Hundert anſtatt fünfundzwanzig Prozent Rabatt erhalten könnte. Jetzt, da mehr Bücher eingeführt werden können, iſt das genus bibliopola um ein weniges aufmerkſamer geworden. Wenn wir, zu Ferdinand's VII. Zeiten, bisweilen grün genug waren, dem Buchhändler den höchſt unverſtändigen Vorſchlag zu machen, uns ein Buch zu beſorgen, ſo waren wir ſicher, die Antwort zu erhalten: „Ah que! Ich muß meinen Laden hüten; ihr habt nichts weiter zu thun, als in den Straßen umherzuſchlendern!“ — tengo que guardar la tienda, Vmd. está corriendo los calles.

Wenn der ſpaniſche Buchhändler einmal zufällig keinen Beſuch und gerade die Laune hat, artig zu ſein gegen einen Kunden, der

Digitized by Google

nach irgend einem Buche z. B. „Caro's Alterthümer von Sevilla" fragt, ſo wird er antworten: „Veremos," „kommen Sie gefälligſt in einigen Tagen wieder." Fragt man zum dritten oder vierten Male darnach, ſo iſt er im Stande „Pedraza's Alterthümer von Granada" vorzulegen. Alle Vorſtellungen ſind alsdann vergeblich. Er antwortet ſtets: „No le hace, lo mismo tiene, son siempre antiguedades" — „nun, es iſt ganz daſſelbe; beide Bücher handeln von Alterthümern." Wird nach einem Geſchichtswerke gefragt, ſo zeigt er eine Dichtung mit der Verſicherung vor, daß ſolche ganz vortrefflich ſei. Ein Buch iſt ein Buch und man kann ihn davon nicht abbringen; „omne simile est idem" iſt ſein Grundſatz. Sträubt man ſich, das Buch zu kaufen, ſo ſagt er vielleicht: „Warum wollen Sie es denn nicht nehmen? Ein Engländer kaufte mir vor fünf Jahren ein Exemplar davon ab." Er kann nicht begreifen, warum der Kunde nicht dem Beiſpiele eines „paisano," eines Landsmannes folgen will. Iſt er gut gelaunt und hat man ſein Herz gewonnen, dadurch daß man plaudernd und rauchend viele Zeit mit ihm vergeudet hat, ſo nimmt er wohl ein Buch herunter und ſagt, gerade im Begriffe es zu überreichen: „Sie verſtehen ja aber kein Spaniſch!" (eine ſehr gewöhnliche Anſicht der Spanier, die, gleich den Mauren, nur ſelten eine andere Sprache außer der ihrigen verſtehen), was um ſo kränkender iſt, da man ſich ſchmeichelt, ihm während einer halben Stunde den Beweis vom Gegentheile geliefert zu haben. Um die Pille zu verſüßen, bringt er alsdann eine engliſche Grammatik oder ein franzöſiſches Wörterbuch zum Vorſchein; da er beide nicht verſteht, ſo zieht er daraus den Schluß, daß ſie dem Ausländer, in deſſen Mutterſprache ſie geſchrieben ſind, höchſt nützlich ſein müßten. So pflegte ein gewiſſer Buchhändler, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſein Kunde eine ſichere Perſon war, einen einzelnen Band von Rouſſeau oder Voltaire ſtets mit der geheimnißvollen Miene eines Verſchwornen und mit ſolchem Triumphe vorzulegen, als ob es ein Tirante lo Blanc geweſen wäre. Nur ein Hogarth war würdig, den Schrecken zu malen, der ihn ergriff, wenn dieſe Früchte verbotener Erkenntniß verächtlich zur Seite geſchoben wurden. Der Sammler guter und ſeltener Bücher darf überzeugt ſein, daß er zu London in einem Monate eine beſſere und billigere ſpaniſche Bibliothek herſtellen kann, als in Spanien in einem Jahre.

Bücher waren in Spanien ſtets ſelten und theuer; nur wenige Käufer ſind vorhanden und die Preiſe müſſen hoch ſein, um den Verleger oder Impreſor zu entſchädigen. Kaum die allergewöhnlichſten Ausgaben der Klaſſiker kann man haben. Die Spanier waren als Kritiker und gelehrte Emendatoren nie bedeutend, und es gibt überhaupt nicht viele ſpaniſche Bücher, aus denen der Ausländer, der an beſſere Werke über dieſelben Gegenſtände gewöhnt iſt, Nutzen oder Vergnügen ſchöpfen könnte. Die ſpaniſche Literatur, von der Inquiſition geknechtet und ſtark gefärbt, war ſtets eine Creatur des Zufalls und gute Bücher kamen ſo ſelten vor, wie Palmen in der Wüſte; mit Ausnahme ihrer Balladen, der Heldenpoeſie, die aber von den Gelehrten verachtet wurde, übten ſie nie einen durchgreifenden Einfluß auf das Nationalbewußtſein aus. Ein unverhältnißmäßig großer Theil derſelben war ſtets ſcholaſtiſcher Theologie, Mönchs-Legenden und unnützer Polemik gewidmet. Durchweg iſt ein Mangel an kritiſcher Schärfe, kühner Forſchung und Wahrheit erſtrebender Philoſophie zu erkennen. Wir wagen dieſe Behauptung, während mehrere hundert Bände ſpaniſcher Literatur uns dräuend umgeben. Auch ſind ſich die Spanier der Unbedeutſamkeit ihrer Literatur gar wohl bewußt, obgleich keiner, aus Furcht vor dem Schaffotte oder Scheiterhaufen, es wagen mochte, den wahren Grund zu verkünden. Beinahe die Hälfte aller ſpaniſchen Werke ſind erläuternder und apologiſcher Natur. „Ensayo Historico-Apologetico de la Lengua Española, Xavier Lampillas, 7 voll. 4., Madrid, 1789; „Oracion Apologetica por la España, Juan Pablo Forner, Madrid, 1768.“ Dieſer Katalog könnte dermaßen angeſchwellt werden, daß wir am Ende ſelbſt genöthigt ſein würden, eine Apologie zu halten. Den beſten Maaßſtab für den Noth- und Wohlſtand einer Nation gewährt der Einblick in ihre Läden. Im September wird zu Madrid ſtets ein Jahrmarkt abgehalten; alle Klaſſen, hoch und niedrig, arm und reich ſtellen dann, was ſie zu verkaufen wünſchen, in der Straße aus; und, dem Himmel ſei's geklagt, die Ausſtellung iſt bettelhaft genug. Wer gerne Bücherläden durchſtöbert, hat Gelegenheit, zu ſehen, wie ordinär die dargebotene Waare iſt. Seit den neueſten Vorgängen haben die Dinge einen etwas beſſeren Anſtrich gewonnen. Die am meiſten cultivirten Fächer ſind Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Man findet nicht viel klaſſiſche Bücher,

Digitized by Google

dagegen hauptſächlich Schulbücher und dieſe meiſtens in lateiniſcher Sprache. Die Kenntniß der griechiſchen Sprache war in Spanien nie ſehr verbreitet; ſelbſt die Gelehrten citirten meiſtens nur aus lateiniſchen Ueberſetzungen und wenn griechiſche Wörter nöthig waren, ſo druckten ſie ſolche oft mit lateiniſcher Schrift. Griechiſche Bücher wurden entweder in Flandern gedruckt oder aus Italien verſchrieben, da die griechiſche Type in Spanien äußerſt ſelten war. Die deutſche Sprache iſt das Neugriechiſche der Spanier — non potest intelligi. Hier und da finden ſich einige engliſche Bücher, Grammatiken, „Vicars of Wakefield,“ und Buchan's „Domestic Medicine.“ Neue Erſcheinungen ſind ſehr ſchwer zu erhalten. „Walter Scott“ iſt zweimal aus dem Franzöſiſchen in das Spaniſche überſetzt und nicht beſſer dabei gefahren, als der Schwan vom Avon — „Chespire, que les Anglais écrivent Schakspir;“ der „en français“ einem durch den Filtrirſack getriebenen Niagaraſtrome gleicht. Franzöſiſche Bücher ſind dagegen ziemlich häufig und namentlich diejenigen, welche mediciniſche, chemiſche und mechaniſche Gegenſtände behandeln. Ein großes Unglück für Spanien iſt es, daß ſolches vermittelſt des ſchlechten Deſtillirkolbens franzöſiſcher Ueberſetzungen falſche Nachrichten erhält über das, was in geiſtiger Beziehung in Deutſchland, ſowie in praktiſcher in England vorgeht. Dieſe Gewohnheit, ſich hinſichtlich wiſſenſchaftlicher Originalwerke ganz auf andere Nationen zu verlaſſen, hat eine große Furchtſamkeit unter den ſpaniſchen Autoren erzeugt. Es iſt allerdings auch bequemer und leichter, zu überſetzen und zu borgen, als ſelbſt zu erfinden. Der eine traut den Werken des Andern ſo wenig, als er ihm perſönlich traut, und nimmt ſeine Zuflucht lieber zu ausländiſchen Büchern, obgleich ihm die Perſon des Ausländers zuwider iſt. Die Käufer ſolcher Bücher ſind der ihnen gebotenen Waare ſehr ähnlich. — Geiſtliche, dünn und hungrig, brodloſe Juriſten und Doctoren; die andern Klaſſen der Geſellſchaft kümmern ſich gar nicht um Bücher. Die große Maſſe des ſpaniſchen Volkes würde ebenſo leicht ſich entſchließen, einen Keller, als eine Bibliothek anzulegen. Der Schund, der zum Verkaufe ausgeboten wird, hat wenig Anziehendes für den Ausländer. Die beſſeren ſpaniſchen Privatbibliotheken wurden während des Befreiungskrieges zerſtreut; diejenigen, welche nicht in Patronen verwandelt oder unter den Feldkeſſeln der franzöſiſchen Soldaten verbrannt

Digitized by Google

wurden, flüchtete man nach England; allein auch die beſten ſind nur in ſeltenen Fällen gut erhalten; die Exemplare ſind gewöhnlich zerriſſen, wurmſtichig, befleckt und unvollſtändig. Die Spanier, gleich den Orientalen, waren nie Sammler und Erhalter, auch hatten ſie nie Wohlgefallen an Gegenſtänden der Kunſt und geiſtigen Genuſſes, noch überhaupt einen Begriff davon; ſie verhalten ſich zu den modernen Nationen, wie die alten Römer zu den Griechen — Soldaten, Eroberer und Coloniſten eher, denn Beförderer von Eleganz, Kunſt und andern äſthetiſchen Beſtrebungen.

Digitized by Google

Briefe vom Rhein.

Ihrem Corrector hat es gefallen, mir in meinen letzten Bericht Dinge hineinzucorrigiren, an die mein Herz nicht gedacht hat.*) Mit einigen Buchstabenfehlern mag es schon hingehen, aber wenn man unsern seligen Wallraf in einen Waller umtauft, könnten die Grenzboten bald und leicht in Conflict gerathen mit unserem Buchhändler Ludwig Kohnen, über welchen die Weihe der Publicistik gekommen und der sich in seiner publicistischen Begeisterung berufen fühlt, sich eben der verstorbenen Größen Cölns anzunehmen und für ihren Nachruhm zu sorgen. Die Bildhauer und Erzgießer Deutschlands können sich freuen; er hat ein halbes Dutzend Monumente auf einmal in Vorschlag gebracht, und wird sich an die Spitze der zu diesem patriotischen Zwecke zu bildenden Comité stellen, sobald seine buchhändlerischen Geschäfte es ihm erlauben. Welche Höhe des Patriotismus! und Kohnen ist nicht einmal ein Cölner, sondern Verlags- und Sortimentsbuchhändler, bei dem man english newpapers lesen kann und welcher sich über die Maßen ärgert, daß der Dombauverein es gewagt hat, am Kreuz des Chors eine Gedenktafel über die drei ersten Jahre seines Bestehens einmauern zu lassen. Wehe über die Barbarei des neunzehnten Jahrhunderts! und dreimal wehe über ihren Gedenksteine setzenden Vandalismus! Zum Heile der Menschheit hat aber Deutschland noch Männer, wie den Buchhändler Ludwig Kohnen aufzuweisen!

Der Lebensstrom ist, nachdem die Festlichkeiten alle glücklich vorüber, wieder für Cöln in seine gewohnten Grenzen getreten; die Leute machen in Quadratfüßen Zucker, Kaffee, Häuser u. s. w., gehen in's Casino, um sich zu langweilen, besuchen ihre Clubs und Schöppchenhäuser, um über die sogenannten deutsch-katholischen Be-

*) Möchte doch dieses Herz des geehrten Herrn Einsenders auch einige mitleidige Regungen für Setzer und Corrector fühlen und das Negligée seiner Handschrift modificiren, zu deren genauen Entzifferung wir einen Klaproth oder Champollion als Corrector brauchten. D. Red.

Digitized by Google

wegungen zu politisiren, ihre Ideen über Handelsfreiheit und Schutzzölle auszutauschen, um sich zu ärgern, daß die Aussichten auf einen guten Herbst zu Wasser werden und daß die kleine Königin des großen brittischen Reiches nur 500 Pfund zum Dombau gegeben, da doch alle Dombauvereine, welche jetzt bei uns ein beliebter Modeartikel speculativer Wirthe sind, vor ihr paradirt und sich angestrengt haben, der weiblichen Majestät ihre Vereinszeichen zu überreichen. Wir trösten uns mit dem alten Worte: Besser etwas als Nichts. Trotz dem, daß wir echt englisches Wetter hatten während der Anwesenheit der hohen Gäste, so ist doch Alles von Seiten unseres Königs geschehen, um seiner königlichen Schwester den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Die Feste waren glänzend, königlich! scheinen aber, wie man im Allgemeinen bemerkt haben will, vor den Launen der Herrscherin der drei Reiche keine besondere Gnade gefunden zu haben. Da sich nun dergleichen königlichen Festlichkeiten einander gleich sehen, wie ein Ei dem andern, so wird man uns auch alle Schilderungen zu gute halten. Wir könnten doch nur von reichen Equipagen, Gold- und Silber strotzenden Lakaien, Kammerdienern, schönen Hofdamen, und wie die sonstige Hofstaffage zu Hofdiners und Hofconcerten heißen mag, reden. Ein bedeutungsvoller Moment war das im Brühl unter Meyerbeer's Leitung veranstaltete Hofconcert. Denn nicht nur, daß hier die hohen Herrschaften: drei Königinnen, und zwar zwei constitutionelle und eine absolute, zwei Könige und ein königlicher Gemahl, nämlich die Königinnen von England, von Preußen und die der Belgier, so wie die Könige von Preußen und Belgien und Prinz Albert — im englischem Glanze vereinigt waren, war hier auch ein Berzelius, ein Alexander von Humboldt und manche Namen ausgezeichneter Musiker und anderer Künstler fand man unter den Gästen, wie denn auch den geistvoll sein sollenden Seifenschaumfabrikanten Jules Janin, welcher uns in den letzten Nummern des Journal des Débats allerliebste Pröbchen seines neuesten Fabrikartikels über die Beethovenfeier gegeben hat. Aus der Feder eines Franzosen werden diese Lappalien bewundert, hätte ein Deutscher dieselben geschrieben, würde man die Achseln zucken. Michel, wir kennen dich; du bist unverbesserlich! — In der Gesammtwirkung war das Rheinfest mit der Beleuchtung der Stadt einzig in seiner Art und mag schwerlich von irgend einem dortigen Feste er-

Digitized by Google

reicht, weit weniger übertroffen werden. — Koſteten dieſe Spielereien nur nicht ſo viel Geld! Die Illuſtratoren deutſcher und engliſcher Illuſtrirten werden die ſchönſten Momente ſchon auf die Holzſtöcke bringen, wie denn überhaupt bei Gelegenheit der Feſtlichkeiten die Pinſel ſehr in Anſpruch genommen worden ſind. Zum Abſchiede haben die Bürger Cölns, d. h. diejenigen, welche anfangen zu gewahren, daß der alte Sauerteig auch für den ſtärkſten Magen zuletzt unverdaulich iſt, dem Könige eine Petition überreicht um Einführung der neuen Communalordnung. Wird die Bitte gewährt, woran nicht zu zweifeln, dann möchten wir an die Bäuerin erinnern, die dem geſtorbenen böſen Amtmann heiße Thränen nachweinte, weil ſie meinte, gewußt zu haben, was ſie an ihm hatte, aber nicht was man in dem neuen Amtmann kriegte.

An dem nach dem penſylvaniſchen Zellenſyſtem gebauten neuen Flügel unſeres Gefangenhauſes iſt man noch mit den letzten Einrichtungen beſchäftigt, die bald vollendet ſind. Hier hat man ſich aufs Bündigſte gegen dieſe Ausgeburt des herz- und gemüthsloſeſten amerikaniſchen Pietismus, gegen dieſes hölliſche Raffinement der fürchterlichſten Seelenfolter, die nur eine gemütharme Muckerſeele erfinden konnte, ausgeſprochen, und wundern wird es uns, ob das Syſtem auch wirklich in Anwendung kommt. Nach dem bei uns geltenden Strafgeſetzbuch iſt dies nicht möglich. — Es müßte denn erſt eine völlige Reform deſſelben, wie unſrer Prozeßordnung vorangehen — und das hat noch Zeit und Weile. Es gibt aber Leute, die für das Syſtem ſchwärmen — natürlich weil es ein fremdes iſt und die ſich von dem ſchlauen Gomen etwas haben aufbinden laſſen. Bekannt iſt es, daß die große Mehrzahl der nordamerikaniſchen Staaten das Syſtem als durchaus zweckwidrig wieder aufgegeben oder nicht angenommen haben. Es beſteht nur noch in zwei Staaten.

Jenny Lind ſang bei uns — noch bis heute iſt Niemand verrückt worden. Der Hyper-Enthuſiasmus iſt in Ländern, wo man Wein trinkt, nicht heimiſch; er macht ſich nur geltend, wo des Lebens Seligkeit in den Conditoreien bei friſchem Grög, hinter dem Theetiſch, garnirt mit den Erzeugniſſen des Modernſten oder hinter einer „kühlen Blonden" oder einem Doppelkümmel geſucht wird, wo die ſogenannten Gebildeten aus Gemüthsdemuth die Blaſirten ſpielen und nur in exaltirtem Enthuſiasmus ihren äſthetiſchen Blähun-

gen Luft machen können, um von ſich in irgend einem ſchwindſüchtigen Blatte reden und ſich ſelbſt glauben zu machen, man hätte Geſchmack. — Man hat hier der Sängerin hohes ſeltenes Talent hoch bewundert; ihr Geſang iſt Seele, entzückt, reißt hin, bezaubert, und wir ſind überzeugt, daß die Swenſka Nechtengal über die ihr bei uns gewordene Anerkennung und Aufnahme wohl zufrieden iſt, denn des Beifalls war kein Ende. Jenny Lind iſt eine erſte dramatiſche Sängerin des germaniſchen Nordens, und hat in dieſem Augenblicke in Europa wenige, die mit ihr in die Schranken treten dürfen. Extravaganzen des Beifalls kennt man aber hier nicht, man ſpannt keiner Sängerin den Wagen aus und wie die ähnlichen Demonſtrationen heißen; ihr Portrait zieht einige Gaffer an die Fenſter der Buch- und Kunſthändler, ein ſentimentaler Ladendiener oder ein Gymnaſiaſt macht im Fremdenblatte ſeinem Gefühle in einem holpernden Sonnet Luft — und damit Baſta. Man glaube aber darum nur ja nicht, daß man die Künſtlerin hier nicht ſehr hoch ſchätze, ihre Leiſtungen nicht zu würdigen wiſſe — das hat das überfüllte Haus bei dreifachen Preiſen bewieſen. Wie wir aus Meyerbeer's Munde erfuhren, welcher ſich noch immer hier aufhält, wird Jenny Lind die fünf Wintermonate in Berlin ſingen und zwar mit 6000 Thalern Gage.

Nachdem unſer König die Provinz verlaſſen, ſind Commerzienräthe und rothe Adlerorden und ähnliche Gnadenbezeugungen immer als Gefolge angelangt; wir hatten aber ganz andere Dinge gehofft und erwartet, denn hoffen, erwarten und denken iſt nicht verboten, ſteht nicht unter dem Cenſor, der, wie wir vernehmen, unſern Zeitungsverlegern und Redakteuren das Leben ſehr angenehm machen ſoll und die Poſt begünſtigt durch die häufigen Beſchwerden an das Obercenſurgericht. Immer ein Verdienſt um den Staat. Da kann man aber ſich auch tröſten: „Was lange währt, wird endlich gut!“

Unſere Polizei iſt von einer wahren Moraliſirungswuth befallen, gibt faſt täglich der lieben Schuljugend die erbaulichſten Beiſpiele, die Moral befördernſten Scenen in den Straßen, indem ſie mit dem Eclat — ſie muß doch zeigen, daß ſie da iſt — aus Stelldicheinhäuſern leichte Dirnen aufſucht und die armen Geſchöpfe zum Jubel des Pöbels und zur moraliſchen Erhebung der Jugend durch die belebteſten Straßen transportirt. Sie ſollte in ihrem heiligen

Digitized by

Eifer darauf achten, daß Abends in den Gast- und Schenkhäusern Colporteurs einiger unserer Heckenbuchhändler Fremde und Heimische nicht belästigten, ja anekelten mit Broschüren über geheime Krankheiten und ähnliche Stoffe, die zu nennen uns der Anstand verbietet. Was mögen die Fremden sich für einen Begriff von der hohen Moralitäts-Beschützerin machen, denn es ist ein wahrer Skandal um diese Colporteurs, zu welchen man sogar kleine Mädchen verwendet, welche den Fremden die widerlichsten medizinischen Schriften anbieten.

Unser Stadtbaumeister a. D. Weyer, der eine artige Gemäldegallerie hat, ist in diesem Augenblicke im Besitze eines eben so interessanten als seltenen Kunstschatzes, nämlich der Skizzenbücher des niederländischen Thiermalers Paul Potter. Man kann nichts Ausgeführteres und Gewissenhafteres sehen, als diese Studien. Es ist unbegreiflich, mit welchem unsäglichen Fleiße diese Zeichnungen und Aquarellen gearbeitet sind, sowohl was Thiere aller Arten als Pflanzen und Staffagen betrifft. Wir haben noch nichts Aehnliches, weder von einem alten noch von einem lebenden Künstler zu sehen Gelegenheit gehabt. — Der Dichter Moritz Hartmann verweilte einige Tage hier und hat durch seine angenehme Persönlichkeit Aller Herzen, die mit ihm zusammenkamen, gewonnen. Ein stilles tiefes Gemüth, voller Ernst und dennoch lebensheiter und frisch in seinen Anschauungen. Er wird diesen Winter in Belgien zubringen.

Was wir der Beethovenfeier zu Bonn prophezeiht, ist in seinem ganzen Umfange eingetroffen; — die Festredner haben sich vor ganz Deutschland, vor dem gesammten Europa lächerlich gemacht. Da war es leicht Prophet zu sein, denn die Dummheiten, mit denen man die Sache einleitete, gingen in die Hunderte und wurden durch das, was man beim Feste selbst den tausenden Verehrern des Meisters zu verschlucken gab, noch überboten. Es wird genug sein, wenn wir Ihnen melden, daß Franz Liszt, welcher in der Beethovenfeier eine neue Lebensphase sah, sich die Gelbsucht an den Hals geärgert — und dabei noch für seinen Aufenthalt im Gasthof zum goldenen Stern 1500 Thaler bezahlt haben soll, denn es ist kaum zu begreifen, was er Alles in's Schlepptau zu nehmen hatte, welche Menge vazirender Genie's, sowohl literarische als musikalische, sich der Sonne seiner Munificenz erfreuten, d. h. auf seinen Beutel zehrten. In

ſeinen Zimmern war außerdem das Rendezvous der eroteriſchen Kunſtwelt. Wer iſt jener Geſetzte mit dem ſtruppigen Schnurbart, der halblettiſchen Geſichtsconſtruction? — Den kennen ſie nicht? Es iſt ein Orakel Berlin's, Rellſtab — er ſinnt wahrſcheinlich auf ein neues Feldlager. — Apropos, der junge, braune, ſchmächtige Mann, mit den ſanften Augen? — Vieurtemps. Der ſchwarze — eine italieniſche Phyſiognomie? — Mendez, berühmter Violoncelliſt. Die ſchwarze Dame, Madame Pleyel, eine Pariſer und Brüſſeler Berühmtheit. Wer iſt der große, geſetzte, ernſtruhige Mann, mit dem ſich Liſzt eben unterhält? — Hofkapellmeiſter Spohr. Sie entſchuldigen meine Fragen — und Jener mit der bunten Halsbinde, dem ſtarken braunen Haarwuchs und nichtsſagendem Geſichte? — Berlioz. Der ſchwarze mit dem tiefliegenden Auge? Félicien David mit dem ſtarkvortretenden Riechorgan, neben dem ein paar Feuerräder Gluthfunken ſprühen. — Und die Dame? — Lola Montez, eine ſchlechte Tänzerin, aber praktiſch im Fandango geübt, worin ſie auch den menſchenfreundlichſten Unterricht ertheilt. Die beiden Genüglichen, die ſich dort unterhaltenden Männer, denen des Lebens Mai ſchon Valet geſagt? Fétis und Chellard. — Wer iſt der gedrungene, mit dem breiten, immer lächelnden Vollmondgeſicht, reich mit ſchwarzen Haaren ſtaffirt und gehoben durch einen ſtattlichen Henri quatre? — Wie Sie fragen können, mon Dieu! — Niemand anders als Jules Janin; ſchreibt himmliſche Feuilletons und hat jetzt eine ſteinreiche, ſchöne, junge Frau genommen, nachdem die haute noblesse es lange Zeit nicht unter ihrer Würde gehalten, die Honneurs im Hauſe des Journaliſten zu machen. — Der ſchlanke Schwarze, mit ſtarkem Bart, fortwährend mit den Zähnen kokettirend? — Ein Italiener, Fiorentino, der verſchiedene Pariſer Blätter verſorgt, aber nicht immer, wie die Mehrzahl ſeiner Collegen, leeres Stroh driſcht. — Wer kennt die Völker, nennt die Namen der journaliſtiſchen Stiefelputzer, die Hummeln gleich hier herumſummen und das zu ſammeln ſcheinen, was die franzöſiſchen und belgiſchen Journale bis jetzt in allen möglichen Formen, mit göttlichem Unſinn geſpickt, über die Beethovenfeier gebracht haben. Wie drängen ſie ſich um Janin, der ſich katzenfreundlich gegen jeden benimmt, und dennoch um keinen zu kümmern ſcheint und ſich mit einem großen dunkelblonden Krauskopf mit eingedrückter Naſe und dunkelgrünem Frack

Digitized by Google

mit großen herzoglich weimariſchen Livreeknöpfen angelegentlichſt unterhält. Es iſt D. B. L. Wolff, der nach allen Seiten hin den Referendar macht und das Embryo, der Himmel weiß, wie vieler Artikel in dem Gehirne dieſer literariſchen Schmeißfliegen aufdämmern macht. Die kauderwelſchen deutſchen Namen, die poſſirlichen Metamorphoſen der mitwirkenden Künſtler, mit welchen Jules Janin die Pariſer haute volée und uns regalirt hat, wollen wir dem deutſchen Profeſſor nicht zuſchreiben. — Das ſind Kleinigkeiten, und der Franzoſe ſchwört doch darauf, und wenn Janin den jämmerlichſten Unſinn zu Tage förderte, que M. Janin a de l'esprit jusqu'aux bouts de ses doigts, denn er nimmt frommgläubig hin, was ihm ſeine Schöngeiſter zu bieten vermögen. — Wir müßten einen homeriſchen Schiffskatalog ſchreiben, wollten wir alle die literariſchen und muſikaliſchen Celebritäten mit Namen anführen, die in dem kleinen Bonn herumwirthſchafteten und dem ganzen Feſte doch einiges Relief zu geben vermochten, welches daſſelbe ſonſt an und für ſich gar nicht bot. Uns thut nichts weher, als daß die, mit Recht gerühmte, rheiniſche Gaſtfreundſchaft und Gaſtlichkeit durch das hölzerne Benehmen der Männer, welche des Ganzen Leitung übernommen hatten, in ſo großen Mißcredit gerieth und den Schnapphähnen der franzöſiſchen und belgiſchen Preſſe den überreichſten Stoff zum gerechten Tadel gaben. Wie ſich einzelne der Herren und vor allen der Vorſitzer Breitenſtein, Doctor und Profeſſor gar, in mehreren Fällen benommen, überſteigt alle Begriffe und wirklich hat es uns gewundert, daß aus den ganzen Feierlichkeiten doch wenigſtens etwas geworden iſt, daß der unerreichte Meiſter nicht durch ſeine Erinnerungsfeier geſchmäht wurde. Welche begeiſterte Verehrung ganz Europa dem allgewaltigen Gebieter im Reiche der Töne darzubringen für religiöſe Pflicht hielt, das bewieſen die Jünger und Meiſter der Tonkunſt, welche zu den Erinnerungsopferfeſt nach Bonn gepilgert waren, und ſich leider! in ihren Erwartungen betrogen finden mußten. Was nun die Feſtlichkeiten ſelbſt angeht, ſo ſind dieſelben ſchon in ſo mancherlei Weiſe beſprochen worden, daß wir kein Waſſer mehr in den Rhein tragen wollen, denn, wenn er auch um ein Atom dadurch größer werden könnte, ſo würden ſeine Fluthen doch nie den Fleck verwiſchen, welche die königlich preußiſche Univerſitätsſtadt Bonn ſich durch die Art und Weiſe, wie ſie die Gedächtnißfeier Beethoven's

beging, angeheftet. Ein würdiges Seitenstück zu der Götheseier in Frankfurt am Main! Und das ist genug gesagt. Hölzern und spießbürgerlich, trotz alles Gelehrtendünkels, vom Anfang bis zum Ende. Bei der Enthüllung bekamen die anwesenden Majestäten die Statue nur von hinten zu sehen. Beethoven's Gesinnung war durch diesen, durch das Ungeschick der Festredner herbeigeführten Zufall selbst in seinem ehernen Standbilde trefflich charakterisirt. Das Standbild darf man in der Ausführung gelungen nennen, wenn wir es auch anders wünschten, denn wir sind ein abgesagter Feind der modern historischen Plastik. Einen unangenehmen Eindruck machen die langen Hosen, die Knöpfe des Oberrocks u. s. w. Die Behandlung des Mantels ist im Faltenwurfe kräftig schön, der Kopf in seinem düstern Ernste, in seinem schroffen, wilden Charakter vortrefflich zu nennen. In der Vorderansicht hätten wir die Statue schlanker gewünscht. Meisterhaft in der Erfindung, anmuthsvoll in den Formen sind die weiblichen Gestalten, welche die Basreliefs des Piedestals bilden und allegorisch die vorzüglichsten Kunstgattungen, in denen Beethoven unerreicht groß war, versinnlichen sollen. Ein deutscher Künstler hat das Werk geschaffen, und ward ihm auch der wohlverdiente Lohn nicht, — so ward ihm doch, wie auch den Bemühungen Liszt's, die Anerkennung des gebildeten Europa, und dies muß ihn und auch Liszt reichlich lohnen für das, was sie in Bonn selbst entbehrten, was sie hier erfuhren.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Spanische Hochzeit. — Der Stern der Koburger. — Graf Haller und die Agramer Vorfälle. — Charakteristik magyarischer und slavischer Oppositionsmänner. — Fürst Miloſch. — Ismael Bei und der Maler Theer. — Eine Künstleranekdote. — Drahtbinder und Räuber. — Tyroler Talente. — Die Metzger und ihr Monopol.

Die Heirathsfrage der unschuldigen Isabella soll nunmehr ihrer Lösung nahe sein. Man versichert jetzt mit Bestimmtheit, daß alle übrigen Combinationen als beseitigt zu betrachten sind und die Zusammenkunft der Herrscher am Rhein und die gleichzeitige Besprechung in Nordspanien zwischen der jungen spanischen Königin mit dem Herzog von Nemours die langen diplomatischen Verhandlungen endlich zum Abschluß bringen werden. Die französischen Prinzen sind aus leicht erklärlichen Gründen freiwillig zurückgetreten, nachdem der Graf von Trapani gleichfalls den ihm Anfangs gemachten Hoffnungen entsagte und von Oesterreich das Anerbieten des spanischen Agenten höflich abgelehnt worden war. Lange Zeit sprach man von einer Verbindung der Königin mit dem Prinzen von Lucca, welcher in der Person der ihm blutsverwandten Kaiserin von Oesterreich eine mächtige Fürsprecherin besaß, doch auch dieser Plan wurde in der Folge wieder aufgegeben, so wie geheime Gründe obwalten, die das Heirathsprojekt mit einem der Söhne des Infanten Francisco de Paula unmöglich machen. Die nordischen Mächte, die ihre Absicht in Betreff des Prinzen von Asturien keinen Augenblick aus den Augen verloren haben und deshalb die Abdankungsacte des Staatsgefangenen in Bourges betrieben hatten, sehen, wenigstens zum Theil, die Unmöglichkeit ein, ohne Gefahr erneuten Bürgerkriegs den Sprößling der absolutistischen Linie auf den Thron der Halbinsel einzusetzen und wollen auf ihren ursprünglichen Gedanken Verzicht leisten. Die Abdankung des Don Carlos scheint ein Meisterstück englisch-französischer Diplomatie zu sein, die ihm die Dinge von geeigneten Personen so schildern ließ, daß diese langerwünschte Handlung zeitgerecht und nützlich für seine Nachkommen erschien, während man andererseits die Stimmung der

Digitized by Google

Nation zu gut kannte, um nicht zu wiſſen, daß dieſe alsdann Gegengewicht ſein könne für die Pläne der abſolutiſtiſchen Partei und ein Hinderniß für die Realiſirung der Lieblingsideen nordiſcher Politik. Gegenwärtig ſcheint es kaum mehr einem Zweifel unterworfen, daß der jüngſte Sohn des Herzogs Ferdinand von Koburg-Kohary, der gewöhnlich in Wien lebt, Prinz Leopold, ein blonder, ſchlankgewachſener Jüngling von 23 Jahren, die Hand Iſabellens erhalten wird, ſo wenig dies auch manchen Leuten, welche gewohnt ſind, den jungen Huſarenoffizier Morgens an ihrem Fenſter zum Manöver ganz ſchlicht vorüberreiten zu ſehen, einleuchten will. Doch auch den ehrlichen Bewohnern von Syngedin und zumal der ſchönen Fiskalstochter wollte es ganz unglaublich erſcheinen, als ſie an einem ſchönen Morgen hörten, der Huſarenlieutenant Prinz Ferdinand von Koburg ſei König von Portugal geworden, während die ganze übrige Welt daran nichts Unerklärliches fand. Das Haus Koburg iſt dermalen ſowohl mit dem Königsgeſchlechte der in Frankreich regierenden Bourbons, als auch mit der in England herrſchenden Dynaſtie verſchwägert und bildet dergeſtalt und im wahren Sinne die entente cordiale der beiden Höfe, welche in der Emporhebung eines Mitglieds dieſes Fürſtenhauſes ihre beiderſeitigen Intereſſen zu fördern meinen.

Aus Agram iſt eine ſtädtiſche Deputation hier eingetroffen, welche ſich am Thron des Kaiſers in Bezug auf die unlängſt dort vorgefallenen Auftritte rechtfertigen, aber zugleich auch ihre Klagen und Beſchwerden gegen die Localbehörden anbringen will, denn nach Allem, was man von dorther vernimmt, hat eine ſchreiende Verletzung aller geſetzlichen Rückſichten ſtattgefunden und die handelnden Autoritäten werden eine ſchwere Verantwortung zu tragen haben. Man weiß hier nur zu gut, daß vergoſſenes Bürgerblut immer von ſchlechten Folgen begleitet iſt, weil der Gegner durch die Anwendung von Gewaltmaaßregeln gleichfalls auf das Gebiet brutaler Mittel hinübergedrängt wird, ſo daß man dadurch blos die Waffen ſchärft, ohne den Kampf zu ſtillen, der früher wenigſtens in milderen Formen tobte. Es heißt, daß der jetzige Banus von Croatien, Graf Haller, der ſchon lange Zeit durch ſein Hinneigen zum Magyarismus die Unzufriedenheit der illiriſchen Partei ſtachelte und das Mißfallen der Regierung erregte, welche zwar dem ungariſchen Element freien Spielraum gönnen, aber keine Obergewalt einräumen will, im Nächſten von ſeinem Poſten abberufen werden ſoll und nur die Schwierigkeit, ihm einen paſſenden Nachfolger zu geben, dürfte dieſe Abberufung einige Zeit verzögern. Und in der That, dieſer Poſten verlangt einen Mann, welcher nebſt den erforderlichen Eigenſchaften von Feſtigkeit und diplomatiſcher Geſchmeidigkeit, die ſich häufig auszuſchließen ſcheinen, auch noch die erſchöpfendſte und tiefſte Kenntniß der agirenden Parteien und ihrer geheimſten Ideen und Triebfedern beſitzt. Ja, noch mehr, es wird

Digitized by Google

ſogar nothwendig ſein, daß er die hervorragendſten Perſönlichkeiten, die Leiter der Parteien gründlich kenne, um auf dieſe individuelle Berechnung hin die von der Lage der Dinge und dem Drange des Augenblicks geforderten Entſchlüſſe faſſen und raſch in's Werk ſetzen zu können. Wo aber in der Eile gleich einen ſolchen Mann hernehmen, der allen dieſen Bedingungen entſpricht? Endlich muß man auf ſeiner Hut ſein, will man nicht aus dem Regen unter die Traufe kommen, denn es grenzt faſt an Unmöglichkeit, hier einen Mann zu finden, der zu keiner Partei gehört oder mindeſtens für dieſe oder jene gewiſſe Sympathien hegt, welche ſich unter Umſtänden immer geltend zu machen wiſſen, wenn ſie auch nachträglich ſtets mit dem Mantel der ſtrengſten Pflichterfüllung bedeckt werden. Da kann es ſehr leicht geſchehen, daß ſtatt eines Magyaromanen ein Illyromane an's Ruder geſtellt wird, der die Sache am andern Ende anfaßt und ſeine Wirkſamkeit in eine amtliche Reaction verwandelt, die zu den ſchlimmſten Verwicklungen führen würde. Auch ſcheint die Regierung ihre Leute zu kennen und weiß recht gut, daß die illyriſche Hand keine Freundeshand iſt, deren Druck man vertrauen darf; der Magyare trägt ſein Mißtrauen offen zur Schau und das Wort, das er ſpricht, iſt wohl manchmal rauh und heftig, aber es iſt mindeſtens wahr und man weiß, woran man iſt. Der illyriſche Parteimann dagegen iſt ein geborener Intriguant, der nie ſagt, was er denkt, und welcher dem Urſprunge ſeiner Partei getreu in der Nacht des Geheimniſſes zu handeln ſtreben muß.

Der ſerbiſche Fürſt Miloſch iſt von ſeiner Augenoperation faſt gänzlich hergeſtellt und hat die Stadt bereits verlaſſen, um in Marienbad die Cur zu brauchen. Er war dem Erblinden nahe und nur der Geſchicklichkeit unſeres ausgezeichneten Operateurs, Dr. Jäger, gelang es, ihm das gefährdete Augenlicht zu erhalten. Auch Ismael Bei, der Neffe des Vicekönigs von Egypten, hat dem genannten Arzt die ſchnelle und gründliche Heilung ſeines Augenübels zu danken, wofür er ſich dem Vernehmen nach auch ſehr dankbar bewieſen und der Gattin des Heilkünſtlers, außer dem demſelben bezahlten Honorar, einen ſehr koſtbaren Schmuck zum Geſchenk machte. Minder Rühmenswerthes weiß ein hieſiger Maler, Robert Theer, von dem Nilprinzen zu erzählen, deſſen Begleiter, ein geweſener franzöſiſcher Oberſt, einſt in ſein Atelier kam und den Künſtler aufforderte, ſeinen Herrn zu malen. Der Künſtler war bereit, den Auftrag zu übernehmen, und nachdem er erfahren, daß das Porträt in Lebensgröße ſein ſolle, beſtimmte er auch darnach den Preis. Als das Bild beinahe fertig war, beehrte Se. Hoheit das Atelier des Malers noch mit ihrem Beſuche und ertheilte ihm in wahrhaft orientaliſchen Ausdrücken das ſchmeichelhafteſte Lob. Als aber der Künſtler bald darauf das fertige Bildniß in die Wohnung des Prinzen bringen ließ, erſtaunte er nicht

wenig, als ihm der Mentor des jungen Prinzen zu verstehen gab, daß Se. Hoheit das Bild gar nicht bestellt habe und es auch nicht zu kaufen gedenke. Vergebens erinnerte der Maler den Obersten an seine eigenen Worte und an den Besuch des Prinzen, bis er endlich voll Verdruß das Haus verließ. Man rieth ihm den Weg der Klage zu beschreiten und Theer glaubte diese am besten bei der Staatskanzlei anbringen zu müssen, erhielt indeß daselbst den kurzen Bescheid, daß, wenn der Prinz das Bild nicht kaufen möge, hierin auch nichts weiter geschehen könne.

Um noch ein Beispiel zu liefern, in welche Lagen ein hiesiger Künstler oft kommt und wie er von manchen hohen Gönnern auf verblümte Weise geprellt wird, will ich noch in Kürze einen Fall erzählen, den ich aus des Künstlers eigenem Munde vernahm. Es war der Porträtmaler Krumbholz, der gegenwärtig in Frankreich reist und unlängst am Hofe zu Lissabon die ganze königliche Familie abconterfeien mußte, der damals noch in ziemlich bescheidenen Verhältnissen lebte, aus denen er sich später durch aristokratische Verbindungen emporhob. Eine Dame von Rang ließ sich von ihm malen; während des Sitzens fragte sie ihn um mancherlei, was seine persönlichen Verhältnisse betraf, und als sie erfuhr, daß er noch nie in Italien gewesen, so warf sie die Frage hin: „Da wäre Ihnen wohl mit einer Reise nach Rom sehr gedient?" Der Maler konnte nicht anders, als diese Frage bejahen, denn sein Herz sehnte sich schon lange nach der heiligen Stadt, nach welcher jeder begeisterte Künstler zu wallfahrten pflegt. Als das Bild vollendet war, lobte es die Dame über alle Maaßen und dann, zu ihrem Schreibtisch tretend, übergab sie ihm statt der erwarteten Banknoten eine Anweisung auf — einen Platz im Kurierwagen nach Rom. Man kann sich die Bestürzung des armen Malers denken, der vorerst sein Geld zu etwas Anderem, als zu einer Romfahrt brauchte.

Seit ein Paar Tagen wimmelt das öffentliche Gerücht von Mordgeschichten und fast immer sind es desertirte Soldaten, welche dabei die handelnde Rolle spielen. Unlängst fand man in einem Walde, nicht fern von der Stadt, die Montursstücke und Waffen mehrerer Soldaten, welche diese verrätherische Hülle abgethan und dafür Bauernkleider angezogen hatten, die sie in einem Dorfe stahlen. Am meisten Aufsehen macht die That einiger Drahtbinder, welcher jeder kennt, der jemals in Wien geweilt hat. Es sind dies meist junge Burschen, die aus den slavischen Gegenden Oberungarns nach der Hauptstadt wandern, um dort durch das Flicken zerbrochener Geschirre ihr Brod zu verdienen, das freilich manchmal nicht hinreichend sein mag, weshalb dann Bettel und Diebstahl das Fehlende ersetzen müssen. Ein Paar dieser zigeunerartigen Zunft überfielen einen wandernden Handwerksburschen, der eben sich aus Wien zur Wanderschaft aufgemacht

Digitized by Google

und in einem benachbarten Wirthshauſe von ſeinen Eltern, die ihn vor die Stadt begleiteten, Abſchied genommen hatte. Ohne Mordwaffen benutzten ſie die Werkzeuge ihres Handwerks und erdroſſelten den Unglücklichen durch eine Drahtſchlinge, die ſie ihm um den Hals legten; darauf bemächtigten ſie ſich ſeiner Habe und da ſie unter den Habſeligkeiten des Ermordeten auch Eßwaaren fanden, ſo ſchlugen ſie alſogleich in der fröhlichſten Laune von der Welt den Weg nach demſelben Wirthshauſe ein, wo das Opfer ihrer That noch vor einer halben Stunde an der Seite ſeiner Eltern gezecht hatte. Dort angelangt, machten ſie ſich's bequem und waren eben daran, ihren Raub mit Hilfe eines Glas Weines hinabzuſchlemmen, als der Wirth in den Eßwaaren ſowohl als in dem farbigen Tuch, worin ſie eingehüllt waren, das Eigenthum des Handwerksgeſellen erkannte, der noch kurz vorher dieſe Dinge aus den Händen ſeiner beſorgten Mutter empfangen hatte. Er verfehlte nicht, dieſe Bemerkung auch andern mitzutheilen und in wenig Augenblicken bemächtigte man ſich der Schmauſenden, um ſie dem Arme der Juſtiz zu überliefern.

Ich mache auf ein Bändchen Gedichte aufmerkſam, die in der Pichler'ſchen Buchhandlung im Druck erſchienen ſind, nicht als ob es koſtbare Gaben der Muſe darbrächte, ſondern blos aus dem Grunde, weil es die geiſtigen Regungen in einer ſonſt ziemlich verfinſterten und ſtillſitzenden Provinz kund gibt und eine tröſtlichere Ausſicht für die Zukunft eröffnet. Achtzehn junge Poeten aus Tyrol geben in dieſen: „Frühliedern" ihre erſten poetiſchen Klänge und manche darunter beweiſen recht achtbares Talent. Intereſſant iſt es auch, unter den jugendlichen Sängern einen Abkömmling des heldenmüthigen Speckbacher zu finden, der in unſerer Zeit des politiſchen Liedes eben nur ſingen, wie ſein Vater handeln konnte.

Allgemeines Mißvergnügen erregt die Erhöhung der Fleiſchtaxe auf 11 Kreuzer pr. Pfund. Man hat über das Monopol der Fleiſcherzunft ſchon ſo vielfältig Schlagendes geſprochen und geſchrieben, daß man nur befremdet ſein kann, daß noch immer Nichts geſchehen iſt, um den ſchändlichen Druck zu heben, den dieſe rohe, habgierige Klaſſe auf die ganze Bevölkerung ausübt. Man weiß genau, daß eine jüdiſche Geſellſchaft ſich um das Fleiſchermonopol beworben hat und ſich dagegen anheiſchig machte, das Pfund Rindfleiſch das ganze Jahr hindurch ohne Unterſchied der Jahreszeit um 6 Kreuzer zu verkaufen. Wenn man ſchon Bedenken trägt in dieſen Dingen Gewerbsfreiheit zu gewähren, ſo möge man doch darauf Bedacht nehmen, daß der Habſucht der Monopoliſten Schranken geſetzt werde, denn was die Einen können, müſſen die Andern auch können. Freilich wiſſen die Metzger ihr Steigerungsbegehren ziffermäßig zu begründen, allein man darf nicht vergeſſen, daß ſie und die Viehhändler in Ungarn und Polen unter derſelben Decke ſpielen und dieſe diejenigen Angaben liefern,

welche die Ersteren zur Unterstützung ihres Verlangens wünschen Zuletzt fragen wir noch, ob es vernünftig genannt zu werden verdient, wenn dem Monopol, wie es die Metzger hierorts ausüben, noch zum Ueberfluß eine gleitende Scala bewilligt wird? Das Monopol muß mit fixen Preisen bestehen können oder ganz aufhören; wenn die Metzger in diesen Jahren unverhältnißmäßig gewinnen, müssen sie auch in andern Jahren den Verlust tragen, nicht aber den Gewinnst für sich behalten und den Verlust dem Publikum aufwälzen; nur Gewerbefreiheit darf Preise gewinnen, das Monopol muß sie fixiren.

II.

Aus Berlin.

Die Leipziger Presse. — Zwei verhängnißvolle Gasthöfe. — Victoria und ihr Gemahl. — Herr von Canitz. — Die preußische Verfassungsfrage. — Sternberg. — Lehmann. — Dronke.

Je eifriger wir tagtäglich nach den Leipziger Blättern greifen, um neue Aufschlüsse über die trübseligen Augustereignisse Ihrer Stadt zu erhalten, um desto enttäuschter und verwunderter sehen wir den Lakonismus, ja das fast gänzliche Stillschweigen, das die sächsische Presse beobachtet. Wir verstehen zwar zwischen den Zeilen zu lesen und reimen uns die Vorladung und Verwarnung sämmtlicher Leipziger Redactionen mit diesem Lakonismus sehr wohl zusammen. Indessen begreifen wir dies Alles nicht. Das kleine Sachsen hat eine große Popularität in Deutschland errungen, zumeist durch die freiere Bewegung der Presse, die ihm durch seine Constitution gesichert wurde. Es haben sich in letzterer Zeit vielfache Anläufe gezeigt, um Leipzig seiner Centralgewalt im deutschen Buchhandel zu berauben. Indessen, so lange die Presse dort eine verhältnißmäßig freiere Thätigkeit sich erfreute, war vorauszusetzen, daß die Macht der Gewohnheit wohl Alles beim Alten lassen werde. Jetzt erheben sich bereits Stimmen unter den hiesigen Buchhändlern, die ernstlich von einer Verlegung des buchhändlerischen Mittelpunkts sprechen, da man — ich will es Ihnen nicht verhehlen — eine größere Reaction in den sächsischen Preßzuständen besorgt und mit Erstaunen bemerkt man, daß selbst conservative Blätter wie die Augsburger Allgemeine weit ausführlicher und unverholener über die Leipziger Vorfälle sich aussprechen, als die zunächst betheiligte Leipziger Journalistik selbst.

Ein sonderbares Factum fällt übrigens auf. Die beiden Ereignisse, die in letzterer Zeit einen so gewaltigen Lärm in ganz Deutschland machten, fanden in Gasthöfen Statt, die den preußischen Namen auf ihr Schild hinsetzten. Die Ausweisung von Itzstein und Hecker im Hotel de Brandenbourg, die Leipziger Nachtscenen im Hotel de Prusse. —

Unsere von Cöln heimgekehrten Festgäste schütten ihre Anekdotensäcke aus; tausend kleine Pikanterien sind zu erzählen, schwerlich aber

druckerlaubt. Die Königin Victoria ſoll ziemlich übler Laune geweſen ſein, einer kleinen Eiferſucht wegen. Prinz Albert hat ſich nämlich ſo offenbar hingeriſſen von der Liebenswürdigkeit der Prinzeſſin von Preußen gezeigt, daß er dieſer und nicht wie die Etiquette es vorſchrieb, einer andern hohen Dame den Arm reichte, um ſie zur Tafel zu führen. Darüber ſoll Victoria auffallend geſchmollt haben. — Zum Gardedienſt waren von Berlin aus 180 der ſchönſten und hochgewachſendſten Männer beſtimmt worden. Es ſind aber aus Potsdam und Coblenz gegen 600 herbeigeſtrömt, die alle Gardedienſte thun wollten und ſich anboten, auf die Löhnung zu verzichten, um nur die Feſtivitäten mitmachen zu können. Die muſikaliſchen Productionen ſollen keineswegs gelungen ausgefallen ſein und ein gleiches Schickſal ſoll in Coburg geherrſcht haben, wo Tichatſchek ſich alle Mühe gegeben hat, die Hugenotten anſtändig in die Scene zu bringen; die Vorſtellung ſelbſt iſt jedoch ſo unglücklich ausgefallen, daß ſelbſt Tichatſchek ſeine Partie verdorben wurde.

Die Ernennung des Herrn von Canitz zum Miniſter des Auswärtigen iſt jetzt unſer Tagesgeſpräch. Man erwartet mancherlei Folgen von dieſem Miniſterwechſel; mancherlei Perſönlichkeiten, die dem effectiven Staatsdienſt längere Zeit fern blieben, werden wieder als eintretend genannt; unter andern Varnhagen von Enſe, der in dieſem Augenblicke in Kiſſingen zur Cur iſt, wo auch der General von Tettenborn, der intime Freund Varnhagen's und des Herrn von Canitz ſich befindet. —

Von literariſchen Erſcheinungen iſt wenig zu melden. „Die preußiſche Verfaſſungsfrage, von einem Oeſterreicher" wird als ein ganz treffliches Buch gerühmt. Von A. von Sternberg erſcheint ein dritter Theil zu ſeinem „Paul;" Herr von Sternberg hat nämlich gefunden, daß man ihm Tendenzen unterſchoben (unter andern ſogar communiſtiſche), an die er am allerwenigſten gedacht hat und um dieſem Allen ein Ende zu machen, ſoll der ohnehin nicht ganz abgeſchloſſene Roman noch einen ergänzenden Supplementband erhalten. Auch ein Mährchen, zu dem Herr von Sternberg die Illuſtrationen ſelbſt zeichnet, ſoll erſcheinen. Herr von Sternberg verſteht nämlich den Crayon eben ſo geiſtreich als die Feder zu führen und beide ſollen diesmal im Gewande des Mährchens die Narrheiten des Jahrhunderts geißeln. — Von dem Redacteur des „Magazin für Literatur des Auslandes," Herrn Lehmann, der kürzlich von einer großen Reiſe durch England und Schottland zurückgekehrt iſt, werden Briefe über Großbrittanien erwartet, die reich an praktiſchen Bemerkungen und an Fingerzeigen für Deutſchland ſein ſollen. — Dr. Dronke hat ſeine Proteſtation nichts genutzt, er mußte ſich der polizeilichen Verordnung fügen, die endlich ihm anwies, ſich binnen vierundzwanzig Stunden von Berlin zu entfernen. Die Polizei hat offenbar blos einen Beweis ihrer Macht lie-

fern wollen; gerade weil Dronke ſich auf das Recht berufen hat, wollte ſie zeigen, wie ausgedehnt das ihrige iſt. Aber: bange machen gilt nicht! Dr. Dronke iſt abgereiſt und ein Polizeibeamter kam noch auf die Eiſenbahn, um ſich von der effectiven Abreiſe zu überzeugen. Der vielbeſprochene Schriftſteller, gegen den man zu ſolchen Maßregeln greifen zu müſſen glaubte, iſt ein junger Mann von 23 Jahren, der hier ſeit zwei Jahren von den Einkünften ſeines nicht unbedeutenden Vermögens lebte und von Allen, die ihn kennen, als ein liebenswürdiger und durchaus gutherziger Charakter geſchildert wird. Er denkt ſich eine Zeit lang in Leipzig niederzulaſſen, um eine juriſtiſche Arbeit (über das Erbrecht) zu vollenden.

III.

Aus Peſth.

Der Palatin. — Peſth als Großſtadt. — Gaunerſtatiſtik. — Der Schub. — Leipzig in Agram. — Wer ſagte „Feuer?" — Die Vorfälle an der bosniſchen Grenze. — Der Geigenmacher Teufelsdorfer. — Bäckerunfug.

Es finden jetzt ſchon die umfaſſendſten Vorbereitungen zu dem Jubiläumsfeſte des Erzherzogs Statt, welches im kommenden Monat gefeiert werden ſoll und man erwartet blos die Bewilligung aus Wien, um die Zurüſtungen in die Oeffentlichkeit treten zu laſſen. Die Perſon des Palatins iſt noch ſo ziemlich die einzige Perſon im ganzen Lande, auf der ein unbeſchränktes Vertrauen von Seite des Volkes ruht, das nicht durch Zeitungsnotizen oder einige Landtagsreden zu verſcherzen iſt; aber mit Unruhe blickt die conſervative Partei in die Zukunft, denn wer wird alsdann die Stelle einnehmen, die zur Stunde den einzigen Haltpunkt im wirren Treiben der Gegenwart bildet? Es iſt da keineswegs mit Talent und Beredtſamkeit, mit Muth und Tact abgethan; um dieſelbe Popularität zu erwerben, welche der gegenwärtige Palatin genießt, bedarf es mehr als dieſer übrigens höchſt ſchätzenswerthen Eigenſchaften, es ſind dazu die ernſten Schickſale nothwendig, welche Haupt und Glieder in verhängnißvoller Zeit engverbunden beſtanden haben, denn nur ſolche Leidensſchule verleiht jene Vollmacht des Vertrauens, die von keiner ſpäteren Erfahrung getrübt zu werden vermag.

Auffallend findet Jedermann die Ungebundenheit der Sitten und die Maſſe von Geſindel, welche ſich in unſerer Stadt breit machen, welche bereits alle Laſter einer großen Weltſtadt darbietet, ohne die Lichtſeiten derſelben zu beſitzen. Der Bewohner der beiden Uferſtädte prahlt zwar gern mit der Pracht und Herrlichkeit der ungariſchen Hauptſtadt und der magyariſche Inſaſſe zumal iſt ganz erpicht darauf, ſie fortwährend mit London, Paris und Wien in Parallele zu ſtellen, obſchon der minder befangene über derlei patriotiſche Phantaſien

Digitized by Google

lächelnd den Kopf schütteln muß. Unsere Stadt hat nur Einzelnes, was selbst großen Städten Ehre machen würde, aber im Ganzen findet man hier noch viel Krähwinkelei, ein Beweis, daß jene großartigen Schöpfungen lediglich das Werk nationaler Anstrengung, nicht aber die reife Frucht des großartig entwickelten hiesigen Lebens sind.

Pesth ist wie jede größere Handelsstadt, die eben in rascher Entwicklung begriffen ist, ein Sammelplatz von Gaunern und Vagabunden, und bis nicht lange war unsere Polizei so beschaffen, daß ihnen hier so wenig Hindernisse als möglich in den Weg gelegt wurden. Erst in jüngster Zeit hat die Energie des Stadthauptmannes einen neuen lebendigern Geist in unsere Sicherheitsbehörde gebracht, der denn auch bereits seine Früchte trägt und die Hauptstadt Ungarns bald um den wenig beneidenswerthen Ruf bringen wird, der freieste Tummelplatz alles europäischen Gelichters zu sein. Nach einem amtlichen Ausweis sind im Juli dieses Jahres 72 Personen, worunter 17 weibliche, zur peinlichen Haft gebracht worden. Von dieser Anzahl wurden 18 entlassen, 33 zu sogenannten Commissionalstrafen verurtheilt, die zwei Wochen Gefängniß oder 25 Stockprügel nicht überschreiten dürfen, und 21 einer ernstlicheren Untersuchung unterzogen. Die meisten davon waren wegen Diebstahl unter erschwerenden Umständen, wegen Raufereien mit Verwundungen u. dgl. festgenommen worden. Blos 17 waren davon wirklich in Pesth geboren, 39 aus Ungarn gebürtig und die übrigen 16 Fremde aus Oesterreich und dem Auslande. Die Pesther deutsche Zeitung theilt sie auch noch nach Confessionen ab und findet, daß es 55 Katholiken, 2 Protestanten, 2 Griechen und 13 Juden sind. Sie begleitet diese Classification mit einem Lobsalm auf die Reformirten, welche gar kein Contingent zu dieser unrühmlichen Liste geliefert, und mit einem Ausfall auf die Juden, welche allerdings ganz unverhältnißmäßig repräsentirt sind. Doch scheint dieses Blatt zu vergessen, daß eine unterdrückte Volksklasse kaum als vollkommen zurechnungsfähig zu betrachten sein dürfte, indem Druck Laster erzeugt, welche von dem confessionellen Unterschied ganz unabhängig erscheinen würden, sobald der Staat den confessionellen Unterschied nicht zur Bedingung der Unterdrückung gemacht hätte. Die vollständige Zurechnungsfähigkeit beginnt erst mit der vollständigen Freiheit und selbst da müßte noch die Sünde der Vergangenheit in die Rechnung gezogen werden. Ein großes Uebel, das die Anhäufung verdächtigen Gesindels ungemein erleichtert, liegt in der Art, wie der Schub hier zu Land beschaffen ist. Blos bis vor das Weichbild der Stadt werden die Schüblinge mittelst Polizeiindividuen transportirt, dort aber von Bauern übernommen, welche in Anzahl denselben nichts weniger als gleichgestellt sind, was den Vagabunden das Entspringen sehr erleichtert, zumal der Bauer kein Interesse dabei hat, die transportirten Landstreicher weiter zu bringen,

Digitized by Google

und froh ist, wenn er seines Auftrags ledig heimkehren kann, um die Anzeige zu machen, daß der Transport entwischt sei. In so lange in Betreff der Fortschaffung keine andere Gepflogenheit getroffen wird, kann auch mittelst des Schubs kein anderes Resultat erzielt werden; im schlimmsten Falle sollte man Militär zur Eskorte benutzen, wie denn überhaupt gar Vieles, was hier und dort den Gemeinden zur Last fällt, den Soldaten aufgetragen werden könnte, die man gewöhnlich dort gar nicht sieht, wo sie nützlich und vollkommen am Platze wären, indeß sie dort, wo die Kräfte der Bürgermiliz vollkommen ausreichen würden, eine oft sehr zweideutige Heldenrolle spielen.

Diese Bemerkung führt mich auf die jüngsten Vorfälle im benachbarten Croatien, die uns eine Saat von Drachenzähnen dünkt, aus welcher früher oder später geharnischte Männer erstehen werden. Bei der Beamtenwahl zu Agram trug Herr Sumich, der Candidat der magyarischen Partei, den Sieg davon, was bei dem Umstand, daß die kön. ungar. Hofkanzlei zu Wien zu Gunsten des von den Turopolyer Bauernedelleuten geübten Stimmrechts käme, zweifelhaft sein konnte. Auf dem Marktplatz fiel aus dem Hause eines der magyarischen Partei angehörigen Fiskals auf die besiegte Schaar der Illyrier ein Pistolenschuß, welcher eine greuliche Verwirrung hervorrief, indem die Beleidigten das Haus stürmten und der Schrecken die unbetheiligte Menge ergriff, welche jetzt nach allen Seiten drückte, um den Platz zu räumen, der der Ort ernster Ereignisse zu werden drohte. In diesem Augenblick sperrte aber das zur Restauration ausgerückte Militär die Zugänge des Marktes und als der Andrang, was vorauszusehen war, trotz dieser unzeitigen Maßregel nicht abließ, so gaben die Truppen Feuer zu wiederholten Malen und in angemessenen Pausen. Niemand beschreibt das Schauspiel, das in diesem Moment der Marktplatz mit seinem verworrenen Menschenknäuel, der sich in Todte, Verwundete und Geängstigte auflöste, darbot. Zehn Leichen, und nahe an 50 Verwundete wurden hinweggetragen, es war ein gräßlicher Anblick, der das Gefühl begreifen läßt, welches sich der Bevölkerung bemächtigte, die sich der Gewalt einer wilden Soldateska preisgegeben sah. Niemand will jetzt das verhängnißvolle Commandowort: Feuer! ausgesprochen haben, obschon die mörderischen Gewehrsalven mehrmals und in ordentlichen Zwischenräumen erfolgten. Sowol Graf Heller, als der das Bataillon befehligende Oberstlieutenant Sartory leugnen, den Befehl zum Dreinschießen ertheilt zu haben. Jedenfalls hat der Schuldige eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen, die von der zur Untersuchung des Thatbestandes ernannten Commission gewiß näher ermittelt wird. Es hätte nicht die gesetzlich vorgeschriebene Aufforderung zum Auseinandergehen Statt gefunden und selbst in diesem Falle hätte die Räumung des Platzes durch einen Bajonetangriff erzweckt werden können, ohne gleich zur Anwendung

Digitized by

des mörderiſchen Schießgewehrs ſchreiten zu müſſen. Allem Anſchein nach hat der kommandirende Stabsoffizier in der Verwirrung ſelbſt den Kopf und jene Beſonnenheit verloren, welche freilich nicht Jedermanns Sache iſt, aber ohne welche man kein Pferd beſteigen muß, um eine Truppe unter ſchwierigen Verhältniſſen zu befehligen, ſondern im ſtillen Zimmerchen ſeinen Ruhegehalt verzehren ſoll.

Im grellen Gegenſatz zu dieſem Blutvergießen bei einem Anlaſſe, der kein ſo heroiſches Mittel erheiſchte, ſteht nach der allgemeinen Meinung das Benehmen der Behörden an der türkiſchen Grenze, wo der Adler Oeſterreichs ſeit lange her den Nimbus verloren hat, welchen die Waffenthaten des Prinzen Eugen von Savoyen und des Feldmarſchalls Laudon ihm verliehen. Die anwohnenden Bosnier tragen eine für das öſterreichiſche Bewußtſein ſo verletzende Geringſchätzung bei jeder Gelegenheit zur Schau, daß die neuerlichen Brüche des Landfriedens ohne Zweifel weit energiſcher hätten geahndet werden ſollen, als dies in der That geſchehen. Mehrere an öſterreichiſchen Unterthanen verübte Mordthaten, die ohne Genugthuung blieben, nöthigten endlich den Oberſten Jellochich mit einer Angriffscolonne von 2000 Mann ins bosniſche Gebiet einzurücken und den Ort Pomiszd zu berennen. Doch ſchon nach Einäſcherung einiger Häuſer verließ der Oberſt, da in den vom k. k. Hofkriegsrath erlaſſenen Verhaltungsnormen für die Militärgrenze nur 24 Stunden zu einer von den Umſtänden geforderten Razzia bemeſſen ſind und dieſe Friſt bereits überſchritten war, wieder das feindliche Gebiet, wurde aber auf ſeinem Rückzuge von den nachdringenden Bosniern dergeſtalt angefallen, daß er über 100 Mann an Todten und Verwundeten verlor, ja es fehlte wenig, daß nicht die ganze Schaar umzingelt und gefangen worden wäre, denn man hatte bei dem Uebergang über die Sau den in den erſten Anfangsgründen der Taktik aufgeſtellten Grundſatz vergeſſen, welcher beſagt, daß jeder Uebergangspunkt, ſobald man ihn nicht mehr braucht, zerſtört, oder, wenn man ihn noch bedarf, auf die beſte Weiſe geſchützt, wo möglich ſelbſt befeſtigt werden muß. Oberſt Jellochich ließ indeß bei der Schiffbrücke über den Saufluß blos ein geringes Detachement und marſchirte mit dem Kern ſeiner Truppen auf den Angriffspunkt los. Jetzt, wo er wieder das jenſeitige Ufer erreichen wollte, fand er das Detachement zerſprengt, die Brücke in den Händen der Bosnier, die, ohne jemals einen taktiſchen Cours gehört zu haben, ſich bei Zeiten und mit überlegenen Streitkräften der Schiffbrücke bemächtigt hatten. Nur einem mit großem Menſchenverluſt und jenſeitiger Hilfe durchgeführten Kampfe gelang es, den Reſt der ausgezogenen 2000 Mann auf öſterreichiſchen Boden herüberzubringen. Doch ſtatt mit dem Früheſten nach dem bosniſchen Ufer wieder aufzubrechen und die erlittene Scharte, die nichts weniger als einer genommenen Rache ähnlich ſah, begnügte man ſich, einige Tau-

Digitized by Google

ſend Mann als drohende Demonſtration an der Grenzlinie zuſammenzuziehen und den Weg der Unterhandlungen einzuſchlagen, der bei dieſem rohen Volke, wo blos der Säbel wirkt, immer ein verlorner iſt. In dieſem Geiſte handelte der Feldmarſchallieutenant Baron Waldſtetten, als er an der Militärgrenze das Commando führte, und ihm allein verdankt Croatien die lange Ruhe, deren es in Folge der derben Züchtigung der bosniſchen Räuber von dieſer Seite genoß. Der jetzige commandirende General-Feldmarſchallieutenant von Dahlen ſcheint dieſen hier allein wirkſamen Weg ritterlicher Einſchreitung verlaſſen zu wollen und einem diplomatiſchen Temporiſiren den Vorzug zu geben, das nirgends ſchlechter angewendet iſt, als gegen dieſe ſchlauen und gewaltthätigen Barbaren, welche blos durch Furcht zu zügeln ſind.

In dieſen Tagen verloren wir einen echt deutſchen Biedermann, der als ein Muſter von Bürgertugend und ſchlichter Ehrenhaftigkeit gelten mochte. Er hieß Teufelsdorfer und war ſeines Handwerks ein Geigenmacher. Durch ſeine Rechtſchaffenheit, ſeinen Freimuth und die Bereitwilligkeit dem Unglücklichen zu helfen, hatte er ſich ein an Verehrung grenzendes Anſehen erworben, das ihm Niemand beneidete, obſchon es ihm manche ungeſuchte Auszeichnung zu Wege brachte. Er bekleidete die Hauptmannsſtelle beim Schützencorps und deshalb verherrlichte ſein Leichenbegängniß ſelbſt militäriſcher Pomp. Zwanzigtauſend Menſchen folgten dem Leichenwagen.

Zwei Dinge beſchäftigen derzeit am meiſten die Zungen der zahlreichen Philiſterwelt, nämlich die beabſichtigte Erhöhung der Taſſe Kaffee in den Kaffeehäuſern von vier auf ſechs Groſchen, die von den Kaffetiers durch den immenſen Aufwand in ihren elegant hergeſtellten Etabliſſements gerechtfertigt wird, und die Entſcheidung der lange Jahre ſchwebenden Bäckerfrage, welche alle Liebhaber von eßbarem Luxusbrod in Verzweiflung ſetzte. Die löbliche Bäckerzunft der guten Stadt Peſth hatte ſich die Einrichtung beigelegt, daß nur immer drei Bäckermeiſter im Jahre das Recht beſitzen ſollen, Luxusbackwerk zu erzeugen und dieſe monopoliſirte Befugniß jedes Jahr an drei andere Mitglieder ihrer Zunft überzugehen habe. An und für ſich mochte in dieſer Beſtimmung der Innung eben kein weſentlicher Nachtheil zu finden ſein, doch dieſer zeigte ſich bald, wie denn jedes Monopol zum Schlimmen führen und der menſchlichen Natur gemäß führen muß. Drei Bäckermeiſter, welche ſich auf die Erzeugung dieſer Luxuswonne hauptſächlich eingerichtet, kauften nun in jedem Jahre den an die Reihe kommenden Befugten ihre Befugniß ab und wußten ſich dergeſtalt in dem Beſitz des Monopols bleibend feſtzuſetzen, was freilich nicht zum Vortheil der Conſumenten ausſchlug, die ſich fortan die Zähne ausbeißen konnten an den harten, ſpröden Producten ihrer Kunſt. Dieſe Angelegenheit brachte zuletzt einen allgemeinen Haß gegen dieſe Gilde hervor, bei welchem ſich Alt und Jung betheiligen

Digitized by Google

konnte, weil Alle unter dem Druck des Monopols litten, das blos den Säckel Einiger füllte. Nachdem die Sache zu mancherlei Reibungen und Prozessen geführt, kam sie endlich vor die kompetente Behörde und diese that ihre Schuldigkeit und vernichtete diese Mißgeburt zünftiger Anmaßung, so daß jetzt jeder Bäckermeister ohne Ausnahme sich Jahr aus Jahr ein mit der Erzeugung des sogenannten Luxusbackwerks beschäftigen kann, ja selbst muß, weil er sonst in Verruf erklärt und auch seine sonstigen Kunden verlieren würde.

IV.

Aus Halle.

Ein Hallischer Pedell in Leipzig. — Die protestantischen Freunde auf der Asse. — Die deutschen Architekten in Halberstadt. — Theater.

Den hiesigen Studenten ist es während der Unruhen in Leipzig streng verboten gewesen, dahin zu reisen.*) In Leipzig selbst ging zu jener Zeit ein Hallischer Pedell beobachtend umher. Man wollte nicht, daß die Hallischen Studenten in Leipzig mit „auf Ordnung halten sollten," vermuthlich weil man glaubte, daß sie dazu in Halle selbst Gelegenheit genug hätten.

Während Heinrich Leo in Halle Decan der philosophischen Facultät ist, führt man „die Kritik" zu Fuße durch unsere Provinz auf die Festung und ein Pastor bei Magdeburg hat Dorfarrest. Ich theile die Begeisterung für Pastor Uhlich nicht; aber ich bin erstaunt über die Gleichgültigkeit des bisher für ihn schwärmenden Publikums gegen die in Bezug auf ihn und die Versammlungen der protestantischen Freunde in Preußen ergriffenen Maaßregeln. Vor Kurzem hielt man eine solche Versammlung im Braunschweigischen auf der Asse. Ein Magdeburger, der sie besuchte, zeigte mir eine Adresse, die von dort an den in Pömmelte festgehaltenen Pastor Uhlich entworfen und deren Besorgung ihm übertragen war. Sie zählte kaum hundert Unterschriften; die Versammlung selbst wurde auf fünftausend Personen geschätzt. Und auch diese hundert Unterschriebenen begnügten sich damit, dem Pastor Uhlich einige Schmeicheleien zu sagen über sein Talent und gegen dies Verfahren der preußischen Regierung die größte Rücksicht zu beobachten. Von dem Ausbleiben des sehnlich erwarteten „Geistes," der noch dazu die Versammlung schriftlich haranguirt hatte, wurde mit so harmloser Resignation gesprochen, als ob Zahnschmerzen ihn auf seiner Pfarre zurückgehalten hätten. — Uebrigens war diese Versammlung die erste im Braunschweigischen. Die Braunschweiger

*) Dasselbe war auch in Jena der Fall.

Digitized by Google

beſuchten bisher die Zuſammenkünfte in der Provinz Sachſen, namentlich in Halberſtadt und Groß-Oſchersleben. Seit ſie hier verboten ſind, zieht man von hier auf der Eiſenbahn über die braunſchweigiſche Grenze nach der Aſſe, einem lieblichen Gebirge bei Wolfenbüttel, das bisher nur jährlich einmal um Pfingſten einer Anzahl ſtiller Predigerfamilien zum idylliſchen Sammelplatze dienen mußte.

Die deutſchen Architekten haben eine Verſammlung in Halberſtadt gehabt. Ich ſah ſie auf einem Ausfluge, den ſie von dort, begleitet von der Familie des Bürgermeiſters, mit einem Extrazuge nach Braunſchweig gemacht hatten, vermuthlich um das prächtige Schloß zu ſehen, das die Braunſchweiger ihrem neuen Herzog bauen, nachdem ſie den alten Herzog fortgejagt und ſein Schloß in Brand geſteckt haben.

Mit einem Prolog von Ludolf Schleyer wurde vor Kurzem das Halliſche Theater eröffnet, auf dem in Zukunft eine Magdeburger Truppe regelmäßige Vorſtellungen zu geben gedenkt. Das erſte Stück, das dieſelbe ſpielte, war „Mutter und Sohn" von Madame Birch-Pfeiffer. Nur das Spiel der Frau Klingemann hat uns gefallen; ſie gab die Gräfin Mansfeld, eine gute Hausmutter, welche über ihre Söhne herrſcht wie ein Regierungsbevollmächtigter über die Studenten, z. B. ſtrenge Hausſuchungen halten läßt, wobei nicht einmal die Taſchen des jungen Grafen als Aſyl für Liebesbriefe und dergl. verſchont bleiben.

V.

Notizen.

Die reiſenden Fürſten. — Leipziger Preßveränderungen. — Honek's Buch für Winterabende. — Laube und Gutzkow.

— Alle Welt iſt erſtaunt, daß man aus Cöln und Bonn, aus München und Coburg nicht mehr pikantes Material, nicht mehr charakteriſtiſche Anekdoten zu leſen, zu hören, ja nicht einmal zugeflüſtert bekommt. Man vergißt, daß unter allen Reiſenden keiner ein ſo monotones und geplagtes Daſein führt als ein reiſender Fürſt. Sein Leben beſteht aus drei Elementen: Aus der Anrede, aus dem offiziellen Gaſtmahl und aus dem Ehrenball: eine und dieſelbe Langweiligkeit wird in drei Schüſſeln aufgetiſcht. Die Anrede — wer kennt ſie nicht? Gibt es etwas Unerträglicheres als alle vier bis ſechs Meilen all' die Abgeſchmacktheiten und Süßigkeiten anhören zu müſſen, mit welchen die Bürgermeiſter von Krähwinkel die Hoheit regaliren? Wer nur ein wenig gereiſt iſt, weiß, daß die Geißel aller Landſtraßen das Heer von Bettlern iſt, welche uns mit monotonen Gebeten bei jedem Bergauffahren umzingeln, oder die herumziehenden Hauſirer, die uns auf jeder Station ihre Waaren aufdringen wollen. Doch

Digitized by Google

hat man bei dieſen Leuten wenigſtens den Troſt, ſie zu allen Teufeln jagen zu können; aber der reiſende Fürſt iſt nicht ſo glücklich daran. Da gibt es eine Ehrenbegleitung, die während des ganzen Weges ihn mit einer Wolke von Staub und mit einem betäubenden Getrappel umgibt, an jedem Meilenzeiger ein Haufe von Maulaffen, die man grüßen muß, wenn man nicht als unfreundlich gelten will, an jeder Barriere eine Truppe ſchwarzer Fracks, den Bürgermeiſter oder Kreishauptmann an der Spitze, die den Herrn haranguiren und die er wieder haranguiren muß, Fragen und Antworten, die ſich überall wiederholen und immer in demſelben Ton. Da gibt's keine Möglichkeit, dieſe Leute zu allen Teufeln zu jagen. Man muß im Gegentheil ihre Redekunſt bis auf die Nagelprobe aushalten, ja man muß ihnen ſogar noch mit etwas Schmeichelhaftem antworten. Gott iſt groß! Dem Bürgermeiſter Michel, dem in ſeinem Leben Niemand etwas Schmeichelhaftes geſagt hat, wurde vom König von Belgien geſchmeichelt. Man ſagt, es werde den Fürſten auf der Reiſe ſo viel geſchmeichelt. Aber ſie ſelbſt ſchmeicheln noch mehr. Und nun das Gaſtmahl! Wie ſchlecht ſpeiſt man bei großen Banketten — entweder weil man zu viel oder zu wenig ißt. Kommt nun erſt das Deſſert — Himmel, welche Toaſte gibt's da zu hören oder gar zu erwiedern. Was den Ehrenball betrifft, ſo braucht man die Qual deſſelben nicht erſt zu ſchildern. Große Toilette machen zu müſſen, um ſich einen Augenblick bei Lichte zu zeigen, die Männer mit Freundlichkeit und Herablaſſung zu grüßen, den Damen mit Liebenswürdigkeit und Würde zuzulächeln, zu Tanze auffordern, nicht diejenigen, die man möchte, ſondern diejenigen, welche die Etiquette will, dann erſt ſich zurückziehen, um drei, vier Stunden zu ſchlafen, in einem Gemache, wo gerade die von gegenüber ſtrahlende Prachtillumination den Schlummer am erſten verſcheucht. Auf dieſe Weiſe geſchieht es, daß die Anreden ſo ermüden, daß man nicht eſſen kann, daß das Feſteſſen ſolche Unverdaulichkeit erregt, daß man an dem Balle keine Freude finden kann, daß der Ball endlich ſo den Kopf betäubt, daß man nicht ſchlafen kann. Und dann will das Publikum Reiſebilder leſen. Fußreiſende und Diligencenfahrer erleben Pikantes. Einem reiſenden Fürſten würde ein Verleger keine fünf Thaler für den Bogen bezahlen.

— In der Leipziger periodiſchen Preſſe werden manche Aenderungen ſignaliſirt. Biedermann's „Monatsſchrift" wird zu einer Vierteljahrsſchrift ſich umgeſtalten. — Keil's „Wandelſtern" hat zu erſcheinen aufgehört — wenigſtens iſt der bisherige Redacteur zurückgetreten. Die Conceſſion dieſes Blattes lautete nur auf Belletriſtik; da es jedoch in letzterer Zeit ſich häufig mit Politik beſchäftigte — und wer

Digitized by Google

kann heute genau die Grenzlinie zwiſchen Literatur und Politik bezeichnen? — ſo gaben die letzten Vorgänge Veranlaſſung, die Zeitſchrift auf ihre urſprüngliche Conceſſion zu verweiſen. In Folge deſſen hat Herr Keil die Redaction niedergelegt. — Die Illuſtrirte Zeitung wird neben der Novellenzeitung noch einen Ableger machen: eine Theaterzeitung. Dieſe ſoll dann die wahre Illuſtrirte Theaterzeitung werden, wie in Cöln von den beiden Farina's jeder das wahre Cölniſch Waſſer ankündigt. Uebrigens hat Bäuerle Herrn J. J. Weber das Anerbieten geſtellt, ihm die Wiener Theaterzeitung gegen eine Rente zu überlaſſen. Herr J. J. Weber hat zwar das Anerbieten abgelehnt, keineswegs aber abgeſchlagen und es könnte noch möglich ſein, daß wir dieſe unternehmende Verlagshandlung ſich in Oeſterreich etabliren ſehen. Noch eine andere Theaterzeitung wird zu Anfang des nächſten Quartals unter Redaction des Herrn Koffka angekündigt. — Von neuen politiſchen Blättern hört man wenig. Eine Reaction ſcheint die Leipziger Preſſe in die Belletriſtik wieder zurückdrängen zu wollen. Wird dieſer Wind vorübergehen, oder wird er zum bleibenden Wetter werden?

— Honek's „Buch für Winterabende," das ſeit vier Jahren ein lieber Gaſt in ſo vielen deutſchen Bürgerfamilien geworden, iſt nun auch für das Jahr 1846 erſchienen. Es iſt ein offenbarer Beweis unſerer fortſchreitenden politiſchen Bildung, wenn ſolche geſunde Schriften, die mit den öffentlichen Zuſtänden in einem populären, aber ernſten Tone ſich beſchäftigen, eine ſo große Theilnahme unter dem Mittelſtande finden. Das Buch für Winterabende iſt in mehreren tauſend Exemplaren verbreitet und der Inhalt dieſes reichhaltigen Volkskalenders wird mit jedem Jahre tüchtiger und gewählter. In dem vorliegenden Jahrgange ſind namentlich die Aufſätze: „Ueber deutſche Auswanderungen" (von Carl Andree), „Eine Weſerfahrt" (von Oppermann), „Zeugniſſe für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit," dann „Die preußiſche Verfaſſungsfrage" (von Honek) ganz vortrefflich. Die drei beigegebenen Bildniſſe jedoch hätten wir entweder beſſer oder ganz weg gewünſcht.

— Heinrich Laube hat dieſer Tage ſeinen Leipziger Freunden ein neues Stück vorgeleſen: der Held iſt Gellert. Es ſoll unverzüglich an alle deutſche Bühnen verſendet werden. Gutzkow's „Dreizehnter November" hat in Dresden ein ganz entgegengeſetztes Schickſal als in Berlin gehabt; es wurde mit großem Beifalle aufgenommen und die Darſteller wurden gerufen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Schiller's Begräbniß.

Von einem alten Manne.

Aus Weimar.

Es ist über diesen Gegenstand viel gesprochen, geschrieben und gefabelt worden; man hat sogar behauptet, Reisende hätten in Weimar nicht einmal Schiller's Ruhestätte erfahren können und deshalb hat man die Einwohner als Vandalen bezeichnet; ja der Obermedicinalrath von Froriep hat sogar im Schiller-Album (Seite 77) behauptet, außer ihm und dem Schwager des Verstorbenen, Geheimerath von Wollzogen, sei Niemand der Leiche gefolgt, eine Behauptung, über deren Irrthum er sich leicht hätte in Weimar belehren lassen können, da selbst mehrere seiner Bekannten bei der Beerdigung zugegen waren. Um endlich einmal das Publikum über die wahren Umstände in Kenntniß zu setzen und die Einwohner Weimars von dem Vorwurfe des Indifferentismus gegen ihren großen, verstorbenen Mitbürger zu rechtfertigen, dazu wird in der Folge ein actenmäßiger Bericht dienen, welchen Herr Hofrath Schwabe, erst ganz neuerlich öffentlich dazu aufgefordert, jetzt zu veröffentlichen um deswillen Anstand zu nehmen scheint, weil er besorgt, es könnten sich manche noch lebende Personen dadurch unsanft berührt fühlen.

Schreiber dieses, welcher von den Umständen durch Mittheilungen glaubwürdiger, sowohl bei dem Begräbniß Schiller's als bei dessen Beisetzung in die großherzogliche Gruft zugegen gewesener Personen genau unterrichtet ist, will daher folgende Notizen einstweilen hier mittheilen.

Es ist ein Irrthum, wenn behauptet wird, es habe sich darüber, durch wen Schiller's Leiche an seine Ruhestätte gebracht werden solle, eine Irrung entsponnen, indem sowohl die Schneider als Zimmer-

leute eine zunftmäßige Befugniß zur Tragung der Särge geltend gemacht hätten: von einer ſolchen Berechtigung iſt hier Niemandem etwas bekannt, auch weiß hier Niemand etwas davon, daß bei Schiller's Beerdigung damals ein ſolches Anſinnen gemacht worden ſei. Es war zu jener Zeit üblich, daß diejenigen Handwerker, welche für den Verſtorbenen gearbeitet hatten, ſich freiwillig zu Trägern erboten, außerdem wurde das Tragen durch gedungene Träger verſehen, auch pflegte bei Beerdigung vornehmer Perſonen das Tragen der Leichen durch Candidaten der Theologie gegen eine Remuneration verſehen zu werden; bei Schiller's Leiche waren die Handwerker zum Tragen beſtimmt worden, kaum hatte aber der damalige Secretär, jetziger Hofrath Schwabe, dies erfahren, als er ſofort Anſtalten traf, eine weniger ordinäre Art der Beſtattung einzuleiten; er nahm mit mehrerern ſeiner Bekannten Rückſprache, um dem großen Manne die letzte Ehre zu erzeugen, und alle fühlten ſich bereit und nahmen den Antrag dankbar an. Herr Schwabe begab ſich nun zur Hofräthin von Schiller, um von ihr die Genehmigung zu der veränderten Maßregel einzuholen. Dieſelbe befand ſich jedoch in einem Zuſtande, welcher ihr nicht erlaubte, Jemand zu ſprechen und ließ zur Antwort ſagen, daß ſie den Oberconſiſtorialrath Günther erſucht habe, alles zur Beerdigung Erforderliche zu beſorgen. Herr Schwabe verfügte ſich ſogleich zu dieſem und bat ihn, daß er die beſprochenen Handwerker abbeſtellen laſſen möge, weil er und mehrere ſeiner Bekannten ſich es nicht würden nehmen laſſen, Schillern die letzte Ehre zu erzeigen und das Tragen zu verrichten. Günther machte Anfangs Schwierigkeiten, weil die Träger ſchon beſtellt wären, allein Schwabe beharrte auf ſeinem Entſchluſſe und ſo wurde Schiller von ihm, ſeinem Bruder, dem nachmaligen Geheimen Hofrathe Dr. Schwabe, Geheimen Hofrath Helbig, Hofbildhauer Klauer und mehreren Andern wirklich bis in das ſogenannte Kaſſengewölbe getragen. Dieſes Gewölbe war dasjenige Local, welches der Weimarſchen Landſchaft angehörte und deshalb jenen Namen führte; es wurde bei Beerdigung angeſehener Perſonen unentgeldlich zur Ruheſtätte überlaſſen und ſteht noch jetzt, nachdem der alte Friedhof durch Wegräumung der meiſten Erbbegräbniſſe und durch Sandwege und Zierpflanzen zur Erleichterung der Communication für das Publikum geöffnet worden iſt, an ſeiner alten Stelle am Haupteingange, wird jetzt nicht

Digitized by Google

mehr benutzt und dürfte vielleicht bald ganz verſchwinden, um einer Blumenanlage Platz zu machen. Die in dieſem Gewölbe beigeſetzten Särge waren alle mit einer metallenen Platte mit der Jahrzahl, dem Namen und Charakter der darin ruhenden Perſonen verſehen, und es iſt daher in der That unbegreiflich, wie ſchon nach dreißig Jahren eine Ungewißheit darüber entſtehen konnte, wo Schiller's ſterbliche Ueberreſte ſich befänden. Als der Kanzler, jetzt Geheimerath von Müller, man weiß nicht durch welche Veranlaſſung, auf die Idee gerieth, eine Apotheoſe Schiller's dadurch auszuführen, daß der Schädel der Vergeſſenheit und dem Untergange entriſſen und in der fürſtlichen Bibliothek als eine heilige Reliquie der Nachwelt aufbewahrt werden ſolle, konnte Schiller's Sarg nicht aufgefunden werden. Durch die Näſſe in der an dem tiefſten Theile des Friedhofes befindlichen tiefen Gruft, waren die meiſten Särge verfault und zerfallen, und ſomit entſtand allerdings der Zweifel, welche der vorhandenen menſchlichen Ueberreſte Schillern angehört haben könnte; doch war man der Meinung, daß bei der eigenthümlichen Formation von Schiller's Kopfe jener Zweifel beſeitigt werden würde, und der damalige Bürgermeiſter, Hofrath Schwabe, übernahm aus eigenem Antriebe das mühevolle Geſchäft, durch eine genaue Unterſuchung Alles aufzubieten, um wenigſtens das Wichtigſte von Schiller's irdiſchen Ueberreſten, nämlich den Schädel, aufſuchen zu laſſen.

Dieſe Mühe wurde auch durch guten Erfolg belohnt, denn nach langem Suchen fand ſich auch der Schädel. Da jedoch bei dieſem Nachſuchen nicht mit der nöthigen Sorgfalt zu Werke gegangen worden ſein mochte, ſo war es ſchwierig, die übrigen Gebeine herauszufinden. Göthe hatte kaum hiervon Kenntniß erhalten, als er auch beſchloß, ſich nun ſelbſt mit der Sache zu befaſſen. Er ließ zu dem Ende den Proſector Schröder und den Bibliotheksdiener Färber von Jena kommen, indem er glaubte, daß, da erſterer Schillern genau gekannt hatte und letzterer bei demſelben Bedienter geweſen war, beide im Stande ſein würden, das ganze Gerippe vollſtändig herzuſtellen. Zu dieſem Zwecke wurden ſämmtliche im Kaſſengewölbe vorgefundenen Gebeine bei Nachtzeit in das Bibliotheksgebäude gebracht und von Schröder das vollſtändige Skelett zuſammengeſetzt. Der Schädel, an welchem ſich noch einige blonde Locken zeigten, befand ſich einige Zeit bei Göthen und man kennt das Gedicht:

„Im ernſten Beinhaus war's, wo ich beſchaute,
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Der alten Zeit gedacht' ich, der ergrauten.
Sie ſtehn in Reih' geklemmt, die ſonſt ſich haßten
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweiſ', zahm allhier zu raſten,
Entrenkte Schulterblätter, was ſie trugen
Fragt Niemand mehr und zierlich thät'ge Glieder,
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder,
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seid ihr herauf zum lichten Tage wieder
Und Niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch' herrlich ed'len Kern ſie euch bewahrte,
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte,
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten,
Geheim Gefäß, Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth, dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz, aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend,
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen
Als daß ſich Gott — Natur ihm offenbare?
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre."

Daß dieſer Schädel einige Zeit darauf auf der Bibliothek in einem Schranke, auf welchem die coloſſale Büſte Schiller's von Dannecker aufgeſtellt iſt, feierlichſt niedergelegt wurde, iſt nebſt dem darüber abgehaltenen Protokoll, durch den Druck veröffentlicht worden und es ſoll hier nur bemerkt werden, daß ſich Göthe dabei durch ſeinen Sohn vertreten zu laſſen für gut fand. — Einige Monate darauf kam der König von Baiern nach Weimar und beſuchte in Begleitung des Großherzogs die Bibliothek, wo ihm denn auch

Digitized by Google

Schiller's Schädel vorgezeigt wurde. Wie erſtaunte man aber, als der König ſich nicht allein tadelnd, ſondern ſogar entrüſtet über dieſe Procedur ausſprach, ſolche für eine Profanation erklärte und fragte, wie es möglich ſei, daß an einem Orte, wo Herder die Humanität gepredigt, ſo etwas habe vorgehen können. Dieſe königliche Aeußerung gab den Impuls zu der Translocation ſowohl des Schädels, als der übrigen Ueberreſte in der großherzoglichen Familiengruft. Es wurde zu dem Ende eine Art von Sarkophag von Eichenholz, ganz nach welcher Form ſpäter auch Göthe's Sarg gearbeitet wurde, gefertigt und das vollkommene Skelet darin förmlich verſchloſſen, und dann ohne weitere Feierlichkeiten Sonntags den 26. December 1827 früh zwiſchen drei und vier Uhr beigeſetzt.

Nach dieſer treuen Darſtellung der Sache wird man wohl den Einwohnern Weimars, bei welchen der große Verſtorbene wie immer in hohem Anſehen ſteht, den erwähnten Vorwurf nicht machen können und wir wollen hier noch zweier Umſtände gedenken, welche es beſtätigen, daß man weit entfernt war, Schillern nach ſeinem Ableben ſogleich der Vergeſſenheit dahinzugeben. Sogleich nach dem Ableben wurde die Gypsmaske des edlen Verblichenen von dem Bildhauer Klauer gefertigt, wovon das Original noch jetzt im Beſitz des Hofraths Schwabe iſt; den Tag nach der Beerdigung wurde in der auf dem Kirchhofe nur wenige Schritte von dem Kaſſengewölbe befindlichen Jacobskirche Mozart's Requiem von der großherzoglichen Hofkapelle aufgeführt und von dem Generalſuperintendent Voigt die Trauerrede bei einem ungeheuern Zudrange von Zuhörern gehalten.

Digitized by Google

Der Devinationsjäger.

Novelle

von **Dr. Herrmann Schiff.**

Zweite und letzte Abtheilung.

Bertha hatte schon als Kind leidenschaftlich getanzt und seitdem ihren Tanzunterricht fortgesetzt, ohne in Gesellschaft zu tanzen. Sie war eine Ballettänzerin und weil sie heut zum ersten Mal auf einem Balle war, tanzte sie auch wie eine Künstlerin. Ihre Mienen hatten das graciöse Lächeln, ihre Bewegungen den leichten schwebenden Aplomb, und ihren Füßchen entschlüpfte unwillkürlich ein Battement oder gar eine Pirouette. — Zum Glück hatte sie Geschmack und Delicatesse genug, sich zu mäßigen, und schien nur mit Leib und Seele zu tanzen. Dennoch hatte dieß Tanzen wie ihre Gespräche und ihr ganzes Wesen etwas, was über das Niveau der Gesellschaft hinausging; eine Folge einsamer Erziehung, die stets etwas zurückläßt, was einer Ueberspannung ähnlich sieht.

Bertha bezauberte heute alle Herren und besonders die Franzosen; aber die Damen waren empört, zuckten die Achseln, rümpften die Nasen und flüsterten: In Allem verräth sie die Rotüriere. Warum ist sie hier, sie gehört nicht zu uns. Und wie freundlich sie mit den Herren thut, die doch nur ihren Millionen huldigen! — Welche Feindseligkeit! dachte Bertha, die sie flüstern hörte. Ich bin doch gewiß einfach genug gekleidet, allein sie gönnen mir nichts; ich komme nie wieder hierher. — Mehr als dieß aber verletzten sie andere Aeußerungen. Man machte sich auch über Oskar lustig: Das Gräflein, wie es dasteht. Ein Ritter Toggenburg; das wird tragisch, er kann sie nicht heirathen. Und Bertha schenkte ihm deßhalb aus ihren schwarzen zauberischen Augen hin und wieder einen mitleidigen vorwurfsvollen Blick.

Digitized by

Man ging zu Tiſche; der leichte franzöſiſche Ton herrſchte. Die Herren brachten Toaſte aus und wechſelten häufig die Plätze, um bald mit dieſer, bald mit jener Dame ſich zu unterhalten. Nur die beiden Cavaliere an Bertha's Seite behaupteten eigenſinnig ihre Stühle und waren alles Bittens ungeachtet nicht zu bewegen, ſie abzutreten.

Pauline ſaß unfern von ihr und hatte den alten Streit wieder vorgebracht; aber Bertha war heut eigenſinniger als je. Ihr Cavalier zur Rechten nannte ſich einen Jugendfreund Oskar's. Meines Vaters Güter, ſagte er, und die ſeinigen grenzen an einander. Er iſt weiter nichts als ein tüchtiger Oekonom. Wenn ſeine Ziegelöfen, Fiſchbehälter, Mühlen und Schleuſen im baulichen Stande ſind, liebt er die Natur. Wenn die Ausſaat richtig abgemeſſen und ausgeſäet, das Getraide rein ausgedroſchen, die Wolle richtig abgeliefert, aufgewogen und verwahrt, die Schlöſſer an Böden und Vorrathshäuſern gut ſchließen und ſonſt keine Löcher da ſind, etwas zu entwenden, ſo hadert er nicht mit der Menſchheit; die Intereſſen der Zeit ſind ihm nicht ſo wichtig, wie die Intereſſen der Kälber. Er ſchwärmt für Schweine und Federvieh und die Pferdezucht erfüllt ſeine Seele.

— Gott bewahre vor ſolchen Jugendfreunden, erwiederte Bertha.

— Wollen ſie ſelber von ihm hören? Ich habe das Buch nie geleſen; ich will ihn vorſtellen.

— Bitte, bitte, thun Sie das, Herr Baron, rief Pauline und Herren und Damen baten einſtimmig darum.

— Thuen Sie es! ſagte endlich auch Bertha, ich will mit ihm reden und Sie werden ſehen, daß er Geiſt hat. Aber die Philoſophie für Damen darf nicht erwähnt werden, er kann ſeine Gründe haben, nicht als Autor genannt werden zu wollen. Ich kann mich zu einer Myſtification, aber nicht zu einer Indiscretion entſchließen.

— Das kann ein intereſſanter Auftritt werden, ſprach der junge Baron. Wohlan! examiniren Sie ihn, ich räume ihm meinen Platz ein, es iſt ein großes Opfer.

Er holte Oskar, um ihn vorzuſtellen, und räumte ihm ſeinen Platz ein. — Das glänzende Paar ſaß beiſammen. Er eine hohe, vornehme Jünglingsgeſtalt, ſie eine reizende, zarte Jungfrau, und doch lag eine gewiſſe Aehnlichkeit in Beiden; eine Sympathie der Seelen ſpiegelte ſich auch in ihrem Aeußeren wieder. Zwei dunkle

Digitized by Google

ſchwärmeriſche Augenpaare begegneten ſich, vor Innigkeit blitzend, und ließen betroffen von einander ab, während die Wangen höher glühten. — Es ſchien in der That ein intereſſanter Auftritt zu werden.

Bertha begann: Sie haben nicht getanzt, Herr Graf?

— Um Sie zu bewundern. Sie haben gewiß als Kind ſchon tanzen gelernt und viel getanzt.

Eine ganz richtige Bemerkung. Bertha war zufrieden und ſprach: Als Kind, wo ich noch Augen hatte für den Glanz der Welt, nicht aber für ihren Leichtſinn, liebte ich das Vergnügen mehr als jetzt.

— Es gibt auch Glanz ohne Leichtſinn, entgegnete Oskar. Ich ſehe ihn, er iſt wahrhaft blendend.

Bertha war ſehr zufrieden. Dieſes Compliment verrieth Geiſt; ſie warf einen Blick des Einverſtändniſſes auf Pauline und fühlte ſich zu einem entſcheidenden Schritte entſchloſſen.

— Ich glaube mit ihnen einverſtanden zu ſein, Herr Graf, weil ich mich auch nicht nach dem ſehne, was man Erfahrung und Lebensklugheit nennt. Es macht mich glücklich! Aber die Devinationen der Jugend und Unſchuld machen glücklich und auch ich bemühe mich die Schülerin meiner ſelbſt zu ſein. — Wenn er das verſteht, dachte ſie, ſo hat er die Philoſophie für Damen wenigſtens geleſen. — Und Oskar verſtand ſie nicht nur; bei dieſen Worten war es um ſeine vornehme Ruhe geſchehen; die glänzende Erſcheinung, die auf den erſten Blick ihn bezaubert, brachte ihm Gedanken entgegen, die er nur ſich geſtanden hatte und aller Welt verborgen glaubte. Endlich hatte er ein Abenteuer, wie er es ſich wünſchte und wie es alle ſeine bisherigen Träume aufs Grellſte beſtätigte. Anfangs gab er ſich ganz dem holden Zauber ſeiner Lage hin und wagte nicht, dem Wunder nachzuforſchen. Bertha aber verfolgte eifrig ihren Sieg und fuhr immer dreiſter fort, aus der Philoſophie für Damen zu plaudern. Sie iſt eine clairvoyante, dachte er endlich. Aber ſie hat doch gar nichts Geſpenſtiſches und Grauenhaftes, — und entſchloß ſich, ſie zur Rede zu ſtellen.

— Warum treiben Sie dies Spiel mit mir? Sie beſitzen die Wunderkraft, die Seele eines Menſchen zu durchſchauen, warum enthüllen Sie meine inneren Geheimniſſe hier Allen, die uns hören!

Das ſchien ein Bekenntniß und Bertha konnte nichts Anderes darauf erwiedern, als: Verzeihen Sie mir meine Indiscretion, aber

Digitized by Google

ich war zu ſtolz darauf, Sie zu durchſchauen, in welcher Geſtalt Sie ſich auch zeigen. Jetzt will ich Ihre Geheimniſſe ehren und ſchweigen.

— Ich habe keine Geheimniſſe! entgegnete Oskar. Was ich denke, denke ich für mich, ich hoffe damit weder den Beifall der Welt zu erwerben, noch will ich mich ihrem Mißfallen ausſetzen. Meine Gedanken können nur Werth für mich haben und dienen mir zum Troſt und zur Beruhigung. Sie aber laſſen mich eine Wunderkraft empfinden, vor der ich mich demüthige. Doch wenn Sie nur zum Scherze ſo mit mir verfahren, ſo ſchonen Sie mich! Bedenken Sie, wie tief hier jeder Spott verwundet. Reden Sie aber aufrichtig. Sind Ihre Worte Ueberzeugung, dann — erlauben Sie mir das Geſtändniß, daß dieſe Sympathie mich glücklich macht.

— Herr Graf! entgegnete Bertha lächelnd, jede Dame darf ohne Erröthen eingeſtehen, daß ſie mit Ihnen ſympathiſirt. Ich habe alle Ihre Ideen zu den meinigen gemacht, bis auf eine; darf ich ſie Ihnen nennen?

— Sie ſehen, wie viel mir daran liegt.

Bertha wollte überhaupt gern Recht haben und hier ihren Philoſophen bei der ſchwächſten Seite ſeines Werkes packen; ſie blickte erſt triumphirend ihre Freundinnen an, dann wandte ſie ſich zu Oskar: Ich kann mich nicht zu Ihrem Glauben an unperſönliche Unſterblichkeit bekennen und will Ihnen, um Sie von meiner Aufrichtigkeit zu überführen, ganz kurz ſagen weshalb. Haben Sie Nachſicht mit einem ungelehrten Frauenzimmer. Ihre Worte lauten —

Und ihre Hände ſanken in den Schooß, ihre reizenden ſchwarzen Augen blitzten ſchwärmeriſch zum Himmel empor. Sie ſuchte in ihrem Gedächtniß genau nach Oskar's Worten und glich jetzt in der That einer Seherin. Dann ſprach ſie ernſt und feierlich, als läſe ſie die Worte in der Luft: Warum hat die göttliche Allweisheit die Scheidewand gezogen zwiſchen uns hienieden und den reingeiſtigen Weſen jenſeits? Sie erſchrecken uns nicht als unſelige Geſpenſter und wir legen wahrſcheinlich mit Gehirn und Nerven auch das irdiſche Denken und Fühlen ab. Welch' eine Wohlthat! Würdeſt du nicht wünſchen, als Kind geſtorben zu ſein, wenn du im Bewußtſein deines Sündenlebens unter reinen, redlichen Engelsſeelen biſt. Je höher die Wonne deiner Seligkeit, um ſo tiefer der Abgrund

deiner Erinnerung. Der allweiſe Gott hat die Himmel verklärt, die Erde nur beſeligt. Liebe das Schöne, Gute, Wahre und opfere dich für das, was du liebſt. — Du findeſt es verklärt dort wieder und hier haſt du die Seligkeit der Opferluſt.

Oskar ließ ſie nicht weiter reden. Sie lieſt mein Tagebuch, das unausgepackt noch in meinem Koffer liegt, mit der Herzgrube, dachte er. — Sie macht magnetiſche Experimente mit mir auf einem Balle. Und bleich und tief erſchüttert rief er: Ange de coeur-obscur! vous êtes un démon.

Das war ein Knalleffect, er beſchloß den Auftritt. Bravo! bravo! lärmten die Herren und einige vom Perſonal der franzöſiſchen Geſandtſchaft brachten den Toaſt aus: Vivent l'ange de coeur-obscur, son esprit et sa beauté éblouissante! Alles ſtimmte ein, Trompeten ſchmetterten, Pauken wirbelten und die Herren verließen lärmend ihre Stühle und erzählten ſich: Er iſt Mitverfaſſer der Philoſophie für Damen, aber er war zu ſtolz und vornehm, es einzugeſtehen. Sie hat ihm die Maske abgezogen.

Nur Bertha war unzufrieden mit einem Triumphe, den ſie zu lebhaft verfolgt zu haben glaubte, und mit dem zärtlichſten Tone ihrer Stimme ſprach ſie: Zürnen Sie mir nicht! Ich bin ſonſt nicht leichtſinnig! Aber diesmal! — Sie wiſſen nicht, was mich dazu vermocht.

— Genug, holde Seherin! ſeufzte Oskar. Ich kam hierher, die Welt anzuſchauen. Jetzt habe ich ſo viel erfahren, daß ich morgen heimkehre und Wüſtenrode nie wieder verlaſſe.

— Wäre das meine Schuld? fragte Bertha ängſtlich.

— Sie fragen? Ich habe Sie gebeten, mich zu ſchonen. Nach dieſen Worten nahm er ſeine vornehme Haltung wieder an.

Der Auftritt beſchloß auch das Feſt. Die Herren nahmen Abſchied und die Damen umarmten und küßten ſich. Oskar wich der geliebten Seherin nicht von der Seite. Er wartete im Vorzimmer, bis ſie Shawl und Mantel umgenommen. Zürnen Sie mir nicht, Herr Graf, flehte Bertha noch einmal, auch ich bin in der Geſellſchaft eine andere als einſam.

— Sie ſind eben ſo fürchterlich wie reizend! verſetzte Oskar gelaſſen.

— Sie ſah ihn erſchrocken an. Er reichte ihr den Arm, führte

Digitized by Google

ſie bis zur Hausthür, ſprang haſtig die Haustreppe hinunter und ſtieß den Bedienten zurück, um ſelber den Schlag ihr zu öffnen und den Tritt herabzulaſſen. Dankbar reichte Bertha ihm die Hand. Er zog ſie an die Lippen. Nicht wahr, Herr Graf, fragte ſie, wir ſehen uns wieder? —

— Nein, reizender Dämon! verſetzte Oskar entſchloſſen. Treiben Sie nie wieder ſolch grauſames Spiel mit einem Manne.

Während er den Wagen ſchloß war ihm, als höre er Bertha ſchmerzlich ſeufzen. Und in der That war ſie von ſeinen harten Abſchiedsworten tief erſchüttert.

— Was habe ich ihm gethan? fragte ſie ſich. Verargt er mir, eine Meinung auszuſprechen, die längſt gedruckt iſt? Warum widerſprach er nicht? Warum gab er ſich gefangen? Warum giebt er mir überhaupt ſeine Zuneigung und Ergebenheit auf ſo übertriebene Weiſe zu erkennen?

Bis coeur-obscur war ein weiter Weg und ſie hatte im Wagen Zeit genug, nachzudenken. Bald glaubte ſie, das ganze Räthſel zu durchſchauen. Einige Stellen in der Philoſophie für Damen, welche ſehr ariſtokratiſch lauteten, ſchienen ihr Alles zu erklären.

— Er liebt mich — ſeufzte ſie — doch habe ich keine Ahnen, alſo bin ich nicht werth, ſeine Gattin zu ſein. Alle meine Freundinnen, dieſe geiſt- und herzloſen Geſchöpfe, die ſtets mit mir ſtritten, ſolch' einen Jüngling gibt es nicht, und bei jedem Worte ihn verkleinerten, dieſe Alle ſind ſeiner würdig. Ich allein, die Beſte unter ihnen, die ſtets ſeinen Werth erkannte, ich allein bin nicht werth, eine Gräfin zu ſein. — Es war die erſte ſchmerzliche Erfahrung ihres ſtolzen, jungen Herzens, ſie weinte und erſchrack über ihre Thränen. Ich liebe ihn alſo! Arme Mutter, Deine Tochter iſt nicht glücklich. Aber Du ſollſt es nie erfahren, Du ſollſt nicht mit mir weinen und Dich grämen. Er liebt mich auch! Wird er es ſeinen Eltern ſagen. Nein, er wird ein leeres Herz der ebenbürtigen Gattin ſchenken, die ſeine Eltern ihm zuführen. Daſſelbe vermag ich auch. Wohlan, Herr Graf, iſt ihr Ahnenſtolz mächtiger als Ihre Liebe, mein Jungfrauenſtolz ſoll mächtiger ſein als Ihr Ahnenſtolz. Ich bin das erſte Mädchen nicht, was unglücklich liebt. Es iſt eine Prüfung und nicht ſeine ſchlimmſten Kinder ſind es, die der Himmel prüft. Niemand ſoll erfahren, daß Bertha auch nur

ein eitles, ſchwaches Mädchen war, die in dem Philoſophen doch am Ende nur den Jüngling liebte. O welch' ein Triumph für alle meine Geſpielinnen, wenn ſie dieſe Thränen ſähen.

Der Wagen hielt. Bertha ſtieg aus und ſchwebte die Treppe hinan. Auf der Gallerie, die zu ihrem Zimmer führte, trat ihr die Räthin entgegen im Nachtkleide und ein Licht in der Hand. Beſorgniſſe hatten ſich wach erhalten.

Augenblicklich waren Schmerz und Niedergeſchlagenheit aus Bertha's Weſen verſchwunden und beſeelt von ihren ſtolzen Vorſätzen rief ſie: Biſt Du noch wach, Du holde gütige Mutter. Das iſt mir lieb, nun kann ich Dir gleich Alles ſagen und quäle mich nicht die ganze Nacht damit.

Sie betraten das elegante Schlafzimmer. Bertha warf Shawl und Mantel ab und zeigte ſich ihrer Mutter im unbeſchädigten Ballſtaate.

— Ich will Dir helfen, ſagte die Räthin. Alles iſt zu Bette.

— Laß mir nur noch eine Weile meinen Putz, Dein Segen ruht darauf!

— Du biſt ja ſo glücklich!

— Ich habe eine glänzende Eroberung gemacht.

— Hat er Geiſt, der junge Graf?

— Ein geiſtloſer Mann iſt eine Eroberung, aber keine glänzende. Ob der junge Graf Geiſt hat? Ich habe in Allem Recht. Ich habe vollſtändig geſiegt und bin für Alles entſchädigt. Sie erzählte den ganzen Auftritt, ſo weit er ihr Ehre und ihrer Mutter Freude machte. Er dauert mich, der arme junge Graf, fügte ſie hinzu. Er tanzte nicht, weil ich nicht mit ihm tanzen konnte. Er wurde verſpottet, weil er kein Auge von mir wandte. Er erblaßte, weil ich nicht mit ihm ſympathiſire; zuletzt verrichtete er Lakaiendienſte um mich.

— Du findeſt ihn alſo nicht liebenswürdig? fragte aufmerkſam die Räthin.

— Sehr liebenswürdig! Denn wahrlich, ich beklage ihn. Ein ſo frommer, argloſer Jüngling ſollte nicht myſtificirt werden. Mein Benehmen war kokett unverzeihlich. Doch jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte und handelt in ſeinem Intereſſe. Er iſt gar zu ſchwach und gar zu arglos. Drum nahm ich keinen Anſtand, einen Triumph auf ſeine Koſten zu feiern, der nicht glänzender ausfallen konnte.

Digitized by Google

Seelenvergnügt umarmte die Räthin ihre reizende Tochter. Du biſt mein Stolz, mein Glück, meine Freude.

— Jetzt entkleide mich, wenn Du ſo gut ſein willſt! flehte Bertha. Ich bin ſehr müde.

Sie eilte in's Bett zu kommen und ihr Licht zu löſchen, um ihr volles Herz durch einen Thränenſtrom zu erleichtern.

Mit eben ſo zerriſſenem Herzen kehrte Oskar nach Hauſe. Sie lieſt mein Tagebuch mit der Herzgrube, macht magnetiſche Erperimente auf einem Balle und hat doch nichts Grauenhaftes und Geſpenſtiſches, wiederholte er ſtets bei ſich und war keines anderen Gedankens fähig.

Sein Diener überreichte ihm einen Brief, der während ſeiner Abweſenheit gekommen. Gedankenlos erbrach er ihn, aber bald feſſelte der Inhalt des Schreibens ſeine Aufmerkſamkeit. Es lautete:

„Mein hoher Freund!

Ich begrüße Sie heut' wie Meinesgleichen. Sie ſind Philoſoph, Gelehrter, Schriftſteller. Sie haben den ſchönen Charakter eines deutſchen Autors, deſſen Fürſten und Könige ſich nicht ſchämen. Leſen Sie die Philoſophie für Damen. Sie theilen meinen Ruhm, Sie ſind Mitverfaſſer des Buches. Mein Oskar ſind Sie; mein Ideal und Sie ſind identiſch, denn ich habe Ihr Tagebuch drucken laſſen. Um was hunderte von Jünglingen fußfällig mich bitten würden, meinen Namen und meine Autorität für ſie zu verwenden; das that ich unaufgefordert für Sie, denn Sie haben Originalität, lyriſche Kraft, inneren Adel, und ich bin Ihr Freund

Dr. Zänker."

Oskar zürnte nicht. Er brach in ein convulſiviſches Lachen aus und ſchlug ſich in einem fort wider die Stirn. Sein alter Diener ſah ihm mit einer Miene zu, als getraue er ſich nicht zu fragen. — Soll ich einen Arzt rufen? —

Seine Nachluſt legte ſich endlich, aber Herz und Seele lachten fort. Das Räthſel, das ihn tief erſchütterte, hatte ſich mild und freundlich gelöſt. Bertha übte keine dämoniſche Gewalt über ihn. Nur die Philoſophie für Damen hatte ſie geleſen und Alles war wieder zur Ordnung, Einfachheit und Unſchuld zurückgekehrt. Sie liebt mich, wie ich ſie liebe, jubelte er. Es gibt Sympathien und

Digitized by Google

Devinationen der Jugend und Unſchuld. Es iſt gut, wenn man der Schüler ſeiner ſelbſt iſt, mein Leben iſt ein ſonnenhelles Paradies! —

Das Schloß des Millionairs lag ſtolz und frei auf einem Rundal von Blumenbeeten, Gewächshäuſern, Spalieren und Vogelhecken, während Ställe, Geſindehäuſer und Gärtnerwohnungen verſteckt in hohen Baumgruppen lagen. Schon bei der Einfahrt überſah man den ganzen Park, der terraſſenförmig bis zu den Ufern des Fluſſes ſich ſenkte. Die düſtern Gänge, die ſtolzen alten Bäume, Brücken, Pavillons, Baſſins und Grotten, alles bot ſich auf einmal dem Auge dar und war ſo wunderbar ſchattig und durchſichtig zugleich, daß der ſilberklare Strom mit ſeinen ſonniggrünen Inſelchen und lachenden Ufern jenſeits den wirkſamſten und magiſchſten Contraſt dazu bildete.

Mit Kennerblicken prüfte Oskar dieſes Paradies und wollte anfangs über den unverſchämten Aufwand zürnen. Dieſer unermeßliche Garten nützte gar nichts, alles galt nur dem Schein und erforderte zur Unterhaltung große Summen. Doch Bertha wohnte hier. Sie war nicht von Adel. Liebreiche Feen aber hatten ihre Wiege umſtanden, und ſie mit ihren wünſchenswertheſten Gaben geſchmückt. Die Natur durfte ſich von den Feen nicht beſchämen laſſen. Auch ſie bot ihre Pracht und ihren Zauber auf und hatte ſich gehorſam der ſinnreich waltenden und ordnenden Kunſt gefügt, um ſtill und reizend, prachtvoll und feierlich ihrer Lieblingstochter einen entzückenden Morgengruß zu bieten. — Ein weites Baſſin mit einer Fontaine war ringsum mit Orangerien beſetzt, und zwiſchen den Säulen des Portals und rechts und links auf der breiten ſteinernen Treppe ſtanden prächtige Blumen und blühende tropiſche Gewächſe in Körben, Vaſen und Töpfen. Oskar erſtieg die Treppe und befand ſich in einem Tempel, der ringsum mit Marmorſtatuen in Nieſchen geſchmückt war. Das Licht fiel von oben durch die Fenſter einer runden Kuppel; und eine Gallerie ringsum war eben ſo reich mit Büſten und Vaſen geſchmückt. Die Treppe, die hinaufführte, war in der Rundung der Mauer verborgen und eben ſo wenig ſah man Küche, Bedientenſchlafzimmer, welche ſich im geräumigen Souterrain befanden. Die Thür dem Eingang gegenüber war

Digitized by

geöffnet. Sie führte zu einem großen Bildersaal. Hier befand sich die berühmte Gemäldesammlung des Banquiers in kostbar goldenen Rahmen. Rechts und links waren Putzzimmer. Auch das Schloß schien wieder nur für Pracht und Erhabenheit dazustehen, gleich einem Tempel eine Gottheit zu verehren. — Die Thüren, die oben auf der Gallerie nach zwei kleinen Zimmern führten, waren von unten nicht sichtbar. Oskar wußte nicht, daß Bertha diese Zimmer bewohnte, daß sie in einem derselben noch schlief und von ihm träumte.

Ein Diener öffnete ihm eins der Prunkgemächer und ging, die Räthin zu rufen. Der Finanzrath war schon auf seinem Comptoir in der Stadt.

Oskar sah sich im Zimmer um. Auf dem prächtigen Flügel lag ein auffallend kostbar gebundenes Buch. Noch nie hatte er so schöne Vergoldung und so geschmackvolle Buchbinderarbeit gesehen. Er schlug es auf. Wäre es ihre Handschrift? fragte er sich. Da fiel ihm bei, wie unschicklich er sich benähme und wie er sich derselben Rücksichtslosigkeit schuldig mache, die Zänker gegen ihn begangen. Und doch hatte er schon zu viel gesehen. Ein unwiderstehlich holder Trieb, Rührung, Freude, Ueberraschung zwangen ihn, die Entdeckung zu vollenden. — In ihrer damaligen Erbitterung gegen ihre Gespielinnen und aus Trotz, weil man ihr kein Recht lassen wollte, hatte Bertha ihrem Büchlein den Titel gegeben: „Oskar's Philosophie für Damen, gesammelt und ausgezogen von Bertha Ruhland." — Er blätterte weiter: es war sein Tagebuch. Wie bezauberten ihn heut diese längst gehegten Ideen, wie entzückte es ihn, daß Bertha sie so zierlich und kostbar zu ihrem Besitzthum verklärt hatte. — Er fand auch die Stelle, die sie gestern auswendig hergesagt. Die reizende Seherin stand wieder vor seinen Augen, wie sie feierlich und begeistert seine Worte sprach. Diesmal aber war es kein Engel mit einem finsteren Herzen, sondern ein Engel des Lichtes und der Liebenswürdigkeit. Er zog seine Schreibtafel hervor, riß ein Blatt aus und schrieb mit Bleifeder darauf:

— So dachte Oskar ehe er Bertha sah. — Ihre Person ist die reizendste Widerlegung seines Irrglaubens. Hienieden fand und erkannte ich Bertha, sollte ich sie jenseits nicht persönlich wiederfinden und erkennen, so wäre die Erde schöner als der Himmel. En-

Digitized by Google

gel von coeur-obscur, der Ihrige auf Ewig! Oskar von Wüſterode! —

Dieſen Zettel legte er auf die Stelle von der unperſönlichen Unſterblichkeit, ſchlug das Buch zu und drückte es zu wiederholten Malen an Herz und Lippen.

Geräuſchlos trat die Räthin ein und überraſchte ihn bei dieſer zärtlichen Beſchäftigung.

Oskar erröthete, verlor aber die Faſſung nicht. Vergebung! Frau Räthin, flehte er. Was werden Sie von mir denken, weil ich im erſten Augenblick meines Hierſeins mich betrage als wäre ich hier zu Hauſe!

— Wo ſich Graf Wüſterode heimiſch fühlt, entgegnete die Räthin, muß man es ſich zur Ehre ſchätzen.

— Ein Fremdling bin ich hier auch nicht, verſetzte Oskar mit einer Kühnheit, worüber ſie faſt erſchrack. Er deutete auf das Tagebuch. Geiſtig kennt man mich hier ſchon, fuhr er fort; und ich ſegne das günſtige Ungefähr, welches Sie herführte in einem Augenblick, wo ich mich unbelauſcht glaubte, wo Sie mich überraſchten, während mein Benehmen Ihnen alles verrieth, was ich Ihnen zu geſtehen habe. Ich liebe Ihre himmliſche Tochter. Halten Sie dieſe Leidenſchaft für keine abenteuerliche, weil ich nur einmal Ihre Tochter ſah. Die Ruhe und Faſſung im Augenblicke, wo es ſich um das Glück meines Lebens oder um mein Elend handelt, muß Ihnen Bürgſchaft ſein, mit welcher Beſonnenheit und Ergebung ich verfahre. Meine anſcheinende Kühnheit iſt nur Aufrichtigkeit; ich kann mich nicht verſtellen und noch weniger verheimlichen, was ich für Bertha fühle. Sie wird es wiſſen wie alle, die mich geſtern ſahen.

Die Räthin war gewonnen. Oskar gefiel ihr ausnehmend. Sie begriff nicht, woher ſo viel Treuherzigkeit, Adel und Anmuth Bertha gleichgültig laſſen konnte.

— Haben Sie aber auch bedacht, fragte ſie, welche Hinderniſſe ſolch' einer Verbindung im Wege ſind?

— Welche? fragte Oskar. Ich bin reich, unabhängig und bereits ſeit meinem achtzehnten Jahre mündig. Erinnern Sie mich nicht an Vorurtheile, die, hätte ich ſie je gehegt, beim erſten Blick auf Bertha vergeſſen wären.

Mit jedem Worte ſtieg er in die Gunſt der Räthin; er glich

Digitized by

völlig der Schilderung, die Bertha von ihm entworfen. Sie versprach ihm, zu thun, was in ihren Kräften stände und bat ihn, sich für jetzt zu entfernen, aber noch heute, die Entscheidung seines Schicksals zu erwarten, die aller Wahrscheinlichkeit nach günstig ausfallen würde.

Mit schwerem Herzen schied Oskar von coeur-obscur, wie man aus seinem Paradiese scheidet. Die Räthin war entschlossen, Bertha mit aller Vorsicht auf das Vortheilhafte dieser Verbindung aufmerksam zu machen, aber auf keine Weise sie zu veranlassen, einen so wichtigen Schritt gegen ihre Neigung zu thun.

Endlich erschien Bertha. Sie hatte die Nacht geweint und war erst gegen Morgen eingeschlafen. Matt und bleich, doch lächelnd trat sie zu ihrer Mutter und sprach: Ich kann das Schwärmen nicht mehr vertragen, es greift mich an. Ich bin aus der Gewohnheit gekommen!

Liebe Tochter! begann die Räthin, ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen. Höre mich an. — Du hast Geist. Mittelmäßige und geringe Geschöpfe, deren Begriffe nicht über Küche, Keller und Vorrathskammern hinausgehen, mögen Vernunftheirathen schließen, um glücklich zu sein. Ein höher begabtes Frauenzimmer ist durch eine bloße Versorgung nicht glücklich. Sie muß ihren Mann nicht nur achten und ehren, sondern auch lieben können. Du wirst aus dieser Einleitung ersehen, daß ich Dir eine neue Partie in Vorschlag bringe, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, Dein Herz zu Rathe zu ziehen. Wer meinst Du hat um Dich geworben?

— Ist es ein Edelmann? fragte Bertha hastig.

— Ja! Du wirst ihn leicht errathen können!

— Ich weiß genug! versetzte Bertha mit Hoheit, um ihm einen Korb zu geben und zwar einen recht schnöden.

— Warum das!

— Weil ich jeden hasse, der wie meine Freundinnen gesinnt ist; er mag unter ihnen wählen, von mir hat er nur einen Korb zu hoffen und das ist allemal ein Fest für mich. Ich wollte nur, ich hätte das Dutzend erst voll.

— Liebes Kind, ich verstehe Dich nicht mehr! rief die Räthin befremdet. Bertha fürchtete, sich verrathen zu haben, um ihre Verwirrung zu verbergen trat sie an's Clavier und blätterte in ihrem

Büchlein. Wer war bei meinem Buche? fragte ſie, hier liegt ein beſchriebenes Blättchen.

— Ich überraſchte den Grafen Wüſterode, wie er es an die Lippen drückte. Er iſt der Freier, von dem ich zu Dir ſprach und nachdem, wie er ſich geſtern gegen Dich benommen, war von ihm nichts anders zu erwarten, als daß er heute ſchon um Dich anhalten würde. Er iſt in jeder Hinſicht ein Mann von Herz und Geiſt und Ehre.

Bertha warf ſich ſchluchzend ihrer Mutter um den Hals und reichte ihr das Blättchen.

— Warum weinſt Du denn ſo heftig, ich kann mich nicht mehr in Dich finden!

— Laß mich weinen, er hat mich geſtern ſehr beleidigt. — Vor den Menſchen verhehlte er nicht, daß er mich liebe, aber heimlich geſtand er mir, daß ich fürchterlich ſei und nannte mich einen Dämon. Aus keiner weiteren Urſache als weil ich ſeinen ariſtokratiſchen Grundſätzen gefährlich war. Aber ich bin doch kein Kammermädchen, keine Näherin. Muß er ſich ſchämen, mich zu lieben? — Solch' eine Demüthigung unter vier Augen war mir noch nicht widerfahren. Meine Freundinnen begegnen mir nicht mit ſolcher Geringſchätzung. Hätte er die Naſe gerümpft wie ſie, und gefragt: wie kommt die hierher? mir aber heimlich geſtanden, daß er mich liebe; ich hätte ihm nicht gezürnt. Allein öffentlich huldigt er mir, heimlich gibt er mir zu verſtehen, Schade, daß Du ein Bürgermädchen biſt, ich will Dich nicht wiederſehen. Das iſt Stolz! Das iſt Grauſamkeit! Was er fühlt iſt kein Naturgeſetz, dem jede Creatur ſich fügen muß. — Und ſolchen Schimpf ſollte ich wehrlos ertragen? — Doch ſieh', hier hat er Alles wieder gut gemacht. Er hat dieſe Nacht ſo wenig geſchlafen wie ich. Ich ſchlief nicht aus Zorn und Schmerz. Er nicht, weil er rang und kämpfte. Jetzt hat ſeine Liebe zu mir geſiegt und ich vergebe und vergeſſe Alles!

— Und warum haſt Du mir das verſchwiegen?

Wenn man mir meine Geburt zum Vorwurf macht, ſo beleidigt man zunächſt meine Eltern. Ich wollte Dir dieſen Verdruß erſparen.

— Alſo nur aus Delicateſſe?

— Nein! Du weißt, ich habe die Grundſätze der Philoſophie

für Damen zu den meinigen gemacht. Sie blätterte in ihrem Büchlein und reichte es der Mutter aufgeſchlagen hin, die Räthin las:

Dem Arzt verrathe man ſeine körperlichen Leiden. Er darf nicht ekel ſein. Dem Advokaten ſeine Ränke und Hinterliſt, er darf nicht moraliſiren. Dem Erzieher entdecke man ſeine Rohheit und Talentloſigkeit, er darf nicht geiſtig vornehm thun und muß ſich mit uns befaſſen wie wir ſind. Unglücklich ſind wir für den Freund und die Geliebte; ſie werden uns tröſten und uns erheben. Glücklich aber ſind wir für unſere Eltern. Nur ihnen dürfen wir die kleinen Triumphe unſerer Eitelkeit mittheilen und ſie fordern es, denn ſie wollen ſich in uns vergnügen und wieder mit dem Leben tändeln. Ein wahres Unglück dürfen wir ihnen daher nicht entdecken, ſie würden nur mit uns trauern und weinen und ſelber des Troſtes und der Aufregung bedürfen.

So ſpricht Oskar, ſagte die Räthin, denn er hat keine Eltern! Du biſt einer großen Gefahr entgangen, Bertha, Charaktere Deiner Art verfehlen nur allzuleicht ihr Lebensglück. Danken wir dem Himmel, der Alles zum Beſten gefügt. Ich denke, Du kannſt zufrieden ſein.

— Ich bin glücklich, lächelte Bertha, der Vater ſagt, ein reicher Mann darf nicht wiſſen wie reich er iſt; aber ein glückliches Mädchen weiß noch weniger wie glücklich ſie iſt. Mein Glück geht weit über meinen Horizont! —

Spät Abends kehrte der Finanzrath ſehr fröhlich nach Hauſe.

— Sieh nur wie vergnügt der Vater iſt! flüſterte Bertha ihrer Mutter zu. Er kann unmöglich doch etwas wiſſen.

— Bertha, komm einmal her! rief der Finanzrath, zog ein großes Portefeuille hervor und nahm ein Päckchen Staatspapiere heraus. Hier haſt Du 10,000 Thaler! ich ſchenke ſie Dir!

— Mehr bekomme ich nicht? fragte Bertha befremdet.

— Du kannſt Glück haben und das Landgut gewinnen.

— Und das wäre die ganze Ausſteuer Deiner einzigen Tochter?

— Ausſteuer! Thorheit! Ich will Dir was ſchenken. Aber ihr Frauenzimmer habt ſchon alles. Darum gebe ich Dir Geld, kaufe Dir was Du willſt. — Du haſt mir geſtern Ehre gemacht. Die ganze Stadt ſpricht davon, wie ſchön Du Dich mit dem Gra-

Digitized by Google

ſen von Wüſterode unterhalten. Auch bei Hofe war davon die Rede, und der Kronprinz hat geſagt, Du biſt eine zweite Frau von Staël. Dies ſoll ein ſehr feines bon-mot von ſeiner königlichen Hoheit ſein, denn wie der Kammerherr von Hartung ſagt, von dem ich alles dieſes habe, iſt Frau von Staël eine ſehr geiſtreiche Dame und die Tochter eines ſehr reichen Finanzraths.

— Lieber Vater! rief Bertha und ſank entzückt zu ſeinen Füßen. Der Graf von Wüſterode hat um meine Hand angehalten, ich bitte um Deinen Segen.

Der Banquier ſtand ſprachlos vor Ueberraſchung. Das iſt wirklich ein Glück, ſagte er. Der kann Carriere machen, Du wirſt eine der glänzendſten Damen bei Hofe ſein. —

— Es iſt deshalb ein Glück, ſagte die Räthin, weil Bertha's Charakter und Erziehung nicht für einfache bürgerliche Verhältniſſe iſt, das hat mir viele Sorge und Reue verurſacht. Jetzt aber, Gott ſei Dank! iſt Alles gut. —

Als ſich die Liebenden über die Mißverſtändniſſe aufklärten, um die ſie anfänglich ſich faſt entzweit hatten, erſtaunten ſie nicht wenig, denn ſie hatten ſich durch Mißverſtändniſſe beſſer verſtändigt als durch die hochtrabendſten Liebeserklärungen. In der Stadt ſprach man vielerlei von dieſer ſchönen Verbindung. Die einen ſagten: der gute philoſophiſche Oskar geht dem Gelde nach, Zänker's idealer Schüler encanaillirt ſich mit bürgerlichen Geldſäcken. Schade, er iſt von ſo gutem alten Adel. Andere ſagten: das war vorherzuſehen, der Finanzrath hat einmal das unverſchämte Glück. Was andere wünſchen, wird ihm zu Theil. Nun hat er endlich auch einen Schwiegerſohn, der ihm gut genug iſt.

Digitized by Google

Die erſte Eiſenbahnreiſe

von

Wien nach Prag.

Aus Wien.

Erwarten Sie von mir keine Erörterung der Frage, ob Eiſenbahnen eine Wohlthat für die Menſchheit ſeien oder nicht. Ich gebe Ihnen auch keine techniſche Beſchreibung des neuen wunderbaren Werkes, denn erſtens bin ich kein Techniker, zweitens ſind Sie auch keiner, drittens müßte ſelbſt ein Techniker, der eine genaue Detailbeſchreibung der Bahn liefern wollte, nicht auf ihr dahin geflogen, ſondern vielleicht Wochen lang auf, neben und unter ihr bedächtig gewandelt ſein; viertens kann, wer über Trace, Situation, Längenprofil, Wegüberſetzungen, Viaducte, Durchläſſe, Brücken, Tunnels und Bahnhöfe dieſer Staatseiſenbahn umſtändliche Belehrung wünſcht, dieſe in dem ſchön ausgeſtatteten Buche von Förſter und Demarteau finden, welches jedem Gaſte der Eröffnungsfahrt in Ollmütz überreicht worden iſt, ein eben ſo willkommener Wegweiſer als freundliches Andenken an die Tage vom 19. bis 23. Auguſt 1845. Ich bringe Ihnen nichts als dasjenige, was der Vielſchreiber Alexander Dumas bei ſeinen Landsleuten zuerſt unter dem Titel: Impressions de voyage eingeführt hat, nur mit dem Unterſchiede, daß ich die Empfindungen, welche ich Ihnen mittheile, wirklich an Ort und Stelle hatte, während Dumas manche ſeiner Reiſen, namentlich die durch die Wüſte von Suez, gemacht haben ſoll ohne aus ſeiner Stube in Paris herauszukommen.

Der Leopoldsberg, dem Wiener hiſtoriſch und ſozial bedeutend, ſah im Morgenglanze des 19. Auguſt eine lange Reihe Waggons,

Digitized by Google

vorne ein Doppelgespann von bekränzten Locomotiven, in der Mitte den prächtigen grüngoldenen Hof-Waggon, über die Donaubrücken dahin eilen. Vorüber ging's im Fluge an jenen Feldern, wo vor 36 Jahren andere Feuer blitzten und andere Rauchwolken dunkelten, als die spielenden Funken, die wirbelnde Rauchsäule und das taktmäßige Keuchen der Locomotive. Nicht lange währt es, so erheben im Osten die Jablunka- und Tatra-Gebirge ihre bläulichen Häupter. Aber auch die Ebene in nächster Nähe der Bahnstrecke ist nichts weniger als sinnermüdend. Hier ein mächtiges Herrenschloß, dort eine ferne Ruine, hier ein freundlich Gewässer, dort ein junger Eichenwald gewähren Abwechselung der Szenerie, und selbst die ärmlichen mit Stroh gedeckten mährischen Dörfer werden anziehend durch den Contrast ihrer Naturroheit mit der hohen Kunstvollendung der Eisenstraße, welche an ihnen vorüber führt. In Lundenburg ging es schon lustig genug her. Ein reichliches Frühstück erquickte die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Reisegesellschaft. Das Trompetercorps der Auersberg'schen Kürassiere blies heitere Weisen. Bauernbursche und Mädchen im buntesten Sonntagsstaate waren versammelt, und erstere allein führten bei dem Schnarren der Fidel einen Tanz aus, der nur in möglichst hohem Springen auf einem und demselbem Flecke zu bestehen scheint, und sich merkwürdig genug von den Tänzen der Südländer, zumal der Spanier unterscheidet, welche einen so reichen Wechsel von Leidenschaften ausdrücken. Laut und freudig, doch feierlich empfing Ollmütz zur vorausbestimmten Stunde den Reisezug. Was für ein allerliebstes Städtchen ist das, und wie liebenswürdig hatte es sich für uns geschmückt: schöne weite Plätze, nette Häuser, in allen Formen, mit Laub- und Blumengewinden und bunten Tüchern behängt, zahlreiche Springbrunnen, treffliches Pflaster, ein imposantes, von allen Seiten freistehendes Rathhaus, vor allem aber — schöne Damen und vielleicht noch schönere Bäuerinnen aus der Hanna, schlanke, zart gebaute Gestalten, weiße feine Gesichter und, wie es schien, ziemlich vertraut mit jener Frauenweisheit, die gegen den Fremdling den Mund zum Lächeln und die Augen zum Sprechen gebraucht. Oder war das etwa nur heute so? Draußen am Wall-Rande der Stadt war ein von den mährischen Ständen mit Munifizenz ausgestattetes Volksfest, ein von der Donauinsel nach der Marchinsel übertragener Brigittenkirchtag.

Digitized by

Da gab es Gaukler und Menagerien, Ringspiele und Sacklaufen, Orchester und Tanzböden, auf welchen die Française noch nicht neben der Polka hat Fuß fassen können. Von einer in Form eines Tempels im besten Geschmacke erbauten Tribüne konnte der weite Platz mit seinem bunten Gewühle übersehen werden. Hier zogen zwei von den Ständen ausgestattete Brautpaare vorüber und mit ihnen Repräsentanten aller Kreise Mährens im festlichen Staate, theils zu Fuße, theils in zwei- und vierspännigen Wagen, auf deren manche Schaaren singender Weiber zusammengedrängt saßen, die Federbettstücke des jungen Ehepaars hoch emporhaltend. Ueber alles effectvoll waren aber mehr als fünfhundert Hannaken, in ihren verschiedenfarbigen Dorftrachten, alle auf schönen starken Pferden, Trompeterchöre voran, eine eigenthümliche berittene Bauerngarde, ein eben so entschiedenes als erfreuliches Zeichen der Landeskraft. Jammerschade war es, daß die Nacht alsbald hereinbrach, und diese wirklich schöne Volksprozession, diesen langen Faden wandelnder Dorfgeschichten unsichtbar machte. Das zu lange währende Festessen in dem Redoutensaale hatte das Herauskommen der Gäste verzögert. Als das Stuwer'sche Feuerwerk verknallt war, und sich die gedrängten Schaaren in das Innere der Stadt zurückwendeten, war an dem blauen Himmel die Mondeslampe aufgehängt und beschämte, sie allein, die Tausende von Kerzen an den Fenstern von Ollmütz. Ferne sei es von mir, auf die Gastfreundschaft der Ollmützer den mindesten Schatten werfen zu wollen, es herrschte über sie nur Eine Stimme des Lobes. Aber der Wahrheit und meiner Pflicht, als mein eigener Historiograph bin ich es schuldig, auch das Nachstehende zu erwähnen. Daß der Zufall es eben mir bescheerte, geschah gewiß nur, damit ich die unvermeidliche Eintönigkeit meiner Erzählung auf ergötzliche Weise unterbrechen könne.

So wie das Uebermaß die Tafelfreuden leicht in Tafelleiden verkehrt, so kann sich Gastfreundschaft unter gewissen Bedingungen leicht in unwillkürliche Gastfeindschaft verwandeln. Meine Hauswirthin Frau W., (Weh!) führte mich und meinen Begleiter in eine feuchte Stube, in der wir vier Federbetten und nur ein Waschbecken u. s. w. fanden. Diese Einfachheit in der Vielheit erweckte in uns ein gelindes Grauen, das sich aber nur in zarten wechselseitigen Andeutungen Luft machte. Als wir um 11 Uhr Nachts nach Hause

Digitized by Google

kamen, empfing uns Frau W. mit Klagen, welcher arge Zuſammenfluß von Gäſten vom Lande her heute in Ollmütz und insbeſondere auch in ihrem Hauſe Statt finde. Dieſer diplomatiſchen Einleitung folgte die tröſtliche Verſicherung, daß in unſerem Zimmer Niemand mehr, als ihr Verwandter, der Herr Syndikus *** übernachten werde. Nun wurden unſere Empfindungen und unſere Worte beſtimmter, aber wohlverſtanden, immer nur im Zweigeſpräche unter uns. Doch erübrigte nichts, als mich in das früher bezeichnete Bett zu legen, wozu ich mich denn auch anſchickte. Himmel! da guckte ein ſchlafender Kopf mit einer Haube aus der hohen Federdecke hervor. War das der Herr Syndicus? Die Form der Haube und einige auf einem Stuhle aufgethürmte Steifröcke gaben ſchnellen Aufſchluß. Als ich, lachend über ein ſolches nie erlebtes und an das patriarchaliſche des Beduinenlebens erinnernde Nachtquartier in meinem Bette lag, trat erſt der eigentliche Herr Syndicus ein und beſtieg nicht etwa das noch unbeſetzte vierte Bette, ſondern das, worin bereits die Schläferin lag. Muthmaßlich war es ſeine kleine Tochter, mit der er landesüblich das Bett theilte. Beide ſchnarchten bald um die Wette, ich aber wartete nicht die prächtige Militärmuſik ab, welche mit Tagesgrauen die Straßen durchzog, um mich zur Weiterreiſe fertig zu machen.

Am 20. war die Fahrt von Ollmütz bis Prag auf der Staatseiſenbahn ein einziger ununterbrochener Feſtzug. An allen Stationsplätzen grüne Pforten mit Inſchriften aufgebaut, an der böhmiſchen Gränze eine große mittelalterliche Burg mit vier ausgezackten Thürmen, das Stadtwappen von Prag plaſtiſch darſtellend, in allen Bahnhöfen die Schuljugend, weiß gekleidete Mädchen, die Bürgercorps, die Bergleute, die Kreis- und Stadtbehörden, an einigen Orten auch die Gutsherrſchaft aufgeſtellt, überall Böllerſchüſſe und Dorfmuſik, an einigen Stationen, wie in Pardubitz, wo man frühſtückte, die Cavallerie aus der Umgegend, Dragoner und Uhlanen, mit ihren köſtlichen Trompeterchören aufmarſchirt, von Biechowitz, der letzten Station vor Prag angefangen, die Zahl der fröhlich Harrenden am Wege immer größer, in dem Weichbilde der alten Königsſtadt auf allen Höhen, an allen Abhängen, in allen Thälern, an allen Fenſtern, von wo man auf die Bahn ſehen kann, Kopf an Kopf gedrängt, in den rieſigen Bahnhöfen Prags endlich zwei mächtige

Digitized by Google

Kreiſe von Tribünen, voll von geſchmückten Damen, auf der ganzen letzten Strecke tauſend und abertauſend Stimmen laut, tauſend und abertauſend weiße Tücher in Bewegung, Ein Gefühl, Eine Bewegung der Freude, der Liebe, der Hoffnung in dieſen Maſſen, — wahrlich, da fand ſich unter den Ankömmlingen, deren Mehrzahl doch aus Männern beſtand, welche der Ernſt und die Mühe des Lebens längſt ruhig und feſt gemacht hat, es fand ſich, ſage ich, unter ihnen kein Herz, das nicht in froher Beklommenheit pochte, und manches Auge wurde von Freudenthränen feucht. Welch' ein ſüßer Anblick iſt es, zwei einzelne Menſchen zu ſehen, die ſich nach langer Trennung wiederfinden und deren Seelen ſich in Freudenſtrömen in einander ergießen. Nun aber mit einem Male ganze Bevölkerungen zu erblicken, welche ſich in gleicher Weiſe begegnen, welche, von der Ahnung einer neugeſtalteten Zukunft erfüllt, ſo einmal den Pulsſchlag der Menſchheit ſelbſt belauſchen — das war ein großer, ein erhabener Moment, ein Moment, an deſſen Weihe, weil ſie plötzlich und ungerufen aus tauſend Menſchenherzen kam, keine der anderen Feſtlichkeiten dieſer Tage hinanreichte. Eine Erfindung aber, welche ſolche Momente des Völkerlebens und alle ſozialen Erſcheinungen, die ſich daran knüpfen laſſen, herbeigeführt, kann doch wohl nur als ein Rieſenfortſchritt der Menſchheit zum Ziele ihrer Veredlung und Vervollkommnung bezeichnet werden, und der Mann, welcher ſie in Oeſterreich eingebürgert hat, mag ſich eines anderen ehernen Monumentes getröſten; ſein Platz in der Geſchichte iſt ihm geſichert, die Eiſenſtraße von Prag nach Trieſt wird ſeinen Namen nennen. Noch denſelben Abend empfingen die Prachtſäle des Königsſchloſſes, der weiße und der ſpaniſche, Einheimiſche und Fremde zum glänzenden Feſtmale, bei welchem aber den Wiener nichts mehr überraſchte, nichts ihm mehr mundete, als der köſtliche eiskalte Gerſtenſaft, der erfriſchende Trank des Königs Gambrinus. Den Schluß des reichen Tages machte für die Mehrzahl der Gäſte eine halbe Stunde auf der Sophien-Inſel, deren Salon heute zum erſtenmale ſeit der Ueberſchwemmung wieder geöffnet war. Dort fand eine ſogenannte böhmiſche (czechiſche) Reunion Statt. Männer und Frauen haben es ſich zum Geſetz gemacht, hier nnr böhmiſche (czechiſche) Worte zu wechſeln. In den Ruhepunkten zwiſchen den Tänzen wurden auf einer Gallerie Nationallieder im Chore vorgetragen. Ich hörte eines,

Digitized by Google

deſſen Schluß ein ſeltſamer, wilder, mehr beunruhigender als befriedigender Schlachtruf bildete. Aber auf einem Balle zwiſchen Polka und Walzer hat die Czechenſprache ſo wenig zu bedeuten (?), als die deutſche oder franzöſiſche.

Am 21. fand die feierliche Grundſteinlegung im Bahnhofe unter den üblichen Ceremonien Statt. Ihr folgte die prieſterliche Einweihung einer Locomotive, des Hofwaggons und zweier anderer Waggons I., II. und III. Klaſſe. Wieder war die weite Tribüne von geputzten Damen angefüllt. Faſt rührend war der mit Blumenkränzen behangene Locomotiv-Koloß: Böhmen anzuſehen, der heute ſo langſam und leiſe, ſo demüthig heranſchlich, um die kirchliche Weihe entgegen zu mehmen, er, der im Grimme einherſtrömend, Tauſende hätte zermalmen können. Prag mit ſeinen auf Anhöhen thronenden, mit ſeinen in unſcheinbaren Winkeln verſteckten Palläſten, mit ſeinem ſtolzen Fluße, ſeinen zwei herrlichen Brücken iſt in mancher Beziehung das Florenz *), oder Venedig des Nordens. Der Reiſebeſchreiber Max Löventhal reiht in ſeinem vergeſſenen, eigentlich nie bekannten Buche (Bd. II. S. 270.) die Stadt Prag in dem Prachtvollen und romantiſch Maleriſchen ihrer Erſcheinung unmittelbar der Hauptſtadt Schottlands an. Ich muß dies Urtheil unbedingt unterſchreiben. Eine Wanderung durch die engen Straßen führte mich auch in die wimmelnde Judenſtadt und auf den uralten Kirchhof der Juden, eine mitten in das Leben des kleinen Verkehrs hineingeworfene Todesſtätte, wo mehr als tauſendjährige Grabſteine in milder Verwirrung zwiſchen grasbedeckten Erdhügeln, zwiſchen Bäumen und Schutthaufen hervorwachſen, ein ganz eigenthümliches, in ſolcher Art wohl nirgends wieder vorkommendes Chaos von Mälern, worin die Gebeine von tauſend und tauſend gequälten Bettlern, von hundert und hundert heimlichen Rothſchilden des Mittelalters verſunken ſind. Die danebenſtehende Synagoge, aus der Zeit der Gründung der Prager Judengemeinde, iſt ein Bauwerk vom älteſten deutſchen Style. Die Gemeinde war vom Rheine her eingewandert. — Eine um die Mittagsſtunde im Theater gegebene böhmiſche Cantate,

*) Wie kann man das hübſche, freundliche Florenz, das an dem ſchmalen Arno in einer Ebene liegt, mit dem großartigen Anblick Prags und des majeſtätiſchen, die breite Moldau beherrſchende Hradſchins vergleichen!

D. Red.

Digitized by Google

von Veit componirt, erhielt einſtimmigen und lebhaften Beifall. Leider war ich abgehalten, ſie zu hören.

Nachmittags beſtieg ich den Laurenzberg, von welchem das Panorama der Stadt, die vor vielen den Namen einer königlichen verdient, ſich am vortheilhafteſten darſtellt. Auf dem glänzenden Balle in den Sälen der Königsburg, der den Abend ausfüllte, ward es mir in kläglicher Weiſe klar, wie doch die meiſten Menſchen nur als Glieder eines großen Ganzen Geltung finden können, als Individuen aber nichts ſind. Hunderte von Damen, von denen ich überzeugt bin, daß ſie mir, dem in der Maſſe Unkenntlichen, bei der Ankunft mit ihren Tüchern ein begeiſtertes Willkommen zuwehten, würdigten mich heute keines Blickes, wo ich ſo gern ähnliche Gunſt für meine eigenſte Perſönlichkeit gewonnen hätte. Iſt es ein Troſt für ſolches Leid, daß es den Frauen und Mädchen auch nicht viel beſſer erging, daß ſie, die in der Geſammtheit uns als ein buntprächtiger Blüthenflor erſchienen waren, in der Nähe und einzeln beſehen, eher verloren als gewannen? Den Vormittag des 22. widmete ich dem Beſuche der St. Veitskirche, die bekanntlich mit dem Cölner Dome, der ſchönſte und reichſte Architekturtorſo auf (mit Erlaubniß der Zechen ſei es geſagt) deutſcher Erde iſt. Man kann ſich nicht ſatt ſehen an dieſem Wunderbau. Auch die alten Säle der Landſtände mit ihren wunderzierlichen Gewölben verſäumte ich nicht, und das die herrliche Ausſicht auf die Stadt gewährende Fenſter, an welchem durch Hinauswerfen der kaiſerlichen Commiſſäre das Signal zu 30jährigem Blutvergießen, zur beinahe zweihundertjährigen Verwirrung und Zerrüttung Deutſchlands gegeben worden iſt.

Das am Nachmittage abgehaltene Fiſcherſtechen, für Prag ein ganz neues Vergnügen, konnte den nicht anziehen, der im Jahre 1838 in Venedig die dem Kaiſer zu Ehren veranſtaltete Regatta geſehen, und die abendliche Theatervorſtellung, in welcher die Sirenenſtimme der Altiſtin Thereſe Schwarz das einzige Ausgezeichnete war, war kein würdiger Schluß der Prager Feſte.

Am nächſten Tage, den 23. Auguſt, brauſte der Wagenzug, weniger feierlich empfangen, aber um ſo ſchneller nach Wien zurück durch das geſegnete Böhmerland, das längs der ganzen Bahnſtrecke von einer überraſchenden Lieblichkeit iſt. Um 6 Uhr Morgens von Prag weggefahren, gelangten wir nach einem Aufenthalt von einer

halben Stunde in Ollmütz, um halb zehn Uhr Abends in den Wiener Bahnhof. Man behauptet, daß durch die Eisenbahnen die Poesie des Reisens verloren gehn. Aber eine Eröffnungsfahrt, wie die, welche wir so eben mitzumachen das Glück hatten, trägt eine solche Fülle von Poesie in sich, daß sie für unzählige spätere Einzelnreisen ausreicht. Und ist nicht auch der jedesmalige vogelgleiche Flug durch weite blühende Länder, ist nicht diese unerbittliche Menschengewalt über die furchtbarsten Naturkräfte an sich schon die schönste Poesie?*)

*) Der geehrte Herr Einsender hat sich durch diese Poesie so einnehmen lassen, daß er es vergißt, über einige nicht unwichtige Charakterzeichen dieser Festivität uns Aufschlüsse zu geben. In der Cölnischen Zeitung sagt ein Correspondent: „Man wollte übrigens bemerken, daß die Stimmung der böhmischen Stände sich bei dieser Gelegenheit nicht eben als die freundlichste erwies. In der Hauptstadt Böhmens selbst hatten die Stände nichts Weiteres veranstaltet, als ein Bankett, wozu übrigens nur böhmisch-mährische Ständeindividuen eingeladen worden waren. Da nun die dazu geladenen Gäste gerade die Crême der Wiener Bureaukratie bildeten, so war damit der ständische Separatismus auch ziemlich bemerkbar ausgedrückt. — In dem Maße aber, als die hohe und höchste Aristokratie des Landes sich kühl bewies, hat das Volk an der Vollendung des herrlichen Werkes, das ihm eine Fülle von materiellen Vortheilen zu gewähren bestimmt ist, sehr regen, man könnte sagen, intelligenten Antheil genommen."

D. Red.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

1.

Eröffnung der Eisenbahn von Wien nach Ollmütz. — Festlichkeiten. — Preise. — Verhältniß der Journalistik zum Staate. — Die „Wiener Zeitung" und „der Beobachter."

Die Eröffnung der Staatseisenbahnstrecke von Ollmütz nach Prag hat bereits stattgefunden, wozu sich von hier aus ein Zug von **700** zu dieser Feierlichkeit geladenen Gästen in Bewegung setzte, der sich in Ollmütz noch bedeutend vergrößert haben muß, da sich dort noch mehrere hohe Staatsbeamte und die Stände des Landes anschlossen. Die glückliche Ankunft des Festtrains wurde durch eine zu diesem Zwecke von Prag hierher entsendete Locomotive gemeldet, die den großen Weg zwischen diesen beiden Städten in sieben Stunden zurücklegte. Der Festtrain selbst brauchte, einschließlich der den Tafelfreuden gewidmeten Zeit, **14** Stunden, um diese Strecke zu durchfliegen. In Ollmütz und in Prag haben von Seite der Landstände besondere Festlichkeiten stattgefunden und die Staatsverwaltung selbst hatte für die Feier dieser Tage die Summe von **36,000** Fl. C.-M. angewiesen. Außer einem Versehen, das in seinen Folgen halb ärgerlich, halb komisch war und darin bestand, daß der mit der Anweisung der Nachtquartiere in Ollmütz beauftragte Commissär die Wohnungsliste verlor und nun die Gäste beim Aussteigen nicht wußten, wohin sie sich begeben sollten, ging Alles glücklich vorüber. Der Erzherzog Franz Carl war Stellvertreter des Kaisers und wurde von seinem Oheim, dem Erzherzog Palatin, begleitet.

Dieser Eisenstraße steht eine glänzende Zukunft bevor und sie erscheint uns in jedem Falle in mehr als einer Beziehung wichtiger, als die Linie nach Triest, bei welcher blos das Handelsinteresse in's Spiel kommt, indeß hier das nationale Element und der materielle Anschluß an das benachbarte Sachsen als vorwiegend auftritt. Die Preise der Staatsbahn sind wie auf der andern zwischen Märzzuschlag

und Grätz sehr billig gestellt und man bezahlt auf den beiden letzten, wohl zumeist benutzten Plätzen (es sind drei Wagenklassen) für die Reise von Wien nach der Hauptstadt Böhmens 11 Fl. und 6 Fl. 40 Kr. C.-M.*)

Noch muß ich einer Angelegenheit erwähnen, welche bei der Eröffnung dieser Eisenstraße zur Sprache gebracht wurde und die dem Gebiete der Journalistik angehört, weil sie auf den Zustand derselben ein helles und bedeutsames Licht wirft und zugleich einen Beitrag liefert zur Entscheidung der oft angeregten Frage, ob der Gehalt der österreichischen Tagespresse lediglich eine Folge der Gesinnungslosigkeit ihrer Vertreter, oder aber das Resultat der Verachtung und des Druckes sei, die sie von oben erfährt. Der Redacteur eines hiesigen Journals hatte sich brieflich an den Hofkammerpräsidenten gewendet, um gleichfalls eine Karte zu der Fahrt zu erhalten. Dieser, der in der Sache natürlich nicht persönlich handeln wollte, überwies das Gesuch des Schriftstellers dem mit Anordnung der Feierlichkeit betrauten Comité, welches die Sache als eine Prinzipiensache auffaßte und als solche in der Rathssitzung der allgemeinen Hofkammer verhandeln ließ. Die Frage drehte sich darum, ob den hiesigen Zeitschriften Karten zugestellt werden sollen oder nicht. Nachdem die Meinungen lange schwankten und namentlich der Umstand Beherzigung fand, daß die auswärtigen Blätter auch in diesem Falle sonst die heimischen beschämen würden, entschied endlich die Behauptung, es hieße der hiesigen Journalistik eine Art politischer Bedeutung beilegen, wollte man ihr bei einer offiziellen Feier Einladungen zuschicken! Damit war die Sache abgethan und um die Consequenz dieser Ansicht zu retten, blieb selbst die offizielle Wiener Zeitung und der mit der Staatskanzlei verschwisterte Beobachter ohne Einladung, welche, sowie alle andern Zeitschriften, dazu verurtheilt waren, den schlecht stylisirten Bericht, den die Prager Zeitung aus amtlicher Feder brachte, getreulich nachzudrucken. Auch erhielt der Bittsteller den mündlichen Bescheid, die Gesellschaft möchte sich unter den Journalisten fremd fühlen, worauf derselbe dem Beamten erwiederte: Das sei schlimm für die Gesellschaft, wenn die Literatur in Wirklichkeit ihr fremd bliebe.

Uns drängt sich aber hier die Frage auf, wo die Schuld zu suchen sei, wenn unsere Journalistik so unlustig und strebungslos erscheint, da man doch Alles thut, um ihr alle Lebenssäfte zu entziehen und sie gerade da ausschließt, wo ihre Betheiligung von der Sache selbst geboten scheint? Möge der Verfasser künftiger Wiener Briefe in der Allgemeinen Augsburger Zeitung diesen Verhältnissen Beachtung schenken, damit die Lesewelt einmal aufhöre, die Journale anzu-

*) So gar billig ist dies nicht! Hat man doch bisher auf dem Postwagen nur 15—16 Fl. bezahlt und auf den Privatstellwagen nur 5—6 Fl.
D. Red.

Digitized by Google

klagen, ob ihrer Sterilität in Dingen heimiſcher Intereſſen und das Ausland endlich erfahre, woher die Leerheit unſerer Blätter und ihre ſcheinbare Indifferenz ſtamme. Aus dieſem Grunde und einzig blos zur Rechtfertigung der hieſigen Preſſe, welche unmöglich unter ſolchen Umſtänden ihrer Verpflichtung nachkommen kann, haben wir dieſen ſpeziellen Fall niedergeſchrieben. K. S.

2.

Eröffnung des Theaters an der Wien. — Einrichtung des Theaters. — Reiſe des Bürgermeiſters Czapka. — Metzgerzunft. — Fleiſchtaxe. — Der Fiſcher Paul Perri. — Gluck's Grabmal. — Herr Ponizzi. — Der Redakteur der Theaterzeitung.

Die große Frage des Tages, welche jetzt alle Gemüther vollauf beſchäftigt, ſind nicht etwa die diplomatiſchen Beſprechungen am Rhein, nicht die preußiſche Verfaſſungsfrage, nicht die religiöſen Bewegungen in Deutſchland, ſondern iſt ganz einfach die für übermorgen angekündigte Eröffnung des ſeit zwei Monaten geſchloſſenen Theaters an der Wien. Unſere Blätter haben ſo viel Wunder des reſtaurirten Schauſpielhauſes, natürlich gegen Erlag der Einrückungsgebühren, zu erzählen gewußt, daß den Neugierigen wohl einige Ungeduld zu verzeihen wäre. Wie ich höre, ſollen bereits alle Sperrſitze vergriffen ſein, und jedenfalls ſteht den Wienern ein heißer Tag bevor. Da ich zu den Glücklichen zähle, welchen es vergönnt war, einen Blick in das verſchleierte Geheimniß vor ſeiner öffentlichen Enthüllung zu werfen, ſo will ich Ihnen in Kürze die Herrlichkeiten ſchildern, die alle hieſigen Preßbengel in Bewegung bringen. Die Decorirung des Saales iſt blau mit Silber und macht den freundlichſten Eindruck, auch die Farbe der Tapiſſerien in den Bogen und der Sitzpolſter iſt blau. Was beſonders lobenswerth erſcheint, das iſt die Einrichtung, wodurch die Sperrſitze im Parterre ihre beſonderen Zugänge haben und von dem Stehraum mittelſt einer Schranke geſchieden ſind, was den Beſitzern ſolcher Plätze erlaubt, zu jeder Stunde in's Theater zu kommen, ohne die gedrängte Maſſe der Stehenden in Aufruhr zu bringen. Weit wichtiger ſind indeß die Veränderungen auf der Bühne ſelbſt. Das Podium hat 23 Verſenkungen und die Handhabung ſämmtlicher Couliſſen geſchieht mittelſt einer Walze, die eine einzige Menſchenhand dirigiren kann. Auf ähnliche Weiſe wird die Lichtdämpfung ausgeführt und die Lichtkaſten, welche das Lampenlicht verdecken, ſind vollſtändige halbe Cylinder, durch welche es möglich iſt, vollſtändige Finſterniß zu erzeugen, was bisher auf den hieſigen Bühnen nicht der Fall war, indem ſtets ein matter Schimmer übrig blieb, der den Effect einer einzelnen Flamme für das Auge des Zuſchauers beeinträchtigte. Großartig ſind aber in der That die Vorkehrungen zu nennen, die, dem Blicke des Publicums entzogen, in der Höhe und

Digitized by Google

in der Tiefe für die Illuſion arbeiten. Der Raum für die Verſenkungen, ſowie der Schnürboden haben dieſelbe Höhe und Breite, als das Podium ſelbſt, ſo daß fortan alle Verwandlungen, wobei Verſetzſtücke nothwendig ſind, in der Tiefe während des Aufzugs vorbereitet werden können, während man ſonſt einen Entreakt brauchte. Dieſe Vervollkommnung der Maſchinerie legt der Einbildungskraft des Dichters kein ſo großes Hinderniß mehr in den Weg und ſie darf ſich jetzt innerhalb eines Aktes ſzeniſche Kühnheiten erlauben, welche vordem zu ihrer Realiſirung eine Unterbrechung forderten, die nun wegfällt. Obſchon die Corridors und Vorhallen mittelſt Gasflammen beleuchtet werden, ſo erſtreckt ſich dieſe Beleuchtungsart doch zur Zeit noch nicht auf das Innere des Hauſes ſelbſt, wo vorderhand das Oellicht ſeine Herrſchaft behauptet. Für den Eröffnungsabend iſt die neue Oper: Aleſſandro Stradella, von Flotov angeſetzt, und der Componiſt hat die Reiſe nach der Kaiſerſtadt nicht geſcheut, um die perſönliche Leitung dabei zu übernehmen.

Der Bürgermeiſter Czapka tritt in einigen Tagen eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Belgien an, deren Zweck, dem Vernehmen nach, darin beſtehen ſoll, die adminiſtrativen Verhältniſſe anderer großer Hauptſtädte durch Augenſchein kennen zu lernen, und namentlich Erkundigungen einzuziehen über die Art und Weiſe, wie dem Zunftdruck der Metzger geſteuert werden könne, ohne ſich den Gefahren einer vollkommen unbeſchränkten Concurrenz gefangen zu geben. Uns ſcheint, als ob zur befriedigenden Löſung dieſer Frage nicht eben eine Reiſe erforderlich wäre, indem dieſer Gegenſtand ſo vielſeitig erörtert und beleuchtet worden und das ſtatiſtiſche Material von andern Stadtgemeinden ſo vollſtändig vorliegt, daß ſie mit leichter Mühe vom grünen Tiſch aus gelöſt werden kann, und auch ſchon längſt gelöſt ſein ſollte. Die letzte Preiserhöhung des Fleiſches, ſo wie die ſteigende Theurung aller Lebensbedürfniſſe ſcheinen endlich den Anſtoß gegeben zu haben, wie denn allerdings nicht geleugnet werden kann, daß dies der Punkt iſt, wo des Oeſterreichers Langmuth ſterblich iſt, denn bei Niemand ſcheint der Ausſpruch mehr am Platz zu ſein, daß die Gedanken aus dem Magen kommen, als bei uns. Da man es aber nicht gerne ſieht, daß der Oeſterreicher zu grübeln beginne, ſo muß man dafür Sorge tragen, daß er nicht Mangel leide. Ein Engländer erzählte mir jüngſt, daß in London die Einrichtung beſtände, das Fleiſch eines Ochſen zu verſchiedenen Preiſen zu verkaufen, die ſich darnach richten, ob das begehrte Gewicht von dem beſſeren Hintertheile oder dem weit ſchlechteren Vordertheile des Schlachtviehs weggeſchnitten wird. Dieſes Verfahren ſcheint mir durchaus billig und vernünftig zu ſein, indem jener, welcher den beſten Theil will, auch die Mittel beſitzt, ihn zu bezahlen, indeß der Arme, der mit dem ſchlechteren vorlieb nimmt, auch weit weniger bezahlen ſoll.

Digitized by Google

So könnte es geſchehen, daß das Pfund des Wohlhabenden 20 Kreuzer koſtet, und das Pfund des Armen blos 5 Kreuzer, während jetzt Arm und Reich für das Pfund 11 Kreuzer bezahlt, und der Reiche wegen bedeutenderer Abnahme vom Fleiſcher für wenig Geld gleichwohl mit dem beſten Biſſen bedacht wird, der Arme aber für viel Geld doch nur den Abfall erhält. Eine in ſolcher Art geregelte Fleiſchtaxe wäre dann nichts anders als eine Anwendung des Prinzips der Einkommenſteuer auf eins der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, und wenn irgendwo dieſes Prinzip an ſeinem Platze iſt, ſo wäre es eben hier, allein unſere Regierungen, im Allgemeinen geſprochen, müſſen noch manche Erfahrungen ſammeln, ehe ſie ſich in Betreff der Beſteuerung dem Grundſatze nähern werden, daß die Armuth ſchon an und für ſich eine vom Schickſal auferlegte Steuer iſt, die der Staat nicht weiter verſtärken ſoll, um nicht die Ideen des Communismus zu wecken, die ohne Zweifel nie mächtig werden in der Bruſt des Proletariers, ſo lange er ſieht, wie der Beſitzende für ihn bezahlt. Nur wenn der Beſitzloſe bemerkt, daß mit dem Beſitz, der an ſich ſchon ein Vorrecht iſt, noch andere Steuervorrechte verknüpft ſind, ſo regt ſich in ihm die Philoſophie der Verzweiflung; der Communismus richtet ſich nicht, wie man immer glauben machen möchte, oder vielleicht ſelber glaubt, gegen das Eigenthum, das er als ein Vorrecht des Schickſals gerne gelten laſſen will, ſondern gegen die Herrſchaft und den Druck des Eigenthumes, das die Geſetzgebung dominirt und ſein natürliches Vorrecht noch durch künſtlich geſchaffene legislative Vorrechte verſtärkt, indeß nach der Stimme der Vernunft, die vom Eigennutz leider erſtickt wird, die Geſetzgebung gerade darauf hinwirken ſollte, durch ein humanes, die Erſtarkung der ärmern Volksklaſſen bezweckendes Steuerſyſtem die urſprüngliche Ungleichheit der Menſchen in Bezug auf irdiſche Glücksgüter einiger Maßen zu paralyſiren.

Der plötzliche Mangel an Schlachtvieh, welcher den Aufſchlag der Taxe motiviren mußte, war übrigens von den Metzgern ſelbſt herbeigeführt, indem ihre Habſucht und Unverſchämtheit die Viehpächter in Ungarn und Polen abhält, wie ſonſt ihre Heerden vor die Thore der Hauptſtadt zu treiben, da ihnen, hatten ſie einmal ihre Ochſen zu Markte gebracht, dieſe von den Fleiſchern abgedrückt wurden, weil ſie wohl wußten, daß der Viehhändler ſeine Heerden nicht wieder ſechzig Meilen weit zurücktreiben werde, nachdem er eben dieſen Weg zurückgelegt und des Geldes bedürftig iſt. Durch den Schaden gewitzigt, blieben nun die Viehhändler in ihren Ländern ruhig daheim und wollen, der Wiener Fleiſcher möge zu ihnen kommen, den Kauf abſchließen und das Erſtandene ſelbſt einheimſen. Zu Hauſe kann der Züchter dem Metzger die Preiſe ſtellen, während er in der Ferne ganz und gar in der Hand der ſpeculativen Metzger liegt.

Der Kaiser hat dem Fischer Paul Ferri zu Ajuccio in Corsika wegen seines muthvollen Betragens bei der Rettung der Mannschaft des im October verflossenen Jahres gescheiterten öst. Handelsfahrzeugs „Buon Citadino" die kleine goldene Civilehrenmedaille verliehen und ihm mit seinen Gehülfen eine Geldbelohnung von 500 Gulden Conv. Münze zustellen lassen, als Aufmunterung für ähnliche Fälle, denn unsere Kauffahrer machen allerdings in Augenblicken der Noth häufig sehr ungünstige Erfahrungen, wie mehrere Mittheilungen des „Triester Beobachters" in der letztern Zeit beweisen, welche wirklich schauderhafte Beispiele von Gefühllosigkeit und Barbarei erzählen.

In den jüngsten Tagen erregte die von der hiesigen Musikzeitung gebrachte Nachricht von der Entdeckung von Glucks Grabmal auf dem Mutzleinsdorfer Friedhof in musikalischen Kreisen lebhafte Sensation. Von Gras und Unkraut überwuchert steht im verfallenen Gemäuer eine kleine Marmortafel, die folgende Inschrift trägt: Hier ruht ein rechtschaffener deutscher Mann, ein eifriger Christ und treuer Gatte, Christoph Ritter von Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. November 1787. Frank'ls Sonntagsblätter haben eine Subscription zu Gunsten eines auf der Grabstätte zu errichtenden Denksteins errichtet.

Unter den fremden Notabilitäten, welche sich einige Zeit hier aufhielten, bemerkte man auch den Vorstand der Bücher- und Handschriftensammlung des brittischen Museums zu London, Herrn Ponizzi, der nach längerem Aufenthalt uns bereits verlassen hat, nachdem er mehrere literarische Erwerbungen im Interesse des ihm anvertrauten Instituts gemacht und namentlich eine für die Kenntniß altdeutscher Literatur höchst wichtige Bücherfammlung des Hofantiquarbuchhändlers Kuppitsch erstanden.

Die Theaterzeitung tritt in eine neue Phase ihrer Geschichte, indem ihr Redacteur, Herr Bäuerle, obschon die frühern Passive noch nicht abgezahlt sind, neuerdings mit einer Schuldensumme von 160,000 Fl. C.-M. Concurs angesagt hat, was denn auch zur unmittelbaren Folge hatte, daß sein in der Vorstadt Wieden liegendes Landhaus sammt dem schönen Garten und dem ganzen Ameublement im Aufstrich verkauft ward. Ein steinreicher Bäckermeister soll es erstanden haben. Wie sich die Verhältnisse in der Zukunft gestalten werden, läßt sich kaum errathen, da wir die Angaben eines Correspondenten der Hamburger Jahreszeiten nicht wiederholen, aber auch nicht bestreiten mögen. Unter allen Umständen bleibt es indeß ein unaufgeklärtes Räthsel, wie ein so lucratives Unternehmen, wie die hiesige Theaterzeitung ist, die 2500 Abnehmer zählt, (nicht 4000, wie die Ankündigungen prahlen), und wie ämtlich erwiesen, einen Nettogewinn von jährlich 20,000 Gulden C. M. abwirft, sich nicht halten kann, indem doch auch kein übermäßiger Aufwand zu einer

Digitized by Google

Löſung hilft. Doch wir fürchten, man könne uns auf dieſe indirecte Frage dieſelbe Antwort geben, welche ein witziger Schriftſteller dem Rath des Wechſelgerichts ertheilte, der ſeine Verwundrung ausdrückte, wie er bei ſeinem Einkommen noch ſo viel ſchuldig ſein könne? Da, wie Sie ſelbſt ſagen — war die Antwort des Literaten — ich ohnedies ſo viel ſchuldig bin, ſo kann ich Ihnen auch noch die Antwort darauf ſchuldig bleiben.

II.

Aus Brüſſel.

Ronge-Akroſtichon. — Der Mephiſtopheles. — Kirmesprozeſſion. — Dialog über die Jeſuiten und Freiheit. — G. Höfken's Schrift.

Die Deutſchkatholiken in Leipzig und Breslau werden ſich freuen, wenn ſie hören, daß die bonne nouvelle de Sneidemuhl et Ronge von einem Theil der belgiſchen Journaliſtik gefeiert wird. Unlängſt las ich folgendes Akroſtichon:

Ronge l'infâme papauté;
O grand Luther ressuscité!
Notre siècle, qui s'est fait homme,
Grandit, en secouant l'ignoble joug de Rome,
Et le Germain, par toi, connait la vérité.

Freilich muß ich hinzufügen, daß dieſes Akroſtichon, welches zwiſchen Luther und Ronge ſo wenig Unterſchied macht, im Mephiſtopheles ſteht! Dieſes Blättchen hat nicht den Witz und nicht die Grazie des Pariſer Charivari; durch ſein franzöſiſches Idiom ſchlägt die vlaemſche, rückſichtsloſe Grobheit gewaltig durch. Held's famoſe „Locomotive," ein unſchuldiges Kind gegen den Mephiſtopheles, ward unterdrückt, ohne daß man damit den böſen Geiſt in Deutſchland beruhigt hätte, während die ungeſtörte Exiſtenz des Mephiſtopheles dem kleinen Belgien, welches ſeine Rückſichten beobachten muß, ſo gut wie das kleine Sachſen, nicht die geringſte Unruhe macht. Noch mehr: in kirchlichen Dingen iſt Mephiſtopheles faſt noch ungezogener als in politiſchen, und doch iſt Belgien tiefkatholiſch und der Papismus im Lande volksthümlich. Aber man glaubt es nicht, was für Gegenſätze ſich in der Freiheit begegnen können, ohne daß der Keſſel ſpringt. Brüſſel wimmelt von geiſtlichen Penſionaten und vor allen Buchbindereien und Kunſthandlungen ſieht man katholiſche Tractätlein, aber die Eſtaminets hängen inwendig und auswendig eben ſo voll der gräulichſten Carricaturen auf das Pfaffenthum. Die Landpfarrer ſpritzen Blut und hölliſches Feuer in ihre Predigten, und bei den Wahlen führen ſie ihre Gemeinden wie eine Schafheerde nach der Hauptſtadt; aber vergebens ſuchte ich im Journal de Bruxelles, dem Hauptorgan der Kirchlichen, jene Hexen- und Mirakelgeſchichten, jene graſſe Dominikanerlogik und Kapuzinerpolemik, die bei uns der Rhein-

und Moſelzeitung, der Augsburger Poſtzeitung und der Luxemburgerin einen ſo pikanten Reiz verleihen. Woher dieſer Abſtand? Das Blatt will auf die Gebildeten wirken und reſpectirt die öffentliche Meinung. — Jüngſt zog eine Kirmeßproceſſion am Markt vorbei; auch die Gräfin Merode konnte man bemerken, eine dicke Wachskerze in den Händen und einen Lakaien hinter ſich. Aber von demſelben Altar, wo einſt Alba der Enthauptung Horn's und Egmont's zuſah, da ſahen heute die Freimaurer, deren Lokal in dem alterthümlichen Hauſe iſt, auf den glänzenden Zug von Prieſtern und Gläubigen herunter. „Ha," ſchrieb Mephiſtopheles, „Frankreich verbreitet die Jeſuiten, damit ihnen das unglückliche Belgien die Arme öffne. Und unſere Conſtitution, dies Machwerk von Cretins und Heuchlern, gibt uns nicht einmal eine Waffe gegen die Vampyre. Es iſt Zeit, daß eine That des Volkes die Charte erweitere. Jagt dieſe tonsurés nomades zum Teufel, reißt die Klöſter ein, dieſe Mönchshöhlen, die das Land unterminiren, dann wird Belgien ein glückliches Land ſein," u. ſ. w.

Die Ohren gellen und die Augen flimmern mir. Ich blicke und horche auf, ob noch keine Sturmglocke läutet, ob keine mordbrenneriſche Flamme gen Himmel leckt. Nichts. Alles ſtill, nur ein paar Herrn klappern mit den Dominoſteinen. Ein Abendſonnenſtrahl fällt durch's Fenſter und gießt, in lächelnder Ironie, ein unſchuldiges Roth auf Mephiſtos freche Wangen. Neben ihm, unter andern Zeitungen, liegt, blaß vor Aerger, der Rheiniſche Beobachter, wie eine ehrſame alte Jungfer, die ſich im Gedränge plötzlich an der Seite einer grell geſchminkten Hetäre ſieht. Und gerade erzählte ſie den guten Leuten an der Spree und Elſter, wie ſich ſogar in Antwerpen eine kleine fromme deutſchkatholiſche Gemeinde gebildet habe. Eben ſo finde ich plötzlich neben mir einen humoriſtiſchen alten Herrn, mit dem ich zuweilen plaudere. —

— Wiſſen Sie ſchon? Die Jeſuiten in Frankreich müſſen ihre Häuſer ſchließen. — Ja wohl, ſagt der alte Herr. — Und in Belgien? — Bah, wer denkt an die Jeſuiten? Die Wahlen ſind ja längſt vorbei. Ich wette, in Baiern, wo ſie noch gar nicht ſind, haben ſie mehr zu ſagen, als hier in Belgien, wo ſie dem Sand am Meere gleichen. Sie machen von Jahr zu Jahr ſchlechtere Geſchäfte, die armen Teufel. Aber wenn ſie nicht ſelber gehn: vertreiben wird ſie Niemand. Hier iſt Gewerbefreiheit! — Ich glaube, Sie unterſchätzen die Macht des Ordens. — O nein, aber die Macht der Freiheit iſt noch größer. Sie ſtecken mit Ihren Vorſtellungen noch etwas zu ſehr in Deutſchland. Es fällt mir nicht ein, den ſchädlichen Einfluß des Ordens in Abrede zu ſtellen, da wo er kein Gegengewicht hat. Wenn Einer auf ſtrenge Diät geſetzt iſt — mein Gott, was kann ihm nicht Alles ſchädlich ſein! Ein gebratener Apfel kann ihm den Tod bringen. Aber ein freies Volk hat einen guten Magen,

Digitized by Google

kann ſelbſt die Jeſuiten vertragen ... Die armen Franzoſen! Ich habe lieber freies Vereinsrecht und die Jeſuiten, als Louis Philipp und kein freies Vereinsrecht. Verſtehen Sie mich? — Haben Sie davon gehört, daß in Antwerpen ſich eine deutſchkatholiſche Gemeinde gebildet hat? — In Antwerpen? Vielleicht unter ein paar Deutſchen, die dort leben. Sonſt wüßt' ich nicht ... Die Belgier ſind viel zu praktiſch und haben auch keine Zeit zum Reformationſpielen. — Sie nennen Spielerei, was man in Deutſchland eine große Bewegung nennt. — So eben hat ſich ihr ein gelehrter und ehrwürdiger alter Geiſtlicher aus Breslau angeſchloſſen. — So, ſo! Ein Philoſoph? Verſteht er auch was von Politik? Sehen Sie, mein Lieber! Ich kann nicht darüber urtheilen, ob die deutſchkatholiſche Bewegung groß oder klein iſt, obwohl ich glaube, daß beim Wiederkäuen und Nachäffen Deſſen, was vor 100 Jahren geſchah, nichts Großes herauskommen kann. Aber ſelbſt die großen Bewegungen bei Euch, weil ſie nie die ganze Nation ergreifen, laſſen ſtets nur neue Spaltungen und Trümmer zurück; und Deutſchland hat deshalb mehr Grund auf ſeine Torſos ſtolz zu ſein als auf Das, was es vollendet ... Uebrigens hab' ich lieber Jeſuiten im Land und Freiheit, als keine Freiheit und einen frommen deutſchkatholiſchen Herrn Criminalrichter, einen frommen deutſchkatholiſchen Herrn Polizeidirector und einen frommen deutſchkatholiſchen Herrn Cenſor. Verſtehen Sie mich? — — —

Eine Schrift von höherem politiſchen Standpunkte iſt das ſo eben erſchienene Werk: „Belgien in ſeinen Verhältniſſen zu Frankreich und Deutſchland mit Bezug auf die Frage der Unterſcheidungszölle für den Zollverein von Guſtav Höfken" (Stuttgart bei Cotta). Die Tendenz, die urſprünglich den Grenzboten zu Grunde lag: Vermittelung Belgiens mit ſeinem großen ſtammverwandten Nachbar iſt in dieſem Buche ſowohl vom nationalen als vom Geſichtspunkte der gegenſeitigen Handelsintereſſen mit großer Energie und Sachkenntniß durchgeführt. Herr Höfken, der, wenn ich nicht irre, ſeit mehreren Jahren die Rubriken Niederlande und Belgien in der Augsburger Allgem. Zeitung redigirt, iſt auf das Gründlichſte mit den deutſch-belgiſchen Handelsfragen vertraut, er gibt daher nicht bloße Declamationen, ſondern auf Ziffern und Zahlen beruhende Nachweiſungen über die Vortheile, die Deutſchland und Belgien von einander ziehen können. Dieſe materiellen Vortheile vergeiſtigt er durch die Idee der großen germaniſchen Nationalität, deren Kinder die Bewohner dieſſeits wie jenſeits der Maas ſind. Dieſe Idee weiß er mit großer Beredtſamkeit und Wärme beiden Völkern an's Herz zu legen. „Nicht zu Frankreich geſchlagen, nicht ſelbſt miteinander vereint" — ſagt Höfken — „noch getrennt iſt die Stellung der beiden niederländiſchen Königreiche eine in ſich gedeihliche und geſicherte; ſoll ſie es werden, ſo müſſen ſie als Küſtengebiet dem großen Binnenlande ſich anſchlie-

ßen, auf welches wesentliche Abstammung, Lage und Interessen sie hinweisen und in dessen Verbindung sie ihre Unabhängigkeit, volkseigene Entwickelung und selbstständiges Wesen am meisten gesichert halten dürfen." — Bücher wie das Höfken'sche, so häufig bei den Engländern, gehören doch bei den Deutschen nicht zu den alltäglichen, tiefes Nationalgefühl und praktische Handelspolitik gehen hier wie bei Friedrich List Hand in Hand, um so aufrichtiger ist es zu wünschen, daß die Regierungen ein aufmerksames Ohr dieser Stimme schenken.

III.

Franz Wallner auf der Leipziger Bühne.

Zwar sind Theaterkritiken unsere Sache nicht; aber in so ernster Zeit muß man dem Vaterlande ein Opfer bringen. In ganz Deutschland scheint nämlich der Glaube verbreitet, die Leipziger Blätter seien deshalb plötzlich so einsilbig über die Vorgänge in ihrer Stadt geworden, weil sie verhindert wären, sich freimüthig darüber auszusprechen. Um nun diesem schwarzen Vorurtheile mit einem Schlage ein Ende zu machen, und um zu beweisen, welch ein weites Feld uns noch immer frei geblieben ist, wollen wir sogleich — einen Theaterartikel schreiben.

Mitten in der gedrückten Stimmung, welche während der letzten Wochen über unserer Stadt sich lagerte, ist es dem Talente eines Schauspielers gelungen, jene behagliche Laune und heitere Selbstvergessenheit, die ein Eigenthum sturmloser Zeiten sind, unter dem Publikum zu verbreiten. Der ermüdende Communalgardendienst und die politische Aufregung hat die Leipziger Bevölkerung nicht abgehalten, durch acht Abende, an welchen der Wiener Komiker Franz Wallner spielte, das Theater in allen seinen Räumen zu füllen und sich von ihm aus dem trüben Schauplatze unglücklicher Vorgänge in die jodelnde österreichische Alpenwelt und in das harmlose Kinderreich Wiener Späße nnd Phantasmagorien führen zu lassen. Wir thun Herrn Wallner eigentlich Unrecht, wenn wir ihn mit dem stereotypen Gattungsnamen eines Wiener Komikers bezeichnen. Der sogenannte „Localkomiker" in Wien ist im Grunde nur eine Fortsetzung des Kasperls, seligen Andenkens. Spaß und Lachreiz sind die einzigen Ziele dieser Schauspielergattung; an Charakteristik und Individualität denkt Niemand. Die Wiener Possendichter, meist Talente untergeordneten Ranges und ohne Bildung und Geschmack, tragen hauptsächlich bei, um das angeborene Talent dortiger Komiker bis in den Grund zu verderben. Da es ihnen blos gilt, das Zwerchfell zu erschüttern, so werden die komischen Rollen wie ein Sack vollgestopft mit einem Gemengsel der buntesten und widernatürlichsten Späße und Witzworte. Ob diese

Digitized by Google

oder jene Phraſe und Handlungsweiſe zu dem Charakter paßt, wer fragt darnach? Ein ſolcher Poſſencharakter ſchillert in tauſendfachen Farben. Bald iſt er dumm und weltunbekannt wie Kaspar Hauſer, bald wieder pfiffig und raffinirt wie Figaro und Perin; bald iſt er ſo unwiſſend, daß er — ein ſtereotyper Kunſtgriff — die allereinfachſten Fremdworte entſtellt, bald wieder ſpricht er Jean Paul'ſche Phraſen und Saphir'ſche Wortſpiele, als wäre er zwanzig Jahre beſoldeter Mitarbeiter an Bäuerle's Theaterzeitung. Wie ſoll der Schauſpieler in dieſe Wurſt eine Einheit bringen, da er mit jeder Situation, mit jeder Wendung des Dialogs ein anderer Menſch wird? Er muß Hanswurſtereien treiben, ſich begnügen, jeden einzelnen Moment geltend zu machen, muß ſpringen und zerren und die bunten Fetzen des Harlekinkleides im Geiſte weiter tragen. Seit dem Tode Raimund's iſt Herr Wallner der erſte Schauſpieler wieder, der Poeſie und Charakteriſtik in dieſes Genre zu bringen weiß. Wallner war ſchon in Wien ein beliebter Darſteller, aber ſein beſſeres Selbſt, ſeine höhere Ausbildung hat er erſt in Deutſchland gefunden. Mag ſein, daß vielfache Reiſen und ein längerer Aufenthalt in Paris fruchtbar auf ihn eingewirkt haben, ein Hauptmotiv wird immer ſeine Losreißung von dem öſterreichiſchen Boden und ſeine Verſetzung in einen andern bleiben. Die Wiener Komiker, die nie von der Scholle wegkommen, ſtets in Mitte von Oeſterreichern lebend, ſind zur Erlangung komiſcher Effecte genöthigt, das öſterreichiſche Element zu übertreiben, zu verzerren. Neſtroy hat die dem naiven Oeſterreicher nichtsweniger als geläufige Zote, als Würze und ſpaniſchen Pfeffer in ſeinen Stücken angewendet und die troſtloſe Gemeinheit Wiener Darſteller macht ſogar Geſten als Commentar hinzu. Wie wohlthuend dagegen iſt eine Darſtellung von Wallner; naiv, liebenswürdig, ſchalkhaft und ſtets einfach bis zum letzten Wort. Gerade im deutſchen Norden hat Wallner den Gegenſatz des öſterreichiſchen Elements erſt recht kennen gelernt; die drollige Naivität, die kindliche Beſchränktheit, die gutmüthige Derbheit derſelben reichen, auf ihre einfachen Elemente zurückgeführt, zu einem liebenswürdig komiſchen Bilde aus, ohne daß es der Zuthat von Fiakerſpäßen bedarf. Dieſe Beſtandtheile bilden den Grundcharakter des Wallner'ſchen Spiels und erklären namentlich den wohlthuenden und behaglichen Eindruck, den jede ſeiner Vorſtellungen bei dem Zuſchauer zurück läßt. Uebrigens kommt Herrn Wallner die Leichtigkeit zu Gute, mit welcher er ſtets durch neue für Ort und Gelegenheit eigends gemachte Couplets eine Art journaliſtiſchen Reiz in ſeine Rolle zu bringen weiß. Wie weit ſein ſchriftſtelleriſches Talent auch außer dem Theater ausreicht, werden wir bald beurtheilen lernen, denn wir leſen ſo eben die Ankündigung eines Buches: „Aus dem Tagebuch eines alten Comödianten von Franz Wallner" (Leipzig bei Otto Wigand 1845.)

IV.

Notizen.

Richelieu's Schädel. — Wahnsinn und Religionsstreit. — Nicolaus Becker. — Liszt.

— Ein Seitenstück zur Geschichte von Schiller's Schädel, die in unserer heutigen Nummer sich befindet, liefert so eben ein Proceß, der in Paris um den Schädel Richelieu's geführt wird. Cardinal Richelieu wurde seinem letzten Willen gemäß in einer Capelle in der Sorbonne begraben. In diesem Grabe liegt nun der Leichnam des berühmten Cardinals wohl einbalsamirt, aber der Kopf fehlt. An einem der schrecklichsten Tage der Revolution wurde dieses Monument, wie so viele andere, umgestürzt. Dem vorhandenen Leichnam wurde der Kopf abgeschnitten und auf einer Pike durch die Stadt getragen. Der Vater des gegenwärtigen Kammerdeputirten Armez hat den Kopf dann an sich zu bringen gesucht und hat ihn als eine kostbare Reliquie seinem Sohne hinterlassen. Die Sorbonne hat nun gegen den Deputirten Armez einen Prozeß eingeleitet, um „ihr Eigenthum" wiederzuerhalten.

— In Gheel, einem kleinen Städtchen unweit von Brüssel, ist eine Irrencolonie. Vor einigen Wochen hat daselbst ein Wahnsinniger den andern erschlagen, es war ein Protestant und der Erschlagene ein Katholik. Nun hört man von einem zweiten Mord. Der Wahnsinnige Stoffel, in der Colonie als der friedlichste unter allen Irren bekannt, wurde von einem Manne, bei dem er wohnte, ermordet. Stoffel war Protestant und sein Pfleger scheint diese Missethat aus Fanatismus verübt zu haben. In Chemnitz schlagen sich die Straßenbuben die Köpfe wund und spielen Leipzigs. Wenn unsere deutschen Religionsstreitigkeiten so hübsch vorwärts gehen, wie sie sich anlassen, werden die Wahnsinnigen bald Deutschlands spielen.

— Während sie am Rheine musicirten und sangen, ist der Sänger des freien deutschen Rheins in aller Stille zu Grabe getragen worden. Armer Nicolaus Becker — er hatte nur einen Ton in der Kehle, als dieser nicht mehr klingen wollte, legte er sich nieder und starb. In kürzerer Zeit hat nie ein Dichter sich überlebt.

— Franz Liszt hat in Bonn folgenden drolligen Toast ausgebracht: „Ich trinke auf das Wohl eines Studenten, der von Allen, die je auf dieser Universität studirten, die glänzendste Carriere gemacht hat — es ist der Prinz Albert." — Zu der Chronique scandaleuse gehört es, daß dem berühmten Pianohelden nicht weniger als drei Frauen nachgereist sind, und zwar drei Frauen mit berühmten Namen!

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Paris vom Père Lachaise aus.

Rings blühen Gärten auf aus dürren Herzen,
Aus grauen Mumien goldner Titel Pracht.

Dingelstedt.

Auf dem höchsten Standpunkte des Père Lachaise angelangt, erblickt man ganz Paris zu seinen Füßen, von wo einem die öffentlichen Monumente dieser Hauptstadt bedeutungsvoll entgegenragen; sie, welche die Verkündiger der neuern wie ältern Geschichte Frankreichs sind, die stummen Zeugen des Treibens der Pariser Welt, die durch ihre Tollheiten, ihre Gräuel, ihre Moden, ihre Mängel und Vorzüge, ihre Tugenden und Laster so berühmt geworden; und selbst der Père Lachaise muß diesen Monumenten beigezählt werden.

Ein Friedhof und zugleich ein Lustgarten, unter dessen Boden das Reich der Gleichheit wohnt, dessen Oberfläche jedoch das stolze Gepräge eitler Auszeichnung zur Schau trägt; denn in diesem Cypressenhaine erheben sich anmaßend, neben bescheidenen schwarzen Kreuzen aus Holz, oder einfachen Platten von Sandstein, hohe Pyramiden, Obelisken und Marmorsäulen und an der Seite prachtvoll erbauter Familiengrüfte stehen mit Blumen blos verzierte Grabeshügel. Ja, selbst an diesem Orte der ewigen Ruhe wollen die Rangsstufen sich noch geltend machen, auch dort will der Staub des ehedem Mächtigen oder Vornehmen einen Vorzug genießen. Eitles Trachten! goldene Buchstaben in Granit oder Marmor gegraben, glänzen zwar die Augen blendend in den Sonnenstrahlen, aber man weiß, daß all' diese herrlichen Grabesmonumente nur Staub, der sich mit der Erde mischt und zur Erde wird, bedecken; man weiß, daß zwischen dem Staube des Reichen und des Armen kein Unterschied mehr ist, daß alle unterirdischen Bewohner des Père Lachaise durch dieselbe

Pforte, in dieſelbe Behauſung eingehen, in welcher kein Anſehen mehr gilt und daß ſich dieſe Pforte hinter ihnen auf ewig zuſchließt; deshalb vermögen die ruhmredigen Grabſchriften, Bronze- oder Marmorſtatuen den Vorübergehenden nicht mehr zu täuſchen. Aber nicht allein die pompöſen Grabmäler rühmen die großen Verdienſte und Vorzüge der unter ihnen ruhenden Todten, auch die Inſchriften der einfachen Steine oder Kreuze melden, daß auf dieſer oder jener Stelle entweder eine mit allen Tugenden geſchmückte Hausfrau, oder ein muſterhafter Gatte und Vater, oder aber ein hoffnungsvoller Jüngling, eine tugendſame Jungfrau u. ſ. w., begraben liegt und daß Alle insgeſammt von den zurückgebliebenen Verwandten und Bekannten aufrichtig bedauert und betrauert werden. Demnach müßten in Paris nur tugendhafte Menſchen ſterben, oder der Père Lachaiſe ein blos den Tugendhelden geweihter Beerdigungsplatz ſein.

Dem Eingange des Père Lachaiſe gegenüber auf einem freien Platze, von einem eiſernen Geländer mit reichvergoldeten Spitzen umgeben, ſteht ein großartiges Monument, es iſt dem Andenken Caſimir Perrier's geweiht, ſeine Statue in Lebensgröße und im Coſtüme als Miniſterpräſident ſteht oberhalb deſſelben. Die gute Stadt Paris ließ ihm aus Dankbarkeit dies koſtſpielige Denkmal errichten, ſo wenigſtens lieſt man es auf den vier Marmorwänden. Da jedoch die Gelder, über welche der Pariſer Gemeinderath zu verfügen hat, meiſtens nur von der ärmeren Bevölkerung dieſer Stadt erhoben werden, ſo wurden die Armen im Grunde dazu gezwungen, ihm, dem Geldariſtokraten, der während ſeines Lebens das gemeine Volk hart behandelt und verachtet hat, dieſes Monument ſetzen zu laſſen. Geſchah es aus Dankbarkeit??

Dieſes einfache aber geſchmackvolle Grabmal am Abhange rechts hat nur zwei Sylben zur Aufſchrift: Börne. Eilig geht der Franzoſe vorüber, gedankenlos, theilnahmlos. Er weiß nicht, daß ſie hier das treueſte deutſche Herz in fremder Erde begraben haben. Von den Kunſtſchätzen, welche die Heere Napoleons aus Deutſchland nach Paris entführten, mußten die meiſten wieder ausgeliefert werden nach dem Pariſer Frieden. Aber eines der größten, unſchätzbaren Kleinodien deutſcher Nation, das Herz Börne's, liegt tief eingegraben auf einem Friedhofe Frankreichs, kein Potentat verlangt ſeine Rückgabe. Glücklicher als Napoleon, deſſen Aſche ſie aus dem hiſtori-

Digitized by Google

ſchen Exil von St. Helena herübergebracht, ſchläft Börne unter dem grünen Raſen, wohin ihn Deutſchland exilirte, als ein Monument der traurigen Geſchichte ſeines Vaterlandes im Grabe noch anregend, wie in ſeinen Schriften. Die Ueberſiedlung der Aſche des großen Kaiſers hat ſeiner Erinnerung eine dem gegenwärtigen Throne Frankreichs gefährliche Poeſie entzogen, Börne's Aſche auf dem Père Lachaiſe aber ſichert ihm eine ewige Glorie; noch im Tode proteſtirt er, und das Herz des deutſchen Wanderers zieht ſich krampfhaft zuſammen an der Stelle, wo er den Frieden gefunden.

Rechts von dieſem Monument auf einem Hügel bemerkt man eine freiſtehende Pyramide, der Todesengel mit umgekehrter Fackel, der ein junges Mädchen verſchleiert an die Pforte der Ewigkeit führt, iſt künſtlich darauf ausgehauen; man kann dies Denkmal dem koſtſpieligſten des Père Lachaiſe beigeſellen. Unter demſelben ruhen die irdiſchen Ueberreſte einer ſiebenzehnjährigen Tochter der deutſchen Fürſtin **, die ihr Kind gleich nach der Geburt einer auswärtigen Amme überließ, ſpäter in ein vornehmes Penſionat ein Paar Hundert Stunden weit nach Paris ſchickte, wo es in ſeinem Blüthenalter ſtarb, ohne ſeine Mutter öfter als viermal im Leben geſehen zu haben. Die Inſchrift dieſes Denkmals ſpricht von der Zärtlichkeit der untröſtlichen Mutter!!

Auf der entgegengeſetzten Seite erblickt man einen koloſſalen Obelisken, mit glänzender Metallſchrift nennt er den Namen Monſieur Petit, deſſen zahlreiche Verdienſte und Tugenden der Nachwelt aufzubewahren er beſtimmt iſt. Wer war dieſer Tröſter aller armen Wittwen und Waiſen, wie ſolches die Grabſchrift von ihm rühmt? Ein ſteinreicher, geiziger Wucherer, der weil er ſeine Schätze in's Grab nicht mitnehmen konnte, wenigſtens unter einem reich mit Gold verzierten Monument begraben ſein wollte und dem die lachenden Erben, froh, ihn losgeworden zu ſein, ſatyriſch obige Grabſchrift einmeißeln ließen.

Von Cypreſſen dicht umſchattet, in einem einſamen Winkel des Père Lachaiſe, liegt eine breite Steinplatte, auf deren Oberfläche zwei Geſtalten in Lebensgröße, er in der Kleidung als Mönch, ſie als Nonne, ausgemeißelt zu ſehen ſind; obſchon der gothiſche Styl das hohe Alter dieſes Monumentes beurkundet, findet man es dennoch ſtets mit friſchen Trauerkränzen geziert. Es ſind nicht Na-

mensverwandte, die es noch jetzt mit Blumen ſchmücken, es ſind Leidensverwandte, es ſind unglücklich Liebende: Denn unter dieſer Grabesplatte ruht die Aſche Abelards und Heloiſens. Jeder darauf geworfene Kranz bedeutet ein gebrochenes Herz.

Doch laſſen wir die Todten ruhn, wenden wir unſere Blicke von ihren Gräbern ab, um ſie den Monumenten der belebten und lebensfriſchen Stadt Paris zuzuwenden.

Das erſte, welches man von der Höhe des Père Lachaiſe erblickt, iſt eine hohe aus Erz gegoſſene Säule, von welcher herab eine vergoldete Figur, blos mit einem Fuß darauf befeſtigt, eine in den Lüften ſchwebend, über Paris, in der rechten Hand den Kranz des Ruhmes hebt und in ihrer linken die Palmen des Friedens hält. Dies iſt das jüngſte Monument in ganz Paris, es verdankt ſeine Entſtehung der Julirevolution, nennt ſich deshalb auch die Juliſäule und die Namen der während der drei blutigen Tage gefallenen Opfer ſind darauf zu leſen; es ſoll den Sieg der Freiheit über die Despotie darſtellen, deshalb hat man eine Göttin der Freiheit hinaufgeſtellt; daß man ſie aber mit Gold überzog, geſchah wohl nur deßwegen, um den Franzoſen das Herannahen der Herrſchaft des Goldes zu verkünden, unter welcher nur derjenige wahrhaft frei iſt, der von dieſem Metalle in Ueberfluß beſitzt. In dieſem Sinne haben ſich die Pariſer während der Julitage allerdings die goldene Freiheit erkämpft, und der Baſtillenplatz, auf welchem dieſes Monument errichtet iſt, hat ſeine Bedeutung nicht verloren, nur verändert; wo ſonſt das Denkmal der Deſpotie, der Willkür ſtand, ſteht jetzt ein Denkmal der Deſpotie des Goldes.

Am weſtlichen Horizont, auf einer Anhöhe, zu welcher die Hauptallee der eliſäiſchen Felder führt, umgibt der blaue Himmel wie mit einer Glorie das ſtolze Haupt des Triumphbogens de l'Etoile. Napoleons Genie entwarf den Plan ſeiner Errichtung. Dazu beſtimmt, nach römiſcher Sitte dem heimkehrenden Sieger die Ehre eines Triumphzugs zu geſtatten, mag ſich der Kaiſer wohl im Geheimen geſchmeichelt haben, einſt als Ueberwinder der ſtolzen Britania unter ſeiner Bogenwölbung triumphirend einzuziehen, aber nur ſein Katafalk zog durch dieſelbe, als ſein Leichnam, aus der engliſchen Gefangenſchaft zurückgebracht, von vielen Hunderttauſend Menſchen jubelnd begrüßt, nach dem Invaliden-Hotel geführt wurde. Fünfzehn Jahre

Digitized by Google

früher beglückwünſchte die Pariſer Municipalität an demſelben damals noch nicht vollendeten Monument den Herzog von Angoulême, er kam gerade aus Spanien zurück, wo er den deſpotiſchen Ferdinand wieder auf den Thron geſetzt; und dieſer betrübte Sieg wurde von Schmeichlern an die Seite der Schlachten von Marengo, Auſterlitz, Jena, Eilau geſtellt; doch auf ſein Haupt, welches bei dieſer Gelegenheit mit einem unverdienten Lorbeerkranz geſchmückt wurde, drückte man einige Jahre ſpäter eine ebenfalls nicht verdiente Dornenkrone der Verbannung. Auf den inneren Seitenwänden dieſes Triumphbogen ſind jetzt alle Schlachten, die die Franzoſen vorgeben gewonnen zu haben, aufgezeichnet.

„Ei, klingt das nicht wie heimiſches Wort,
Wie deutſcher Soldaten Fluch,
Rühren ſich nicht die Figuren dort,
Lebt und webt nicht der todte Zug?“

Zwiſchen den eliſäiſchen Feldern und den Tuilerien, rechts den Anblick nach dem Palaſt der Deputirtenkammer, links den nach der im griechiſchen Styl neuerbauten Magdalenenkirche gewährend, liegt der Concordienplatz, dem an Schönheit, Geſchmack und Pracht wohl nur der Marcusplatz von Venedig würdig zur Seite geſtellt werden kann. In Mitte deſſelben erhebt ſich der Obelisk von Luxor, ein egyptiſches Monument, aus den Zeiten der Pharaonen, welches man mit unendlicher Mühe und Koſtenaufwand von den Ufern des Nils bis an den Strand der Seine brachte, um alldort auf einem Piedeſtal von polirtem Granit zu prangen. Die goldenen Inſchriften auf ſeinen vier Seiten melden den Ort ſeiner Heimath, ſeine Geſchichte, wie den Tag, an welchem deſſen Grundſtein von Louis Philipp auf derſelben Stelle gelegt wurde, auf welcher 1793 das Haupt Ludwigs XVI. unter der Guillotine fiel. Ein breites vielfarbiges Bithumpflaſter umgibt ſowohl den Obelisken, wie auch die zwei herrlichen Springbrunen, die ihm zur Seite ſtehen und mächtige Waſſermaſſen bis über ihren vierzig Fuß hohen Gipfel emporheben, um ſie wieder in weite Becken ſprudelnd herabſtürzen zu laſſen, während ſie eine liebliche Kühlung und perlenmutterglänzenden Waſſerſtaub rings herum verbreiten. Dieſer Platz, auf welchem das Schafot während der Revolution ſo viele Opfer verſchlang, er trägt nicht

die geringste Spur seiner ehemaligen grauenvollen Bestimmung mehr, er ist ein Lieblingsspaziergang der Pariser Welt.

Jener Palast, der seine breite Fronte dem Obelisken von Luxor zukehrt, von welchem er nur durch einen Kunstgarten getrennt wird, ist der Tuilerienpalast. Heinrich IV. dachte gewiß nicht daran, als er eine Ziegelhütte außerhalb der damaligen Barrieren von Paris demoliren ließ, um eine Villa an deren Stelle bauen zu lassen, daß dieselbe jemals die gegenwärtige Ausdehnung und geschichtliche Bedeutung erlangen werde. Wenn die zum Untergang sich neigende Sonne ihre Purpurstrahlen durch den Triumphbogen de l'Etoile dem Concordienplatze entlang bis zu den hohen Fenstern der Tuilerien entsendet, sie im rosigen Licht erglänzen macht, erscheint dieser Palast, vom magischen Farbenspiel umflossen, in Mitte des Gartens, wie auf einer glückseligen Ferninsel zu stehen. Aber aus diesem Palast wurde Ludwig XVI. von den Jacobinern vertrieben; in diesem Palast faßte der revolutionäre Convent seine die Welt erschütternden Beschlüsse; in diesem Palast entwarf Napoleon die Pläne, welche die Eroberung der Welt bezweckten, und decretirte Gesetze für den ganzen Continent. Der König von Rom, der Herzog von Bordeaux, der Graf von Paris erblickten das Licht der Welt in ihm. Wo sind diese drei Günstlinge des wandelbaren Glücks, die mit einer Krone geschmückt geboren wurden? Der eine ist Staub, der andere ein heimathsloser Flüchtling, der dritte ein vaterloses Kind zwischen dem französischen Thron und einer verhängnißvollen Zukunft schwebend.

Wie glänzt und leuchtet schon aus der Ferne die vergoldete Kuppel des Invaliden-Hotels. Frei von allen Seiten, nur von einem schmalen Graben umgeben, von welchem die darauf aufgepflanzten Kanonen den Parisern einen Sieg oder eine sonst erfreuliche Nachricht zu verkünden pflegen, steht dieses ehrwürdige Gebäude, in Mitte von Gartenanlagen und schattenreichen Spaziergängen wie ein freundlicher, sich noch des Lebens freuender Greis da. — Ja doppelt ehrwürdiges Gebäude deiner Bestimmung, wie deiner Bewohner wegen; dich hat selbst die vandalische Zerstörungssucht der Schreckenszeit verschont, die doch alle historischen Erinnerungen zu vernichten strebte, sie verschonte dich, weil deine Vergangenheit stets glorreich wie fleckenlos gewesen. Von Ludwig dem Prachtliebenden — nur Schmeichler nennen ihn den Großen — gegründet; vom Kaiser

Digitized by Google

großmüthig dotirt, vergrößert und verſchönert, bleibt das Invalidenhaus ein ſchönes Denkmal der Dankbarkeit des Vaterlandes.

In dem höchſten Stadttheil von Paris, gerade dem Père Lachaiſe gegenüber, dem es aus weiter Ferne zuzuwinken ſcheint, ſteht das Pantheon, ein Monument, dem die Ehre zu Theil wurde, das Andenken großer Männer der Nachwelt aufzubewahren; aber auch ein Murat fand eine Stätte in dieſem Tempel des Nachruhms und Rouſſeau wie Voltaire wurden ſchon ein paarmal hinausgeworfen und wieder beigeſetzt. So wird oft das, was eine Generation für groß verehrt, von der nächſten in Staub getreten, in Koth geſchleift. Wer iſt wirklich groß? Nur die, welche auch ohne Ehrentempel oder hiſtoriſche Ruhmrederei ſich im Gedächtniß der Nachwelt erhalten, deren Wirken und Thun das Eigenthum der Volksſagen geworden, die ſie ſicherer und unparteiſcher als einſeitige Geſchichtsſchreiber von Generation zu Generation fort und fort verpflanzen. Das Pantheon in dem Quartier Latin gelegen, worin die Pariſer Muſenſöhne und Griſetten ihren luſtigen Spuck treiben, ſteht zu ſeiner Rechten den Palaſt von Luxemburg, berühmt durch ſeine an Originalgemälden von Rubens reicher Bildergallerie und berüchtigt durch die ehemaligen orleaniſchen Nachtgelage während der Regentſchaft zur Zeit Dubois. Jetzt dient derſelbe den ehrwürdigen Pairs als Sitzungsſaal, und hinter ihm reihen ſich die von der hohen Ariſtokratie meiſtens bevölkerten Straßen der Vorſtadt St. Germain an. Links aber gränzt er an eine an Armuth und liederlichem Geſindel aller Art reiche Vorſtadt. So ſteht alſo das Panthean in Mitte der muthwilligen Jugend, umgeben von der einen Seite von den größten Reichthümern und Luxus, von der andern von Armuth, Noth und Elend, Leichtſinn und Gelehrſamkeit, alle modernen Laſter der vornehmen Welt, alle rohen Verbrechen des gemeinen Pöbels berühren ſich in ſeinem Umkreis, wohnen nah beiſammen.

Ganz nahe am Boulevard des Italiens nur durch einen Theil der Straße Vivienne davon getrennt, erblickt man auf einem regelmäßigen, großen Platz ein architektoniſches Meiſterwerk. Dieſes Gebäude iſt die Börſe; auch ein Monument, ein Denkmal einer hypocritiſchen Zeit, in welcher man die Spielhäuſer verboten, aber die Spielmärkte weit öffnet, worin man in einem Tag zum Mil-

lionär oder Bettler werden kann. Allgemein nimmt man an, daß bei dem Börſeſpiel die Glückchangen für alle Spielenden ohne Unterſchied gleich ſind, allein ſie ſind es nicht, wenigſtens in Paris nicht, dort befindet ſich das Geheimniß des ſicheren Gewinnes in dem ausſchließlichen Beſitze einiger reichen Bankiers, die das Steigen oder Fallen der Staatseffecten ihrem Vortheil gemäß herbeizuführen im Stande ſind. Es iſt nicht der Zufall, der auf der Pariſer Börſe Gewinnſt und Verluſt beſtimmt, ſondern eine unfehlbare Vorberechnung, nach welcher nur der Millionär auf Unkoſten der kleinen Spieler gewinnen kann. Im franzöſiſchen modernen Wörterbuch wird ein derartiger Erwerb eine glückliche Börſeſpeculation genannt, im Grunde genommen iſt es jedoch eine Prellerei, die ſchon viele hundert Familien in's Verderben geſtürzt, während ſie den Beſitzern großer Reichthümer das ſicherſte Mittel bietet, auf bequeme Art ſchnell und ohne Mühe ihre Capitalien zu verdoppeln und wieder zu verdoppeln. — Wie Raben die Kirchhöfe umſchwärmen, um Nahrung dort zu ſuchen, ebenſo umlagern alle Gewerbe, die auf leichten Gewinn ausgehen, die Börſe. Die ganze ehemalige Bevölkerung des Palais Royal, zur Zeit als noch die Hazardſpiele dort geduldet waren, hat ſich jetzt in der Nähe der Börſe angeſiedelt, dort findet man die „vornehmſten" öffentlichen Häuſer, eine Menge Taverniers, Caffee's und Reſtaurants, mit einem Wort alles was den Sinnen Genuß bietet auf kleinem Raum beiſammen und ſelbſt die Chauſſée d'Antin, dieſes Hauptquartier der immer mächtiger werdenden Geldariſtokratie liegt blos durch den Boulevard davon getrennt.

Die Seine, die ſich in der Nähe der Kathedrale von Notredame de Paris in zwei Arme theilt, um ſich unter der Bogenwölbung des Pontneuf wieder zu vereinigen, bildet da eine kleine Inſel, auf welcher die ſogenannte City, das vormalige ganze Paris ſteht. Alle Plätze, Gaſſen, ja ſelbſt die meiſten Gebäude dieſes älteſten Stadttheils haben ihre hiſtoriſche Bedeutung. Zuerſt Notredame, in neuerer Zeit durch Victor Hugo's Roman noch populärer geworden, dann das Hotel-Dieu, die großartigſte Krankenanſtalt in Frankreich, ferner der Gerichtspalaſt, woraus jährlich viele hundert Verbrecher theils dem Schaffotte überliefert, theils auf die Galeeren oder ſonſtige Strafanſtalten abgeführt werden. Die Conciergerie, das berüchtigſte Gefängniß, worin die unglückliche Königin Marie Antoinette

Digitized by

ihre letzten Tage verlebt hat, woraus man Madame Roland, Charlotte Condary wie überhaupt die meisten Helden und Heldinnen der Revolution nach der Guillotine führte. Die Polizeipräfectur, dieses unheimliche Gebäude, in dessen unterirdischen Gefängnissen hunderte von unfreiwilligen oft ganz unschuldigen Personen seufzen. Und mitten unter diesen theils Schauer erregenden, theils Andacht, Mitleid oder Ernst erweckenden Monumenten, liegt der berühmteste Blumenmarkt von Paris. Was sollen diese unschuldigen Kinder der Pflanzenwelt zwischen Kirchen, Spitälern, dem Gerichtshof, der Polizeipräfectur, Gefängnissen und dem Pranger? Sie sollen fortblühen wie die echte Tugend, die umringt von Lastern oder Elend noch immer Tugend bleibt.

Dr. Blaha.

Digitized by Google

Briefe aus Ungarn.

Der unter dem Namen Vedegylet am Schluſſe des abgelaufenen Jahres unter der Leitung des Grafen L. Bathyany und des Journaliſten Koſſuth gebildete Verein, der die Tendenz hat, die ungariſche Induſtrie gegen das Uebergewicht der öſterreichiſchen zu ſchützen und ſeinen Mitgliedern das Gelübde abnimmt, keine andern Stoffe zu kaufen, als ſolche, die im Lande ſelbſt erzeugt worden, iſt gegenwärtig zur Zeitungsnote geworden und man kann kaum ein deutſches Journal in die Hand nehmen, ohne in jeder Nummer mindeſtens eine kurze Notiz, eine ſatyriſche Anekdote oder eine abſprechende Bemerkung darüber zu finden. Die Quelle aller dieſer Correſpondenzberichte ſind Wien und Peſth, und wenn man auch hier oder dort einen andern Ort bezeichnet lieſt, ſo iſt dies doch nur eitel Spiegelfechterei und der Kampf wird lediglich aus dieſen beiden Lagern geführt, in denen ſich die beiderſeitigen Intereſſen verſchanzt haben. Es iſt über dieſen Gegenſtand ſchon ſo viel geſchrieben und debattirt worden, und namentlich hat die von Baron Zedlitz und Herrn Pulsky in der Augsburger Allgemeinen Zeitung geführte Polemik die Sache in ſofern nach allen Seiten aufgehellt, daß ſich jener Theil des Publikums, der ſich aus gegenſeitigen Widerlegungen ein ſelbſtſtändiges Urtheil zu bilden im Stande iſt, bereits ziemlich im Klaren befinden dürfte; auch die geheime Geſchichte dieſes Vereins — denn er hat eine ſolche — iſt, wenigſtens an den Endzipfeln des Tuches, welches ſie verdeckt, gelüftet worden und der Schreiber dieſes fühlt ſich keineswegs berufen, die Enthüllung zu vervollſtändigen, ſelbſt wenn es unter den jetzigen Umſtänden, wo das Schickſal des Schutzvereins eben entſchieden werden ſoll, nicht taktlos und abſichtlich erſcheinen müßte. Es

Digitized by Google

iſt die ſtumpfe und ehrloſe Waffe der Intrigue, welche die Erſcheinungen des öffentlichen Lebens immer und immer nur als die garſtigen Ausgeburten des Egoismus und Ehrgeizes hinſtellen möchte und den Leſer, ſo oft auf der Bühne politiſcher Bewegung eine ergreifende, bedeutſame Scene vorfällt, auf den Schnürboden und in das Podium hineinführen will, um ihm die Verſenkungen und die Flugmaſchinen zu zeigen und die groben, behaarten Arme der Arbeiter, durch welche, wie ſie pfiffig hinzuſetzt, allein die ganze Wirkung erzielt worden, über welche wir eben früher aufrichtige Thränen vergoſſen. Allein ſo wenig ein Vernünftiger jemals glauben wird, die dramatiſchen Effecte ſeien das Werk des Maſchiniſten und wenn er lachen müſſe, ſo wäre der Couliſſenſchieber daran ſchuld, ſondern recht gut weiß, daß all' dieſer mechaniſche Firlefanz nur ſchales Beiwerk iſt und die Handbewegung, die Stimme und das Narrenſpiel des Künſtlers *auf* den Brettern bei der Sache mehr ſei, als aller Schweiß *unter* denſelben, eben ſo wenig kann es den politiſchen Ohrenbläſern je gelingen, die Geſchichte in Memoiren aufzulöſen und jede That auf einen verdorbenen Magen oder einen leeren Beutel zurückzuführen.

Man hat alles mögliche verſucht, um den ungariſchen Schutzverein zu verdächtigen. Und fürwahr, wenn die hohe Behörde zu Wien nur die Stimme der reichen Faullenzer hört, die bisher im bequemſten Müßiggang ein ſyberitiſches Leben führen konnten und vom Fabrikanten oft nichts hatten, als den Namen, ſo muß ſie den Vedegylet unfehlbar auflöſen, ſchenkt ſie aber den Bedürfniſſen Ungarns und den Forderungen ſeiner ſteigenden Entwicklung gleichfalls ein geneigtes Ohr, ſo kann ſie den Vedegylet ebenfalls auflöſen, aber nicht ohne etwas Anderes an ſeine Stelle zu ſetzen. Sie würde dadurch eine Lücke laſſen, die bald zur Kluft werden müßte und aus den Klüften, ſagt das Landvolk, ſteigen oft böſe Dünſte und die Sonne ſelbſt wird manchmal von dieſen Dünſten verdunkelt. Die öſterreichiſchen Fabrikanten ſind Legitimiſten geworden und berufen ſich wie Don Miguel und die Bourbons auf ihr hiſtoriſches Recht, worunter ſie den Zolltarif verſtehen, und das bisherige Wechſelverhältniß, wonach Ungarn ſeine Rohprodukte herüberſandte, den Tagelohn und die Gewinnprämie für den öſterreichiſchen Fabrikherren bezahlte und dafür ſeine Rohſtoffe wieder zum Theil als Waare in

Empfang nahm. Dieſes hiſtoriſche Recht der öſterreichiſchen Fabrikanten war echt patriarchaliſch und allerdings ſo beſchaffen, daß man dabei nicht viel Kopfbrechens bedurfte, reich werden konnte, ohne den Fuß vor das Stadtthor zu ſetzen und von dem Welthandel eben ſo wenig zu verſtehen brauchte, wie ein Schuljunge. Wer nur einmal in ſeinem Leben mit Wiener Fabrikanten zu thun hatte, weiß zur Genüge, wie Wenige ſich darunter befinden, die einen weitern Geſichtskreis beſitzen und Kenntniſſe von den induſtriellen Zuſtänden der Schweiz, Deutſchlands, Frankreichs oder gar Englands haben. Wozu auch? Dieſe Leute handeln ja mit Peſth und werden dabei reich, was brauchen ſie ſich noch um Aſien oder Amerika zu kümmern; ohne die Trieſter Kaufleute hätte Oeſterreich noch zur Stunde keinen Seehandel. Die commerzielle Unwiſſenheit erſtreckt ſich in Wien bis auf die Commis, ſo weit dieſe ſelbſt wieder Landeskinder ſind, denn nur ſehr Wenige reiſen in's Ausland und ſerviren an den größeren Handelsplätzen. In den weſtlichen Staaten ſieht man ſelbſt die Söhne der wohlhabendſten Kaufhäuſer in fremden Häuſern eine Zeit lang beſchäftigt, damit ſich der Erfahrungskreis der jungen Männer erweitere und ihre Geſchäftskenntniß ausbilde. In Wien dagegen kommt ein Kaufmannsſohn nie aus dem väterlichen Hauſe, denn dies gilt als eine Schande und wenn er reiſt, ſo iſt es nur nach Paris, um die Schönheiten des Palais Royal zu ſtudiren und den Geſchmack der Griſetten kennen zu lernen. Die Handlungsdiener endlich, gegen die ein Commis Voyageur aus Deutſchland wie ein Newton oder Peel erſcheint, ſind in Wien ihrer Geckenhaftigkeit und Unwiſſenheit wegen zum Symbol der Dummheit geworden und treten aus der Realſchule unmittelbar in das Handlungsgeſchäft über, ohne oft eine Fabrik geſehen zu haben und mehr zu wiſſen, als die vier Species und die drei Regeln. Dazu kommt noch die ungemeine Bequemlichkeit, womit die öſterreichiſchen Induſtriellen ihre Geſchäfte zu betreiben pflegen, und nicht ſelten hört man den Ausruf, daß, wenn es einmal ſo weit käme und man ſich dergeſtalt umthun und plagen müſſe, wie in den Ländern des Zollvereins, es ſich gar nicht lohne, mehr zu ſein als ein Bauer. Darum haben auch die Wiener Fabrikanten eine wahre Höllenangſt vor dem Anſchluß an den Zollverein und noch unlängſt hörte man aus dem Munde eines ſolchen die

Digitized by Google

naive Versicherung: „Zehn Schutzvereine machen noch keinen deutschen Zollverein."

Seit der Befreiung vom türkischen Joch hat Ungarn alle Hände voll zu thun gehabt, sich der absolutistischen Zumuthungen Oesterreichs zu erwehren; unter Maria Theresia verschaffte den Ungarn die äußere Gefahr, die den Bestand der Dynastie bedrohte, eine Reihe von Jahren hindurch innere Ruhe, allein schon Kaiser Joseph II., der sich nicht krönen ließ, um nicht den Eid auf die Verfassung leisten zu müssen, und welcher darum von den ungarischen Geschichtsschreibern auch gar nicht als ungarischer König aufgeführt wird, die den zehnjährigen Zeitraum seiner Regierung als Interregnum bezeichnen, rüttelte wieder an den Säulen der Constitution und stellte sogar durch seine Germanisirungsversuche die ungarische Nationalität und Sprache selbst in Frage. Der Tod dieses Monarchen beschwichtigte den Gegenkampf der Meinungen und die gewaltigen Anstrengungen Oesterreichs gegen die siegreich vordringende Revolution in Frankreich absorbirten wieder eine geraume Zeit hindurch die Kräfte Ungarns und die Treue dieses Landes war so fest, daß es im Jahr 1809, als der französische Schlachtenkaiser von Wien aus seine berühmte Proclamation an die Ungarn erließ, worin er sie zur Lossagung vom Hause Lothringen und zur Königswahl auf dem Felde Rakos aufforderte, die Verlockung stolz von sich abwies und die Leiden der Monarchie bis zum Ende mittrug.

Obschon sich der Fortschritt in Ungarn in Folge der Verhältnisse und aus dem Instinkt der Selbsterhaltung gewöhnlich sehr schroff und grollend dem deutschen Nationalleben entgegenstellt, so ist er im Grunde doch nichts mehr, als ein Nachhall dessen, was in Deutschland zur Bewegung gelangte. Der in den Jahren des deutschen Befreiungskrieges erwachte Nationalschwung, welcher sich nach glücklicher Abwendung der äußern Gefahr hauptsächlich auf die Literatur warf und aus dem deutschen Sprachschatz eben so unbarmherzig die französischen Wörter hinauswarf, wie vordem die französischen Soldaten aus dem deutschen Lande, erlebte unter den Magyaren bald seine Nachahmung und die ungarische Akademie zu Pesth ist bisher wenig mehr als eine Versammlung von Männern gewesen, die wie Campe u. Andere den Purismus zur Fahne machten und die Sprache zum Palladium der Nationalität. Wie in Deutschland erst

gegen die Ausländerei und den Gebrauch der lateiniſchen und franzöſiſchen Sprache rüſtig geſtritten worden, ſo kämpften jetzt auch die Magyaren für die Rechte ihrer theuern Mutterſprache, bis ſie endlich den Sieg über alle anderen todten und lebendigen Sprachen im Lande davontrug.

So wie ſich die Deutſchen lange Zeit bei dem Beſitz ihrer Sprache und einer eigenthümlichen Literatur beruhigten und glaubten, das ſei genug, um als Volk groß und unabhängig dazuſtehen, ſo begnügten ſich auch die Magyaren einige Zeit mit dem Gedanken, ihr Idiom zur Geſchäfts- und Unterrichtsſprache erhoben zu haben. Als jedoch kurz nach den Zuckungen der Julirevolution in Deutſchland von den beſorgten Regierungen die Pflege der materiellen Intereſſen aufgenommen und der wichtige Bund des Zollvereins geſtiftet ward, als das Eiſenbahnfieber die germaniſchen Geiſter verwirrte, als die Fragen der Induſtrie und Handelspolitik vielfach angeregt und beſprochen wurden und die großartigen Ideen des Dr. Liſt die deutſchen Träumer mit einem Male zu Induſtriellen, Seefahrern und Coloniſten par excellence umſchufen, da rieben ſich bald darauf auch die Magyaren ganz verwundert die Augen und ſprachen an einem ſchönen Morgen unter einander: „Laßt uns gleichfalls Fabriken bauen und eine eigene Handelspolitik haben.“

Die deutſchen Länder der öſterreichiſchen Monarchie ſind für Ungarn das, was für den Zollverein die Engländer ſind, nur noch in einem weit höheren Grade, und wie England lange genug die Deutſchen blos als Ackervolk kennen wollte, ſo können ſich die Oeſterreicher nicht entſchließen, in Ungarn etwas anderes zu erblicken, als eine Kornkammer und einen Weinberg, eine Tabakspflanzung und eine Erzgrube. Was nun Liſt's Scharfſinn ausgeheckt, um die deutſchen Regierungen zur Einführung eines Schutzzollſyſtems gegen das Ausland, zumal die Engländer, zu bewegen, das benutzen die Ungarn jetzt als Waffe gegen die Deutſchen ſelbſt, die ihre induſtriellen Engländer ſind, und blos aus dieſem Grunde hat Liſt's Nationalökonomie in Ungarn ſo ungeheures Aufſehen erregt, weil es den Magyaren trefflichen Stahl in die Hände gab, um die Maximen des bisherigen Regierungsſyſtems in Handelsſachen mit Erfolg anzugreifen. Liſt's Schriften haben in dieſer Beziehung für Ungarn die Bedeutung von Pamphleten gegen die Regierung und dieſe letz-

Digitized by

tere hat allerdings Urſache, dem Augsburger Redacteur mehr zu zürnen, als dem Redacteur des „Peſti Hirlap," der ſeine commerzielle Weisheit lediglich aus Liſt's Werken geſchöpft. Was indeß das Verhältniß Ungarns zu Oeſterreich von dem Deutſchlands zu Britannien ſehr weſentlich unterſcheidet, das iſt der Umſtand, daß Oeſterreich und Ungarn denſelben Herrſcher haben, während die engliſche Krone und die deutſchen Fürſtenhüte auf mancherlei Häuptern ſitzen. Das Beſtreben, ſich aus der induſtriellen Abhängigkeit, die früher oder ſpäter zur politiſchen führt, zu emancipiren, muß daher hier und dort eine ganz veränderte Farbe annehmen, und wenn ſchon die Britten ſo unverſchämt ſind, zu den emancipationsluſtigen Deutſchen zu reden, als wären dieſe ihre Handelsgeſellen oder eine undankbare Colonie, ſo ſcheint es weit natürlicher, ſehen wir die Oeſterreicher ergrimmt über das Unterfangen Ungarns, eine Honi-Induſtrie zu gründen und ſich ſeinen Bedarf ſelbſt zu produciren.

Seydelmann's Leben und Wirken.

Unter diesem Titel hat der Professor Th. Rötscher, dem die Literatur schon mehrere treffliche dramaturgische Arbeiten dankt, ein Buch herausgegeben, das, interessant für jeden gebildeten Leser, insbesondere aber das Interesse aller Bühnenkünstler und Theaterfreunde in Anspruch nimmt. Dasselbe ist bei Alexander Dunker in Berlin erschienen und sauber ausgestattet. Wir wollen hier, wo uns weniger Schöpfung und Kritik als vielmehr Sammlung und geistvolle Redaction vorliegt, keine umfassende Beurtheilung liefern, sondern uns gleichsam mit dem Werke *unterhalten*, um das Publikum durch diese flüchtige Bekanntmachung zum Genusse des Ganzen anzuspornen. Wir lassen das Buch, im eigentlichsten Sinne, selbst für sich sprechen.

„Die große Bedeutung Seydelmann's," sagt der Verfasser in einem Vorworte, „war eine unbestrittene; selbst die ihn bekämpften, gestanden dieselbe ein." Und weiterhin: „Es ist der vollen Aufmerksamkeit werth, in unserer, an energischen, ihr Alles an *eine* Sache setzenden Persönlichkeiten armen Zeit einen Charakter vor sich zu sehen, in welchem jede Fiber für einen idealen Lebensinhalt glüht, mit dem der ganze Mensch sich auf Tod und Leben energisch zusammengeschlossen hat."

Daß Carl Seydelmann nun ein solcher voller und fester *Charakter* war, beweist uns der Verfasser in der *Biographie* des Künstlers, welche sich, durch die am geeigneten Orte mitgetheilten Briefe aus den verschiedenen Epochen der Lehr- und Wanderjahre Seydelmann's, zu einem organischen Kunstleben vor uns gestaltet. Denn Seydelmann hat nicht, wie die meisten andern gebildeten und

Digitized by

hervortretenden Schauſpieler Theaterſtücke, dramaturgiſche Abhandlungen und Reflexionen geſchrieben, ſondern das ganze Treiben und Ringen ſeines in der That ſeltenen, tiefen Geiſtes nur zur Geſtaltung dramatiſcher Charaktere gedichtet und nebenher in Briefen an ſeinen Sohn und ſeine Freunde ausſtrömen laſſen. Was Göthe von Schiller ſagt: „er ſetzte die Krone höchſten Strebens, das Leben ſelbſt an das Licht des Lebens“ kann, und wohl mit mehr Recht, auf Seydelmann's Denkſtein geſchrieben werden. Er hatte eine reichere Seele, mehr ſchriftſtelleriſchen Ausdruck und mehr Formſinn als ſeine Collegen, aber er wollte nichts als ein großer Schauſpieler werden. Alles momentane Glänzen im Halben war ihm zuwider: zu der Einen Würde und Geltung concentrirte er all' ſeine Lebenskräfte. „Seydelmann,“ ſagt Rötſcher, „reibt ſich innerlich an dem verzweiflungsvollen Zuſtande ſeiner Kunſt auf; ſein Leben zeigt uns das Erliegen eines großen Charakters, welcher für ſeine Perſon zwar genugſam Ehre empfängt, aber nur zufrieden geſtellt worden wäre, wenn er umgeſtaltend auf das Ganze hätte einwirken können. In ihm faßt ſich der Widerſpruch der Erkenntniß deſſen, was Noth iſt mit der Wirklichkeit im Gebiete ſeiner Kunſt, in den großartigſten Zügen zuſammen.“

Dieſe Briefe, dies zerſtreute Tagebuch Seydelmann's, hat Rötſcher ſeinem Werke als hiſtoriſche und charakteriſtiſche Unterlage gegeben und das Buch dadurch eben ſo angenehm wie anregend belebt. Was er ſonſt noch benutzt, laſſen wir ihn ſelbſt andeuten. „Wie viel,“ ſagt er, „außer ſo manchen geiſtvollen Kritiken über viele der Schöpfungen Seydelmann's, Sinnvolles und Würdiges über den ganzen Menſchen ſchon ausgeſprochen iſt, wobei ich unter Anderem an den von edler Wärme zeugenden Artikel Glasbrenner's in dem Theater-Lexikon von Blum, an den ſchönen Nachruf Laube's, an die geiſtvollen Erinnerungen an Seydelmann von Gutzkow erinnere, erkenne ich um ſo bereitwilliger an, als ich den Werth des Dargebotenen bei meiner Arbeit beſonders zu würdigen Gelegenheit hatte.“ Hierbei wollen wir bemerken, was Rötſcher's ehrende Beſcheidenheit nirgend angegeben, wir aber aus beſter Quelle wiſſen, daß Derſelbe den größten Theil des Honorars für ſein Werk der Wittwe Seydelmann's überlaſſen und ſich mit einer kaum der Erwähnung werthen Belohnung für die Redaction der mannichfachen Papiere, für ſeine

bedeutenden selbstständigen Arbeiten und die Ordnung und Schließung des Ganzen begnügt hat.

Carl Seydelmann ist, wie uns die Biographie mittheilt, am 24. April 1793 (nicht wie bisher überall irrthümlich angegeben 1795) zu Glatz in Schlesien geboren. Sein Vater war ein bemittelter Kaufmann und des Knaben Neigung zum Schauspielthum keineswegs entgegenkommend; er verbietet ihm sogar das Lesen derartiger Bücher. Nichtsdestoweniger spielt Carl kleine Rollen auf dem Liebhabertheater seiner Vaterstadt. Er reift zum Jüngling heran; der Haß gegen den fremden Tyrannen Deutschlands zieht ihn zum Militär, er wird 1810 Artillerist. Aber das Jahr 1812 läßt lange auf sich warten, Seydelmann fühlt sich unglücklich in der Knechtschaft für mögliche Freiheit: er desertirt. Er gibt in Troppau Elementarunterricht und rettet sich durch ihn vor äußerlicher Noth. Sein Vater, lange heftig erzürnt, wird endlich erweicht und bewirkt ihm die straflose Rückkehr unter der Bedingung des Wiedereintritts in seinem Regiment. Deutschland erhebt sich endlich, Seydelmann's Herz schlägt hoch, als er mit einer Abtheilung der Artillerie der Hauptarmee gegen Napoleon zugesendet wird. Eine heftige Krankheit befällt ihn, er muß in's Lazareth und wird später, besonders seiner schönen Handschrift wegen, zum Bureaudienst verwendet. Die Lust zur Schauspielkunst aber kommt wieder gebieterisch über ihn, einflußreiche Männer befreien ihn auf legale Weise aus der Uniform — die seine Proteuskraft nicht bewältigen konnte, und der Graf von Herberstein ersucht ihn, das Personal seines Schloßtheaters zu Grafenort zu vermehren. Hier ist er glücklich, bildet sich nach allen Seiten hin aus und ringt nun darnach, das öffentliche Urtheil über sich als Schauspieler herauszufordern. Er wird, nach dem Tode seiner Eltern, an der Breslauer Bühne engagirt, wendet sich schnell vom Liebhaberfache dem der Chevaliers und Naturburschen zu, erringt aber auch darin, seines mangelhaften Organs wegen, keinen lauten Erfolg. Dieser wird ihm erst 1819 in Grätz zu Theil, noch mehr 1820 in Ollmütz; seine eigentliche Künstlerperiode beginnt aber erst in Prag. Herr von Holbein, damals Director des dortigen Stadttheaters, erkennt das große Talent Seydelmann's, eröffnet ihm weitere Kreise, unterstützt und fördert es in jeglicher Art, bis es so unverkennbar hervorstrahlt, daß der Cassseler Director Feige dem Künstler ein lebenslängliches

Engagement bietet. Von Caſſel geht Seydelmann nach Darmſtadt, von dort nach Stuttgart, endlich nach Berlin, wo er, trotz des friſchen Andenkens an die Heroen ſeiner Kunſt: Iffland, P. A. Wolff, Lenne und Ludwig Devrient und trotz der kritiſch-erregten Stimmung gegen ihn, den großartigſten Sieg erkämpft. Er ſpielt dreißig Mal hintereinander vor überfüllten Häuſern; er wird, ſo viel böſe Recenſenten ihn auch unausgeſetzt angreifen, mit Beifall, Blumen und Lorbeer überſchüttet. Die letzten Phaſen dieſes bedeutenden Lebens ſind unſerm Publikum zu bekannt, als daß wir ſie näher erörtern ſollten. Carl Seydelmann ſtirbt am 17. März 1843; Tauſende von Menſchen, unter ihnen die Notabilitäten aller Kunſt und Wiſſenſchaft in Berlin, folgen der entſeelten Hülle des großen Mannes bis zum Grabe auf dem neuen katholiſchen Kirchhofe vor dem Oranienburger Thore. Die Rolle des Advokat Wellenberger, des Künſtlers letzte Leiſtung, wird auf den einfachen ſchwarzen, nur mit einem Lorbeerkranze geſchmückten Sarg gelegt.

Der Biographie läßt Th. Rötſcher eine dramaturgiſche Abhandlung „Seydelmann, der Künſtler" folgen, eine tiefdurchdachte, klarverſtändige Arbeit. Beſonders geiſtvoll iſt die Betrachtung, wie ſich auch in den mimiſchen Meiſtern ihre jemalige Zeit ſpiegelt. Schon Shakespeare nennt im Hamlet den Schauſpieler die „abgekürzte Chronik ſeiner Zeit." Fleck, Eckhoff, Schröder, Iffland, Ludwig Devrient und zuletzt Seydelmann werden uns als diejenigen Männer vorgeführt, aus welchen die verſchiedenen Perioden deutſcher Cultur und Lebensgeſtaltung reflectiren. „In Ludwig Devrient," ſagt Rötſcher, „faßte ſich gewiſſermaßen die urſprüngliche, ununterworfene Naturkraft des Genies noch einmal in ihrer ganzen Stärke zuſammen, um mit dieſer bedeutenden Individualität von einem Schauplatze abzuweichen, auf welchem der Geiſt, nicht minder wie in den übrigen Künſten, die Forderung der Bewältigung und Läuterung urſprünglicher Naturkraft gebieteriſch geltend macht. Gegen dieſe mächtige, aus der Unmittelbarkeit dichteriſcher Anſchauung allein ſchöpfende Individualität, gleichſam die höchſte Potenzirung des Naturalismus, reagirte nun der Geiſt auf dieſem Gebiete der dramatiſchen Darſtellung durch die bedeutende Erſcheinung Seydelmann's. In ihm gewinnt der in allen Formen des Lebens ſich hervorthuende Kampf des ſelbſtbewußten, nach aller Freiheit und Klarheit ringenden Geiſtes gegen den

noch in inſtinktlichem Verhalten befangenen, noch an die Naturgewalten gebundenen Geiſt auf dem Felde der dramatiſchen Darſtellung ſeinen erſchöpfendſten Ausdruck. Indem der Geiſt überall in der Gegenwart danach ringt, in ſeiner letzten Wurzel ſich ſeines Weſens bewußt zu werden und ſich ganz in ſeine Gewalt zu bekommen, ſo treibt er auch aus demſelben Boden in der dramatiſchen Darſtellung die Richtung hervor, ſich in ſeinem Schaffen ſelbſtbewußt zu verhalten und durch vollſtändige Unterwerfung des bloßen Naturells daſſelbe zum gefügigen Ausdruck einer univerſellen Menſchendarſtellung umzuſchaffen. Dieſen Standpunkt repräſentirt Seydelmann."

Weiterhin — wir müſſen hier natürlich viel Schönes und Treffendes übergehen — charakteriſirt Herr Rötſcher die Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe Seydelmann's. Nichts, ſagt er unter Anderm, widerſtrebte ihm in ſeiner Kunſt mehr als das Abſtracte. Aber wenn Seydelmann der Gattungsallgemeinheit auch ein ganz individuelles Leben gab, ſteigerte er in ſeinen reifſten Schöpfungen doch die Aeußerungen des individuellen Lebens zum Ausdruck der Gattungsallgemeinheit. Sein Moor im Fiesko war nicht nur (wie bei andern berühmten Darſtellern deſſelben) ein ſchwarzes, boshaftes, verſchmitztes, heimtückiſches Weſen, ſondern auch eins, das den afrikaniſchen Boden an ſeinen Sohlen nach Europa mitgenommen hatte, ſo katzenartig rührig, von ſo dumpfer Wildheit, ſo ſittlich ſtumpf, daß man, auch ohne die ſchwarze Farbe, dieſer Unnatur einen außereuropäiſchen, glühenden Himmelsſtrich, einen noch ganz unentwickelten ſittlichen Weltzuſtand als Wiege vindicirt hätte. In dieſer individualiſirenden Kraft lag auch Seydelmann's außerordentliche Stärke, hiſtoriſche Figuren hinzuſtellen. Hier verſöhnte er in der That die geſchichtliche Wahrheit mit der poetiſchen. Sein Ludwig XI. und ſein Cromwell waren große geſchichtliche Geſtalten, welche wieder auferſtanden zu ſein ſchienen und in ihrer gewaltigen Realität den Geiſt der Geſchichte, wie er ſich in ihnen einſt zuſammengefaßt hatte, verkörperten. Mit ſeinem Alba in Göthe's Egmont ſchritt der finſtere Geiſt des religiöſen und politiſchen Despotismus unerbittlich ſeine Schlachtopfer ergreifend und das erwachende Leben der jungen Freiheit erwürgend, über den Boden des friſchen, lebensfrohen niederländiſchen Volkes hin. Sein Nathan war nicht nur ſentenzenreicher Denker; Seydelmann machte den ganzen Gedankengehalt Nathan's ſo ſehr zum

Digitized by Google

Ausdruck eines individuellen Menſchen, daß der letztere nur von dem erſteren durchſtrömt war, und man dem Principe in jedem Momente den Herzſchlag eines vollen, ganzen Menſchen anfühlte.“ In gleicher Weiſe wird Seydelmann's Dominique, der gutherzige Polterer, Shylok, Antonio und Mephiſto charakteriſirt und in Betracht des Carlos und Marinelli auf des Verfaſſers „Cyklus dramatiſcher Charaktere“ verwieſen.

Den Schluß des Werkes bilden Aphorismen und Briefe Seydelmann's. Die letzteren, außer denen die zur Begleitung der Biographie und zur Charakteriſtik des Künſtlers benutzt wurden — ſind an den Baron von Goldner in Darmſtadt, einen der intimſten Freunde des großen Mimen, an Gutzkow, an den Hofrath Teichmann, Secretär des Berliner Hoftheaters, an Glasbrenner und an Rötſcher ſelbſt gerichtet. Sie datiren ſämmtlich aus den letzten Lebensjahren Seydelmann's und legen, um mit Rötſcher zu ſprechen, „das beredteſte Zeugniß ab, wie der Menſch und der Künſtler ſich völlig in Seydelmann durchdrangen. Denn der erſtere zeigt ſich von jedem Begegniß und Eindruck künſtleriſch berührt und der letztere empfindet alle künſtleriſchen Beziehungen als etwas von ſeiner ganzen Perſönlichkeit Untrennbares. Daher die Wärme, der Schmelz der Empfindung und der Adel des Gemüths, welche in dieſen Briefen walten. Er zeigt ſich darin aller Töne mächtig. Der Sarkasmus in allen ſeinen Abſtufungen, die weichſte, zarteſte Empfindung, wie der volle Strom der Begeiſterung durchdringen ſich in ihnen zu einem ſo reichen Farbenſpiel, daß wir durch ſie in jedem Moment den Eindruck eines ganzen Menſchen, einer durch die Mitwirkung aller Geiſteskräfte unabläſſig bewegten bedeutenden Perſönlichkeit empfangen. In ihnen hält der Künſtler der Sprache dem großen Schauſpieler das Gleichgewicht.“

Wir geben nun aus dieſen und frühern Briefen Seydelmann's einige Mittheilungen, die, wenig gewählt, ſicher zur Bekanntſchaft mit dem ganzen Buche anregen werden.

„Cornelius!“ ruft er in einem Briefe aus Stuttgart dieſem Schauſpieler zu: „ich hatte die Feder niedergelegt, das Herz voll des ſchmerzlichſten Jammers über das verfehlte Leben, das nutzloſe Mühen eines Schauſpielers — da legt ſich der Tumult im leicht verletzten und aufgeregten Gemüth, und die Thräne bitterſter Wehmuth floß über

in die Thräne des Unrechts vor Gott — in die Thräne des innigſten, innigſten Dankes! Daß wir erkennen, was wir ſollten, daß wir ſehen: iſt es nicht eine Auszeichnung vor hundert Blödſichtigen, die ſich des klaren Lichtes nie zu erfreuen haben? Säße ich doch einmal nur, aber recht lange, zwiſchen Ihnen und Ihren würdigen Freunden! Hier aber — ach hier! Sie verſtehen mich nicht — oder wollen mich nicht verſtehen; ſie wenden ſich ab und — lächeln, die armen — reichen Leute! Mit meiner Frau ſchwatze ich dann wohl manchmal aus der vollen bewegten Bruſt, allein — ſie iſt doch keine Schauſpielerin und auf's Hausweſen verſtehe ich mich nicht. Da drücke ich denn meinen Jungen an mich, um mich wenigſtens für einen Augenblick zu beſchwichtigen und gehe in mein einſames Studirſtübchen. Dort ſitz' ich trüb und ſchwer, bis die Bilder der Heroen unſerer Kunſt vor mir auftauchen, freundlich umſtrahlt von himmliſchem Glanze; — die Spannung der Seele läßt nach, meine Kraft erwacht und ich arbeite mit Gott und einem verſöhnten Herzen!"

Aus einem Briefe an Gutzkow: „Dann ſpiele ich Ihnen auch den Schiller'ſchen Wallenſtein, der jetzt das Leid meiner Tage beſchwichtigen hilft. Ich verkrieche mich ordentlich in das reiche, reiche Geſchenk unſeres gottbegabten Sängers. Wenn mich nicht jede Hoffnung trügt, ſo werde ich — wenigſtens ein anderer ſein als Alle; ein ungewohnter, ob deshalb ein gern geſehener? Wollen warten. Himmel, über welchen allgemeinen Leiſten ſpannt man auch dieſen Wallenſtein! Geſtreckt, gereckt, von Kopf zu Fuß beledert, das Automatenmaul voll ſchöner Worte, im Paradeſchritt herausgeſtoßen, ohne Blut und ohne Hirn: das heißt man Wallenſtein. Und ich, Swachgeborner, will *ſtromauf* zu ſchwimmen wagen? Ja! Voll Muth, dem Schlendrian zum Trotz, vielleicht auch zum Gelächter?! — Thut nichts! Mein Bundesgenoſſe iſt der Dichter ſelbſt."

Von dünkelvollen dramatiſchen Dichtern ſchreibt Seydelmann an v. Goldner: „Ach was für Zeug muß man oft hinunterkauen und den Köchen gegenüber lächeln und ſich glücklich preiſen! Iſt die Arroganz mittelmäßiger Schauſpieler unerträglicher oder die der Dutzend-Dichter? — Und wenn dann bei allem Fleiß, bei aller Sorgfalt der Darſtellung das (beſcheidene) *Meiſterwerk* doch nicht gefällt, bewirft man Garrik und das Publikum mit Schmutz." —

Digitized by Google

Hiermit correſpondirt eine Stelle aus ſeinem Nachlaſſe: „Iſt die Eitelkeit und Arroganz vieler Schauſpieler groß, ſehr groß, ſo werden ſie darin von einer Unzahl dramatiſcher Dichter doch noch übertroffen. Man muß Gelegenheit gehabt haben, dies Rieſenmaaß von Selbſtliebe — dieſen geiſtigen Staar kennen zu lernen, der dem Publikum da alle Wonne des Paradieſes verheißt, wo ein geſundes Auge nichts als die traurig-lächerlichſte Armuth erblickt. Ich meine immer: ſähen ſich manche noch ſo eitle Schauſpieler Komödie ſpielen, es ergriffe ſie doch ein paniſcher Schrecken und ſie liefen vor ſich ſelbſt davon. Gewiſſe Schriftſteller aber halten den Gorgonenblick ihrer Figuren nicht nur ganz gemüthlich aus: ſie ſind zum Voraus unſers glühenden Dankes gewiß, wenn ſie uns würdigen mochten, ihrer immenſen Schöpferkraft unſere tiefſte Verehrung, unſer ewiges Erſtaunen zuzuwenden. Und ſie haben zuweilen Recht, denn ich kenne Regiſſeure, die durch die ſpitzbübiſchſte Heuchelei, durch die hartnäckigſte Anbetung der fadenſpinnigſten Schriftſteller den eigenen Ruhm anbauen und ſich einen Platz im Prunkſaale der Unſterblichen zu erſchwänzeln wiſſen. Denn auch der armſeligſte Stückfabrikant iſt, wie die Sachen heute ſtehen, immer noch ein Fürſt als Recenſent und Redacteur, und Mime merke Dir's: nur littera scripta manet. Zu ſolchem Schleichhandel habe ich die mir zugewieſene Regieſtelle nie und nirgends herabgewürdigt, und freilich deshalb auch die Erwartungen ſo Mancher, die ſich die „junge Literatur" nennen, empfindlich getäuſcht."

Seinem Sohne ſagt Seydelmann folgendes ſchöne Wort: „Ein Menſch, der Komödie ſpielt und uns nicht ſchon durch ſich zu feſſeln verſteht, wird uns fatal. Ueberblicke das ganze Heer von Schauſpielern und welcher von ihnen kann bleibend Deine Theilnahme erregen, wenn Du ihn nicht auch außer der Bühne Deiner Aufmerkſamkeit werth finden kannſt? Darum gibt es ſo ſelten einen tüchtigen Schauſpieler, weil tüchtige Menſchen ſelten ſind. Iſt es nicht der innere Reichthum, oder die innere Armuth, die wir Bühnenleute in jedem Blick, in jeder Bewegung, in jedem Accent zur Schau tragen? Alles an uns wird zum Spiegel unſrer Seele und — hinc illae lacrimae! Das beſte Mittel, edel zu erſcheinen, iſt edel zu ſein."

„Eher gibt ein armſeliges Clavier eine Melodie wieder, als ein dummer Schauſpieler ein feines, kluges Wort.“

„Das Reich der Kunſt iſt kein Schlachtfeld, auf dem blinde Wuth und Verzweiflung mit dem Rufe: „Samiel hilf!“ nach dem Siegeskranze zu ringen haben. Das heiße, geängſtigte Blut eines Bedrängten iſt das Gegentheil von dem, was den Künſtler erfüllen ſoll. Dieſer bedarf der geläuterten, vom Verſtande klug und zweckmäßig beherrſchten, heiligen Flamme.“

„G. machte damit, was man ſo „dummes Zeug“ nennt, und davon bin ich ſelbſt, wenn es die Poſſe betrifft, kein Freund. Die Schauſpieler dürfen keine Narren ſein, die Handlung — das, was ſie treiben, bildet das Belachenswerthe, Luſtige. Je ernſter, je naturgemäßer, je ſolider ſie die Richtigkeiten ihres Alltagslebens darſtellen, je wahrheitsgemäßer ſie ſich dabei gebehrden, je größeres Vergnügen hat dabei der gebildete — und ungebildete Zuſchauer. Denke an eine drollige Volksſcene, der Du da oder dort beiwohnen konnteſt. Was reizte Dich am meiſten zum Lachen? Der Ernſt, mit welchem Du die Leute ſich benehmen ſahſt. Sei überall natürlich, wahr! Sei unbeſorgt um den komiſchen Effekt; ungerufen kommt er am willigſten.“

Einen Schauſpieler P.... charakteriſirt Seydelmann vortrefflich folgendermaßen: „Herr P. ſieht noch immer aus wie eine auf den Schwanz geſtellte Sardelle, und ſeine Töne klingen wie eine Sardelle ausſieht: dünn, ſehr dünn und ſcherbenartig. Dabei hat er jene kleine, fire Haarkräuslerbeweglichkeit in allen tauſend Gliedmaßen, daß man meint, es würde Alles durcheinander gebeutelt: Wort, Blick und Gebärde. Trotz des ſchwarzen Frackes und der häufig gebrauchten Lorgnette ſah ich ihn doch immer nur, als wär' er im Vorzimmer und äffe die vornehmen Herren im Saale nach.“ — An einer andern Stelle: „Daß Herr P. im Augenblicke, als er, in tiefer Mitternacht, vom Lager aufgeſchreckt, an's offene Fenſter tretend, Glacéhandſchuh' anhatte, fand ich der Würde eines Hoftheaters äußerſt angemeſſen.“

„A. W. Schlegel wird doch Recht haben, wenn er ſagt, daß nichts ſeltner ſei als ein großer Schauſpieler. Und wer es weiß, was Alles dazu gehört, kann er von ſich glauben, daß er einer ſei? Aber rechte Liebe zur Kunſt, Talent und geſunder Verſtand können

Digitized by Google

ihn dem Ziele nähern. Doch muß er ſich von jenem bunten Lappen — von dem Wörtchen „genial" nicht irritiren laſſen. Wunderbar, daß ein ſo kleines Wort noch immer der Irrwiſch iſt, der Leute zu Schafsköpfen verkehrt, die ſonſt ganz geſcheidte und liebe Kerle ſind. Es möchte ſein, wenn die Sache nur nicht dabei litte! Denn kaum weiß ſich ein ſchwindelnder Prieſter der Kunſt ein „Genie" genannt, gleich wirft er Alles von ſich ab: Fleiß, Studium, Beſcheidenheit und Vorſchrift; ein ſchrankenloſer Narr, in puris naturalibus, ſtolzirt er hin und was er fallen läßt, heißt — genialer Wurf, und Shakespeare, Göthe und Schiller mögen ſich bei ihm bedanken. Arme Kerle, dieſe Dichter! Wozu ſie Tage, Wochen und Jahre brauchten, das macht ein ſolches Blitzgenie von Sechs bis Neun nach, und beſſer! Dazu haben dieſe Wichte ſo viel Zeit, und wie ſie dieſe — und dazu ſich ſelbſt verſudeln, iſt bekannt."

„Künſtleriſche Ruhe iſt ein warmer Heerd, an dem ſich Leib und Seele wärmen und behaglich fühlen; die Ruhe aber der meiſten Schauſpieler iſt nur ein gemalter Kamin."

„Wir gingen viel herum, den ganzen Nachmittag, zuletzt beſahen wir uns wieder das Theater. In zwei Niſchen, rechts und links beim Eingang zu der Kaſſe, ſitzen Schiller und Göthe. Schöne Figuren! Im Geiſte ihrer Dichtungen aufgefaßt und ſehr gut ausgeführt. Schiller ſcheint ſich vom Sitze zu erheben, Kopf und Blick und rechten Arm den Sternen zugewendet, während ſeine Linke ſich mit einem großen Buche auf das Bein ſtützt. Der Ausdruck des Geſichts ſpricht von frommer, kräftiger Begeiſterung: Alles in ihm ſtrebt zu Gott und hebt uns mit. Ich habe von keinem Bilde Schiller's einen wohlthuenderen, tieferen Eindruck empfangen, als von dieſem „Bilde von Stein." Dagegen Göthe! So viel älter dargeſtellt als der zu früh geſtorbene Schiller. Dieſe feſte, ſtolze, freie Ruhe! Wie ein Gott der Erde ſitzt er da und ſcheint uns ihre Räthſel, ihre Wunder zu erklären, ernſt und mild!"

„Gutzkow, Sie hatten ſehr Recht, als ſie ſagten: man finde und erkenne mich nur auf der Bühne: Dorthin, auf die ſchmale Grenze, wo Ideal und Wirklichkeit ſich freundlich kummervoll umſchlungen halten: dorthin hat das Leben mich zurückgedrängt: nur dort bin ich Ich ſelbſt, ſonſt überall nur ein Theil von mir, verſchüchtert, kalt, zerſtückt. Und ich will nicht klagen. Wohl dem, der eine Zufluchts-

ſtätte hat; der ſie ſo klar erkennt die Heimath ſeiner Seele, und zugleich den Platz, wo alle ſeine Kräfte wirken — wirken dürfen, ohne Feſſel, frei! O ich fühl's, ich bin ein Glücklicher — durch Schmerz!"

Sehr reizvoll ſpricht S. über einen bekannten Philoſophen: In Carlsbad habe ich S—s Tochter geſehen und auch ihn. Ein alter, unſcheinbarer Blumentopf, und drin ein ſchönes — wunderſchönes Röschen! Töchterlein und Vater. Ob das ſchöne Röschen duftet? Des Topfes Erdreich läßt es uns vermuthen. Daß das Röslein ſeine Schönheit und den väterlichen Reichthum kennt, lieſt ſich aus jedem Blättchen der von Käfern wild umſummten Blume. O der alte S. wird die Berliner vielfach beſchäftigen, die Gaffer wie die Prüfer. Er ſcheint, trotz höchſten (irdiſchen) Schutzes, doch nicht ohne Beklommenheit auf den ſandigen Kampfplatz hinzublicken. Ahnt er ſeines Lebens wichtigſten Moment? Schmal iſt die Stelle Gegenwart, und hohe Jahre bringen ſchwankende Bewegung. Wie die Zukunft hienieden nur noch ein kurzer, matter Schritt iſt, thut er nicht am klügſten, ſich die Vergangenheit zu retten?'

An Glaßbrenner: „Leipzig, den 8. Juli 1841. Wie man mich immer als „Mimen" lobt, damit man den Seydelmann deſto tiefer hinabtreten dürfte! „Glaubſt Du, dieſer Adler ſei Dir geſchenkt?" Nichts umſonſt auf dieſem jüdiſchen Marktplatze: Welt! — Sagen Sie mir's doch auch, Glaßbrenner („Freund" darf ich Sie in dieſer Verbindung wohl nicht nennen —?) Sagen Sie mir's doch, daß ich „ſchlecht, grundſchlecht ſei. So rund um, liebevoll über mich aufgeklärt, wird es doch endlich Tag in mir werden. Dann bin ich, wie Richard „ich ſelbſt allein!" aber — kein König. Wenn ich König wäre — o Gott!!

Um 3 Uhr fahre ich nach Dresden und will dort ſchnurſtracks in's neue Theater gehen. Freitag Nachmittag gedenke ich hieher zurück zu fahren, um endlich einmal den im „Fauſt" zu ſehen, den ich immer nur darin geſpielt habe. Dazu: Döring. Ich werde Ihnen dann ſchreiben, was ich gewonnen habe. Gewinnen werd' ich jedenfalls, ſollt' ich auch verlieren. Wenn ich früherem Eindrucke in Beziehung auf meinen „Doppelgänger" nicht zu treu bin, iſt Dörings Natur, ganze Art und Weiſe eine ächt theatraliſche. Döring iſt weit amüſanter. Ich könnte es in gleichem Grade ſein, da ich mich im Beſitze von allen Mitteln dazu fühle; allein — mir fehlt dazu der

Digitized by Google

Muth! — — Mein Muth hüllt ſich gern in ernſtes, tiefes Schwarz; der Muth meines Rivalen ſteckt in bunterem Kleide. Und zwei ſo durch und durch verſchiedene Menſchen koppelt man zu armſeligen Vergleichen an einander. Uns trennt mehr als die Deichſel."

„Fanny Elsler," ſchreibt S. in einem Briefe aus Berlin, „eine ächt öſterreichiſche Künſtlerin, ein Liebling des greiſen Metternich, der ſich auf beruhigende Naturen verſteht, tanzt in unſre politiſchen, philoſophiſchen, äſthetiſchen und ſtrengwiſſenſchaftlichen Kreiſe ſo ſchalkhaft-kühn hinein, daß ſich ihr die Fäden aller der Geſpinſte wie zum Schleier weben, unter dem ſie drollig-lockendes Verſtecken ſpielt. Nicht weniger als dreimalhunderttauſend Leute ſuchen ſie. Doch ob ſie Jemand haſcht, dem ſie zugleich den Schleier überläßt —? Ich möchte es nicht wiſſen, weil ich nicht gern neidiſch bin."

Wir ſchließen dieſe Mittheilungen mit einem Briefe, den Seydelmann am 5. Januar 1843, zwei Monate vor ſeinem Tode, an Glaßbrenner ſchrieb: „Ich bin gewiß ſchon halb todt, denn ich erhalte Liebeszeichen und Beweiſe von „aufrichtigſter Achtung" von Perſonen, die mich bisher nichts Aehnliches erwarten ließen. Auch höre ich, man ſpräche gut von mir. So machen Sie ſich denn gefaßt zu leſen: Seydelmann iſt todt. Nur den Jago möcht' ich noch ſpielen! Spiegle ich ihn ab, wie er in mir lebt, ſo werd' ich noch einmal von Nutzen ſein, ſo nützlich wenigſtens, als ein Bericht in der Berliner Spitzbubenzeitung. Woher nur mein immer wacher Appetit, die Nachtſeite unſerer lieben Natur an's Licht zu führen! Können Sie mir das zum Abſchied ſagen? Bitte, thun Sie es! Ich habe während meines (unjubilirten) 25jährigen „Lebens in dem Bilde des Lebens" große Worte großer Männer, die ich geſpielt, mit ſtolzerfüllter Seele nachgeſprochen; ich liebte mich und alle Welt, wenn ich den Ausbund aller Liebenswürdigkeit und Menſchenweisheit, Leſſings jugendlichen Nathan in mir aufnahm; ich war grundehrlich mit dem Ehrlichen, Narr mit dem Narren; ich lachte mit dem Luſtigen und war verliebt in jedes Alter und in alle Farben: aber nur, wenn es der Sünde galt, der offenen und verkappten, fühlte ich jede Kraft des Lebens in mir wach; mein ganzes Weſen ſtellte ſich zum künſtleriſchen, bitterſüßen Kampfe mit der lieben Welt. Der Gleißnerei das ſchlau verſteckte Innere herauszudrehen; dem Tölpel in's Gehirn zu leuchten, daß er Andre und ſich erkenne; den Star-

ein Mann, Namens Jonathan, und sprach zu ihm: Komm herüber
zu uns, und hilf uns, daß wir nicht umkommen; denn wir haben
Gott gesucht, seitdem wir hier sind, und haben Ruhe gefunden
an allen Enden. Und sie sprachen zu ihm: Was sollen wir dir
thun, daß das Meer uns lasse? denn es ward immer ungestümer.
Er sprach zu ihnen: Nehmet mich und werfet mich ins Meer,
so wird das Meer euch lassen; denn ich weiß, daß um meinet-
willen dieses große Ungewitter über euch kommt. Und sie
ruderten mit Macht, daß sie wieder zu Lande kämen; aber sie
mochten nicht, denn das Meer ging ungestümer wider sie.

Tagebuch.

I.

Bunte Belletriſtik.

Ein artiger Haufe ſchöngeiſtiger Literatur, durch den wir uns nicht ohne Mühe durchgeleſen haben, liegt vor uns, ohne daß der Raum dieſes Blattes uns mehr als einige ſkizzirte Bemerkungen erlaubt.

Der Kreuzweg. Eine Novelle von Ludwig Heiberg. Frei aus dem Däniſchen überſetzt. — Ludwig Heiberg wird neben Anderſen unter den beſten Dichtern der däniſchen Gegenwart genannt. Allein die vorliegende Erzählung — eine Novelle iſt's nicht — legt für den Poeten kein günſtig Zeugniß ab. Sie enthält wohl viel pſychologiſches Werk, aber kein echt poetiſches Element, bewegt ſich dabei im kleinbürgerlichen Leben und Styl, erinnert auch auffällig an die Art der ſchwediſchen Frederike Bremer. Außerdem iſt, trotz der freien Ueberſetzung, keine gute deutſche Satzfügung zu Stande gekommen.

Neue Märchen, (Zweite Auflage) und Bilderbuch ohne Bilder, (dritte Auflage) von L. H. Anderſen. Aus dem Däniſchen übertragen von Johann Reuſcher. Zwei ſehr dünne Heftchen voll von friſcheſter und wohlthuendſter Poeſie, dabei eine vortreffliche Sprache und der Beweis für die Anerkenntniß des Publikums in einer zweiten und dritten Auflage. Warum alſo noch ein kritiſches Urtheil?

Der „Ueberſetzungbibliothek der modernen polniſchen Literatur" erſter und zweiter Band enthalten zwei Romane des Grafen von Starbek. Der erſte nennt ſich humoriſtiſch und gibt Leben und Schickſale des Felix Fürſten Dodsſinsky von Dodoſcha. Sein Ueberſetzer ſagt, wir thäten Unrecht daran, die „namentlich die der Gegenwart in ſo hoffnungsvoller Blüthe ſtehende Literatur unſerer polniſchen Nachbarn" vom klaſſiſchen Boden zu verdrängen und ſie in „die Rauhheit eines ſibiriſchen Klima's zurückzuweiſen." Thun wir's wirklich, ſo iſt's vielleicht eben jener, wenn nicht ſibiriſche doch öſtliche Wind, wie er uns aus dem als naturgemäß angenommenen Regiment der Leibeigenſchaft und der Stockſchläge,

aus all' diesen unvermittelten Gesellschaftselementen, aus dieser äußerlichen Ueberfeinerung bei innerlich tiefster Rohheit anweht, welcher für die Schönheit dieser Blüthe, wenigstens soweit sie sich im Vorliegenden offenbart, keine Empfänglichkeit erwachsen läßt. Vom zweiten Roman, dem Starost und sein Nachbar, sagt der Uebersetzer: „hoffentlich wird keiner, dessen Geschmack noch nicht verdorben, verkrüppelt ist, das Werkchen ganz unbefriedigt aus der Hand legen." Mein Geschmack muß verkrüppelt und verdorben sein.

Fregatte Nadjeschda. Ein Seeroman von Alexander Merlinsky. Uebersetzt von Philipp Löbenstein. Dies Buch kommt gleichfalls von Osten und doch ist's, als käme es von Süden, so warm und reich und voll rollt sich sein Leben vor dem Leser auf. Besonders bilden die naturschildernden Scenen des Romanes schönste Episoden; darin beruht wohl Marlinsky's unbestrittenste Meisterschaft. Die Uebersetzung ist außerordentlich glatt, nur selten etwas flüchtig im Satzbau.

Hugo, Novelle von der Verf. des Schlosses Goczyn, umfaßt den dritten und vierten Band der „Skizzen aus der vornehmen Welt." — Es ist wirklich schade, daß Fräulein von Döringsfeld nicht bei dieser Erzählung, sondern beim „Graf Chala" ihren Namen offenbarte. Ich halte diese Novelle nächst „Magdalene" für ihre beste Production, wenn nämlich der Idee mehr, als der Form nachgefragt wird, ja sie berührt den Leser in so fern ästhetisch selbst wohlthuender als jene, weil sie für die gelöste Aufgabe nicht so halsbrecherischer Natur wie dort ist. Nur bin ich mit dem Titel nicht einverstanden. Hugo ist eine passive, Lea dagegen die active Hauptperson. Lea erscheint dabei als eine der lieblichsten Zeichnungen, welche Fr. v. Döringsfeld noch geliefert hat. Sie ist die Personification der Wahrheit in dem Lügenwirrniß der Gesellschaft in beinah herb mädchenhafter und doch fort und fort liebenswürdiger Gestalt. Die Nebenfiguren, Hugo's Mutter ausgenommen, sind dagegen nur flüchtig angedeutet, ja manche erscheinen vernachlässigt. Dies geschieht dieser Verfasserin häufig und lieferte sie nicht eben „Skizzen," so mußte die Kritik tadelnd darauf hinweisen. Allein in der Skizze ist damit der Vortheil einer knappen Zusammengruppirung der Personen und einer Concentrirung des Handlungsganges erreicht, wie unter andern Umständen kaum möglich wäre. Auffällig erscheint dagegen, daß Ida von Döringsfeld in dieser Erzählung, sobald sie von der Dienerschaft spricht, beinah in den Hahn-Hahn'schen vornehmthuigen Ton verfällt, welcher in seinem Roturierjargon die Kammermädchen nur als „Geschöpfe" anerkennt und den Bedienten nur „Fäuste," keine Hände zugesteht. Außer dem Zuvielschreiben hat Fräulein v. D. nichts so sehr zu fürchten, als die Annahme dieser gemacht-vornehmen Manier.

Der belgische Graf. Von Heinrich Laube. Gewisser-

Digitized by Google

maßen ein jüngerer Bruder des Romans „Gräfin Chateaubriand.“ Dieſer umfaßte die Periode der höchſten Blüthe der franzöſiſchen Seigneurie, während der belgiſche Graf unter der Regentſchaft, in der Zeit Law's ſpielt., und dicht vor dem Ausruf der zerrütteten Seigneurie: Après nous le déluge! unter dem Henkerbeil endet. — Ein Theil des Leſepublikums kennt die Novelle bereits aus der Zeitung für die elegante Welt; allein die dort nöthige Zerſtückelung ließ keinen vollen Eindruck derſelben gedeihen. In ein Buch zuſammengefaßt gewinnt ſie dagegen eine vollkommen andere Geſtalt, erſcheint viel geſchloſſener und eilt in beinah dramatiſch raſchem Fortſchritt der Handlung bis zum Schluſſe vorwärts. Als Fortſchritt Laube's erachte ich ſie nicht, aber als eine glückliche Folge ſehr ſpezieller hiſtoriſcher Studien der Epoche ihrer Handlung.

Muntere Lebensbilder von C. Spindler, der Geſammtwerke 6. und 7. Band, enthaltend „die Erben des ſteinernen Gaſtes,“ bildet eine Art von Boa constrictor, nur in weniger engen Gliedern als dieſe verbunden. Wie immer, iſt C. Spindler auch in den vorliegenden kleinen Erzählungen, von denen „Geſchichte des Diurniſten Felix Fortuna“ und „der Mann mit dem Geſicht“ beſonders vorzuheben ſind, fort und fort anregend und intereſſant. Trotzdem drängt ſich auch fort und fort der Gedanke auf, das Komiſche ſei durchaus nicht ſein eigentliches Fach.

Der Prophet von Florenz. Wahrheit und Dichtung von Johannes Scherr. Drei Bände. — Dieſer florentiniſche Prophet iſt Savonarola und das vorliegende Buch wahrſcheinlich ein werdender hiſtoriſcher Roman, wo jedoch vor der Hand die hiſtoriſchen Materialien und das romantiſche Beiwerk noch in jedem einzelnen Abſchnitt ſo geſchieden neben einander liegen, daß man beide geſondert nebeneinander leſen kann, ungefähr wie die Geſchichte des Vater Murr und deren eingelegte Löſchblätter. Es fehlt das Geſchick der Verſchmelzung und Ineinanderarbeitung. Savonarola iſt auch eigentlich keine Romanaufgabe; es liegt dafür zu wenig äußere Bewegung in ſeiner Geſchichte. Und weil dies der Fall, iſt im vorliegenden Buch der im Titel genannte Held viel zu wenig eigentliche Hauptperſon geworden, während durch eine Maſſe von hiſtoriſchem und unhiſtoriſchem Beiwerk das Intereſſe des Leſers munter zu erhalten verſucht wird. Am unerquicklichſten ſind die komiſchen Partien und Figuren. Der forcirte Humor des Phlips macht eine zuſammenhängende Lectüre des Buchs geradezu unmöglich. Um dieſe Figur komiſch zu zeichnen, ſammelte der Verfaſſer die Flüche aller europäiſchen Sprachen und denkt dadurch eine zwerchfellerſchütternde Wirkung zu erzielen. Dabei iſt die Sprache des Ganzen im Satzbau unſchön, im Ausdruck häufig mit Provinzialismen gemiſcht und dadurch unedel, z. B. „vernordelt“ ein Deutſcher Toskana's Sprache, Phlips iſt „beſpitzt“ u. ſ. w. Letzteres wundert

Digitized by Google

uns um so mehr, als Herr Scherr sonst eine sehr geübte Feder besitzt und in seinen Poeten der Jetztzeit ein kritisches anmuthiges Darstellungstalent bethätigt hat. — A. —

II.

Aus Prag.

Eisenbahnfestlichkeiten. — Reiche und Arme. — Stadthauptmann Graf Denym. — Ball. — Fischerstechen. — Eisenbahnunfälle. — Spannung zwischen der Hofkanzlei und dem böhmischen Landesgubernium. — Die böhmische Judensteuer.

Die Eisenbahnfestlichkeiten sind vorüber, und nun können wir armen Prager doch wieder freier athmen; es gab hier ein solches Gedränge und Gewirre, daß man gar nicht zu sich selbst kommen konnte und vor lauter Bäumen den Wald nicht sah. — Ich ließ, bevor ich meinen Bericht in die Welt schickte, die langen Akte des großen Schauspiels zu Ende spielen, um den Erfolg abzuwarten. — Was sahen wir Alles? — Menschen durchzogen die Straßen und suchten nach Festlichkeiten. Einer sah den Andern an, als wollte er von ihm erfahren, was und wo es Neues gibt. — So jagte Jeder zwecklos durch die Straßen und gaffte die Fähnlein an, die von den Thürmen wehten. Der lang ersehnte Train langte endlich an, und die neugierigen Proletarier waren mit ihrer Aufgabe, zu sehen und die 101 Schüsse zu hören, zu Ende. Dagegen aber fing jetzt erst das Fest der Bureaukratie an, die eine glänzende Tafel erwartete, während die armen Leute mit leerem Magen das Spiel mit ansehen mußten, und ihnen nur das geboten wurde, was nichts kostet; daß doch bei solchen Anlässen die großen Herren nur an sich denken und die Armen vergessen! Einige Anzeichen ließen befürchten, daß es zu Ruhestörungen kommen werde, aber man dankt es der Umsicht des neuen Stadthauptmanns, des Grafen Denym, daß Alles in bester Ruhe ablief. Die Proclamationen und Affichen waren in dem bescheidendsten bürgerfreundlichsten Tone abgefaßt, man sah sehr wenig Polizeidiener, und das Vertrauen, das man in die Neugierigen setzte, haben diese gerechtfertigt. Unter den Festlichkeiten selbst trug der Ball des Handels und Fabrikstandes den Sieg davon. Die großen Säle des kaiserlichen Schlosses mit solenner Beleuchtung nahmen eine Auswahl von 1600 blühender Mädchen und Frauen und eine größere Anzahl von Männern auf, die man aus allen Ständen da antraf. — Mehrere Gesandte fremder Mächte schlossen sich an die Erzherzöge an, die bei dem Feste zugegen waren. Es herrschte ein guter und freundlicher Ton da. Auf diesem Ball war auch der Fürst Erzbischof zugegen, und jüdische Kaufleute und Fabrikanten figurirten dabei auch als Ausschüsse. Unter den übrigen Festlichkeiten machte das Fischerstechen Fiasco. — Einige Kähne fuhren nach einem Ziele um die Wette und zur größeren Belustigung des Publikums wurden Enten und sonsti-

Digitized by Google

ges Geflügel in's Waſſer geworfen. — Das ſollte das ausgewählte Publikum beluſtigen. Ein Herr Lanna gab es zum Beſten, wozu er ſich verpflichtet glaubte, weil ihm die Auszeichnung zu Theil wurde, nebſt den bisher begünſtigten Gebrüdern Klein, einen Eiſenbahnbau zu erhalten. Etwas für Etwas!*)

Die erſten Fahrten der Trains haben mancherlei Unfälle erlitten. Eine Locomotive liegt bei Auwal in Trümmern, und einem Zufall dankt man es, daß nicht der ganze Train verunglückte. Bei Prerau wurde gleichfalls eine Locomotive beſchädigt, und anſtatt daß die Züge Abends hier ankommen ſollten, langten ſie hierher erſt den nächſten Tag früh an. Die Urſachen liegen, wie die Conducteure behaupten, in der Anlage der Bahn; nicht in der planmäßig projectirten, ſondern in der wirklich ausgeführten, indem die Bahn ſo viele Radien hat, daß ſich ein langer Zug nicht ſchnell genug bewegen kann. — Der Weg kann wenigſtens jetzt noch nicht in der projectirten kurzen Zeit zurückgelegt werden. Die Pächter haben zur Koſtenerleichterung anſtatt großer Durchſtiche die Bahn auf Umwege geführt. Noch immer iſt man ängſtlich wegen der neu eingewölbten Schanzendurchfahrten, die abermals Sprünge bekommen. Als bei deren früherem Einſturze mehrere Menſchen im Schutte begraben wurden und todt blieben, ſo wollte die Behörde dies weder geſehen noch erfahren haben, und in der Zeitung las man den nächſten Tag, daß mehrere leicht beſchädigt, aber Niemand davon geſtorben ſei. — Vor einiger Zeit beſchäftigte eine wichtige Angelegenheit, nämlich die böhmiſche Judenſteuer, das böhmiſche Gremium. Bekanntlich ſtrebt man ſchon lange darnach, der Judenſteuer, die ein ſo ſchiefes Licht auf die Staatsverwaltung wirft, eine andere Faſſung zu geben, da es doch nicht denkbar iſt, daß man 10 Procent vom effectiven Vermögen Steuer zahlen kann. Es iſt daher von dem betreffenden Referenten ein neues Project zur Sprache gebracht und ſo unzeitig und ſo unpraktiſch es auch iſt, von dem Gremium angenommen und bei der Hofkanzlei bevorwortet worden, wo es aber ſeiner Unpraktibilität wegen wohl gleich andern unreifen Plänen durchfallen wird. Es ſoll dieſem Plane gemäß jeder Jude ſeinen effectiven Vermögensſtand in offenen, ungeſiegelten Schreiben bei den Magiſtratsbehörden genau angeben. Jedem ſoll demnach das Vermögen des jüdiſchen Kaufmanns bekannt gegeben werden. Jede Cammeral-Wache, die den Vermögensſtand in Zweifel zieht, ſoll das Recht haben, den Juden zu überfallen und wenn ſich mehr Vermögen findet als angegeben iſt, ſo ſoll dieſes dem Denuncianten zufallen. Dagegen ſoll aber die Steuer anſtatt in 10 Procent blos in 1¼ Procent beſtehen, und ſomit ein Kaufmann, der Doctor u. ſ. w. von dem geſetzlichen Intereſſengenuſſe per 5 — 1¼ Procent dem Staate abge-

*) Auf der vorigen Seite leſe Deym ſtatt Denym.

ben. Wer 1000 Fl. C.-M. hat, zahlt 16 Fl. 40 Kr. C.-M., von Fl. 10,000 — Fl. 166 40 Kr., von Fl. 100,000 Fl. 1666 C.-M. u. ſ. w. Die Folgen, die aus einer ſolchen Einleitung hervorgingen, wären unberechenbar. Der Jude bliebe fortwährenden Denunciationen ausgeſetzt. Die Kinder wüßten den Vermögensſtand der Väter und der Unmoralität würde Vorſchub geleiſtet. Der Kaufmann, der ſich nur durch Credit forthilft, würde untergehen. Sonderbar, daß ſo kindiſche Pläne den Beifall alter Räthe finden.

III.

Aus Wien.

Graf Czernin, Schreivogel und Deinhardſtein. — Gutzkow's Wiener Eindrücke.

In der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung laſen wir vor einigen Wochen einen Nekrolog des unlängſt verſtorbenen Oberſtkämmerers Grafen Czernin, der jedenfalls aus einer mit den innigeren Lebensbezügen des Geſchiedenen wohl vertrauten Feder gefloſſen iſt, aber wie die meiſten Arbeiten dieſer Gattung an dem Fehler optimiſtiſcher Auffaſſung kränkelt. Wir verlangen nicht, daß derjenige, welcher ſich der Aufgabe unterzieht, den Berichterſtatter über den Lebenslauf eines hochgeſtellten Mannes für ein öffentliches Blatt zu machen, alle einzelnen Handlungen deſſelben auf die Goldwage moraliſcher Prüfung lege und bereits an dem friſchen Grabeshügel die Rolle der unerbittlichen Nachwelt übernehme. Dazu iſt in dem Augenblicke, wo ſolche biographiſche Ueberſichten gebräuchlich ſind, die rechte Zeit kaum gekommen, noch beſitzen die, welche mit der Abfaſſung ſolcher Journalartikel in der Regel betraut werden, weder Luſt noch Beruf, ihren Mann im Lichte einer hiſtoriſchen Auffaſſungsweiſe zu betrachten und darzuſtellen.

Aber dennoch ſollte in dieſem Falle das ſchöne Wort Voltaire's nicht vergeſſen werden, daß man den Lebenden Schonung, den Todten aber Gerechtigkeit ſchuldig ſei. Der Leſer hat das Recht, von derlei biographiſchen Denkſteinen zu verlangen, daß ſie ihm ein ſkizzirtes Charakterbild von der geiſtigen Individualität des Geſchilderten in klaren Umriſſen vor's Auge bringe und nicht in den Fehler der chineſiſchen Malerei verfalle, deren Pinſel blos Lichter aufträgt, ohne die nöthigen Schattenpartien anzubringen.

In dem erwähnten biographiſchen Artikel wird es dem verſtorbenen Grafen als hohes Verdienſt ausgelegt, den vortrefflichen Dramaturgen Schreivogel als Vicedirector an die Spitze des Hofburgtheaters geſtellt zu haben und ich bin der Erſte, der dieſen Lobſpruch anerkennt, denn wer die ſegensreiche Wirkſamkeit dieſes wackern Mannes aus eigener Anſchauung gekannt und nun Zeuge ſein mußte von der Wirthſchaft ſeiner Nachfolger, der wird nicht Worte genug finden, um die Energie und Kenntnißfülle eines Bühnenleiters zu preiſen, der allen

Digitized by Google

übrigen als Muſter hingeſtellt zu werden verdient. Doch eben deshalb hätten wir auch an demſelben Orte gern die Urſachen gefunden, warum der Graf in der Folgezeit dieſen unbeſcholtenen und unerſetzbaren Dramaturgen von der Stelle wieder entfernt hat, für welche Schreivogel geſchaffen war und für welche ſich ohne Widerrede kein Würdigerer auffinden ließ. Was hätte es dem trefflichen Rufe des Geſtorbenen wohl ſchaden können, wenn neben dem Verdienſt, das er ſich durch die Berufung Schreivogel's um das Hofburgtheater erworben, auch des Umſtandes erwähnt worden wäre, wie der Graf im vorgerückten Alter und von Schmeichlern irregeleitet, die barſche Redlichkeit und das gerade Weſen Schreivogel's nicht mehr leiden wollte, und den verdienſtvollen Mann nach einer ausgezeichneten Laufbahn durch eine hinter ſeinem Rücken geſponnene Intrigue von dem Platze verdrängte, die ihm von Rechtswegen gebührte? Man würde höchſtens ſagen, der Graf ſei derſelben Schwäche unterworfen geweſen, welcher gar Viele unterworfen ſind, die in den höhern Regionen leben, nämlich der Schwäche, keinen ausgeſprochenen Charakter, keine feſte, in ſich abgeſchloſſene Perſönlichkeit in ihrer Nähe dulden zu können, ſondern Leute von geſchmeidigen Manieren und eingehender Natur vorzuziehen.

Graf Czernin hat durch die Penſionirung Schreivogel's dem Kunſtinſtitut ebenſo geſchadet, als er ihm durch deſſen frühere Berufung genützt hatte. Dabei darf man nicht außer Acht laſſen, daß es nicht etwa dienſtliche Rückſichten, ſondern einzig perſönliche Motive geweſen, welche die Entfernung Schreivogel's veranlaßten. Letzterer beſaß in keiner Art die weltmänniſche Klugheit, wodurch ſich Andere in ähnlichen Verhältniſſen zu retten wiſſen, indem ſie im unmittelbaren perſönlichen Verkehr mit ihren Obern ihre Anſprüche gänzlich fallen laſſen und einen Ton erkünſtelter Beſcheidenheit anſchlagen, der jene für den öffentlichen Beifall entſchädigen muß, welcher dem Untergebenen geſpendet wird. Schreivogel verſchmähte derlei Hofkünſte und lebte zu ſehr den Intereſſen der Anſtalt, um perſönlichen Beziehungen ſo große Wichtigkeit beizulegen. Bald ſollte er indeß die Folgen ſeines männlichen und geradſinnigen Benehmens fühlen.

Deinhardſtein gehörte damals zu dem Cirkel, der ſich im Hauſe des für artiſtiſche und literariſche Dinge ſtets betheiligten Grafen verſammelte. Er war Profeſſor der Aeſthetik an der Thereſienakademie und ſowohl die gedrückte Stellung eines pädagogiſchen Berufs, als auch die geringe Beſoldung von 700 Gulden, welche mit derſelben verknüpft, wollten dem aufſtrebenden Ehrgeiz des jugendlichen Dramatikers genügen, den ſeine bühnlichen Erfolge und ſein gewandtes Weſen unterſtützten. Graf Czernin warf ſein Auge auf den jungen Dichter und beſtimmte ihn im Stillen als Schreivogels Nachfolger. Es war an einem Sommerabend, wo der Graf dem Profeſſor im vertraulichen Geſpräch ſeine Pläne mittheilte, welche dem Letzteren ebenſo überra-

Digitized by Google

schend als erfreulich sein mochten. Vorderhand durfte indeß Schreivogel von dem Ganzen nichts ahnen und das Geheimniß wurde in der That so gut bewahrt, daß außer Deinhardstein kein Mensch davon etwas erfuhr; ein Wort hätte hier Alles vereiteln können, denn Schreivogels Wirksamkeit war untadelhaft und das Institut befand sich in einem befriedigenden Zustande. Zu größerer Sicherheit ward noch überdies der Zeitpunkt abgewartet, als sich der Kaiser in Mailand befand und die ämtlichen Mittheilungen wurden zum Behuf sicherer Geheimhaltung gar nicht mit den anderen Schriften durch die Post nach Italien befördert, sondern bei schicklicher Gelegenheit alle die Pensionirung Schreivogels betreffende Aktenstücke einem dahin abgehenden Cabinetscourier mitgetheilt, weshalb selbst die Beamten des Oberkämmereramtes von der gesammten Verhandlung keine Sylbe wußten. Schreivogel hatte eben für den kommenden Tag eine Gesellschaft literarischer und artistischer Freunde zu Tisch gebeten, als er das Decret empfing, welches ihn in den nicht verlangten Ruhestand versetzte. Als die Geladenen um die bestimmte Zeit in Schreivogels Wohnung erschienen, worunter sich auch die Hofschauspielerin Peche befand, eröffnete ihnen der Bediente, daß sein Herr unwohl sei. Der Grund seines Unwohlseins blieb nun auch nicht länger ein Geheimniß, und alle, welche dem Trefflichen im Leben näher gestanden, hegen keinen Zweifel, daß dieser unerwartete Schlag ihn getödtet habe, denn für einen Mann, wie Schreivogel, war solche Ruhe zugleich die Ruhe des Grabes.

P. S. Gutzkow's gesammelte Schriften dritter Band, der vor einigen Tagen hier angelangt ist, hat Viele in Erstaunen gesetzt, durch den Artikel: Wiener Eindrücke, den er enthält. Wir haben wohl gedacht, daß Gutzkow seinen Wiener Aufenthalt literarisch ausbeuten werde, daß aber dies so rasch geschehen werde, hat man nicht erwartet. Andererseits konnte man annehmen, daß, wenn dieser geistreiche Publicist sich einmal über Oesterreich ausspricht, dies in einem größern Umfange, als in 65 Seiten, die jetzt vor uns liegen, geschehen werde. Dem sei, wie es wolle, der kleine Aufsatz ist pikant und es verdient namentlich Anerkennung, daß Gutzkow die Kleinen schont und seine ganze Polemik gegen die Großen, gegen das System richtet. Nach diesem Aufsatze läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß das Gerücht, Gutzkow strebe nach der Stelle eines Dramaturgen an dem hiesigen Hoftheater, ein gänzlich unbegründetes gewesen ist. Wer so über den Fürsten Staatskanzler spricht, der hat alle derartigen Hoffnungen aufgegeben, oder richtiger gesagt, er hat wahrscheinlich nie welche gehegt.

IV.

Aus Leipzig.

Wir sahen gestern Abend als ersten dramatischen Versuch eines jungen Leipziger Poeten, das fünfaktige Trauerspiel Agnes Bernauer

Digitized by Google

von Adolf Böttger über die Bühne gehen. Herr Böttger iſt kein Neuling in der Literatur. Seine Ueberſetzung des Byron hat ſeinen Namen bei allen Freunden des großen brittiſchen Dichters bekannt gemacht. Es iſt faſt nur eine Stimme darüber, daß die Böttger'ſche Ueberſetzung des Childe Harald, des Don Juan nicht nur die gelungenſte iſt, die wir von dieſen Dichtungen bisher beſitzen, ſondern ſich den ausgezeichneteſten Ueberſetzungen fremder Claſſiker, mit welchen der Fleiß und das tiefe Verſtändniß eines Voß, Gries, Schlegel, Tieck ꝛc. unſere Literatur bereicherten, ſich anreiht. Mit einem um ſo günſtigern Vorurtheil gingen wir geſtern in's Schauſpielhaus. Wer ſich ſo in den wild romantiſchen Geiſt Byrons hineingelebt hat, wer ſo Herr des Verſes und des Reims iſt, von dem war mehr als Mittelmäßiges zu erwarten. Unſer Drama aber bedarf nöthiger als je, daß etwas Byron'ſche Urpoeſie ihm in die Adern fahre, die Wiener Jambenromantik riecht doch gar zu ſtark nach dem Toilettentiſch und die Stücke einiger norddeutſchen Dramatiker machen das Prinzip des Geiſtreichen allzuſehr auf Koſten des poetiſchen Prinzips geltend. Der Stoff, den Böttger gewählt, war allerdings weder ein neuer, noch ein beſonders glücklicher. Schon in den letzten 25 Jahren des vorigen Jahrhunderts kam eine Agnes Bernaurin auf der Leipziger Bühne zur Aufführung, und ſeit dieſer Zeit, wie oft wurde das Thema behandelt, ohne daß es Einem gelungen wäre, einen dauernden Succeß auf dem Repertoir damit zu erringen. Herrn Adolf Böttger wird und kann es leider nicht beſſer ergehen. Wir müſſen vor Allem vorausſchicken, daß der geſtrige Succeß ein äußerlich ſehr glücklicher war. Das Haus war gefüllt und eine Elite des Leipziger Publikums und der Literatur klatſchte dem Dichter Beifall zu, einige Darſteller wurden nach dem zweiten und nach dem vierten Akte gerufen und der Dichter ſelbſt am Schluſſe ſtürmiſch hervorgefordert. Allein die Kritik muß die Sache von der Perſon zu trennen wiſſen, und das Intereſſe und den Werth des Werks nicht mit dem Wohlwollen, welches das Publikum einem jungen, beſcheidenen und in einer andern Branche verdienſtvollen Landsmanne bezeugt, in eine Wagſchale werfen. Das Publikum ehrt ſeine Aufmunterung, die Kritik ehrt ihre Wahrheitsliebe. Dem Böttger'ſchen Trauerſpiele fehlt es an drei Dingen, ohne die wir uns kein poetiſches Drama denken können, es fehlt ihm an einer Grundidee, es fehlt ihm an Neuheit der Erfindung, es fehlt ihm an Individualität der Charaktere. Was die Erfindung betrifft, ſo hat er ſich's ſehr bequem gemacht: Er iſt den Weg Aller ſeiner Vorgänger gegangen. Albrecht, der Sohn und Erbe des Herzogs Ernſt von Baiern, vermählt ſich heimlich mit der ſchönen Bäckerstochter Agnes. Der Kanzler des Reichs, ein Haupt- und Generalböſewicht, belauſcht die ſtille Vermählung in Augsburg. Er haßt den

jungen Herzog, weil dieser ihn einst in einem Turnier besiegt und wie er nun im Gebüsche die Liebkosungen des jungen Paares betrachtet, so findet er, es sei

. . . ein verteufelt hübsches Ding!
Wünscht selber, daß sie mir im Arme hing —
Verliebt im Blick, geschmeidig wie ein Reh,
Und blendend rein wie frisch gefallener Schnee,
Ganz für mich passend. —

Dieses „ganz für mich passend" ist ein Hauptmotiv, weshalb dieser Staatsmann dann Dinge unternimmt, die der gewöhnlichste Abruzzenbandit schlauer und mit mehr Menschlichkeit unternehmen würde. Auf einem Turnier, wo die gesammte Ritterschaft sich weigert, dem jungen Herzog die Schranken zu öffnen, weil er mit einer Dirne lebe, erklärt dieser seinem Vater, Agnes sei sein angetrautes eheliches Weib. Der lüsterne und haßerfüllte Kanzler begibt sich hierauf in die Burg Straubing, wohin sich Albrecht mit seiner Frau zurückgezogen hat; er hat vom Herzog Ernst den Auftrag, Agnes in ein Kloster bringen zu lassen. Aber er spiegelt beiden vor, der Herzog habe verziehen. Zu gleicher Zeit weiß er einen falschen Brief in die Hände Albrechts zu spielen, worin diesem gemeldet wird, in München sei Rebellion ausgebrochen und seine Gegenwart wird als nothwendig gefordert. Albrecht nimmt Abschied von seiner Frau und eilt nach München. Aber kaum hat er das Schloß verlassen, so erscheint der Kanzler, macht Agnes die plumpesten Wollustanträge und als sie sich weigert, dringen Bewaffnete ein und schleppen sie fort. Im vierten Akt ist Agnes auf einem Strohlager im Kerker, der Kanzler kommt noch ein Mal mit seinen Anträgen und als sie ihm ihren Abscheu wiederholt ausdrückt, läßt er sie in die Donau werfen. Ein alter, treuer Diener Albrechts, der sich in's Gefängniß zu seiner Herrin zu schleichen wußte, muß vom Fenster aus den Todeskampf der Agnes zusehen, und der Kanzler weidet sich mit Tigerfreuden an dem doppelten Anblick.

Nun ist eigentlich die Geschichte zu Ende, denn was im folgenden Akte vorgeht ist nur so ein Nachspiel. Albrecht zieht mit der ihm treu gebliebenen Ritterschaft in offener Empörung gegen seinen Vater, läßt sengen und brennen, bis er plötzlich erfährt, der Herzog habe keinen Befehl zum Morde seiner Frau gegeben, sondern alles sei ein Werk des Privathasses oder der Privatliebe des Kanzlers, dieser wird eingefangen und der Rache des Volkes überliefert, das ihn hinter der Scene erwürgt. Der alte Herzog ist indessen seinem Sohne entgegengezogen:

Nicht ich, mein Sohn, des Schicksals dunkle Macht
Brach deine Ruhe — rechte mit den Sternen.
Ich ehre sie — sie werd' in voller Pracht
Als Baierns hohe Herzogin bestattet,
Auf ihrer Gruft heb' sich ein Bild von Stein

Digitized by Google

Von grünen Friedenszweigen überſchattet
Und Prieſter ſollen ihr Gebete weihn.

. . . . . .

Doch das erlaucht'ſte Denkmal ihrer Schmerzen,
Es leb' in den verſöhnten Herzen.

Albrecht ſtürzt in die Arme ſeines Vaters und der Vorhang fällt. Entkleidet man das Stück ſeiner hübſchen klingenden Verſe, ſo bleibt uns weit eher das Gerippe eines Operntextes als ein Trauerſpiel übrig. Wo iſt die Grundidee, die es abſpiegelt, wo iſt der erſchütternde moraliſche Gedanke, der durch daſſelbe geht? Wir haben allerdings die Auswahl: Heirathe kein Bürgermädchen, wenn du ein Herzog biſt, oder auch: heirathe keinen Herzog, wenn du ein Bürgermädel biſt, oder auch: laß kein Weib in's Waſſer werfen, wenn du nicht erwürgt werden willſt u. ſ. w. Für welche Idee ſtirbt Agnes? Welche Idee repräſentirt dieſer Albrecht, dieſer Herzog oder gar dieſer Hauptſpitzbube von Kanzler? Letzterer iſt eigentlich der Held des Stückes, aber was für ein Held! Der Dichter hat, um ſeines Succeſſes ſicher zu ſein, dieſen Charakter (?) mit einem doppelten Zwirn genäht; er hat ihn aus Motiven des Haſſes und der Liebe, d. h. der Wolluſt geflochten, aber weil ſich das eine Motiv immer auf das andere verläßt, reißen beide. Solche Böſewichter mit rothen Hoſen ſind ſeit der Zeit der ſeligen Ritterkomödien, Gott ſei Dank, geſchwunden. Man verlangt von einem Intriguanten, daß er wenigſtens Geiſt oder auch nur Schlauheit habe, ſonſt erinnert er zu ſehr an die Neſtroy'ſche Parodie Robert der Teufel, wo „Bertramerl" mit dem Finger ſchnippſt und dabei immer ruft: „Krr! Nur Böſes!" — Es iſt nicht die Aufgabe der Kritik, dem Verfaſſer zu ſagen, wie er es hätte machen müſſen — aber wäre es nicht poetiſcher geweſen, wenn der Dichter ſtatt zu ſolchen abgedroſchenen Haß- und Wollüſtlingsmotiven zu greifen, den Kanzler zum Repräſentanten der Adelskaſte gemacht hätte, die empört über das Eindringen bürgerlichen Blutes iſt und ſein eigenes Leben mit Bewußtſein in die Schanze ſchlägt, um nur die eingebildete Schmach und den Flecken an der Krone ſeines Landes nicht zu erleben. Der Kanzler hätte dann vor den Herzog hintreten können und ſein Haupt ſelbſt dem Schaffot bieten dürfen, weil er die Befehle des Herrn übertreten; er hätte tragiſch enden können für eine falſche Idee, aber doch für eine Idee und als ein Charakter! — Ueber die Oekonomie des Stückes wollen wir mit dem Dichter nicht rechten, obgleich die ganze Turnierſcene, ſo wie die Traumſcene des Herzogs überflüſſig ſind und auch der dritte Akt weit effektvoller ſchließen würde, wenn nach den Worten der Agnes:

Und alles was ich dafür zu geben hab',
Iſt meine Liebe bis in's Grab

der Kanzler mit den Bewaffneten hereinträte und nach den kurzen Worten: „Ergreift ſie!" der Vorhang fiele. Doch derlei Verſtöße ſind dem ungeübten Anfänger recht gern zu verzeihen — da ſie ſchon beim zweiten Stücke ſeltener vorkommen. Herr Böttger aber wird

hoffentlich ein zweites Stück schreiben; er hat, wenn er auch gegen die Aufgabe der Poesie sich hart versündigt hat, doch ein unzweideutiges Talent für die Bühne selbst in diesem verfehlten Stücke kund gegeben und die flüssige Sprache, der gewandte Vers — ist er auch nicht gedankenreich — bleiben doch immer ein gefälliges Gewand für den dramatischen Dichter, an dem Viele zu scheitern pflegen. Die gelungenste Figur im Stücke ist die episodische Gestalt eines jungen weinliebenden Spielmannes, die mit Humor und einer dem Leben abgelauschten Wahrheit gezeichnet ist.

Das Stück war sorgfältig in die Scene gesetzt und wurde auch theilweise sehr gut gespielt, namentlich von Fräulein Unzelmann, die gerufen wurde und den fleißigen Herrn Paulmann mit herausführte. Herr Marr machte aus seinem Kanzler, was man nur aus einer solchen Puppenspielfigur machen kann. Der Souffleur wird hoffentlich bei der zweiten Vorstellung, die auf übermorgen angesagt ist, weniger zu hören sein. J. K.

V.

Notizen.

Die Cölnische Zeitung.

— Rheingraf Dumont-Schauberg, Erbherr der Cölnischen Zeitung (eins der fruchtbarsten Papierlande, das seine Souvrainsrechte auf 9 bis 10,000 Abonnenten erstreckt) hat in seinem Staate einen großen Ministerwechsel vorgenommen. Mit Ausnahme des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, d. h. der Artikel Frankreich und England, welche ein in den Geschäften ergrauter Staatsmann nach wie vor aus den französischen und englischen Blättern leitet, sind die übrigen Portefeuilles in andere Hände übergegangen. Das Ministerium des Innern (der Minister ist zugleich Präsident des Conseils), welches durch das Ausscheiden des Grafen Andree erledigt wurde, ist an den Grafen Brüggemann aus Berlin übergegangen, der Anfangs November die ersten Ordonnanzen unterzeichnen wird. Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten, mit welchem auch das Departement der Literatur und schönen Künste verbunden ist: das Feuilleton, ist in die Hände des Vicomte Levin Schücking übergegangen, der, seit er sich aus seinem Schloß am Meere zurückgezogen hat, auf den Gütern des Baron Cotta in Augsburg lebte, wo er bisweilen Ausflüge und Jagdpartien in die eben so an Hochwild wie an Hasen reichen Gegenden der Allgemeinen Zeitung und ihrer Ergänzungsblättern gemacht hat. Einige Lyriker, die er in letzterer Zeit geschossen, werden den Neugierigen für Geld gezeigt. (Ein Brief, den wir so eben erhalten, nennt nicht Herrn Schücking, sondern Herrn W. H. Riehl als Redacteur des Feuilletons.)

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Gottſched und Gellert.

Charakterluſtſpiel von Heinrich Laube. Zum erſtenmale aufgeführt auf dem Leipziger Stadttheater, am 18. September.

Wir ſind in das Jahr 1762 zurückverſetzt, in jene Schlußepoche des ſiebenjährigen Krieges, deſſen vorletzter Akt die für Preußen ſiegreiche Schlacht bei Freiberg in Sachſen war. In der Univerſitätsſtadt Leipzig hat man noch keine Ahnung von der Wendung dieſer Schlacht. Man denkt vielmehr den Sieg der Reichsarmee ganz nahe, und ein italieniſcher Offizier und Hauptagent gegen Preußen, Graf Bolza, auf deſſen Verfolgung der General Seidlitz es beſonders abgeſehen hat, wagt ſogar einen galanten Ausflug nach Leipzig, um der liebenswürdigen Profeſſorin Gottſched, die er in Dresden kennen lernte, den Hof zu machen. Herr Gottſched ſelbſt, (Johann Chriſtoph Gottſched, Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt, der Logik und Methaphyſik, Decemvir der Univerſität, Senior der Philoſophen-Facultät und des Fürſtencollegiums — ſo nennt ihn der Theaterzettel mit Ausführlichkeit) hat ſo eben die ganze Facultät zuſammenrufen laſſen, um einen Proteſt gegen eine Zumuthung der preußiſchen Regierung einzulegen, die eine Abänderung in den Vorträgen über Geſchichte und Jurisprudenz verlangte. Herr Gottſched ſieht darin einen Angriff auf die Lehrfreiheit, dem die Univerſität entſchieden begegnen müſſe. Alles hat bereits unterſchrieben, nur der außerordentliche Profeſſor der Moral, Gellert, fehlt noch. Da tritt der beſcheidene Mann, der popularſte Dichter im ganzen damaligen Deutſchland ein, der hochfahrende Gottſched kanzelt ihn ob ſeinem langen Ausbleiben mit großer Arroganz ab, der ſchüchterne Gellert wendet ein, daß es wohl jetzt gefährlich und unzweckmäßig ſei eine ſolche Proteſtation zu wagen, aber Gottſched bramarbaſirt und beſtimmt ihn endlich zur Unterſchrift. Noch eine zweite Proteſtation aber ſoll unterſchrieben werden. Eine

gefährliche politiſche Flugſchrift, die eben erſchienen, wird von Preußen verfolgt, es ſoll auf den Verfaſſer gefahndet werden und der Leipziger Univerſität wird zugemuthet, ihn ausfindig zu machen. Der Proteſt dagegen iſt zwar nicht nach Gottſched's Geſchmacke, denn er findet, daß in letzterer Zeit überhaupt viele junge Gelbſchnäbel ohne Stand und Beruf ſich in die Literatur miſchen, um ſo eifriger aber iſt Gellert, ſeinen Namen unter jenen Proteſt zu ſetzen, der die Polizeidienſte, die man der Univerſität zumuthet, als eine Entwürdigung derſelben erklärt. — Mittlerweile ſind allerlei Gäſte in's Haus gekommen. Die Gräfin Manteufel, deren Mann in der Reichsarmee commandirt, mit ihrer Tochter, die ſie dem erwähnten Grafen Bolza verloben will. Aber zu gleicher Zeit hört man auch, die Preußen rücken nach Leipzig. Graf Bolza, der für ſeine Sicherheit beſorgt iſt, ſoll mittelſt eines Briefes, den Gottſched an ſeinen Freund, den kaiſerlichen General, durch einen Reitknecht abſendet, aus ſeiner Verlegenheit gerettet werden; aber es iſt zu ſpät. Seidlitz mit ſeinen Huſaren iſt bereits in Leipzig und eins ſeiner erſten Geſchäfte iſt, das Haus des Profeſſors Gottſched, in welchem er Bolza verborgen weiß, beſetzen zu laſſen. Hier findet ſich eine der hübſcheſten und wirkungsreichſten Theaterſcenen. Der biederbe Wachtmeiſter, der das Haus zu beſetzen beordert iſt, beträgt ſich dictatoriſch und grob. Aber kaum hört er den Namen Gellert, ſo bricht er in ein Freudengeſchrei aus:

„Um das Rhinoceros zu ſehen ꝛc.“

Der Name des geliebten Fabeldichters iſt in der niedrigſten Hütte wie im Palaſte, am Wachtfeuer wie im Boudoir gleich geehrt und der hochmüthige Gottſched ſteht gekränkt und beſchämt dieſer Scene gegenüber. Ueber das Haus dieſes Mannes haben ſich indeſſen ſchwere und bedrohliche Wolken zuſammengezogen. Der abgeſandte Brief an den kaiſerlichen General war aufgefangen worden, das Verbergen des Grafen Bolza, die Proteſtation u. ſ. w. haben ſeinen politiſchen Charakter verdächtigt und eine Unterſuchungscommiſſion, die im Rathhausſaale zuſammengeſetzt wurde, ſoll nun über ihn, über Gellert und über Bolza entſcheiden. Letzterer iſt am bedrohteſten und darum ſucht man ihn zuerſt zu retten. Gottſched, früher ſo großſprecheriſch, hat jetzt alle Beſinnung, allen Muth verloren; Gellert, der ſchüchterne, ſanfte, findet jedoch, je mehr die Gefahr wächſt,

Digitized by Google

immer größere Energie. Der Graf Bolza ſoll vor der Hand in ſeinem Hauſe ſich verbergen. Zwar haßt er dieſe Fremdlinge, die von Deutſchlands Mark ſich nähren, aber die Menſchlichkeit iſt ſtärker als ſein Haß und er ſetzt ſich ſelber der Gefahr aus, die Gottſched von ſich abzuſchütteln ſucht. — Zwiſchen dieſen Gruppen geht noch eine andere myſteriöſe Figur umher. Ein junger Mann hat ſich unter dem Namen Cato (ſo iſt der Titel einer Tragödie von Gottſched) in das Gottſchediſche Haus als Bedienter einzuſchmuggeln gewußt. Dieſer Cato iſt aber ein Offizier der Reichsarmee, ein Vetter der Reichsgräfin Manteufel und in ihre Tochter verliebt, die er in dem Hauſe Gottſched's zu treffen hoffte. Die ahnenſtolze Gräfin will von dieſem Vetter, der dem niedern Adel angehört, nichts wiſſen und noch viel weniger von der Liebe ihrer Tochter zu ihm. Um das Unglück zu ſteigern, wird von der Militärcommiſſion herausgefunden, daß dieſer Cato der Verfaſſer jener incriminirten patriotiſchen Schrift iſt und ſo werden ſämmtliche Perſonen auf's Rathhaus escortirt, um ihr Urtheil von dem ſtrengen Kriegsgericht zu erwarten. Alle zittern vor der Brutalität Seydlitzens, aber mittlerweile iſt der Prinz Heinrich angelangt. Gellert ſpricht im Namen Aller, im Namen der getretenen Bürgerſchaft, deren Haus von der Barbarei der Soldateska heimgeſucht wird, er ſpricht im Namen der Moral und des Friedens. Der Prinz erkennt entzückt den verehrten Dichter und Alles nimmt eine glückliche Wendung. Die incriminirte Schrift Cato's, der gewiſſermaßen als ein Repräſentant des jungen deutſchen Schriftſtellerthums daſteht, hat wegen ihrer patriotiſchen Ideen das Herz des Prinzen gewonnen, auf ſeine Vermittlung willigt die Gräfin in die Verbindung ihrer Tochter, Gellert bekommt den bekannten Schimmel geſchenkt u. ſ. w. Graf Bolza darf ſich zurückziehen, da ohnehin der Friede in Ausſicht ſteht, und unter patriotiſchen Wünſchen für Deutſchlands Zukunft fällt der Vorhang.

Dies iſt das Gerippe eines Stückes, um deſſen Erfolg ſich bei der erſten Aufführung die Parteien mit Leidenſchaft ſtritten.

Wenn man durch den bunten Wechſel pikanter Genreſcenen, durch das geiſtreiche hors d'oeuvres und durch die Phantasmagorie politiſcher Hohlſpiegel dieſes Luſtſpiels ſeinem innern Kern auf den Grund ſieht, ſo ſtößt man auf zwei Hauptmängel, von welchem der eine in dem Stoffe, der andere in der Richtung des Dichters liegt.

Es hat unendlich viel Verführeriſches für jeden deutſchen Dramatiker, ſich einen jener literariſchen Helden, die im vorigen Jahrhundert ein neues geiſtiges Deutſchland geſchaffen, zum Gegenſtand ſeines Dramas zu wählen. Das Feld iſt noch ſo neu und das Verdienſt iſt im Falle des Gelingens doppelt groß. Sind es doch gerade nationale Stoffe, die unſerm Drama beſonders fehlen. Trotz der beſſern und verbreiteteren Schulbildung iſt in Deutſchland die große Maſſe dennoch weit weniger mit der Geſchichte des Vaterlandes bekannt, als in Frankreich. Das deutſche Volk hat zu viel Geſchichten, um Geſchichte zu kennen. Wie vertraut iſt ſelbſt der halbgebildete Franzoſe mit den hervorragenden Namen ſeiner „großen" Epochen von Ludwig XIV. bis auf Napoleon, während in Deutſchland Preußen, Sachſen, Baiern, Oeſterreicher jede ihre eigenen provinziellen Heldennomenclatur haben und die Kenntniß der Nachbargeſchichte dem Nachbar überlaſſen wird. So iſt der deutſche Dramatiker bei der Wahl eines nationalen Helden in dem großen Nachtheil, ihn in der einen Provinz populär und in der andern ganz unbekannt zu ſehen. Doppelt groß aber iſt dieſer Nachtheil, wenn dieſer Held der Literaturgeſchichte und noch insbeſondere dem vorigen Jahrhundert angehört. Der Dichter iſt da in einem ſchlimmen Dilemma, die Zeit iſt nicht entfernt genug, um ihm alle Freiheit romantiſcher Erfindung zu geſtatten, die Kritik wird ihm gewiß die kleinſten Verſtöße gegen die hiſtoriſche Richtigkeit zum Vorwurf machen, und doch iſt die Zeit auch nicht nahe genug, als daß dem größeren Publikum alle Stichwörter derſelben ohne Commentar verſtändlich werden können. Er hat ſomit die gefährliche Wahl, entweder auf alles literariſche Beiwerk, das zur Charakteriſtik nothwendig iſt, verzichten zu müſſen, und dann fragt man ihn mit Recht: Warum haſt Du dieſen und nicht einen andern gleichgiltigen Helden gewählt? oder er muß, um dem Gebildeten zu genügen, auf die Theilnahme und das Verſtändniß der Maſſe verzichten. Durch dieſe gefährliche Klippen hat Laube's „Gottſched und Gellert" nicht durchſchiffen können, ohne bald dort, bald da auf eine Sandbank zu gerathen. Namentlich leiden die erſten zwei Akte an jener Breite, die dem Dichter für vielfache kleine Züge zur Charakteriſtik des Gottſched nöthig war, und erſt in der Mitte des dritten Aktes, wo der populäre, mit wenig Strichen, aber prägnant gezeichnete Gellert mehr in den Vordergrund tritt, kommt Leben in das Ganze.

Digitized by Google

Der zweite Fehler des Stückes liegt in der Laube'ſchen Behandlung des Theaters. Laube beſitzt in der Kunſt der Scenerie eine Gewandtheit, ja eine Meiſterſchaft, wie kaum ein anderer deutſcher Theaterdichter. Das Verſchlingen und Auflöſen, das Aus- und Einſchieben der Scenen verſteht er wie der gewandteſte Franzoſe; er ſpielt mit den Schwierigkeiten, ja er ſcheint ſie oft aufzuſuchen, um dem ſpröden Material, an dem ein Anderer ſcheitern würde, den Sieg abzugewinnen. Aber dies Bewußtſein ſeiner Geſchicklichkeit führt ihn auf Abwege. Er legt offenbar zu viel Gewicht auf die ſceniſche Moſaik und opfert ihr die breitere Entwickelung der Charaktere, die tiefere pſychologiſche Motivirung. Um für ein pikantes Genrebild Raum und Zeit zu gewinnen, muß er manches Seelenmotiv zurücklaſſen und die Charaktere blos ſkizziren, ſtatt ſie auszuführen. Die Laube'ſchen Theaterzettel wimmeln daher von einer Menge Perſonen, die er als Apparat ſeiner ſceniſchen Maſchinerie nothwendig hat, die aber nicht ſelten das Hauptintereſſe zerſtückeln, weil jede einen Fetzen davon für ſich abreißt. Dies iſt auch der Fall im „Gottſched und Gellert." Die Haupthandlung dreht ſich nicht um das Schickſal dieſer beiden Männer, ſondern um das einiger epiſodiſchen Perſonen und auch dieſe löſen einander ab. Im erſten Akte ſind es Graf Bolza und Frau Gottſched, dem ſich der Magnet zuwendet, aber ſchon im zweiten Akte treten dieſe beiden in den Hintergrund, um Cato Platz zu machen, der ihn aber nur bis zu Ende des vierten Aktes behauptet, um dann von dem Prinzen Heinrich verdrängt zu werden.

Und dennoch iſt dieſes Stückwerk, das in jeder andern Hand ſogleich auseinanderfallen würde, geiſtvoll und mit außerordentlichem Geſchick zuſammengefügt. Das Kaleidoskop mit ſeinen vielfarbigen Körnern tritt immer wieder in anziehende Gruppen zuſammen. Nebſt einigen ſehr dankbaren komiſchen Nebenfiguren iſt der Charakter Gellert's beſonders gelungen. Hier hat Laube die kräftigſten Striche gethan. Die Geſtalt entwickelt ſich allmählig und ſteht endlich wie aus einem Guſſe friſch und kräftig da. Neben ihm iſt Cato — der zwar die Verwandtſchaft mit Struenſee und dem Valerius im jungen Europa nicht verleugnen kann — die intereſſanteſte und poetiſcheſte Figur, eine Art Poſa, die für deutſche Einheit und Erhebung ſchwärmt. Daß es bei einem ſo geiſtvollen Kopfe wie Laube an ſchlagenden Wendungen, an feinen Einzelnzügen nicht

fehlt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Entschiedenen Protest muß man aber im Interesse der Kunst wie der fernern Entwickelung des deutschen Theaters gegen das Uebermaß von politischen Anspielungen einlegen, von denen das Stück von Anfang bis zu Ende durchwirkt ist. Da ist auch nicht ein Ereigniß der letzten drei Monate, das nicht seine bezügliche Stelle im Dialoge fände. Abgesehen von der Lehrfreiheit, von der Verwendung der Universität zu einer Polizeianstalt, von Preußens Beruf, mit allen dran und drum liegenden Beziehungen, finden die Leipziger Ereignisse, die Itzstein-Hecker'sche Angelegenheit, die Untersuchungscommission u. s. w. ihre Stelle. Sogar das berüchtigte Wort „fahnden" hat Laube nicht verschmäht. Dies ist ein Mißbrauch der politischen Reizmittel in einem Stücke, das Anspruch auf ein Kunstwerk und nicht auf eine Gelegenheitspiece macht. Gewöhnt man das Publikum erst Pfeffer und nur Pfeffer zu essen — dann seht zu, wie Ihr später seinen Gaumen finden werdet für natürliche und einfach poetische Kost. Schon Gutzkow thut des Guten manchmal zu viel; aber so weit wie Laube in seinem Gottsched hat es die politische Phrase auf der Bühne noch nicht gebracht. Für den Augenblick zwar zünden diese Raketen und sichern den lauten, momentanen Erfolg. Was wird aber aus solchen Stücken nach drei Jahren, ja nach einem Jahre werden, wo die journalistische Bedeutung verflogen ist und die Anspielung nicht mehr verstanden wird? Wahrlich, wenn Laube die politische Phrase auf der Bühne absichtlich hätte zu Tode jagen wollen, um sie in Zukunft unmöglich zu machen, so ist ihm dies gelungen. Nachdem was hier geboten wird, bleibt nichts mehr zu bieten übrig — après moi le déluge!*)

J. Kuranda.

*) Das Stück wurde zum Theil vortrefflich gespielt, da die meisten Rollen sehr dankbar sind. Herr Wagner als Cato, Herr Meixner als Wachtmeister, Fräulein Unzelmann als Madame Gottsched, Frau Günther-Bachmann als Markedenterin, leisteten Vorzügliches. Weniger befriedigend waren die beiden Hauptrollen ausgeführt. Der fleißige Herr Marder hat für Gottsched nicht den rechten Ton, er schnitt ihn aus zu grobem Holze. Herr Marr hatte als Gellert vielen Erfolg, war aber offenbar ermattet und gedrückt, woran die Mühen der bei diesem Stücke besonders schwierigen mise en scène, die Hast des Einstudirens (zwischen der ersten Leseprobe und der ersten Aufführung lagen nur acht Tage) und endlich die Scheu vor einem in Parteien gespalteten Parterre viel Ursache sein mögen. Der Dichter wurde unter leidenschaftlicher Opposition zu wiederholten Malen von der Majorität des Publikums gerufen, ließ sich aber von dem Regisseur vertreten. —

Digitized by Google

Wanderſtrophen aus Rußland.

Von **Emil Mecklenburg.**

I.

. . . . . .
. . . . . .

Ihr wollt von Rußlands Kaiſerſtadt erfahren:
Wie ſchön ſie ſei, wie prächtig, impoſant?
Ich möchte mir die Relation erſparen.
Ehrlich geſagt: mir iſt noch nicht bekannt
(Vielleicht kommt die Bekanntſchaft mit den Jahren,)
Worin die Schönheit einer Stadt beſtehe,
In der ich Himmel nur und Häuſer ſehe.

Was iſt ein Haus, ein Tempel, ein Palaſt?
Ein ſeelenloſer Klotz aus todten Steinen,
Der Lebendes und Schönes in ſich faßt.
Er ſelber kann das Leben nicht vereinen,
Mit einer ſtarren Größe trägen Laſt,
Des armen Nichts erbärmlich großem Scheinen.
Das Große, Ungeheure der Natur
Bringt es verzweckt in Winkelmaße nur.

Daß Menſchenhände es gemacht — das eben
Will gar nichts ſagen: auch die Thiere bauen.
Der Biene kluges Architektenleben,
Iſt intreſſanter als das menſchliche zu ſchauen.
Dem Schönen fehlet nie die Seele, Leben,
Drum fängt es an auf lebensfriſchen Auen,
Und ſtrahlt in ſeiner höchſten Blüthenfülle,
Wo es dem Geiſt die anmuthvollſte Hülle.

Die ält'ſten Völker ſollen überboten
In koloſſalen Bauten alle neuen:
Mit Wehmuth denkt man an die großen Todten,
Die ſolches ſchafften. Möchte man ſich freuen,
Daß hinter uns die alten Perioden,
Und ihres Sturzes innre Schuld bereuen.
Doch, unbelehrt, unfolgſam, wie ein Knabe,
Steht ein Jahrhundert auf des andern Grabe.

Mit gleichem Recht wie ſchön man eine Mauer,
Ein Aggregat von Steinen nennt, erhält
Dies Ornans eine Stadt. Des Waldes Schauer
Bedeuten das Geheimniß dieſer Welt.
Doch ich belache herzlich und bedauer
Wer im Bewundern, Staunen ſich gefällt
Beim Anblick einer Stadt. Er iſt ein Laffe,
Nicht halb ſo klug wie ein geſcheidter Affe.

Daß Alexander einſt in Trunkenheit
Perſepolis in Aſche legte, war
Sehr klein. Doch wäre es zu andrer Zeit
Geſchehen, möchte es ein Zeugniß gar
Für dieſes Mannes Geiſt uns geben, weit
Schlagender als ſeine Schlachten. Zwar
Gar manchen Herrſcher fiel die Krone nieder,
Doch immer bauen ſie ſich Städte wieder.

Der Baukunſt Sinn iſt der: dem Geiſt zu dienen
Und die Natur zu überwältigen.
Dies thaten dieſe kleinen Eiſenſchienen,
Des Zeitgeiſts Weggeleiſe. Ich erkenn'
In ihnen etwas Großes, das die Minen
Der Berge loben müſſen. Aber wenn
Die Schönheit mich zu ihrem Dienſte reißt,
Iſt ſie kein Haus, ſie iſt ein ächter Geiſt.

So käme nichts von Petersburg? ſo fragen
Die lieben Damen, glaub' ich. Einen Schrecken
Macht der Gedanke mir. Ich möchte wagen —
Dazu bin ich der Mann — mehr als die Recken
Im Mittelalter, mich mit Teufeln ſchlagen,
Mir Ihren Beifall, Schönſte, zu erwecken.
Ich bin darob nur noch mit mir im Zweifel,
Ob Adam's Schlange wirklich war der Teufel.

Um Ihretwillen alſo ſei's geſagt:
Sanct Petersburg iſt eine Stadt der Laſter;
Dort wird beim Gottesdienſt furchtbar gejagt,
Auf einem niederträchtig ſchlechten Pflaſter —
Merkwürdig daß kein Pferd zu wiehern wagt —
Man raucht theure Cigarren und ſchlechten Knaſter,
Nur auf der Straße nicht. Darin erreicht
Es die Kultur Berlins, dem's gar ſehr gleicht.

Kunſtſchätze ſind hier nur ein wenig mager:
Die Kunſt geht in der Kriegskunſt völlig auf.
Drum ſind Kaſernen, Chöre, Schulen, Lager
So häufig hier, als gingen ſie zum Kauf.
Der Militärſtand iſt hier nämlich Schwager,
Nein, vielmehr Bruder mit dem Heereshauf
Der Staatsbeamten, und die Schule nur
Ganz militäriſch richtige Dreſſur.

Doch ein Paar Tauben will ich ziehen laſſen,
Schnell, flüchtig Rußland für euch zu durchfliegen,
Und ſo viel als ſie mit dem Schnabel faſſen
Nur können, mitzunehmen. Es verſiegen
Dem Pegaſus auf dieſen dürren Gaſſen,
Wo ſicher keine Lorbeerkränze liegen,
Die Kräfte ſonſt. Schnell, meine Taubenpoſt:
Ihr Stanzen, zieht von Petersburg gen Oſt.

Zwei Arten Steppen gibt es: heiß' und kalte,
Erzeugt vom Plus- und Minus-Sonnengrade.
Die letzteren ſind die Ruſſiſchen. Enthalte
Ich mich zu ſchildern dieſe nackten Pfade.
Hier iſt ein ſchöner Raſen, der entfalte
Die Steppenflora: eine wahre Gnade.
Die blaſſe Erle und die trockne Fichte —
Das ſind die Herrn in dem Naturgedichte.

Nur denkt euch keine dichte Wälderſaaten,
In denen kaum man ſehen kann den Bären;
Die Tannen ſtehen ſpärlich und verrathen,
Daß ſie nach eigner Willkür ſich vermehren.
Wo durch den Wind der Saame hingerathen,
Pflegt man das Keimen ihm nicht zu verwehren;
Denn Saatenfelder oder grüne Raſen,
Stehn in den Wälderſtrichen wie Oaſen.

Von Petersburg bis Moskau liegt gestrecket,
Der lange Bandwurm einer Steinchaussee:
Von ihm wird alle vierzig Werst belecket,
(Zuweilen öfter auch) das kahle Weh
Von einem Dorfe. Nicht ein Bäumchen wecket,
Kein Hausthier, keine Holzbank die Idee
Von Eigenthum bei diesen Häuserschauern
Aus Holz, bewahrt von den leibeignen Bauern.

An der Chaussee gehören sie der Krone
Und dienen ganz allein zum Postenfahren.
Sie ackern nicht und leben vom Erlohne
Der Fahrten, voll Gezieser in den Haaren.
Darum, wie viel des Volkes hier auch wohne,
Kann nirgend man ein Ackerfeld gewahren.
Sie kaufen selber Alles und erharren
Faulenzend stets die Kutschen und die Karren.

Wie es im Felde ist, das weiß ich nicht:
Ich selber bin bis Moskau nur gewesen,
Da hatt' ich schon genug, und mein Gedicht
Ist darum geographisch schlecht belesen.
Doch wenn es noch ein Bischen weiter spricht,
Wird es vielleicht des Irrthums euch genesen,
Daß man sich klüger hält, als andre sind:
Für seine eignen Fehler ist man blind.

Dieser tellurische Ocean hat Schiffe —
Denn wie das Meer hat Rußland keine Wege —
Die Pferde sind es! Ueber die Begriffe
Geht ihre Bravheit. Ueber Stein und Stege,
Bergauf, bergab, vorbei am schroffsten Riffe
Treibt sie die Peitsche wie die Ruderschläge.
Ich sah mit Rührung und Indignation,
Den Gott entweiht der Organisation.

O Menschengeist, wie wundervoll dein Walten!
In der Mechanik, die er in sich trägt,
Ist heimlich größere Moral enthalten,
Als in dem Herzen, das so grausam schlägt,
Dem Tyranneigeübten, fühllos, kalten.
Wen freut es nicht, dem Menschlichkeit erregt
Ein fühlend Herz, daß so die Dampfmaschine
Zum Menschlich-Werden gegen Thiere diene?

Der ruſſiſche Kaufmann iſt ein Muſterbild!
Laß ihn die Fremden nur Betrüger ſchelten,
Was ſelbſt ſie ſind. Denn bei dem Kaufmann gilt
Die Ehrlichkeit an ſich wohl etwas ſelten
Als eine Tugend: ſie iſt nur ein Schild
Für den Credit. Wenn ſich in fremde Welten
Der Wucherjude ſchlau, behende niſtet,
Wird er mit Recht vom Ruſſen überliſtet.

Der ruſſiſche Kaufmann iſt ein ſchlichter Mann
Mit langem Bart und nationaler Tracht,
Der weder ſchreiben oft noch leſen kann,
Und weder Luxus kennt noch falſche Pracht.
Er thut, als ginge ihm die Welt nichts an,
Als ſei er Nichts und wiſſe Nichts. Er lacht
Die Fremden aus und weiß, wie er ſie prelle,
Wann er behaglich weilt in ſchlichter Zelle.

Denn hier bewahrt er ſeine Millionen
Von Bankbilletten, hier ſind die Brillanten,
Die ſeine Frau, wenn es ſich einmal lohnen
An einem Feſte ſoll, bedecken. Fanten
Und Diener ſind ihm, die in Häuſern wohnen,
(Wie meine Petersburger Sprachverwandten)
Von denen ihnen nicht ein Stein zu eigen
Und dennoch ſich in modlichem Flitter zeigen.

Jetzt iſt es Zeit vom Adel zu berichten.
Nun, er beſteht in Rußland, wie die Berge,
Aus ſehr verſchiednen intreſſanten Schichten.
Die unterſte iſt der gemeine Scherge,
Der Dienende, Schenownick. Gleichen Pflichten
Geweiht ſind dann verſchiedne Stufen Zwerge
Des höhern Adels. Alle Ränge faſſen
Sich arithmetiſch unter funfzehn Klaſſen.

Woronzow, Strogonow und ihresgleichen
Beſitzen Güter, Häuſer, Länder, Berge,
Vor denen manche Länderchen erbleichen,
In denen thronen mächt'ge Herrſcherzwerge.
Denn, daß ich meine Meinung nicht verberge,
Sei es geſagt: ſo gräßlich dummen Streichen,
Als die Politiker in Deutſchland machen,
Begegnet man in Rußland nur mit Lachen.

Der Czaar ſieht wohlgefällig eure kleinen
Regenten ihre Spielzeug-Scepter tragen:
In ſeinem Lande würd' es Wahnſinn ſcheinen,
Nur den Gedanken ſtill bei ſich zu wagen
Des deutſchen Unſinns. Während wir mit Weinen
Deutſchland vernichtet ſehen, wird es tagen
In dieſem ſogenannten Bärenlande:
Es taget ſchon, und tagt zu unſrer Schande.

Deutſchland und Rußland! Beide Sklavenländer:
Jenes ein alter Greis, ſchwach und gebückt,
Der Hab' und Gut verſetzt für todte Pfänder
Altmodſcher Titel, albern und verrückt
In mittelalterliche Prunkgewänder
Noch Ehre ſetzend, wären ſie geſtückt,
Zerlumpt, zerfreſſen auch von Staub und Motten,
Daß reſpectable Menſchen drüber ſpotten.

Ein jugendlicher Baſtard iſt Rußland,
Ein lüderlicher, pflichtvergeßner Krieger,
Ganz ungelehrt, durch praktiſchen Verſtand
Und freche Kühnheit faſt beſtändig Sieger.
Nach hohem Preiſe ſtreckend ſeine Hand,
Iſt er in ſeinen Mitteln ein Betrüger.
Nur eine Tugend edelt die Gemeinheit:
Das Streben für des Vaterlandes Einheit.

Doch alles Neue eignet er ſich an,
Was Glanz und Reichthum im Gefolge hat.
Wie er kann ſchwelgen, hören Jedermann:
Er trinkt ihm zu und ruft ihm laut Vivat.
Auch ehrt er den, der etwas Rechtes kann,
Das ſchmücken möchte ſeinen Hof und Staat,
Nur muß das letzte Wort ihm Niemand nehmen
Und Jeder ſich nach ſeinem Kopf bequemen.

Die Geißel Rußlands iſt der arme, kleine
Schwindſüchtge Adel, der in Hungersnoth
Den Bauern darben läßt. Mit einem Beine
Im Grabe ſchon, erliegt jedoch dem Tod
Alljährlich eine Menge dieſer Steine
Der ruſſiſchen Wüſte. Um ſich ſelber Brod
Zu kaufen, überlaſſen ſie für Geld
Der Krone ihre Bauern mit dem Feld.

Ein ruſſiſcher Leibeigner kauft ſich frei,
Wenn er Verſtand und Unternehmungsgeiſt
Genug beſitzt. Doch iſt ihm einerlei,
Ob er Leibeigner oder Freier heißt,
Wenn dieſer Trieb ihm fehlt. Jedoch entzwei
Mit einem und demſelben Griffe reißt
Alle ſeine Feſſeln dieſer geiſt'ge Held:
Das Mittel und der Zweck iſt ihm das Geld.

So hält der Ruſſe Schritt mit dem Jahrhundert,
In dem das Geld der Freiheit Platz vertritt.
Im Pauperismus haben wir jetzundert
Den ruſſiſchen Sklavenjuchten. Ich verbitt'
Mir allerhöflichſt, daß man nicht verwundert
Mich ſchief betrachte; denn ich ſage mit
Bedacht: nur der iſt frei in dieſer Zeit,
Der einen vollen Beutel hält bereit.

Die Freiheit iſt der göttlichſte Accord
In dem Concert des oberſten Gedankens.
Zwar, ſie beſteht in einem einzigen Wort,
Allein ſie wandelt, ſpottend jedes Schrankens,
Durch viele Tonfiguren ſteigend fort.
Wer ſtandhaft, ohne jemals ſich des Wankens
Schuldig zu machen, dies Concert ſtudirt,
Den hat zu Folgendem es wohl geführt.

Die Freiheit iſt der Gott, der unſichtbare,
Der in des Menſchen Geiſte denkt und ſchafft.
Er iſt das Ewige, das Gute, Wahre,
Hier unbedroht von Ketten oder Haft.
Doch, was in Einſamkeit er auch befahre —
Er ſtrebt hinaus mit unhaltbarer Kraft.
Wie Luft und Waſſer dringt durch alle Poren
Das Göttliche, wenn es genug gegohren.

Des Geiſtes Freiheit oder der Gedanke
Iſt erſt ein Saame, der die Luft durchfliegt,
Dann wann er keimt wie eine Epheuranke,
Sich an des Staates Baum feſtwachſend ſchmiegt.
Doch dieſer Baum, der weitverbreitet ſchlanke
Und ſtarke Aeſte in den Lüften wiegt
Iſt Adam's Baum, und ſeiner Aepfel Gold
Des Lebens ewiglicher Sündenſold.

Beſitzthum oder Geld iſt dieſes Böſe,
Das ewiglich das Gute muß gebären,
Es iſt der Koth, aus welchem im Gekröſe
Des Staates ſeine Theile ſich ernähren.
Wie mächtig der Gedanke ſich erlöſe
Von innern Feſſeln, muß er es gewähren,
Daß ihn der Teufel nehme in den Sold:
Der Teufel unſers Lebens iſt das Gold.

Bedingung höhern Daſeins iſt das Leben
Im Staate ohne Hungersnoth zu leiden.
Der Staat muß Nahrung allen Bürgern geben:
Die Forderung iſt billig und beſcheiden.
Thut er es nicht, kann ſeines Schiffes Schweben
Das Ungemach der Stürme nicht vermeiden,
Und zu den ſchlimmſten, wohlbekannten Looſen,
Gehöret Mord und Todſchlag der Matroſen.

Hier habt ihr dichteriſch die ganze Scale
Der Freiheit von der Mahlzeit bis zum Dichten
Und Denken. In Europa's großem Saale
Muß man die Tänzer nicht zu ſtrenge richten.
Die einen wollen, nur aus dem Pokale
Der Freude ſich berauſchend, die Geſchichten
Der Geiſterwelt den andern überlaſſen,
Die nur mit hohen Dingen ſich befaſſen.

Sechs Stanzen habe ich entfliegen laſſen,
Um einen Weg mir weiter zu bereiten.
Sie ſcheinen gar nicht für den Ort zu paſſen,
Wenn ſie's auch möchten für die jetz'gen Zeiten.
Ich konnte mich zwar etwas kürzer faſſen
Und nicht ſo weit von meinem Stege gleiten,
Doch hab' ich keinen Weg als meine Freiheit
Und Deutſchland: meines Lebens heilige Zweiheit.

Doch nicht für euch allein, die meine Reime
Ihr leſet und würdiget ſind ſie geſchrieben.
Mein Herz begiebt ſich gerne in die Räume,
Wo es begegnet hülfsbedürftgen, lieben,
Gutmüth'gen deutſchen Menſchen. Meine Träume
Umfangen ſie mit rieſenhaften Trieben.
Ich möchte alle an den Buſen drücken
Und bis in alle Ewigkeit beglücken.

Die ruſſiſche Freiheit iſt ganz katzenhaft:
So mußte ſie naturnothwendig werden.
Und dies iſt eben dieſes Volkes Kraft,
Die geiſtige, die ſchon in den Geberden
Des Volks ſich zeigt, das nicht maulaffend gafft
Wie andre Völker, gleich den Hammelheerden.
Die große Waffe dieſes Volkes iſt
Aecht geiſt'ger Art: die Klugheit und die Liſt.

Jetzt ſcheint auch wohl, der Ruſſe ſei ein Thier,
Ein eingefleiſchter Teufel? O wie ſehr
Verfehlt! Im Gegentheil, erkennet hier
Des Menſchen Größe wundervoll und hehr.
Der Ruſſe iſt dienſtfertig, freundlich, ſchier
Zum Staunen mitleidsvoll, und während er
Mit einer Hand geſtohlen noch ſo eben,
Sieht man ihn mit der andern auch geben.

Die Bettler theilen ſich einander mit,
Und ſehr genügſam, dankbar iſt der Arme,
Wie wenig man ihm gebe. Er erlitt
Sein Trübſal ſtark: daß man ſich ſein erbarme
Scheint ihm kein Muß. Des Despotismus Tritt
War noch zu ſchwach, daß nicht ihr Herz erwarme.
Der Ruſſe weiß, was gut und göttlich ſei:
Ihn lehrt ſein Herz es und die Tyrannei.

Wie man Redacteur eines Regierungsblattes wird?

Welche Laufbahn ist stärker der Versuchung ausgesetzt als die eines Journalisten? Wo sind die Abwege so häufig? Wo gibt es einen schärferen Probirstein für Charaktere? Dem freisinnigen Beamten, Offizier, Deputirten, Professor u. s. w. bietet sich allerdings mancher Moment im Leben dar, der ihn zum Uebergange in's andere Lager, zur Aenderung seiner Prinzipien verlockt. Aber, diese Momente sind spärlich, kommen bisweilen nur nach Jahren, bei außerordentlichen Gelegenheiten. Auf den Journalisten aber stürmen sie jeden Tag ein. Jeden Tag kommen Verführungen, Conflicte, die den Boden unter seinen Füßen lockern. Wie seine Feder nur einigen Ruf, seine Stimme nur einiges Echo gefunden, da kommen die Syrenen und spiegeln ihm das herrliche Leben vor und die Vortheile, die seiner warten, wenn er „hübsch vernünftig" sein wolle.

In meinem Schlosse ist's so fein,
Kommt Ritter, kehret bei mir ein!

Darum gibt es auch nirgends mehr der Gefallenen als auf dieser schlüpfrigen Bahn, darum gibt es auch so wenig Journalisten, die am Abend ihrer Laufzeit noch in derselben Reihe, unter derselben Fahne stehen, wie am Morgen.

Da liegt ein ganzes Leben eines solchen Gefallenen vor uns: „Blicke aus der Zeit und in die Zeit" von Dr. K. H. Hermes.*) Mit welchen Hoffnungen und wahrscheinlich mit welchen guten Vorsätzen ist dieser Mann in die Journalistik getreten und nun nach

*) „Blicke aus der Zeit und in die Zeit. Randbemerkungen zu der Tagesgeschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre. Braunschweig, Westermann, 1845."

Digitized by Google

funfzehn Jahren, nachdem er in München, Braunſchweig, Cöln, Berlin ſo viele Anläufe gemacht, ſo viele Fragen bedient, ſo viele Blätter redigirt, bei allen Parteien geweſen, in allen Lagern ſich herumgetrieben hat, manchmal nicht ohne Wichtigkeit ſeine Rollen ſpielte, wie iſolirt, wie verlaſſen ſteht er nun da, ohne Halt und ohne Wurzel, mit Allen zerfallen und von Allen gemieden. Denn zur Bewahrung eines ſelbſtſtändigen Charakters gehört in der Journaliſtik nicht nur innere Sittlichkeit, Energie und Muth, es gehört auch ein ſcharfer, klarer Verſtand dazu, der durch die Verwirrung der Verhältniſſe, der politiſchen Elfentänze und Phantasmagorien ſcharf genug blickt, um ſeinen Leitungsſtern nicht aus dem Auge zu verlieren. Nirgend ſind Selbſttäuſchungen häufiger. Mancher liberale Schriftſteller, der es wirklich ehrlich mit ſeiner Sache meint, hat ſich verlocken laſſen, eine Stelle bei einem Blatte, das ſeiner Richtung entgegengeſetzt iſt, anzunehmen, weil er ſich ſelbſt einredete, daß es ihm gelingen würde, auch auf jenem Poſten für ſeine Sache zu wirken, daß ſein Einfluß jenem Organe eine andere Richtung geben werde. Mit derlei Sophismen ſucht der ſchwache Charakter ſich ſelbſt zu täuſchen. Aber die Verhältniſſe ſind in der Regel ſtärker als er und einmal in die Strömung gerathen, reißt ihn dieſe ſo weit von dem Einſchiffungsorte fort, daß er nicht mehr zurück kann.

Herr Hermes legt uns in der Vorrede zu ſeinem Buche (das aus einer Zuſammenſtellung von Vorleſungen und Journalartikeln beſteht) eine journaliſtiſche Autobiographie vor, die in München beginnt und in Berlin endet. Der Verfaſſer glaubt ſich dadurch von dem Vorwurfe der Treuloſigkeit und Inconſequenz reinzuwaſchen. Ob ihm dieſes gelingt — mögen die Leſer jenes Buches entſcheiden. Hier wollen wir blos eine Epiſode hervorheben, die einen Beitrag zu den mystères der preußiſchen Preſſe bildet und als ſolcher auch denen intereſſant iſt, die ſich ſonſt um die Perſon des Herrn Hermes nicht ſcheeren.

„Es war gegen das Ende des Maimonates im Jahre 1843," — erzählt Herr Hermes, der zu jener Zeit Redacteur der Cölniſchen Zeitung war — „als der Regierungspräſident von Cöln, Herr von Gerlach, durch einen ſeiner Secretaire mich mündlich zu ſich einladen ließ, um, wie mir geſagt wurde, mir eine intereſſante Mittei-

lung zu machen. Ich besuchte den Herrn Präsidenten noch desselben Tages und wurde nach den herkömmlichen Höflichkeitsbezeugungen von ihm befragt, ob ich wohl nicht abgeneigt wäre, nach Berlin zu reisen? Meine Erwiederung war, daß ich zwar gerade im Augenblicke nicht wüßte, was mich nach Berlin führen sollte; daß es mir aber allerdings nichts weniger als unangenehm sein würde, nach mehr als zwanzigjähriger Abwesenheit die Hauptstadt meines Vaterlandes wieder zu sehen. Herr von Gerlach eröffnete mir hierauf, daß er, falls ich geneigt wäre, diese Reise anzutreten, beauftragt sei, mir volle Entschädigung für meine aufgewandten Kosten zuzusichern; mehr könne er mir nicht sagen, weil er das, was man von mir wolle, selbst nicht wisse. Ich war einigermaßen überrascht, überlegte jedoch nicht lange, sondern erklärte mich bereit, dem auf so geheimnißvolle Weise mir angedeuteten Wunsche zu entsprechen; worauf Herr von Gerlach sich begnügte, mich zu ersuchen, meine Abreise so sehr als möglich zu beschleunigen, vorher aber, sobald meine Vorbereitungen beendigt wären, ihn noch einmal mit einem Besuche zu beehren. Zwei Tage darauf hatte ich einen Platz in der Schnellpost nach Berlin belegt, und ging der Verabredung gemäß zu dem Herrn Präsidenten, um meinen Abschiedsbesuch zu machen. Herr von Gerlach wiederholte mir, daß er zwar außer Stande sei, mir irgend eine Aufklärung zu geben, mich aber ersuchen müsse, bei meiner Ankunft zu Berlin mich Sr. Excellenz dem Herrn Minister des Innern vorzustellen. Ich kann nicht leugnen, daß ich eine Weisung dieser Art erwartet hatte. Es war mir nicht entgangen, daß man in Berlin die hohe Bedeutung der periodischen Presse wohl zu würdigen wisse, und ich war mir bewußt, bei meiner vieljährigen Erfahrung auf diesem Gebiete auch Staatsmännern einen guten Rath geben zu können. War doch, wie man aus dieser Sammlung ersehen wird, selbst die Errichtung des Obercensurgerichtes, die ich in der Cölnischen Zeitung mit Freuden begrüßte, viele Jahre vorher von mir zuerst in Vorschlag gebracht worden. Ob man dessen sich zufällig erinnerte oder nicht, lasse ich dahin gestellt sein; es ist mir, wenn meine Gedanken nur zur Ausführung kamen, nie viel daran gelegen gewesen, ob gerade mir die Ehre der Erfindung zugeschrieben wurde; auch war ich weder eitel noch anmaßend genug, das Prioritätsrecht für eine Schöpfung anzusprechen, die durch ein allge-

Digitized by Google

mein gefühltes Bedürfniß hervorgerufen wurde, nachdem der Zeitungsaufsatz, welcher dies Bedürfniß hervorhob, längst vergessen war.

Ich traf am 26. Mai des Abends um sechs Uhr zu Berlin ein und suchte am andern Morgen um acht Uhr, da ich dem Herrn Minister zu einer so frühen Stunde nicht meine Aufwartung machen konnte, zuvörderst den geheimen Regierungsrath Bitter auf, von dem ich wußte, daß er mit dem Referat über alle die Presse betreffende Angelegenheiten beauftragt war, und daß er sich mit Theilnahme über meine literarische und politische Wirksamkeit in Cöln geäußert hatte. Der Herr Geheimerath war „sehr erfreut, mich persönlich kennen zu lernen," beschämte mich durch verschiedene schmeichelhafte Aeußerungen und sagte mir: er werde Se. Excellenz den Herrn Grafen von Arnim sogleich von meiner Anwesenheit unterrichten und mich von der Stunde in Kenntniß setzen, in der Se. Excellenz mich zu empfangen wünsche, was sich aber wegen augenblicklicher dringender Abhaltungen wohl bis zum Montage verziehen könnte. Montags, am 29., machte Herr Geheimerath Bitter mir einen kurzen Besuch in meinem Gästhofe und kündigte mir an, daß der Herr Minister mich des Abends um sieben Uhr zu sehen wünsche. Ich begab mich zu der bestimmten Stunde in das Hotel des Ministers und wurde von Sr. Excellenz sehr wohlwollend empfangen. Der Herr Graf versicherte mich: er habe mit Vergnügen durch den Geheimenrath Bitter vernommen, daß es nicht unmöglich sein werde, „meine Talente für den Dienst der Regierung zu gewinnen," und forderte nach einer kurzen Unterhaltung über Gegenstände von geringerer Erheblichkeit mich auf, ihm meine politischen Ansichten zu entwickeln. Ich sprach meine Meinung offen und ohne Rückhalt aus, indem ich sagte, daß mir im gegenwärtigen Augenblicke der Cardinalpunkt der innern Politik Preußens die Constitutionsfrage zu sein scheine. Diese sei zwar in der Hauptsache durch seine Majestät den König erledigt, doch gingen immer noch so viele Wünsche auf eine allgemeine Landes- und Volksvertretung, daß es mir unerlaßlich erscheine, in dieser Beziehung die öffentliche Meinung aufzuklären und den Beweis zu führen, daß eine Constitution in dem gewöhnlichen französischen Sinne weder dem deutschen Volkscharacter entspreche, wie derselbe sich geschichtlich gebildet habe, noch irgend einen der Vortheile gewähre, welche die freilich beinahe allgemein verbreitete Meinung voraussetze.

Dagegen ſcheine mir die ſtändiſche Verfaſſung Preußens nach Allem, was in den letzten Jahren bereits geſchehen ſei, noch einer kräftigeren Entwicklung zu bedürfen, die ſie zum wahren Eigenthume des Volkes mache, und deren Gipfel dann die vereinigten Ausſchüſſe ſein würden. Mit den Forderungen, die in Bezug auf Zuſammenſetzung der Stände, auf Erweiterung ihrer Befugniſſe und Aehnliches von verſchiedenen Seiten erhoben würden, habe es keine große Eile, da die gegenwärtigen Einrichtungen für den Augenblick allen wirklich vorhandenen Bedürfniſſen genügten und die gegebenen Formen erſt von einem lebensfriſchen Hauche durchdrungen ſein müßten, ehe man an eine weitere Fortbildung denken dürfe; nur ſcheine mir eine größere Oeffentlichkeit, wenn auch nicht durch Zulaſſung von Zuhörern, was weniger weſentlich ſei, doch durch möglichſt treuen und vollſtändigen Abdruck der Verhandlungen wünſchenswerth, da ich ohne dieſe eine wahre Theilnahme des Volkes an dem Ständeweſen mir nicht zu denken vermöge. Hier unterbrach mich Herr Graf von Arnim, indem er mir ſagte: „Das iſt Alles recht gut, und was den letzten Punkt betrifft, ſo kann ich Ihnen ſagen, daß wir Ihrem Wunſche zuvorgekommen ſind; den Rheiniſchen Ständen iſt die Oeffentlichkeit, wie Sie dieſelbe meinen, bereits bewilligt: die Verfügung wird, wenn Sie nach dem Rheine zurückkehren, Ihnen vorausgegangen ſein.“ Ich war angenehm überraſcht und zugleich, wie ich nicht leugnen darf, durch das Vertrauen, das mir von einem ſo hochgeſtellten Staatsmanne bei der erſten Begegnung bewieſen wurde, geſchmeichelt. Ich fuhr mit freierem Muthe in meiner begonnenen Auseinanderſetzung fort und ſprach mich in wenigen Worten für die kräftigſte Belebung eines freien Städteweſens aus; für Annäherung in den Formen der Rechtspflege an die rheiniſchen, da die Herſtellung einer Uebereinſtimmung für die Einheit des Staates nothwendig ſei, während die Rheinländer auf den Kern ihrer Einrichtungen aus freiem Willen niemals verzichten würden; für möglichſte Befreiung der Preſſe von allen Beſchränkungen, die doch nur ihren Zweck verfehlten, wenn ich gleich mir ſelbſt nicht verhehlte, daß für den Augenblick eine völlige Aufhebung der Cenſur noch nicht möglich ſei. Der Graf von Arnim hörte mich ruhig aus, indem er mir mit ſeinem klaren blauen Auge unverwandt in das Geſicht ſah, und fragte mich nur bei der Erwähnung der Cenſur, was denn meiner Meinung nach an deren

Stelle geſetzt werden ſolle? Ich antwortete, daß die Zwecke, die der Staat bei der Handhabung der Cenſur im Auge habe, zum größeren Theile bereits erreicht würden, wenn der Verfaſſer jedes in einer Zeitſchrift erſcheinenden Aufſatzes nur gehalten wäre, ſeinen Namen zu unterzeichnen; auch habe der Staat ohne Zweifel das Recht, die Herausgeber und Mitarbeiter der Journale einem Examen zu unterwerfen, wie daſſelbe ja nicht allein von Privatlehrern, Advocaten und Aerzten, ſondern ſelbſt von den Apothekern gefordert werde, die zu dem Staate doch keineswegs in ſo unmittelbarer Beziehung ſtänden, wie die Zeitungsſchreiber. Die Nennung der Namen würde die Verbreitung lügenhafter Berichte und Entſtellungen wirkſamer hemmen, als jede Cenſur; und das Examen würde die große Maſſe kenntnißloſer Schwätzer zurückhalten, die gerade am meiſten geneigt wären, ihre Unwiſſenheit und Gedankenarmuth hinter aufregenden Uebertreibungen zu verbergen. „Solche Maßregeln," verſetzte Herr von Arnim, „möchten freilich die Cenſur entbehrlich machen; aber das Geſchrei darüber würde ärger werden, als über die ſtrengſte Cenſur." Ich hielt es nicht für angemeſſen, den ganzen Vorrath meiner Gründe auszupacken, und fügte daher zum Schluſſe der begonnenen oratio pro domo nur hinzu: daß ich durch meine Mitwirkung an der Cölniſchen Zeitung meine Uebereinſtimmung mit allen weſentlicheren Grundſätzen der Regierung bethätigt zu haben glaube; nur ſei ein Umſtand vorhanden, der mich bedenklich mache, und dieſer ſei die Begünſtigung, welche der allgemeinen Behauptung nach der ſogenannte Pietismus in Berlin erfahre; ich für meine Perſon ſei nichts weniger als irreligiös, aber zur Kopfhängerei fühle ich mich auf keine Weiſe hingezogen. Der Herr Miniſter des Innern beruhigte mich, indem er mir ſagte, daß es damit nicht ſo arg ſei, und fragte mich nach einer Pauſe, in welcher Weiſe ich, ſofern wir uns verſtändigten, für die Regierung thätig zu ſein wünſchen würde; ob ich es vorzöge, durch beſondere Abhandlungen und Flugſchriften zu wirken, oder ob ich mich entſchließen könne, an der Leitung der Staatszeitung Theil zu nehmen. Ich entgegnete, daß ich die Wirkſamkeit in einem täglich erſcheinenden Blatte für ungleich bedeutender halte, als die mehr abgeriſſene in Flugſchriften, die ſelten eine große Verbreitung erlangten; daß aber auf der andern Seite die preußiſche Staatszeitung als ein amtliches Blatt der freien Beſprechung nur

einen sehr beschränkten Spielraum gewähren könne. Herr von Arnim versetzte: „Das hat auch das Gouvernement längst erkannt, und es ist deshalb im Werke, die Staatszeitung völlig umzugestalten und sie in ein Blatt zu verwandeln, das von allem directen Einflusse der Regierung frei sein und nur im Allgemeinen ihr System und ihre Prinzipien vertreten soll." — „In diesem Falle," erwiederte ich, „würde ich allerdings gern meine Dienste für die neue Zeitung anbieten." — „Nun, das ist mir lieb," bemerkte der Herr Minister; „ich hoffe, daß sich Alles gut machen wird." Herr Graf von Arnim sagte mir darauf, daß er allein einen entscheidenden Beschluß nicht fassen könne, sondern erst mit seinen Collegen Rücksprache nehmen müsse, mich jedoch in den nächsten Tagen wiedersehen und dann mir definitiven Bescheid ertheilen werde. Ehe ich mich empfahl, fragte Herr von Arnim mich noch, welche äußere Ansprüche ich bei der Uebernahme der mir zugedachten Stellung machen würde. Ich erwiederte, daß ich sehr mäßige Bedürfnisse habe, und nur die Mittel erwarte, diese auf anständige Weise zu befriedigen. Ich nannte die Summe von 1200 Thlr., die ich als Jahrgehalt anspräche, und verschwieg nicht, daß mein bisheriges Einkommen in Cöln, obwohl aus verschiedenen Quellen fließend, ein gleiches gewesen sei.

Des Donnerstages, am 2. Juni, in einer späten Abendstunde, wurde ich wieder zu seiner Excellenz dem Herrn Minister des Innern beschieden. Graf Arnim kam mir mit der Aeußerung entgegen, daß Alles arrangirt sei. „Ihr Gehalt ist bewilligt, und wir wünschen jetzt nur, daß Sie sobald als möglich einen Anfang machen. Sie sollen durch das Mechanische nicht belästigt werden, und werden dafür Gehülfen erhalten, damit Sie sich um so ungestörter und freier bewegen können." Im Verlaufe der Unterhaltung, der eine Tasse Thee leichtere Bewegung lieh, äußerte der Herr Minister, daß die Umgestaltung der preußischen Staatszeitung jedenfalls mit dem ersten Juli in das Leben treten müsse; es würde daher gut sein, wenn ich bereits in den nächsten Tagen meine Thätigkeit begönne. Ich versprach zu thun, was irgend möglich sei, verhehlte jedoch die Schwierigkeiten nicht, die meinem Eintreten in die neue Wirksamkeit für den Augenblick entgegenstände, da ich nothwendig vorher nach Cöln zurückreisen müsse, um meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Das Aeußerste, was ich zusagen könne, sei, um die Mitte des Mo-

Digitized by Google

nates wieder in Berlin zu ſein. Damit war der Herr Miniſter denn auch zufrieden, und Se. Excellenz waren ſo freundlich, mich darauf aufmerkſam zu machen, daß ich auch dem Herrn Staats- und Cabinetsminiſter Generallieutenant von Thile mich vorzuſtellen habe, der den Wunſch ausgeſprochen, mich kennen zu lernen. „Thile," bemerkte Herr Graf von Arnim mir beiläufig, „hat über das Pecuniaire eine entſcheidende Stimme." Nach einigen ſehr wohlwollenden Aeußerungen, deren Wiederholung hier nicht am Orte ſein würde, entließ mich Herr von Arnim und gab mir die freundlichſten Wünſche auf den Weg. Ich benutzte den letzten Tag meines achttägigen Aufenthaltes in Berlin, um dem Cabinetsminiſter von Thile und dem Miniſter des Auswärtigen, Herrn von Bülow, meine Aufwartung zu machen, bei denen ich mich des ſchmeichelhafteſten Empfanges zu erfreuen hatte, mußte aber bedauern, bei Sr. Excellenz dem Herrn Miniſter des Cultus Eichhorn nicht vorgelaſſen zu werden, indem ich beſchieden wurde, daß es dazu eines ſchriftlichen Geſuches um eine Audienz bedürfe, deſſen Erfolg ich bei der Beſchränktheit meiner Zeit unmöglich abwarten konnte.

Am Morgen des 4. Juni trat ich meine Rückreiſe nach Cöln an, und am Abende des 14. war ich wieder in Berlin. „Es iſt gut, daß Sie da ſind," ſagte mir Herr von Arnim, als ich mich bei ihm meldete. „Alles iſt vorbereitet, daß Sie mit dem erſten Juli eintreten; es wird aber nicht ſchaden, wenn Sie vorher einige Artikel in die Staatszeitung ſchreiben." Ich ſprach die Abſicht aus, zuvörderſt den Uebergang von meiner Thätigkeit in der Cölniſchen Zeitung zu jener in einem Regierungsblatte durch einige vermittelnde Aufſätze einzuleiten und demnächſt, ſobald das neue Blatt erſchiene, das durch die Auslaſſung des „Staates" aus dem alten Titel der allgemeinen preußiſchen „Staatszeitung" ſeinen Verzicht auf jede amtliche Geltung andeuten ſollte, in dieſem den Beweis zu führen, daß die ausſchließlich ſogenannten conſtitutionellen Verfaſſungsformen in ihrem todten Mechanismus der innerſten Natur des deutſchen Volksgeiſtes zuwider wären, und daß dagegen der einzig richtige Weg einer wahrhaft volksmäßigen Entwicklung der zwar langſam fortſchreitende, aber organiſche ſei, den Se. Majeſtät der König ſeit ſeinem Regierungsantritte eingeſchlagen. Graf Arnim verſprach mir, daß

alle Materialien, deren ich bedürfen würde, mir zur Verfügung geſtellt und daß außerdem mir die Mittel gegeben werden ſollten, durch perſönliche Beſprechung mit den Räthen der verſchiedenen Miniſterien in allen zweifelhaften Fällen den erforderlichen näheren Aufſchluß zu erlangen. Zum Schluſſe eröffnete mir der Herr Miniſter, daß ſeine überhäuften Geſchäfte ihm nicht erlauben würden, fortwährend perſönlichen Antheil an den Details der Zeitung zu nehmen, und daß ich mich deshalb nur an den geheimen Rath Bitter halten möge, der ſein volles Vertrauen habe und zum Curator des neuen Inſtitutes ernannt ſei.

Ich ging wohlgemuth an meine Aufgabe; denn ich hatte alle Urſache, meinen allerdings kühnen, in der Eile etwas huſarenmäßig entworfenen Plan für genehmigt zu halten; auch ahnte ich nicht, daß mir nicht allein die Unterſtützung, die mir ſo entgegenkommend verheißen war, verſagt bleiben, ſondern gerade von jener Seite, von der ich dieſe Unterſtützung mit Zuverſicht erwartete, unüberwindliche, weil materielle, Hinderniſſe in den Weg gelegt werden ſollten. Die Enttäuſchung begann, ehe ich mein Amt eigentlich noch angetreten hatte. Eines Morgens, (am 24. Juni) als ich den Geheimenrath Bitter beſuchte, legte dieſer mir einen Vertragsentwurf über meine künftige Stellung vor, den er ſelbſt als eine „Förmlichkeit ohne Bedeutung" bezeichnete, die nur für mögliche Fälle nöthig befunden wäre, der aber in der That — ich kann mich nicht milder ausdrücken — eine wahre Falle war, in die ich nie hineingegangen wäre, wenn mir noch ein Rückweg offen geſtanden hätte. Aehnliche Bedingungen würde der eigennützigſte und engherzigſte Buchhändler, was ziemlich viel ſagen will, nicht gewagt haben, einem Schriftſteller anzubieten, den er nicht ganz in ſeiner Hand wußte. Ich war aber in der Hand meiner hohen Gönner im Miniſterium des Innern; denn ich war unvorſichtig genug geweſen, meine Annahme des von dieſer Seite an mich gerichteten Rufes öffentlich anzukündigen, und hatte überdies bereits die wichtigſten Verbindungen abgebrochen, die ſich unmöglich wieder anknüpfen ließen. Von der Unabhängigkeit, die ich nach meiner erſten mündlichen Verabredung mit dem Miniſter des Innern anſprechen durfte, war keine Rede mehr; es wurde mir die Verpflichtung aufgelegt, bei jeder Beſprechung

Digitized by Google

wichtigerer Gegenſtände eine höhere Genehmigung einzuholen, was ſich freilich, ſobald es nur auf die Tendenz ankam, von ſelbſt verſtand, was aber, ſobald es als eine vertragsmäßig übernommene Verbindlichkeit auch auf die Form ausgedehnt wurde, mich mit einem Male jeder Freiheit der geiſtigen Bewegung beraubte, die, wie ich dies mehr als einmal ausgeſprochen, die unerlaßlichſte Bedingung jeder ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit iſt. Eben ſo ungünſtig, wie in Bezug auf meine publiciſtiſche Thätigkeit, war der Vertrag, der ſpäter eine Verhandlung genannt wurde, in Bezug auf meine äußere Stellung. Ich hatte mich in gutem Glauben hingegeben, weil ich vorausſetzte, daß ich meinem Könige und meinem Vaterlande gute Dienſte leiſten könne. Es war mir nicht eingefallen, Bedingungen zu ſtellen, weil ich mich entehrt gefühlt hätte, wenn ich markten wollte, wo das Vaterland meiner bedurfte. Dies Vertrauen wurde dadurch belohnt, daß meine Stellung zum voraus als eine temporaire bezeichnet wurde, die von ſelbſt aufhöre, ſofern ſie nicht vor dem Verlaufe von drei Vierteljahren erneut werde. Ich überſah im Augenblicke alle die Nachtheile, die aus einem ſolchen Vertrage für mich hervorgingen; aber ich unterzeichnete, ohne ein Wort zu ſagen, in der freilich wohl etwas überſpannten Vorausſetzung, daß mein Schweigen beredt genug ſein würde. Auch will ich nicht leugnen, daß ich Selbſtgefühl genug beſaß, um mir die Kraft zuzutrauen, daß ich auch mit gebundenen Händen immer noch etwas zu leiſten vermöchte, was meiner nicht unwürdig und für die Sache, deren Dienſte ich mich von früher Jugend auf gewidmet habe, von Nutzen wäre. Daß man mich nur deshalb nach Berlin gerufen habe, um mir mit möglichſt geringem Koſtenaufwande jede Thätigkeit abzuſchneiden und dann mich im Stiche zu laſſen, das konnte ich unmöglich vorausſetzen. Zu meiner Rechtfertiguug, wenn mein Selbſtvertrauen als ein übertriebenes erſcheinen ſollte, darf ich mich darauf berufen, daß der Irrthum, in den ich fiel, von Männern getheilt wurde, die in der Lage waren, mit einer Unbefangenheit zu urtheilen, welche gewöhnlich mehr oder weniger getrübt wird, ſobald es ſich um Angelegenheiten des perſönlichen Intereſſes handelt. ...

Schon einige Tage vorher hatte ich dem Geheimenrathe Bitter einen Aufſatz überreicht, mit dem ich meine Thätigkeit in der „preu-

ßiſchen Zeitung" zu eröffnen gedachte. Nur um nicht in eine Erörterung einzugehen, die mir hier nicht am Platze ſcheint, entſage ich der Genugthuung, die es mir gewährt haben würde, den Aufſatz gegenwärtig in ſeiner urſprünglichen Geſtalt abdrucken zu laſſen, da ich ihn in der Form, welche er durch den Geheimenrath Bitter zum Behufe des Abdruckes in der „preußiſchen Zeitung" erhielt, auf keine Weiſe als mein Eigenthum anerkennen kann. Der Grundgedanke war nicht neu; denn ich hatte denſelben vor dreizehn Jahren bereits in einer öffentlichen Vorleſung und noch früher in einer geſchichtlichen Abhandlung der Zeitſchrift „Britannia" ausgeſprochen. Die Ausführung konnte ſchon deshalb nicht anders als ſehr mangelhaft ſein, weil ſie durch das Hineinflicken fremdartiger Beſtandtheile entſtellt war. Außerdem war es unmöglich, in einem einzelnen Zeitungsaufſatze, der nach meinem Plane nur die Einleitung zu einer ganzen Reihe folgender bilden ſollte, für jede darin aufgeſtellte Behauptung den Beweis zu liefern. Stoff zu Entgegnungen, Erörterungen und zu gerechten Ausſtellungen war daher in hinreichendem Maße geboten; und ich war darauf gefaßt, manchen harten Strauß zu beſtehen, dem ich mich keineswegs entziehen wollte, wie leicht es mir auch geworden wäre, mich von dem Wechſelbalge loszuſagen, den man mir ſtatt meines wohlgeſchaffenen Kindes untergeſchoben. Die Hauptſache war nicht die Form, die ich freilich Preis geben mußte, ſondern die Anſicht; und dieſe, die das Ergebniß vieljähriger gründlicher Studien und eines ganzen bewegten Lebens war, gegen ein Heer gelehrter und ungelehrter Thebaner zu vertheidigen, fühlte ich mich Mannes genug. Aber ſo gut ſollte es mir nicht werden. Die Angriffe, die ich erwartete, blieben nicht aus; es war jedoch kein allgemeiner Krieg der Zeitungen und der Journale, der gegen mich erklärt wurde, ſondern es war das Raſen einer toll gewordenen Meute. Nur zwei Blätter unter den hundert, die wie auf ein gegebenes Zeichen über den erſten Aufſatz der erſten Nummer der allgemeinen preußiſchen Zeitung herfielen, ließen ſich auf irgend etwas ein, das einer Erörterung von Gründen ähnlich ſah: die Trierer Zeitung, das einzige conſequente Organ des deutſchen Radicalismus, das die Bedeutung meines Programmes richtig erkannte, daſſelbe mit gewandter Dialektik zu widerlegen verſuchte, zugleich aber er-

Digitized by Google

klärte, daß mit demſelben, wenn auf dem eingeſchlagenen Wege fortgefahren werde, eine neue Aera der deutſchen Preſſe beginnen müſſe; und die Elbinger Zeitung, ein wenig verbreitetes und ſonſt kaum genanntes Blatt, in dem ein Herr von S. mit arger Befangenheit, aber unverkennbar redlichem Willen ſeinen langen verhaltenen Unwillen gegen die Partei des Rückſchrittes ausſchüttete, die jetzt darauf ausgehe, die Meinung durch ein Gewebe nicht einmal geſchickt zuſammengefügter Trugſchlüſſe zu berücken und zu verwirren. Alle übrige Blätter begnügten ſich entweder, ſtatt jeder Widerlegung, alberne Lügen in Umlauf zu ſetzen, wie die hundertmal wiederholte, daß ich meine Geſinnungen für irgend eine bald höher, bald niedriger angegebene Summe Geldes verkauft habe.... Ich hoffe, daß man mich keiner allzu ſträflichen Anmaßung zeihen wird, wenn ich bekenne, daß ich gewiß war, mit ſolchen Gegnern ohne übergroße Anſtrengung fertig zu werden. Eine blos referirende Zeitungsſchau mit wenigen erläuternden Bemerkungen würde ihre Wirkung ſchwerlich verfehlt haben. Aber es war mir nicht geſtattet, ein Exempel zu ſtatuiren. Herr von Arnim äußerte mir bereits am 29. Juni, ehe noch die erſte Nummer der allgemeinen preußiſchen Zeitung ausgegeben war, den Wunſch, daß ich meine Thätigkeit nicht übereilen, ſondern vorerſt mich darauf beſchränken möge, „das Terrain genauer kennen zu lernen," da ein paar vorausgeſchickte kleine Aufſätze in der preußiſchen Staatszeitung zwar zum Theil gefallen, zum Theil aber doch — durch die darin ausgeſprochene Billigung des Petitionsweſens — Bedenken erregt hätten. Herr Geheimerath Bitter, an den ich zunächſt gewieſen war, hatte eine Reiſe nach Poſen gemacht und bemerkte mir nach ſeiner Rückkehr ganz naiv, daß es der Stellung der preußiſchen Zeitung nicht angemeſſen ſei, ſich in eine Journalpolemik einzulaſſen.

Es liegt außer meinem Plane, die Geſchichte der allgemeinen preußiſchen Zeitung und meiner von Anfang gelähmten, keinen Augenblick freien und bald völlig auf nichts zurückgebrachten Thätigkeit für dieſelbe in allen ihren Einzelheiten zu erzählen; es würde dadurch für jetzt nach keiner Seite das Geringſte genützt und höchſtens eine am Scandal ſich erfreuende Neugierde befriedigt werden. Für meinen gegenwärtigen Zweck genügt es, wenn ich ſage, daß ſelbſt die

doch wahrlich nichts weniger als vortheilhaften Bedingungen, die mir sehr ungroßmüthig aufgenöthigt waren, nicht gehalten wurden, und daß ich während der ganzen Dauer meiner geschäftigen — Nichtbeschäftigung bei der allgemeinen preußischen Zeitung* es mit einem Gemische der niedrigsten und erbärmlichsten Leidenschaften zu thun hatte, denen ich, gegen hinterrücks geführte Streiche nicht gewaffnet, nothwendig erliegen mußte."

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Weimar.

Volksfest. — Weimar'sches Leben. — Rabenväter. — Sehenswürdigkeiten. — Schauspieler Graff. — Zwei Anekdoten über Göthe. — Göthe's Wohnhaus. — Schiller's Haus. — Schiller'sches Autograph. — Fürst Pückler-Muskau. — Raupach. — Franz Schuselka.

Wenn jetzt ein Fremder an einem schönen Nachmittage nach Weimar kommt, so findet er die Straßen unserer Residenz noch stiller und ruhiger als gewöhnlich; wendet er den Fuß einige Hundert Schritte außer dem Weichbild der Stadt, so meint er nicht blos, daß ganz Weimar, nein, er kommt auf die Idee, daß ganz Thüringen auf der Wanderschaft sich befinde. Das Vogelschießen hat begonnen, und der große Platz vor dem Schießhause, wie die Allee

„Faßt nicht die Zahl der Gäste,
Die wallend strömen zu dem Wunderfeste."

Es ist etwas Eigenthümliches um diese Volksfeste. Wie gerne stürzt man sich in dieses summende Gewühl und läßt sich fortreißen von dem bunten Treiben der Menge. Hier geht die hübsche Thüringerin in ihrer sonderbaren Landestracht, mit der riesigen Federnmütze, ähnlich dem Kopfschmucke der peruanischen Häuptlinge, und dem breiten wallenden Bandschleier, verfolgt vom schlanken Offizier, der das Herz unter dem hochwattirten Busen für die ländliche Schöne schneller schlagen fühlt; der Staatsmann und der schlichte Bürger sitzen in friedlicher Eintracht neben einander in einer der vielen Wurst- und Punschbuden, lassen die drängende Menge vorüber passiren, oder ergötzen sich an den Seiltänzerkünsten, die eine wandernde Bande auf freiem Felde zum Besten gibt. Ein Rabenvater läßt sein neunjähriges Kind, ein hübsches blondes Mädchen, auf einem thurmhoch gezogenen Seile auf- und abwandeln. Es erregte in mir ein unbeschreibliches Grauen, als ich das arme liebliche Wesen von der schwindelnden Höhe herab dem gaffenden Volke Küsse zuwerfen sah. Wie viel Prügel und Mißhandlungen von der Hand des rohen Vaters mag die Bedauernswerthe erduldet haben, ehe sie zu dieser Kunsthöhe gemartert

wurde? Welcher Zukunft reift die Unglückliche entgegen? Wie kann eine vernünftige Behörde die öffentliche Zurschaustellung einer solchen Barbarei dulden? In Frankreich wurde vor Kurzem ein Vater vor den Assisen freigesprochen, der einen Mann todt geschlagen, welcher ihm sein Kind geraubt und zu diesem Handwerk abgerichtet!

Wenden wir unsere Blicke auf die andere Seite, hier stehen eine Unzahl Buden mit Sehenswürdigkeiten: eine Menagerie, in der wir einen Elephanten sehen können, welcher von einer Kuh geboren wurde. Der Eigenthümer versichert in der Ankündigung auf seine Ehre, daß hier „keine Täuschung" obwalte. Nebenan ist eine bildliche Darstellung der neuesten Weltereignisse zu sehen: Die Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier **1844**, sammt den dadurch erfolgten wunderbaren Heilungen; Johannes Ronge, „der edle Streiter für Gott und Wahrheit" **1845**; das Innere einer Inquisitionssitzung, die neuesten Begebenheiten in Leipzig u. s. w. Gleich neben an zeigt ein sehr hübsches Mädchen die Kunst der Wahrsagung, indem sie Jedem aus der Hand erklärt, wie alt er sei, ob ledig oder verheirathet u. s. w. Die feurigen Blicke der Schönen lassen Euch vermuthen, daß sie Euch noch manch' interessantes Geheimniß unter vier Augen anzuvertrauen habe, ein verstohlener Händedruck, mit dem Ihr entlassen werdet, gibt dieser Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit. In den vielen improvisirten Gast- und Kaffeehäusern lassen eine Unzahl Harfenmädchen ihre meistens nicht sehr lieblichen Stimmen ertönen, in den nächsten Buden wird gegen einen Einsatz von **18** Pfennigen Lotto gespielt; in früheren Jahren war auch im Schießhause, im sogenannten gelben Zimmer, der Teufel des Hazardspieles losgelassen; heuer wurde den Bankhaltern, Dank der Regierung, ihr Treiben verboten.

In dem Gewächshause des eine halbe Stunde von der Stadt liegenden Lustschlosses Belvedere blüht jetzt eine prachtvolle Aloe und in den Parkanlagen kann man den gewaltigen schaftenblättrigen Streitkolbenbaum (Casuarina equisitifolia Lin.) bewundern, der im Jahre **1809** als zwei Fuß hohe Samenpflanze von den Südseeinseln hierher gebracht wurde und seitdem sich prachtvoll und stark entwickelte. Im Lustschlosse selbst ist noch das Werk einer Laune Herzog Ernst's (**1740**) sichtbar, ein „Tischlein deck dich," welches, durch eine einfache Maschinerie geleitet, in die Tiefe sank, um die zärtlichen Rendezvous des verliebten Fürsten vor jedweder Aufpasserei und unwillkommener Unterbrechung der Dienerschaft zu sichern, ohne daß er deshalb den Tafelfreuden zu entsagen brauchte, indem der Druck einer Feder den in den untern Räumen bereit stehenden Domestiken die Befehle zuführte, welche diese natürlich immer rasch in's Leben treten ließen. — Ueberhaupt mahnt uns jeder Schritt hier an Weimars klassische Zeit und an die „Asche ausgebrannter Sterne." Eines der ehrwürdigsten Erinnerungszeichen an diese glänzende Periode ist der noch lebende Schau-

Digitized by Google

Kirche, sind die ersten Glocken von Gotha, 4 St. schon Mittelalter, die 5. von Reichenbach v. J. a. Mark. Die Anlage der Kirche ist ganz einfach, ein Langhaus mit Chor und Thurm, Portalbau von Jahr 1740 (v. 1742), ist ein recht hübscher Barockbau, ein in 4 Stock gegliedert, mit reicher Sandsteinplastik, Wappen, Figuren, Ornamenten, Inschriften, Sprüchen und Bibelversen, Jahreszahlen.

Das Innere ist ganz einfach, Langhaus mit Emporen, Chor gegen die Schiffhöhe und bei derselben Breite. Die Emporen ist ein Hufeisen, Orgel und Kanzel stehen an der Chorwand. Die Kanzelwand ist Eichenholz (auch eine sehr schöne) mit Gold und Farben, Kanzel und Schalldeckel sind sehr reich, Schnitzwerk, Gold und Farben, Figuren, Ornamente, Inschriften, Sprüche und Bibelverse, alles in Gold, Schwarz und Farben. Die Kanzel ist ein Prachtstück, ein Meisterwerk der Holzschnitzerei, ein „Gesamtkunstwerk" in mittlerem, ja fast in großem Stil. Die Orgel ist ein Werk von Trebs, Gotha, 1888, 26 reg., auf der 2. Empore. Die Orgel ist ein Werk, das in Bau und Klang sehr gut ist, aber nicht ganz dem Raume entspricht

Eine liebe Hoffnung, nämlich die auf Erlangung eines Schiller'ſchen Autograph iſt mir leider zu Waſſer geworden. So häufig man hier noch Handſchriften von Göthe und Herder findet, ſo ſelten ſind Schiller und Wieland geworden. Ein vier Seiten langer eigenhändiger Brief Schiller's wäre noch zu haben, jedoch der Beſitzer verlangt dafür 15 Louisdors und — ſo hängen die Trauben zu hoch.

Seit einigen Wochen wohnt hier Fürſt Pückler-Muskau, der dem Vernehmen nach ſeinen bleibenden Aufenthalt in Weimar zu nehmen gedenkt. — Geſtern iſt Raupach in ſeiner ganzen Unliebenswürdigkeit hier angekommen. Er gedenkt ſich und Andere acht Tage hier zu langeweilen. — Der ſeit fünf Monaten in Jena lebende Wiener Schriftſteller Dr. Franz Schuſelka hat ſeinen Paß von der öſterreichiſchen Polizei nicht erneuert und ſomit die Weiſung bekommen zurückzukehren, da er durch ſeine beiden letzten Schriften („Die Jeſuiten in Deutſchland und Oeſterreich" und „Mittelmeer" u. ſ. w.) die öſterreichiſchen Cenſurgeſetze übertreten und die geiſtliche Partei ſich auf den Hals gehetzt hat. Schuſelka war geſtern hier, um beim Miniſter des Auswärtigen den Aufſchub ſeiner Ausweiſung nur auf ſo lange zu bewirken, bis er das Reſultat der von ihm beim Polizeipräſidium in Wien bereits gethanen Schritte erfahren wird. — Dieſer Aufſchub wird ihm wahrſcheinlich gewährt werden.

II.

Aus Cöln am Rhein.

Das Geſetz über die Gemeindeordnung. — Enttäuſchungen. — Das Schutzzollſyſtem. — Was die Zeitungen nicht erwähnen dürfen. — Wie man ſich lächerlich macht. — Das Geſchenk der Königin Victoria. — Aufgabe für Maler. — Die Kunſtausſtellung und der Kunſtſinn.

Preußen iſt um ein Geſetz reicher geworden — die Gemeindeordnung für die Rheinprovinz, datirt aus Sansſouci vom 23. Juli, iſt uns aber erſt am 3. September bekannt geworden. Wie viele Erwartungen ſind getäuſcht, denn wir ſind mit dieſer neuen Gemeindeordnung um keinen Schritt weiter gekommen. Die Bürgermeiſter werden von der Regierung eingeſetzt und ſtehen in den meiſten Gemeinden unter dem Landrathe; ſind alſo königliche Beamte, welche die Gemeinde beſoldet. Bei Städten, die mehr als 10,000 Bewohner haben, behält ſich der König die Ernennung des Bürgermeiſters auf Vorſchlag der Regierung vor. Die Beigeordneten hat die Regierung ebenfalls zu ernennen, wie denn überhaupt das ganze Gemeindeweſen unter der ſtrengſten Vormundſchaft der Regierung ſteht. Es hängt vom Gemeinderath ab, ob er ſeine Verhandlungen veröffentlichen will, oder nicht — wir ſind alſo in dieſer Beziehung auch nicht weiter, als wir waren, und es fragen ſich Viele, ob es bei dergeſtalter Sache wohl der Mühe gelohnt, ſo viele Petitionen einzureichen, um eine

Digitized by Google

Neuerung, die uns nur Bestehendes in etwas umgemodelter Form gebracht hat. — Was die Leute von dem Schutzzollsystem erwarten, wenn vielleicht den Bitten und Gründen so vieler Provinzen des Staates endlich Gehör wird, wenn die theoretischen Staatsökonomen à la Say und Smith & Comp. vor der gesunden Praxis einer vernünftigen Empirik die Segel streichen müssen, dies könnte auch leicht nur wieder etwas Halbes sein. Wie hier die größere Menge der Kaufleute und Industriellen über diese Frage denkt, findet man am klarsten ausgesprochen in dem am 28. August d. J. in einer Plenarsitzung unsrer Handelskammer gehaltenen Vortrag von Gustav Mevissen, Director der Rheinischen Eisenbahn, welcher denselben als Manuscript für seine Freunde hat drucken lassen. Schlagend sind hier die Gründe für eine weitere Ausdehnung des Schutzzollsystems entwickelt von theoretischem wie vom praktischen Gesichtspunkte. Wie wir vernehmen, dürfen unsere Zeitungen dieses Vortrags mit keiner Sylbe erwähnen, nicht einmal den Namen des Verfassers nennen. Dies Verbot soll vom Oberpräsidium ausgegangen sein. Man erwartet auch für unsere Provinz geschärftere Censurinstructionen — als wenn dieselben nicht schon scharf genug wären! — Verwichenen Dienstag haben sich hier einige Leute lächerlich gemacht, wie dies denn überhaupt nichts Seltenes, da bei uns Viele an der Großmannsucht leiden und jede Gelegenheit vom Zaune greifen, um sich nur bemerkbar, um ihre Namen genannt zu machen. Es hatten sich patriotisch gesinnte Bürger — mit diesem Ehrentitel nämlich hatten sie sich in der Zeitung gebrüstet — versammelt, um eine Adresse an die Königin von England zu besprechen, in der Absicht, derselben die 3500 Thaler, welche sie bei ihrer Anwesenheit dem Dombau zukommen ließ, aus freiwilligen Beiträgen gesammelt, zurückzuschicken, und zwar, darüber waren die Patrioten noch nicht einig, entweder zum Besten einer anglikanischen Kirche oder für die Nothleidenden Irlands. Die Adresse war vorgelesen — als sich ein Polizeicommissar einfand und den Patrioten andeutete, daß die Versammlung sofort aufzuheben, indem dieselbe eine unerlaubte. Als der Secretär der Versammlung, ein Herr Raveaux, dem Commissar die Frage stellte, wer ihm die Befugniß zu diesem Verbot gegeben? drehte sich dieser um mit dem Worte: „Gensdarmen" und sogleich traten einige Gensdarmen und Polizisten in den Saal, bei welcher Erscheinung der Patriotismus über Hals und Kopf die Thür suchte, indem ruchbar geworden, daß vor dem Hause eine Abtheilung Soldaten stand, um nöthigenfalls die Polizei zu unterstützen. Der ganze Vorfall ist lächerlich und erwähnen wir desselben nur eben deswegen. Die Mehrzahl der Anwesenden war von der Neugier gelockt. — Gestern Abend traf die Königin von England auf ihrer Rückreise hier ein und zwar mit ihrer eigenen Dampfyacht. Sie stieg in Deutz ab, und war auch eine Menge Neugieriger auf

der Rheinbrücke und am Ufer verſammelt, ſo hörte man doch nicht einen Laut; es war als wenn die Todtenſtille befohlen oder bezahlt worden, denn Schreier gibt es ſonſt bei ſolchen Fällen immer die Hülle und Fülle. Während ſelbſt der gemeine Mann für unſere Königin ſchwärmt, jeder mit der höchſten Verehrung von ihr ſpricht, ſind die drolligſten Anekdoten über die britiſche Majeſtät im Umlauf und würde der Punch ſich den reichſten Stoff zu den poſſirlichſten Zerrbildern bei uns über ihren Aufenthalt am Rhein ſammeln können. Es wundert uns, daß John Bull keine Zeichner an den Rhein geſchickt hat, da die engliſche Preſſe doch ſonſt doppelt und dreifach ihre Reporters herübergeſandt hatte. Man hat es ſich etwas koſten laſſen, und würden im Nothfalle auch hieſige Zeichner dem Punch ausgeholfen haben. — Verſchiedene Maler ſind beauftragt, die Hauptmomente der Feſtlichkeiten, die einzelnen Gemächer und Partien der Schlöſſer Brühl und Stolzenfels zu zeichnen und in Aquarell auszuführen, wie man glaubt, für ein Album der Königin von England. — Bei jedem Beſuche unſrer Kunſtausſtellung findet man immer mehre Kunſtwerke mit dem dem Künſtlern ſo ſüß klingenden Wörtlein: „angekauft" bezeichnet. Von Privatperſonen iſt noch in keinem Jahre ſo viel gekauft worden, ein Zeichen, daß der Kunſtſinn hier immer lebendiger wird, daß die Künſtler überhaupt hier gute Geſchäfte machen. Der hieſige Kunſtverein zählt auch über 2000 Mitglieder, à 5 Thaler die Actie, und kann daher auch immer für 8000 Thaler ankaufen. Viele der beſſern nicht angekauften Bilder haben ihre Beſtimmung nach der Leipziger Kunſtausſtellung. Wir haben auch die, ſeit Mitte Auguſt und bis zum 6. October dauernde, Kunſtausſtellung in Brüſſel beſucht, die glänzend zu nennen iſt, da Medaillen und Orden in Ausſicht ſtehen. Sie beſitzt auch bei manchem Mittelgute viel des Ausgezeichneten, wozu wir mit einer wahren Freude ein paar Arbeiten deutſcher Künſtler zählen.

III.

Aus Hamburg.

1.

Die Leipziger Nachrichten. — Politiſche Preſſe. — Der „Hamburger Correſpondent." — „Die Nachrichten." — „Die Börſenhalle." — „Neue Zeitung." — Vergünſtigung der „Neuen Hamb. Blätter." — Ein neues Blatt. — Königliche Gäſte. — Königliche Paſſion.

Die erſte Kunde der Leipziger Auguſtvorfälle kam uns aus Bremen zu. Merkwürdig genug, ſind die beiden dortigen Zeitungen über alle wichtigen Tagesbegebenheiten gewöhnlich um 24 Stunden früher unterrichtet, als die hieſigen Journale, welche beſonders die Weſerzeitung unabläſſig als willkommene Vorrathskammer für Originalcorreſpondenznachrichten benutzen. Auch aus Hamburg hat dieſes tüchtige

Digitized by Google

Journal vor allen deutſchen Zeitungen wohl die regelmäßigſten und mannichfaltigſten Mittheilungen. — Unſere eigene politiſche Preſſe geht noch immer den altgewohnten Gang. Der Hamb. Correſpondent kümmerte ſich um keinerlei Angriffe und man muß, mag man nun ſeine Richtungen theilen oder nicht, wenigſtens die Beharrlichkeit loben, mit der er ihnen treu bleibt. Leute, die ihn nicht(!) kennen, glauben am Ende, er bringe nur Mittheilungen im conſervativen Sinne. Keineswegs. Runkel's Prinzip ſcheint(!) vielmehr, die verſchiedenſten Nüancen der Auffaſſung eines Ereigniſſes in ſeinem Blatte wiederzuſpiegeln. Von Preußen und Hannover aus wird daſſelbe häufig zu offiziellen und berichtigenden Mittheilungen benutzt, welchen natürlich die Spalten mit Bereitwilligkeit überlaſſen werden. In Mecklenburg und Hannover iſt der Correſpondent Landeszeitung; hier am Orte wird er in den Häuſern verhältnißmäßig nicht ſtark geleſen, da das Hauptintelligenzblatt „Die Nachrichten" gleichfalls eine politiſche Ueberſicht bringen. Originalcorreſpondenzen dürfen ſie nicht geben, ſind auch durchaus nicht bekümmert deshalb, denn die Auflage beträgt jetzt ohnedies nahe an 7,000 Exemplare. — Die „Börſenhalle" iſt für den hieſigen, wie auswärtigen Kaufmann von großem Intereſſe; es iſt ein Blatt, welches an einem ſoliden Stamme ſitzt und wahrſcheinlich in eine ferne Zukunft hineinwachſen wird. Von der „Neuen Zeitung" glaubt man das hier nicht, obwohl ſie von unſern politiſchen Organen gewiß die meiſte Geſinnung hat, welche denn auch der Anerkennung nicht entbehrt. In Mecklenburg und Holſtein zählt die „Neue Zeitung" eine nicht geringe Leſerzahl. Die ganze Auflage wird übrigens wenig mehr als 6—700 Exemplare betragen. — Vor einiger Zeit war einmal von der Gründung eines neuen politiſchen Journals hier die Rede. Das Project zerſchlug ſich jedoch wieder, eh' es noch zur eigentlichen Reife gekommen, wahrſcheinlich war Conceſſionsverweigerung die Klippe, an welcher es ſo ſchnell geſcheitert iſt. Nur für politiſche Blätter giebt es hier Conceſſionen und Privilegien. Belletriſtiſche können nach Luſt und Belieben erſcheinen; die, welche Hamburger Local-Angelegenheiten zur Beſprechung bringen wollen, zahlen für jedes Exemplar ihrer Auflage drei Pfennige oder den vierten Theil eines Schillings. Nur eines dieſer Blätter iſt durch beſondere Vergünſtigung von dieſer Verpflichtung ausgenommen, nämlich die „Neuen Hamburger Blätter," welche als directes Organ der patriotiſchen Geſellſchaft zu betrachten ſind. Viele Mitglieder derſelben ſind zugleich Senatoren, Oberalte, ſogar Bürgermeiſter und Syndici — und ſo erklärt, nicht aber rechtfertigt ſich jener Vorzug. — Da die Grenzboten erſt vor Kurzem einen Artikel über unſere Journaliſtik brachten, will ich, mag er auch mit meinen eigenen Anſichten nicht völlig übereingeſtimmt haben, bereits Bekanntes hier nicht wiederholen. Neu hinzugekommen iſt ſeitdem ein Organ der Vorſtadt St. Pauli. Der „Bürgerfreund" betitelt,

woran G. Werner, der mit einem eigenen Journal ſchlechte Förderung fand, regen Antheil nimmt, und es vielleicht dem Zuſtande der Unbedeutendheit zu entziehen vermag.

Nicht die ohnedies hinlänglich geſegneten Rheingegenden allein ſollen von königlichen Beſuchen geehrt werden. Auch Hamburg, das republikaniſche Hamburg, wo die gekrönten Häupter ſonſt gewöhnlich nur im ſtrengen Incognito ſich aufzuhalten pflegen, ſieht jetzt majeſtätiſchen Gäſten entgegen. Das däniſche Königspaar wird, mit zahlreichem Gefolge, in den nächſten Tagen hier erwartet. Es iſt das zweite Mal, daß der jetzige Souverain von Dänemark Hamburg mit ſeiner Anweſenheit beglückt. (Bekannter Zeitungsſtyl.) Unſere Theaterdirectoren und unſere Kuchenbäcker freuen ſich beſonders lebhaft auf ſeine Ankunft. Erſtere, weil ſie das Haus bei ſeinem Beſuche ſehr gefüllt, Letztere, weil ſie es muthmaßlich ſehr geleert ſehen werden. Es iſt nämlich bekannte Thatſache, daß Se. Majeſtät von Dänemark ein leidenſchaftlicher — Kuchenliebhaber ſind.

2.

Der Empfang des däniſchen Königs. — Erinnerungen an das Hamburger Feuer. — Empfang in Altona. — Studentenbeifall. — Die Leipziger Ereigniſſe durch das Fernrohr. — Eine myſtiſche Perſon.

Unſer königlicher Gaſt iſt wieder fort. Ihm mögen wohl die allerhöchſten Ohren etwas geſchmerzt haben bei dem unabläſſigen Hurrahgeſchrei, welches ihn hier maltraitirte, wo er ſich zeigen mochte. Daß die Hamburger dem Könige von Dänemark erkenntlich ſind, iſt ganz in der Ordnung. Er war, als ihr unmittelbarer Nachbar, auch der erſte von allen Fürſten, welcher ihnen eine ſelbſt für einen Herrſcherbeutel namhafte Spende von 50,000 Thaler überſandte. Begleitet war dieſelbe von einem Schreiben, worin ſich der theilnehmende Privatmann mehr als der König kundgab und worin der letztere die ſehr richtige Bemerkung machte, „daß er den Wohlſtand und das Glück der Nachbarſtadt und deren Bewohner als eng und unzertrennlich verbunden mit denen ſeiner eigenen Staaten betrachte.“ — Alſo, die Hamburger ſind dem König von Dänemark wahrhaft verpflichtet, aber zwiſchen einem herzlichen Empfang, wie er ihm gebührte, und einem halbnärriſchen Paroxismus der Begier, ihn zu ſehen, ihn mit Hurrahgeſchrei zu betäuben, die Hüte und Mützen zu ſchwenken, iſt doch wohl ein Unterſchied zu machen. Die intereſſanteſten Momente der Gegenwart des Königs waren zunächſt der Empfang am Altonaer Thore, von wo die Equipage durch die mit dichtgedrängten Zuſchauermaſſen angefüllten Straßen zum feſtlich erleuchteten Stadttheater fuhr, dann der Eintritt in die reich decorirte Loge, worauf ſich Alles in den Rängen erhob und ein dreimaliges Lebehoch ausgebracht wurde; endlich die Zurückfahrt nach Altona durch glänzend illuminirte Straßen, wo es bis tief in die Nacht hinein lebendig blieb. — Am näch-

Digitized by Google

ſten Abend brachte die ſkandinaviſche Geſellſchaft dem Könige einen Fackelzug mit Muſik, als er bei ſeinem Miniſterreſidenten auf der Esplanade verweilte. Der Monarch ſprach vor der Thür des Hauſes den Landsleuten auf Däniſch einige recht paſſende, hübſch geſetzte Worte zu. Den 150—200 Dänen und Schweden hatten ſich die Hamburger wiederum en masse angeſchloſſen und der Enthuſiasmus für den fremden Herrſcher brannte noch immer lichterloh. Doch hat dergleichen im romantiſchen Halbdüſter der Nacht immer einen liebenswürdigern Anſtrich als bei voller Tageshelle. — In Altona, wo natürlich die Illumination und der Straßenlärm auch nicht fehlte, ſoll der erſte Empfang nicht eben exaltirt ſtürmiſch geweſen ſein. Der König erſchien hier nicht als Wohlthäter und Gaſt, ſondern als Stadtoberhaupt und bei aller Wärme der ihm dargebrachten Huldigungen mochte wohl auch ein dunkles politiſches Gefühl in Manchem erwacht ſein und die Verweigerung der Eiſenbahn nach Lauenburg, namentlich aber das Fahnenverbot — bei der Illumination am 10. Septbr. ſollen die ſchleswig-holſteiniſchen Farben irgendwo im Transparent erſchienen ſein — hat in den Becher der Freude leicht auch einige Wermuthstropfen miſchen können. — Fama erzählt auch, daß ein paar Kieler Studenten bei der Vorſtellung von „Stadt und Land" im Altonaer Stadttheater, welcher der König beiwohnte, dem allgemeinen Hurrahruf einige Mißlaute einverleibt haben, worauf jedoch ein unmittelbares, nicht allzu ſanftes Hinauswerfen erfolgt ſei. Ich erzähle dies, wie es mir berichtet worden, ohne jedoch die ehrenwerthe Univerſität Kiel und ihre Burſchenſchaft irgendwie verletzen zu wollen.

Die Art, ſich einen Spaß zu machen, variirt tauſendfach, wie hinlänglich bekannt. Davon haben auch die trübſeligen Leipziger Vorfälle uns wiederum den Beweis verſchafft. Sie ſtaunen? Sie können nicht begreifen, wie etwas ſo blutig Ernſtes auch mit dem Spaßhaften verbunden ſein könne? Und dennoch iſt es ſo. — Die Ruhe war ſeit geraumer Zeit wieder bei Ihnen hergeſtellt, als ſich plötzlich in ganz Hamburg das Gerücht verbreitete, in Leipzigs Straßen wäre eine wahre Blutüberſchwemmung, Militär träfe von allen Seiten ein, ein Kampf auf Tod und Leben ſei zwiſchen den Bürgern und dem Militär entbrannt u. ſ. w. Einigen Senatoren wurde dieſe Schreckensnachricht von einem umherfahrenden Herrn mit äußerſt aufgeregter Miene und bona fide mitgetheilt, Herr von Hoſtrup, Herausgeber der „Börſenhalle," wurde von eben Demſelben dringend aufgefordert, die Schreckenspoſt ohne Verzug in ſeinem Abends erſchienenen Blatte mitzutheilen, weigerte ſich aber entſchieden, weil ja noch jede offizielle oder briefliche Beſtätigung fehle. Und dieſe blieb denn auch natürlich aus. Schon am nächſten Tage zeigte es ſich, daß der ganze blinde Lärm durch ein einzelnes Individuum veranlaßt war, welches ſich hier unter mancherlei literariſchen Titeln ſeit einigen Wochen aufhielt. Es

ist ein Herr St., welcher vor Kurzem dem Intendanturrath Röchy in Braunschweig erzählte, er sei als Dramaturg und Uebersetzer französischer Stücke an das Hamburger Stadttheater berufen. Ich weiß nicht, ob das möglich ist oder nicht, aber im Directionsbureau hatte jener Herr einen Brief aus Leipzig vorgelesen, den er von seinem Vater erhalten haben wollte und dessen fingirter Inhalt sich dann vom Theatergebäude erstaunlich schnell durch Hamburg verbreitete. — Welche Absichten jenen Mann bei seiner Lüge geleitet haben mögen, darüber hörte ich Muthmaßungen seltsamer Art, die sich jedoch zur öffentlichen Mittheilung nicht eignen. Die Sache selbst ist in hiesigen Journalen mehrfach und natürlich nicht zur Ehre des aus Riga eingewanderten Literators besprochen. François Wille wollte gar einen politischen Mouchard in dem Biedermann finden. So weit geht mein Verdacht nicht.

IV.

Aus Grätz.

Das stille Ländchen. — Thaliatempel. — Erwerbsquellen und Verwaltung. — Uebergriffe des Clerus. — Eine Beichte. — Der Bischof. — Die Franciskaner. — Allzueifrige Predigt. — Die Aufgabe der Censur.

Die Steiermark gilt in der Regel für ein stilles Ländchen, von dem das Sprüchwort von den besten Frauen seine Richtigkeit habe, denn nur dann und wann läßt sich eine Stimme aus unsern Bergen vernehmen, die in ihrer patriotischen Schüchternheit wenig mehr als von der Vortrefflichkeit des Franzensdenkmals, der neuen Kettenbrücke und dem Reichthum des Johanneums zu erzählen weiß. Am Hitzigsten ging es noch her, als man sich in einheimischen und auswärtigen Blättern über die Sprachfrage: „Grätz oder Graz" mit großer Erbitterung herumzankte und dabei wieder die alte Wahrheit sich herausstellte, daß der deutsche Gelehrte nicht anders in's Feuer zu bringen sei, als durch die polemische Behandlung irgend eines philologischen oder abstracten Gegenstandes. Auch ich könnte, wie die übrigen Zeitungsbriefsteller der friedlichen Murstadt, mit einem ganz unverfänglichen Thema beginnen und die Pracht und Eleganz des durch die Munificenz der steiermärkischen Landstände restaurirten Tempels der Thalia mit breiten Worten schildern, die Decoration des Saales, die Malerei des Plafonds und die Kunst des wackern Ottavio Cadeseca preisen, der sich in dieser geschmackvollen Verzierung der schöngebauten Musenhalle ein Denkmal gesetzt hat, das mehr artistischen Werth hat, als die in Idee und Ausführung mißlungene Franzensstatue von Marchesi in Mailand. Allein ich will einmal eine Ausnahme machen vom Handwerksspruch der hiesigen journalistischen Berichterstatter und dem Leben etwas tiefer auf den Grund schauen, damit es sich zeige, ob denn wirklich in unsern Thälern Milch und Honig fließe und die

Digitized by Google

Alpenidylle durch keinen Schrei der Leidenſchaft, durch keinen Mißton der Oeffentlichkeit getrübt werde.

Da weiſt es ſich denn bald, wie wenig auf uns das Sprüchwort von dem in lieblicher Häuslichkeit glücklich und ſtill waltenden Weibe Anwendung findet. Jeder, der hier lebt, weiß zur Genüge, wo der Schuh drückt. Nicht über Pauperismus haben wir zu klagen, denn die Bevölkerung des Berglándchens erfreut ſich bei geringem Wohlſtande einer angeſtammten Genügſamkeit und eines geſicherten Auskommens, ja die wachſende Frequenz des Schienenweges, der jetzt die Provinz in ihrer ganzen Länge durchſchneidet, zieht manche Erwerbsquelle in's Land und bringt tauſendfachen Segen; die Verwaltung iſt milde und wo die gutsherrliche Gewalt auch mitunter ſchroff und eiſern eingreifen mag, da weiß die Humanität und der bewährte Takt des aufgeklärten Staatsmannes, der an der Spitze der Provinzialregierung ſteht, die Extreme zu vermitteln und das geſtörte Gleichgewicht wieder herzuſtellen.

Worüber wir uns in Wahrheit zu beklagen haben, das ſind die hierarchiſchen Uebergriffe, der mit jedem Tage wachſende Geiſt des Ultramontanismus, der in unzeitigem Fanatismus überſchlagende Pflichteifer des Clerus, deſſen Gebahren ſelbſt die Autorität der weltlichen Behörden zu übergipfeln droht. In einem Dorfe bei Hartberg geriethen die Bauern in offene Gährung, weil der dortige Pfarrer, mit der einfachen Beichte einer Braut nicht zufrieden, noch ein zweites Beichtbekenntniß verlangte und die Braut bis neun Uhr Abends im Beichtſtuhl behielt. Die Einwohner ſtürmten die Kirche und begingen allerlei Unfug in dem Gotteshauſe, ſo daß Militär einrücken mußte, um die geſtörte Ordnung wieder herzuſtellen. Doch nicht etwa blos einfältige Landgeiſtliche, welche oft nicht den Verſtand beſitzen, um die Grenze zu erkennen, welche ſie nicht, um größeres Aergerniß zu vermeiden, überſchreiten ſollen, geben Beiſpiele ſolcher Uebergriffe prieſterlicher Macht, der Herr Biſchof Z*******, ſchon in L***, ſeinem frühern Sitze, ſehr unpopulär, geht der niederen Geiſtlichkeit durch ſein eigenes Verhalten gewiſſermaßen voran. Ein Mann wurde von ihm wegen Eheſachen in den Kirchenbann gethan und keine Vermittelung der Behörden konnte den halsſtarrigen Kirchenfürſten zum Nachgeben bringen. Möchte man doch in Wien am geeigneten Orte dieſe Angelegenheiten ja nicht zu gerinfügig betrachten, denn es ſetzt ſich hier in vielen Gemüthern ein tiefer Groll gegen die prieſterliche Anmaßung feſt, der leicht bittere Früchte tragen möchte! Schreiber dieſer Zeilen iſt ein Mann, der dem katholiſchen Glauben aus voller Seele ergeben iſt, aber im Intereſſe unſerer heiligen Religion muß man eine Disciplin ihrer Diener wünſchen, damit nicht die Feinde unſerer Kirche der gereizten Gemüther ſich bemächtigen. Energie iſt es, was man dem hierarchiſchen Gebahren gegenüber entfalten

muß, soll dieses in seine Schranken zurückgewiesen werden. Wie wir hören, soll der Herr Bischof, statt mit einem derben Verweis, mit der glimpflichen Andeutung davongekommen sein, daß er sich geirrt habe.

Die unter dem verstorbenen Kaiser aufgenommenen Franciskaner eines dritten Ordens, die sich in Südsteiermark festgesetzt haben, wollen fortan keine andere Autorität anerkennen, als die ihrer Obern, was fast einer Auflehnung gegen die Staatsgewalt gleichkommt. So weit ist es also unter uns gekommen, daß diese Mönche, welche anderswo ihre Rolle ausgespielt haben, hier der Regierung entgegenzutreten wagen.

Das ist nicht Alles; wie weit die Kühnheit bereits gehe, das beweist eine Predigt des gewesenen Professors Frindt, der in der Universitätskirche den versammelten Studenten, in deren Mitte die künftigen Gesetzkundigen und Beamten des Staates sich befinden, in demselben Augenblicke, wo sie in die Paragraphe des bürgerlichen Gesetzbuches und des kanonischen Rechts eingeweiht werden, in seinem Eifer fast an Majestätsbeleidigung streifende Aussprüche zu bieten wagte.

Wenn denn schon einmal Censur bestehen soll, so wende man sie auch auf Alle gleichmäßig an und gestatte solchen Geistern nicht ein Maaß von Redefreiheit, das den hellsten Köpfen der Nation versagt ist. E. P.

V.

Aus Wien.

Uebelstände der neuen Eisenbahn. — Ursachen. — Paßeinrichtung. — Beethovenfest. — Bauernfeld. — Ein musikalischer und ein ministerieller Gast. — Buchhändlerversammlung. — Gutzkow. — Hofoperntheater. — Dr. Frankl. — Zeitungsprospectus.

Seit dem 1. September hat zwar der Verkehr auf der Eisenstraße zwischen hier und Prag begonnen, allein der Betrieb leidet an so vielen Gebrechen, daß das Publikum, wenn es so fortgeht, bald alle Lust verlieren muß, sich dieses Transportmittels zu bedienen, da nicht nur an keine feste Ordnung zu denken ist, sondern der Reisende mit großer Geringschätzung behandelt wird, indem man ihn stundenlang mitten auf der Bahn sitzen läßt, ohne daß er selbst nur erführe, warum er sich diese Verzögerungen gefallen lassen solle. Am schlimmsten kommen indeß die Eilfahrten der Postverwaltung dabei fort, denn da bisher noch alle Trains, welche um halb zehn Uhr Abends hier anlangen sollten, statt dessen um drei oder vier Uhr Nachts ankamen, so erleidet der ganze Postenzug, zumal gegen Osten und Süden, die empfindlichsten Störungen und während man hoffte, mittelst der Eisenbahnen eine vollkommen mathematisch berechnete Postbeförderung erzielen zu können, sieht man plötzlich, wie vollkommen im Vergleich der frühere Postenlauf gewesen. Die Schuld dieses Mißstandes liegt nun freilich

Digitized by Google

nicht in der Sache ſelbſt, ſondern in der Betriebsweiſe der durch Pachtvertrag mit der Leitung des Verkehrs betrauten Direction der Ferdinandsnordbahn, weshalb auch bereits von Seite des Hofkammerpräſidenten die nöthigen Einleitungen getroffen worden ſein ſollen, um entweder eine genaue Vertragserfüllung zu erzwingen oder das geſchloſſene Pachtverhältniß wieder aufzulöſen. Die Direction der Nordbahn ſucht den Grund in der Mangelhaftigkeit des von einem Theoretiker geleiteten Oberbaues, indeß Wohlunterrichtete die Urſache der beſprochenen Mißſtände darin finden wollen, daß die 40,000 Gulden, welche von Seite der Staatsverwaltung ausgeworfen worden waren, um das nöthige Betriebsperſonal mehrere Monate vor ihrer Verwendung bei der Staatseiſenbahn in Sold zu nehmen und auf der Nordbahn ſelbſt einzuſchulen, nicht die urſprüngliche Beſtimmung erhielten und ſomit meiſt unerfahrene und wegen ihrer Unerfahrenheit höchſt ängſtliche Leute beim Bahnbetrieb zwiſchen Ollmütz und Prag angeſtellt wurden. Wir haben bei dieſem Anlaſſe eine rühmenswerthe Anordnung der Regierung zu melden, welche darin beſteht, daß die Paßplackerei, die alle Wohlthaten der Eiſenbahnen verſchlingt, weſentlich gemildert iſt und es gegen Erlag von 1 Fl. Jedermann frei ſteht, ſich einen auf ein ganzes Jahr gültigen Paß nach Prag zu löſen.

Die Abgeſandten des Muſikvereins zum Beethovenfeſt in Bonn, Staatskanzleirath Vasque von Püttlingen und Dr. Schmidt, der Redacteur der hieſigen Muſikzeitung, ſind bereits zurückgekehrt, wiſſen aber von jener Nationalfeier gar wenig Rühmenswerthes zu erzählen. So einſtimmiges Lob man dem genialen Liſzt wegen ſeines rüſtigen und taktvollen Eingreifens in die Feſtangelegenheiten zollt, eben ſo einhellig erklingt der entſchiedenſte Tadel über das Benehmen des Feſtordners, Dr. Breidenſtein, dem Mangel an Urbanität und ein hoher Grad von Arroganz zur Laſt gelegt wird. Auch Bauernfeld iſt wieder hier, nachdem er Frankreich, England, Weſtdeutſchland und die Schweiz durchflogen und vielfache perſönliche Verhältniſſe angeknüpft, doch verweilte er nur kurze Zeit in der Hauptſtadt und machte einen Ausflug nach Ungarn.

Es befindet ſich gegenwärtig der königl. preußiſche Generalmuſikdirector Wieprecht in unſerer Mitte, welcher von Seite der preußiſchen Regierung nach Oeſterreich geſchickt wurde, um den Zuſtand der öſterreichiſchen Militärmuſik kennen zu lernen, um darnach Reformvorſchläge in Bezug auf die preußiſchen Regimentsmuſikbanden zu machen, von denen man behauptet, daß ſie die Vollkommenheit der öſterreichiſchen nicht erreicht hätten. Ein anderer fremder Gaſt, den wir in den nächſten Tagen erwarten und welcher gleichfalls von ſeiner Regierung abgeſendet ward, um in Oeſterreich beſondere Studien zu machen, iſt der Dr. Debrauz aus Paris, ein miniſterieller Journaliſt von Anſehen, dem es vergönnt war, dem Fürſten Staatskanzler auf

dem Schloſſe Johannisberg ſeine Aufwartung zu machen. Debrauz ſoll den Stand der Rechtsſtudien an unſeren Lehranſtalten beobachten, wenn nicht noch andere ſpezielle Aufträge damit verbunden ſind, denn in Bezug auf dieſen Gegenſtand dürfte die Miſſion ziemlich kärglich ausfallen, da unſere Univerſitätseinrichtungen nicht von der Art ſind, um die Rechtswiſſenſchaft von einem höheren Geſichtspunkte auffaſſen zu können und es iſt bezeichnend genug für den Geiſt unſerer Jurisprudenz, daß die Rechtsgeſchichte hier ein ganz junger Lehrzweig iſt und man ſich in der Regel mit der prinziploſen Einlernerei der Geſetzbücher begnügt, ohne eine kritiſche Erläuterung derſelben zu wollen und zu dulden.

Ueber die für den 15. Auguſt angekündigte Verſammlung der öſterreichiſchen Buchhändler kann ich noch nichts ſchreiben, aus dem ganz einfachen Grunde, weil ſie noch nicht ſtattgefunden und auf den 20. September verſchoben wurde. Sobald ſie geſchloſſen, werde ich nicht ermangeln, die Reſultate derſelben mitzutheilen. Sonſtige literariſche Neuigkeiten weiß ich in der That wenige, denn unſere beſten Köpfe ſind aus leicht begreiflichen Gründen ſparſam geworden in ihren Mittheilungen.

Im Hofburgtheater, deſſen innere Einrichtung in der letzten Zeit mancherlei wünſchenswerthe Verſchönerungen erhalten, ſoll nächſtens Gutzkow's „Dreizehnter November" in die Scene gehen, wenn nicht, wie das Gerücht ſpricht, die eben erſchienenen „Wiener Eindrücke" im dritten Bande von Gutzkow's geſammelten Schriften und das darin gefällte herbe Urtheil über den Fürſten Metternich eine andere Anordnung mit ſich bringt. Wenigſtens war das Stück bereits auf das Repertoire dieſer Woche geſetzt und iſt nun plötzlich wieder daraus verſchwunden. Aehnliches wird der zweiten Novität dieſer Bühne gewiß nicht widerfahren: wir meinen dem neueſten Luſtſpiel der Prinzeſſin Amalie von Sachſen: „Der Brief aus der Schweiz," welches hier unter dem Titel: „Der Majoratserbe" zur Darſtellung kommen ſoll.

Im Hofoperntheater, das ſich durch die Concurrenz des Theaters an der Wien glücklicherweiſe zu raſcherer Thätigkeit angeſpornt fühlt, hat man bereits dem von dort gegebenen Beiſpiele gefolgt und gleichfalls die Oper „Stradella" gegeben, welche den Namen Flotow's ſchnell populär machen wird, wenn ihr auch kein hoher Kunſtwerth beizulegen iſt. Man erwartet auch die ſchwediſche Nachtigall Jenny Lind auf Gaſtrollen bei erhöhten Eintrittspreiſen, was bis jetzt noch bei keiner Sängerin der Fall geweſen. Sie erhält 500 Gulden C.-M. für jeden Abend.

Dr. Frankl, der Redacteur der „Sonntagsblätter," unternimmt noch im Laufe dieſes Monats eine größere Reiſe nach Deutſchland, und begibt ſich vorerſt über München nach Stuttgart, um bei Cotta den Druck ſeines ſeit längerer Zeit vollendeten romantiſchen Epos:

„Don Juan d'Auſtria" zu beſorgen. Während ſeiner kürzern Abweſenheit führt Dr. Berger die Redaction des genannten Journals.

Von dem als „Gegenwart" unter Schuhmacher's Leitung wiedererſtandenen „Adler" des Dr. Großhoffinger erſcheint in den nächſten Tagen der Proſpectus, der große Dinge verſprechen ſoll, von denen wir nur wünſchen müſſen, daß ſie ſämmtlich in Erfüllung gehen mögen.

VI.

Aus Peſth.

Die Jubiläumsfeier des Palatins. — Induſtrielle Agitation. — Studentenſtreiche in Papa. — Die Regierung und der Schutzverein. — Ein unpopulärer Patriot. — Mäßigkeitsvereine. — Naturforſcherverſammlung. — Volkstheilnahme. — Ein unberufener Vertreter des Deutſchthums.

Wegen der bereits ſtark vorgerückten Jahreszeit hat man beſchloſſen, die auf den 22. September fallende Jubelfeier des Erzherzogs Palatins in dieſem Jahre nur offiziell zu begehen, und die volksthümliche, wahrhaft nationale Theilnahme auf das künftige Jahr zu verſchieben, wo ſodann im ganzen Lande Feſtlichkeiten ſtattfinden ſollen. Dazu hat man gefunden, daß das Jubiläum in dieſem Jahre ſich nicht auf den funfzigjährigen Beſitz der Palatinswürde beziehen könne, indem der Erzherzog dieſe nicht im Jahre 1795, ſondern 1796 erhalten hat, in dem erſtern Jahre aber den Namen eines Statthalters hatte, ſo daß die jetzige Jubiläumsfeier ſich mehr auf den Aufenthalt unſers greiſen Prinzen im Lande ſelbſt bezieht und das Jubiläum als Palatinus von Ungarn erſt im nächſten Jahre mit Recht gefeiert werden kann.

Die induſtrielle Agitation hat ſich ſo ziemlich verloren, wenigſtens in den Verſammlungen der legislativen und adminiſtrativen Corporationen, nur in den Köpfen der feurigen Jugend ſpukt die unbegriffene Idee noch immer und tritt oft auf eine andere ſehr unbehagliche Weiſe hervor. So waren auf der letzten Meſſe in Papa die deutſchen Kaufleute, zumal jene aus Wien, der Gegenſtand höchſt gewaltthätiger und ſträflicher Angriffe von Seite der Studentenſchaft. Papa, ſo unbekannt dieſer Name, iſt eine bedeutende Stadt von 20,000 Einwohnern mit großen Jahrmärkten und beſitzt eine Art Univerſität, welche blos von Reformirten beſucht wird. Die jungen Leute ſtürmten die Buden der ausländiſchen Kaufleute, die nach ihrer Anſicht das Verderben des Landes ſind, und mißhandelten nicht blos die Verkäufer, ſondern traten die Waaren in den Koth und verbrannten werthvolle Fabrikate durch reichlich ausgeſpritztes Vitriolöl, ſo daß der Schaden der Betroffenen ſehr beträchtlich ſein muß. Vergebens war die Anſprache der Profeſſoren und die Drohungen der Ortsbehörden und da ſich in Papa keine Garniſon befindet und die Sympathie der Einwohner auf Seite der Angreifenden war, ſo konnte

Digitized by Google

gegen die Verletzer des Gastrechts und die tölpischen Executoren des Volkswillens nicht sogleich eingeschritten werden. Doch wollen wir hoffen, daß dies nachträglich mit der ganzen Strenge des Gesetzes geschehen werde, damit es nicht dahin komme, die unverständige Rohheit der Jugend über den Schatz männlichen Fleißes gebieten zu sehen.

Seitdem die Regierung selbst, von dem ersten Schreck über den Schutzverein zurückgekommen, die Hand zur Verständigung bietet und Alles fördert, was den Flor und die industrielle Emporhebung des Landes bezweckt; hat die Agitation ihren Stachel verloren und man darf sich mit der Hoffnung schmeicheln, das naturgesegnete Ungarn in kurzer Zeit auch auf der Bahn des Gewerbfleißes höchst achtbare Fortschritte machen zu sehen. Die Regierung hat schnell, wie es sich gebührt, die Initiative ergriffen und eine Commission ernannt, welche sich lediglich mit der Berathung der Mittel und Wege beschäftigen soll, wie die inländische Industrie zu fördern und zu unterstützen sei. An der Spitze dieser Commission steht der bekannte Patriot Graf Szechenyi, an dessen Patriotismus indeß die meisten seiner Landsleute nicht mehr glauben wollen, indem er den nationalen Bestrebungen in der neuesten Zeit zu schroff entgegen trat, was ihm als Rache aus verletztem Ehrgeiz ausgelegt wird, weil er es nicht leiden mochte, daß die Bewegung ohne seine Beihilfe und Leitung ihren Fortgang nahm und jüngere Männer in der Volksgunst stiegen. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß Graf Szechenyi dem Angriff und der Verdächtigung durch seine große Geldliebe eine bedeutende Blöße gab und sein gänzlicher Uebertritt auf Seite der Regierung, die ihn zum k. Statthaltereirath ernannte, hat auch nicht dazu beitragen können, ihn in der Volksmeinung zu rehabilitiren.

Der Branntweinpest soll nun auch bei uns durch Mäßigkeitsvereine künftig entgegengewirkt werden, nachdem andere gesetzliche Mittel sich als unwirksam bewiesen haben. Man sieht, daß der Anstoß in Schlesien, Mähren und Westgalizien bereits nach dem benachbarten Ungarn herüberwirkt, dessen nördlichster Theil ehedem von Slaven bewohnt wird, unter denen gerade der Branntwein vollkommen zu Hause ist, denn der Ungar verschmäht dieses Getränk und trinkt lieber den Saft seiner köstlichen Reben, während der Deutsche in der Regel nüchtern oder wohl auch ein Liebhaber des Gerstensaftes ist. Die bisherigen Anordnungen sind allesammt kraftlos gewesen, denn sie konnten umgangen werden und wurden deshalb auch umgangen. Ein Gesetz im Zempliner Comitat, welches den Schenkwirthen und Krämern verbietet, mehr als um fünf Gulden Branntwein zu borgen, hatte blos die Folge, daß das Plus als Brod oder Waare in der Rechnung erschien oder daß der Säufer bei allen Schenkwirthen des Ortes die Runde machte und bei jedem die gesetzlich erlaubten fünf Gulden Branntwein vertrank. Auf diese Weise sind die saufluſtigen

Digitized by Google

Bauern ihre Saat auf dem Halm bereits dem Krämer ſchuldig und er kommt niemals zu dem behaglichen Gefühl des Wohlſtandes. Wir hoffen, daß die Mäßigkeitsvereine auf moraliſcher Baſis ruhend, in ihren Beſtrebungen glücklicher ſein werden als die auf äußerem Zwang baſirende Polizeigewalt.

Im Monat Auguſt fand in Fünfkirchen die ſechſte Verſammlung der ungariſchen Naturforſcher Statt, welche 442 Mitglieder zählte, worunter viele Aerzte waren. Die Verhandlungen dauerten mehrere Tage und wechſelten mit lehrreichen Ausflügen ab. Jedenfalls gewähren die regelmäßigen Verſammlungen ſo vieler Männer von Kenntniß und Geiſt dem Lande einen ſchätzbaren Vortheil, wenn er auch nicht beziffert und mathematiſch ausgerechnet werden kann. Jedes Mitglied erhielt beim Abſchied zwei Werke als Angedenken, nämlich eine naturhiſtoriſch-, ſtatiſtiſch-geſchichtliche Beſchreibung der Baranyer Geſpannſchaft von Haas und eine mediciniſche Schilderung dieſes Landſtrichs von Dr. Hölbling. Außer dem wurden noch Bronzemedaillen ausgetheilt, auf deren einer Seite die Worte: „Wer ſucht, der findet," zu leſen ſind, indeß man auf der andern das Bild eines Löwen erblickt, auf dem Cybele reitet. Der Hofmedaillenkabinets-Director Böhm hat dieſe Denkmünze geſtochen. Auch das Volk nahm lebhaften Antheil an der gelehrten Verſammlung, indem man dieſes auf kluge Weiſe in's Intereſſe zu ziehen wußte, nicht etwa durch populäre Vorleſungen und phyſikaliſche Experimente, ſondern durch die Preisgebung einiger gebratener Ochſen und von ſechzig Eimern Wein, die auf offenem Markt verſchmauſt wurden.

Sie wiſſen, wie unglücklich das deutſche Element in Ungarn von Seite der deutſchen Preſſe vertreten wird; doch nicht genug, daß die Geſinnungsloſigkeit und Talentarmuth der Journaliſtik an dem deutſchen Namen freſſen, nun kommt noch ein ſogenannter Literat, Benkert mit Namen, und wirft ſich zum Organ deutſcher Bildung unter uns auf. Herr Benkert will zur Vertretung deutſchen Elements in Ungarn ein deutſches Jahrbuch herausgeben, doch iſt er durchaus nicht der Mann zu ſolchem Werk, weshalb denn auch ſchon Dr. Henſelmann, Baron Heigenau u. A. gegen die unbefugte Aufnahme ihrer Namen in den veröffentlichten Proſpectus Proteſt eingelegt haben. Carl Beck, Graf Mailath und Pyrker haben gewiß keine Ahnung von der ihnen zugemutheten Mitarbeiterſtelle am Jahrbuch des Herrn Benkert, das eben nichts bezweckt als eine kleine Jahresrente für den Herausgeber.

VII.

Julian Chownitz und die Juden.

Wer ſagt, man ſei in Deutſchland nicht großmüthig gegen die Juden? Es iſt wahr, man hält ihnen die allereinfachſten und heilig-

ſten Menſchenrechte vor. In einigen Staaten dürfen ſie ſich nur dann verheirathen, wenn die Obrigkeit es erlaubt; in andern dürfen ſie nur einzelne kleine Gewerbe treiben, in andern nur im Ghetto wohnen, wieder anderswo müſſen ſie fünffache Steuern zahlen, und noch anderwärts dürfen ſie ſich gar nicht niederlaſſen. Dies Alles ſind aber Kleinigkeiten gegen die brillanten Geſchenke, mit welchen die Nation ſie von Zeit zu Zeit bedenkt. So eben hat die deutſche Großmuth den armen Juden ein herrliches Cadeau gemacht: man hat ihnen Julian Chownitz geſchenkt. Dieſer Chownitz iſt nämlich ein ſo gut geborner Chriſt, wie nur der heilige Hengſtenberg oder der wunderthätige Görres ſelbſt es ſind. Er iſt der Sohn eines altkatholiſchen Peſther Bürgers, Namens Chowanetz, war früher öſterreichiſcher Fähnrich, mußte oder wollte aus dem Militärdienſt treten, wurde dann Leipziger Literat, trieb ſich ſpäter in Mainz, in Ulm u. ſ. w. herum, ſchrieb bodenlos ſchlechte Romane und verſuchte es endlich, durch den Deutſch-Katholicismus ſich einen Namen zu machen. Der ganze Menſch iſt eigentlich nicht der Mühe werth, daß man von ihm ſpricht, aber als er Deutſch-Katholik wurde, waren die Zeitungen ungeſchickt und lächerlich genug, dieſe große Nachricht in alle vier Winde hinauszublaſen. Nun man ſieht, daß man ſich blamirt habe, glaubt man ſich zu rächen, indem man den Schwindler für einen urſprünglichen Juden ausgibt und Witze darüber macht, daß er erſt vom Judenthume zum Chriſtenthume, vom Römiſch-Katholicismus zum Deutſch-Katholicismus, vom Deutſch-Katholicismus wieder zurück zum römiſchen gelaufen iſt. Es iſt dies ein alter, in Deutſchland höchſt populärer Kunſtgriff, Jemand, den man vernichten will, für einen Juden auszugeben. Wenn heute Johann Jacoby in Königsberg (möge der treffliche Mann es verzeihen, daß wir ſeinen Namen in ſo ſchlechter Geſellſchaft nennen) irgend einen Fehltritt thun ſollte, ſo würde ſich ganz Deutſchland plötzlich erinnern, daß er ja ein Jude iſt. Als Wolfgang Menzel ſeine Kreuzpredigten gegen das junge Deutſchland hielt, wußte er kein ſchlagenderes Mittel, als daß er Gutzkow und Laube für Juden ausgab. — Nun, die Juden haben eine zähe Natur, ſie ſind an den Scheiterhaufen des Mittelalters nicht zu Grunde gegangen, ſie werden auch an Julian Chownitz nicht erſticken. Wohl aber hat dieſe Chownitz'ſche Judentaufe noch eine moraliſche oder vielmehr eine unmoraliſche Seite. Dieſes Zuſchieben einer zweideutigen Perſönlichkeit an eine ohnehin unterdrückte Religionspartei, dieſe beabſichtigte Achterklärung eines Menſchen, indem man ihn einen Juden ſchilt, dieſe Herabwürdigung einer Nation, der man jeden Schwindler als Eigenthum hinwirft, iſt ein Kunſtgriff, der nur der allertiefſten Intoleranz entſpringen kann. Und dieſe Intoleranz wird in demſelben Augenblicke begangen, wo man für eine andere unterdrückte Glaubenspartei die freie Gleichſtellung beanſprucht! Dies iſt eine traurige

Wahrnehmung; ſie zeigt, wie tief im Herzen der Nation die Uebel der Gegenwart liegen. Der Fanatismus, gegen welchen gegenwärtig die Diſſenter aller Art: Deutſch-Katholiken, Lichtfreunde, proteſtantiſche Freunde u. ſ. w. ankämpfen, iſt das nicht der nämliche, unter deſſen eiſernem Tritt die Juden ſo lange ächzen? Er treibt ſeine Blüten nur in verſchiedene Zweige, der Hauptſtock iſt ſtets derſelbe: Intoleranz! Wo die Idee der gleichen Berechtigung fehlt, da gibt die Uebermacht allein den Ausſchlag; daſſelbe Fauſtrecht, das von dem Beiſpiele Frankreichs und Englands nichts hören wollte und die Juden fort und fort knechtet, weil ſie ſich herausnehmen, dieſen oder jenen Glaubensſatz nicht anzuerkennen, wendet ſich nun auch gegen das chriſtliche Häuflein, das die Sätze des Tridentiniſchen Conzils oder der Augsburger Confeſſion u. ſ. w. nicht für unfehlbar hält. Chriſtenthum und Judenthum ſind ja auch auf einem Stamme gewachſen, aber der jüngere grünere Zweig ſagt zu dem älteren dürren: du biſt ein ſchlechter Zweig und mußt dich beugen, du haſt kein Recht neben mir, denn ich bin ſtärker. Nach dieſem Beiſpiele geht es nun weiter auf dem Baume, die Blätter haben den Streit der Zweige angehört und nun ſtreiten ſich die Blätter auf ein und demſelben Zweige; die ſaftigen, breiten und ausgebildeten ſagen zu den jungen emporſprießenden: Ihr habt kein Recht u. ſ. w. „Es iſt eine alte Geſchichte, doch bleibt ſie ewig neu!“

VIII.

Notizen.

„Reiſemomente“ des Dr. Schmidt. — Chineſiſches Schachſpiel.

— Der Redacteur der Wiener muſikaliſchen Zeitung, Herr Dr. Schmidt, hat ſeine Reiſe durch Norddeutſchland unter dem Titel „Reiſemomente“ im Druck der Oeffentlichkeit übergeben. — So reich auch die Literatur aller civiliſirten und cultivirten Länder an Reiſebeſchreibungen in typographiſcher, geographiſcher, hiſtoriſcher und ſonſtiger wiſſenſchaftlicher Beziehung ſein mag, ſo erſchien doch außer den intereſſanten Briefen von Hector Berlioz in neueſter Zeit nichts, das ſo ausſchließlich die Muſik zu Grund und Folie der mitgetheilten Erlebniſſe habe, als die vorliegenden „Reiſemomente.“ — Sie ſind in ſofern nicht unintereſſant zu leſen, als es überhaupt nicht ohne Intereſſe ſein mag, die Anſichten eines ausländiſchen(!) Journaliſten über unſere Muſikzuſtände und Kunſthäupter zu erfahren. Nur ſcheint Herr Dr. Schmidt in ſeinen Urtheilen zu befangen, zu ſubjectiv; doch zum Glück für Norddeutſchlands und ſeine eigene Ehre, im beſſeren Sinne des Worts — der gemüthliche Oeſterreicher und harmloſe Wiener ſchaut halt immer 'raus; wer höflich, freundlich und nicht ungefällig gegen ihn war, der iſt zur Stelle ein „höchſt liebenswür-

diger, offener Charakter;" und wer vor allem Wien lobt, der ist ein Mann von „höchst einnehmendem Wesen, tiefem Wissen" ꝛc. In Wien ist's schön, das wissen die Götter! In Wien gibt es liebe, gemüthliche Menschen, viele Kaffeehäuser und Weinhäuser, mit köstlichem Mocca, herrlichem Ungarausbruch, vorzüglichen Mehlspeisen; — in Wien gibt's schöne Kirchenmusik (leider bei uns sehr wenig), große Künstler, seltene Mittel und Kräfte, entsetzlich viel berühmte Herren, die charlatanisiren und auch weit weniger entsetzlich viel unberühmte Herren, die Ausgezeichnetes leisten, und die Achseln zucken, wenn sie an die deutsche Kunst denken, die in Wien so stiefmütterlich gepflegt wird. — Das ist und bleibt wahr, und es läßt sich nichts davon disputiren. Dem Buche des Herrn Schmidt zufolge hat es ihm bei uns sehr gut gefallen; „das freut uns um so mehr," da es uns in Wien auch sehr gut gefallen hat; bonus est, — wir sind quitt, und aus diesem Grunde hätte Herr Schmidt immerhin getreu schildern und mehr entschiedene Färbung in sein Buch bringen können; statt, wie es stark der Fall zu sein scheint, die Dankbarkeit bei den Charakteren, die er persönlich kannte, und die besonders zuvorkommend gegen ihn waren, — so wie die eigene Empfindlichkeit bei entgegengesetzten Fällen (Campe, Gutzkow u. A.) vorherrschen zu lassen. Mündlich und privatim, da mag man immerhin einige Rücksicht nehmen; aber öffentlich die ungeschminkte Wahrheit; — sonst trifft den Autor der Tadel des Mangels der Beobachtungsgabe, oder der allzugroßen Subjectivität.

Ein norddeutscher Musiker.

— Ein junger, reicher Engländer, Herr Horrok, dessen Familie in Weimar ansässig ist, kam unlängst nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Indien wieder nach Weimar zurück. Unter einer Menge interessanter Natur- und Kunstproducten, welche dieser junge Mann mitgebracht, ist ein wundervoll gearbeitetes Schachspiel aus China besonders merkwürdig. Das Brett ist aus einer in wunderbaren Marmorfarben spielenden Holzmosaik verfertigt und die Figuren aus Elfenbein höchst kunstreich geschnitzt. Sowohl die Königin als die Krieger und die Bauern, kurz alle Figuren des Spieles, mit Ausnahme des Königs, stellen Chinesen vor, der König aber ist ein kleiner meisterhaft gearbeiteter Napoleon! Das ganze wahrhafte Kunstwerk ist von Horrok zu einem Geschenk für den Erbgroßherzog bestimmt.

Berichtigungen. S. 474, Z. 19 v. o. lies Düringsfeld. — Um möglichen Zunftstreitigkeiten vorzubeugen, muß bemerkt werden, daß die schöne Agnes eine Baders tochter gewesen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Patriotiſche Phantaſien

über den preußiſch-deutſchen Zollverein,

von

F. von Florencourt.

Ich gehöre zu den unglücklichen Leuten, denen es nie ganz recht gemacht werden kann. Ueberall muß ich ein Aber und ein Fragezeichen anhängen, und wo die ganze Welt jubelt, kann ich nicht umhin, einige diſſonirende Stoßſeufzer ertönen zu laſſen. Ich bin alſo ein Oppoſitionsmann von Natur, der immer noch zu wünſchen und zu kriteln hat, wenn auch alle Wünſche, die er eben ausgeſprochen, vollſtändig erfüllt ſind. Dabei mache ich nicht blos Oppoſition gegen die Regierung und deren Staatsregeln, wiewohl ich oft genug über ſie leiſe und, wenn es erlaubt iſt, auch laut brumme; ließe ich es dabei bewenden, ſo wäre mein Loos noch nicht gar ſo ſchlimm. Ein ſolcher Regierungs-Oppoſitionsmann iſt gar nicht ſo übel dran, wie man meint; was er auf der einen Seite an Mißgunſt erntet, dafür wird er auf der andern Seite durch den Beifall ſeiner Genoſſen entſchädigt. Dieſe Genoſſenſchaft, die ſtets Oppoſition macht gegen das, was von oben kommt, und Alles lobt und vertheidigt, was von Einem aus ihrer Mitte herrühret, iſt groß genug, um das beifallbedürftige Herz zu tröſten und zu erfreuen. Zu ihr gehören alle die braven Leute, die da meinen, die Welt ſei im Grunde ein Paradies, von lauter vollkommenen Menſchen bewohnt, und nur durch den unglücklichen Zufall, der eben die jetzige Regierung an's Ruder gebracht habe, ſei die Büchſe der Pandora über dieſe Stadt von lauter Engeln ausgeſchüttet; ſobald nur eine andere Verfaſſung, andere Miniſter oder dergleichen da ſeien, ſo nähme das tauſendjährige Reich alsbald ſeinen Anfang. Sodann gehören dazu alle diejenigen, die gern in Kutſchen, am liebſten in Staats-

wagen fahren möchten, und ſich ärgern, wenn ſie zu Fuß gehen müſſen, während andere Leute an ihnen vorbeieilen. Die Zahl dieſer Oppoſitionsleute iſt einſtweilen wohl die größte, die irgend eine Partei in der Welt aufzuweiſen hat, und wer ſich in ſeinem Schreiben und Sprechen auf ſie ſtützt, wird ſich nie verrechnen. Ein Murrkopf, wie ich, ſteht aber zu der ganzen Welt in Oppoſition; während er den Zorn irgend eines Mächtigen erregt, ſtößt er oft in dem Augenblicke das gute, arme Volk, wie Robespierre es nennt, dieſes gute, arme Volk, welches gar zu gern vierſpännig fahren möchte, gar zärtlich in's Angeſicht, und iſt in Gefahr, von der einen Seite polizeilich verfolgt, von der andern Seite polizeiwidrig geſcholten und geſteinigt zu werden. Selbſt in den wenigen Fällen, wo ſonderbarer Weiſe Alles einig und zufrieden zu ſein ſcheint, drängt und ſtachelt es mich, die allgemeine Ueberzeugungsſeligkeit durch einen Widerſpruch zu kränken, und je allgemeiner der Jubel, deſto unwiderſtehlicher die Luſt, mein Veto hineinzukrächzen. Eine unglückliche, malcontente Gemüthsverfaſſung, nicht wahr?

Zu jenen wenigen Einrichtungen, womit ſo ziemich alle Welt bei uns zufrieden zu ſein ſcheint, gehört nun der preußiſche, oder, wie man jetzt lieber ſagt, der deutſche Zollverein. Die Stimmen, die ſich früher hier und da dagegen erhoben haben, verſtummen nach und nach, die Poſaune des Ruhmes hallt dagegen immer vernehmlicher durch alle unſere Zeitungen, und ſelbſt unſere Profeſſoren der Politik erklären von ihrem Katheder der horchenden Jugend herab, daß der preußiſche Zollverein der großartigſte politiſche Fortſchritt ſei, der in dieſem Jahrhunderte geſchehen. Wahrlich Reiz genug für unſer Einen, um einen kleinen Widerſpruch einzulegen.

Bevor ich über die eigentlichen Hauptpunkte dieſes geprieſenen Zollvereins weiter aushole, will ich mich nach einer Nebenpartie deſſelben ergehen.

Alſo eine Nebenpartie. Ich meine damit den Tranſitzoll, der auch zu den Beſtimmungen des preuß. Zollvereins gehört. Die Erfindung des Tranſitzolles iſt uralt; wahrſcheinlich haben ihn ſchon die Scythen und andere barbariſche Völker gekannt. Die tiefere Idee, die dem Tranſitzolle zu Grunde liegt, iſt die, daß Alles mir gehört, deſſen ich habhaft werden kann. Zieht ein Fremder durch mein Land, um in ein anderes fremdes Land zu ziehen, ſo nehme ich ihm das

Digitized by Google

weg, was er dort hinbringen wollte. Später modificirte ſich dieſes Syſtem. Es lag in der Natur der Sache, daß die Leute keine Waaren mehr durch ein Land transportirten, wo dieſe ihnen weggenommen wurden. Man ſchloß alſo einen Vergleich mit ihnen ab.

Daraus entſprangen z. B. die deutſchen Geleitsgelder, wie denn überhaupt unſer Mittelalter den Tranſitzoll zur höchſten Blüthe gebracht.

Der Sinn und Inhalt eines ſolchen Vertrags war folgender: Der Geleitsmann garantirte Leben und Eigenthum, wogegen der zu Geleitende eine Abgabe ſich gefallen ließ. Der Schutz, den der Geleitsmann gewährte, war nun in der Regel nicht gegen fremde Räuber gerichtet, ſondern gegen ſeine eigene werthe Perſon.

„Wenn Du nicht bezahlſt, nehme ich Dir Alles, umgekehrt kommſt Du mit einem kleinern Theile Deines Eigenthums davon."

Einen ſolchen Tranſitzoll zu erheben, waren früher alle Ritter gewiſſermaßen durch das Recht der Stärkern berechtigt. Jetzt iſt dieſes Recht in unſerm Vaterlande auf die ſouveränen Staaten beſchränkt. In Italien dagegen und in Spanien erheben noch immer die Ritter von der Heerſtraße ſolche Tranſitzölle. Man reiſt dort nicht ſicherer, als wenn man gegen eine gewiſſe Abgabe ſich einen Paſſirſchein von einem Chef ausfertigen läßt.

Ernſthaft geſprochen, ich begreife nicht, welchen rechtlichen und ſittlichen Grund man für die Erhebung eines Tranſitzolles anführen kann. Der Staat hat gewiß das Recht, ſeine eigenen Unterthanen, d. h. ſich ſelbſt zu beſteuern. Wie er aber die Beſteuerung zweier ganz fremder Nationen in Anſpruch nehmen kann, iſt nicht wohl abzuſehen. Gottes Erde ſollte frei ſein für den Verkehr, wie die Luft, wie das Meer. Die Zeit wird nicht fern ſein, wo die zufällige Dazwiſchenlage eines mir gehörigen Landſtrichs keinen Vorwand geben kann, fremden Durchpaſſirenden mit Gewalt etwas abzunehmen. Denn weiter iſt doch der Tranſitzoll nichts, als ein bloßes Fauſtrecht. Das Völkerrecht muß ihn verbannen; er iſt eben ſo unpolitiſch, wie unchriſtlich; Chriſtenthum und Politik ſind ein und daſſelbe. Der menſchliche Verſtand hat noch kein höheres politiſches Syſtem ausgegrübelt, als was einfach in der chriſtlichen Moral begründet iſt.

Alles höhere Staatsleben gründet ſich ja doch nur einzig und

allein auf Liebe, Freiheit, Gerechtigkeit, lauter Namen, die ein und daſſelbe ſind.

Auch national-ökonomiſch iſt der Tranſitzoll zu verwerfen, wenn er auch nicht von der Gerechtigkeit verboten wäre. Nur was der Staat durch eigene Arbeit erringt, iſt von bleibendem Werthe. Einnahme ohne Arbeit entſittlicht auf die Länge; nur das im Schweiße unſeres Angeſichts Errungene findet auch wieder eine vernünftige Anwendung. Alle Schätze Amerika's waren bei Spanien Tropfen auf einen heißen Stein; ein Tranſitzoll iſt für jeden Staat im Kleinen das, was die Goldgruben in Peru für Spanien im Großen waren.

Dänemark hat ſeinen Sundzoll mit der Faulheit und gänzlichen Induſtrieloſigkeit ſeiner Bewohner theuer erkaufen müſſen. Dieſes fruchtbare, herrlich gelegene Land iſt jetzt ſo weit gekommen, daß es ohne dieſen Zuſchuß fremder Nationen, ohne die Brandſchatzung ſeiner deutſchen Provinzen nicht mehr beſtehen zu können glaubt. —

Die Handelsſtraßen, die durch ein Land ziehen, bringen reichern Segen, als durch jene Plusmacherei an der Grenze erzeugt werden kann. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Abgabe für Chauſſeen, für die Controle, die darauf achtet, daß die durchpaſſirenden Waaren nicht unverſteuert im Lande bleiben, nicht als Tranſitzoll zu betrachten iſt. In dieſer Beziehung muß der Fremde den Staat entſchädigen, aber nicht mehr, wie vollſtändig entſchädigen; was darüber iſt, das iſt von Uebel. Jeder Tranſitzoll ſchadet dem allgemeinen Gedeihen der Menſchheit, ohne dem eigenen Staate zu nützen.

Das wäre der Nebenpunkt. Nun der Hauptpunkt, der eigentliche Zoll. Daß es beſſer ſei, wenn nur eine große Zollbarriere ganz Deutſchland umgibt, als wenn dreiunddreißig Schlagbäume im Innern allen Verkehr der Nationen unter ſich hemmen und faſt gänzlich aufheben, das muß wohl Jeder zugeſtehen. In ſofern alſo der preußiſche Zollverein an der Erweiterung und Befreiung des innern Marktes von Deutſchland arbeitet, wollen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hätte er kein anderes Prinzip, als dieſes allein, ſo wäre nichts an ihm auszuſetzen. Die meiſten Freunde derſelben haben bei ihren Lobeserhebungen dabei auch immer nur den freien Markt im Innern im Auge und laſſen ein anderes, ſehr ſchlimmes Prinzip, welches ebenfalls durch den preußiſchen Zollverein verfolgt

wird, dabei ganz außer Acht. Der preußiſche Zollverein hat unſerer Anſicht nach eine gute und eine ſchlimme Seite. Ließe ſich das Gute nicht erreichen, ohne das Schlimme mit in den Kauf zu nehmen, ſo wäre vorerſt abzuwägen, ob die Vortheile oder die Nachtheile größer wären, die er uns brächte. Nur im erſten Falle wäre die Ausdehnung deſſelben vernünftiger Weiſe wünſchenswerth. Wir werden ſpäter darüber ſprechen und nachzuweiſen ſuchen, daß es keineswegs ſo ausgemacht iſt, ob das Gute, was er uns bringt, das Böſe in ſeinem Gefolge ſo ſehr überwiegt. Aber ſo viel ſcheint uns ſchon jetzt klar, daß ſich alle Vortheile eines freien innern Marktes recht gut denken laſſen, ohne daß man alle Beſtimmungen des Zollvereins adoptirt. Er verdient jedenfalls alſo nur ein einſeitiges, keineswegs ein bedingtes Lob.

Doch auch dieſes unbeſtreitbare Gute, was er mit ſich führt, die Erweiterung des innern Marktes für ein und daſſelbe Volk, müſſen wir Preußen in ſofern etwas verkümmern, als eben Preußen vielleicht die größte Schuld trägt, daß wir damit nicht ſchon viel weiter und früher durchgedrungen ſind. Die erſte Zeit nach den Freiheitskriegen war eine gute Zeit für alle großartigeren, vaterländiſchen Ideen. Damals hätte ſich Manches durchgreifend und im Allgemeinen feſtſetzen laſſen, was jetzt unvollkommen und im Einzelnen erſt erkämpft werden muß. Das Fallen aller Schlagbäume im Innern Deutſchlands war in Aller Munde und man erwartete nicht ohne Grund, daß die Verſammlung, welche über die künftigen innern Verhältniſſe Deutſchlands zu verfügen beliebte, dieſen Grundſatz feſtſtellen und die Mittel und Wege, durch welche er in Ausführung kommen könne, zum unumſtößlichen Geſetze erheben werde. Die kleineren Staaten hatten nichts dagegen, und wenn auch eine oder die andere Regierung aus übertriebener Beſorgniß für das beliebte deutſche Wort „Souveränität“ und für bequeme Plusmacherei im Herzen nicht ganz einverſtanden geweſen wäre, ſo war bei der allgemeinen Stimmung ein ganz unpopulärer Widerſpruch in dieſer populären von dort aus, wo man ſich glücklich ſchätzen mußte, daß man ein gnädiges Gericht gefunden hatte, durchaus nicht zu fürchten. Der Freiherr von Stein, ein großer Deutſcher, ein großer Staatsmann, ein tiefes chriſtliches Gemüth, ein Mann, dem wir Ehrenſäulen ſetzen ſollten, wäre damit nicht ein profanirender Mißbrauch getrieben, hatte

ſchon von Rußland aus, als er, wiewohl flüchtig und von Napoleon in die Acht erklärt, im frommen Vertrauen die endliche Befreiung Deutſchlands vorausſah, einen Entwurf für die künftige Verfaſſung Deutſchlands ausgearbeitet. Dieſer Entwurf enthielt außer andern einfach großen Gedanken auch die gänzliche Aufhebung aller innern Zollſtätten und die Verlegung der Mauth an die deutſche Grenze. Wer trug denn eigentlich die Schuld, daß dieſe Abſicht, an deren Ausführung man jetzt wieder mit ſo großer Mühe arbeitet, nicht ſchon damals realiſirt wurde? Keine andere Regierung als die preußiſche. Die preußiſche Regierung war es zuerſt, welche Bedenklichkeiten gegen den 19. Artikel der Bundesacte erhob und ſich ihr beſonderes Zollſyſtem reſervirte. Hätte Preußen, ſtatt ſeinen ganzen Einfluß in die Wagſchale engherziger Separatzollſyſteme zu werfen, denſelben für die Freiheit des Handels in Deutſchland geltend gemacht, ſo wäre trotz aller Schwierigkeiten menſchlicher Vorausſicht nach die große Maaßregel ſchon damals, vielleicht mit Ausnahme Oeſterreichs, durchgeſetzt worden. Freilich ſchlug unter dem Finanzminiſterium Motz die preußiſche Handelspolitik wieder einen beſſern Weg ein und ſuchte durch Separatverträge mit einzelnen Staaten ſich der Idee des freien, innern Verkehrs wieder zu nähern; aber man muß eingeſtehen, daß es den günſtigſten Moment doch hatte vorübergehen laſſen. Sind wir Preußen für ſeine jetzigen Bemühungen Dank ſchuldig, ſo verdient es für ſein früheres Entgegenwirken deſto mehr die Mißbilligung jedes deutſchen Patrioten. Es iſt löblich, wenn man frühere Fehler wieder zu redreſſiren ſucht, aber das Andenken an dieſelben wird dadurch bei dem, der einiges Gedächtniß hat, noch nicht völlig verlöſcht.

Zudem iſt ſchon oben gemeldet, daß der jetzige preußiſche Zollverein keineswegs die Freiheit des innern Marktes allein zum Zwecke hat; es liegt ihm noch eine andere Idee zum Grunde, die Idee der Schutzzölle, begleitet von einer bequemen Plusmacherei, und dieſe beiden involvirenden falſchen Prinzipe ſchaden der Ausbreitung des Vereins in demſelben Maaße, als die Abſicht eines freien innern Verkehrs für Deutſchland demſelben förderlich iſt.

Der Staat bedarf der Abgaben, um damit ſeine Zwecke ausführen zu können. Nach welchem Prinzipe dieſe Laſten unter den Unterthanen vertheilt werden ſollen, iſt in der Theorie leicht anzu-

Digitized by Google

geben, findet aber in der Ausführung unendliche Schwierigkeit und bildet noch immer ein ungelöstes Problem der heutigen Staatsweisheit. Jeder soll verhältnißmäßig nach Vermögen beitragen, jemehr man einnimmt, desto mehr soll man zum allgemeinen Besten ausgeben. Dieser Satz ist unumstößlich in der Gerechtigkeit, in der christlichen Moral begründet; je weiter sich die Praxis von ihm entfernt, desto schwerer rächt sich dieses Abweichen von der Bahn der Gerechtigkeit durch die Verarmung ganzer Klassen von Staatsbürgern und durch Erzeugung eines Proletarierstandes auf der einen Seite und Entstehen einer pressenden, luxuriösen Geldaristokratie auf der andern Seite, wie denn jede Ungerechtigkeit später auch ihre äußere Strafe nach sich zieht. Wie aber soll ermittelt werden, wozu ein Jeder nach Vermögen verhältnißmäßig verpflichtet ist?

Wäre der christliche Staat schon da, wo Jeder sein Heil und sein Glück in der Liebe und im Gedeihen aller Andern suchte, so wäre das Problem bald gelöst. Man würde sich bald verständigen; Patriotismus und christliche Liebe würden die Quote schon ermitteln, womit sich ein Jeder für's Gedeihen des großen Gemeinwesens zu betheiligen habe. In einer Zeit aber, wo eine kurzsichtige Selbstsucht noch das Hauptmotiv der einzelnen Individuen im Staate ist, wo gewissermaaßen noch ein Krieg Aller gegen Alle unter äußerlich gesetzlicher Form existirt und Jeder sich jeder Leistung für's Allgemeine nach Kräften zu entziehen sucht, um nur seine eingebildeten Sonderinteressen zu fördern, in einer solchen Zeit muß der Staat sich freilich nach ungefähren Annahmen und Schätzungen umsehen, um das Prinzip der Besteuerung nach dem Können möglichst annäherungsweise zu erreichen. Aber Alles, was nicht auf Liebe, nicht auf moralische Triebfedern basirt ist, wird im Zusammenleben der Menschen nie große Resultate haben, alle Steuersätze des Staats werden bei heutiger Selbstsucht immer theilweise ungerecht, theilweise irrig sein. Schon allein um eine gerechte und freudige Steuergebung zu erreichen, sollten die Regierungen Alles aufbieten, um Theilnahme und freie Thätigkeit an allen Staatsangelegenheiten bei jedem Staatsbürger zu erwecken. Der preußische Staat nun hat ein sehr complicirtes Steuersystem adoptirt, um sich der Idee einer reinen Einkommensteuer möglichst zu nähern. Ein Hauptgedanke dieses Systems ist, daß man alle verschiedenen productiven Gewerbe und Thätigkeiten

der Menſchen beſteuern müſſe, indem mit jedem Gewerbe auch ein Einkommen verbunden ſei. Dieſer Gedanke mag eben ſo gut und zuletzt beſſer ſein, wie die meiſten andern Ausmittelungsverſuche, wenn er auch noch immer himmelweit von der wirklichen Realiſirung einer reinen Einkommenſteuer entfernt iſt. Jedenfalls iſt es beſſer wie andere Ingredienzen des preußiſchen Steuerſyſtems, z. B. Salzſteuer u. ſ. w. Zieht man alle Gewerbe zur Steuer herbei, ſo muß natürlich der Handel, dieſes nächſt dem Ackerbau — welcher letzterer durch Grundſteuer u. ſ. w. betheiligt iſt — bedeutende Gewerbe, ebenfalls herbei gezogen werden. In ſofern nun alſo die Beſteuerung des Handels in ungefährem Verhältniſſe zu ſeinen Kräften ſteht und auf ſeine einzelnen Branchen verhältnißmäßig vertheilt iſt, in ſofern man durch indirecte Beſteuerung, durch Zölle dieſe theilweiſe beſſer erreichen zu können glaubt, in ſofern ließe ſich alſo bei heutigen ſittlichen Zuſtänden des Staats gegen den Zoll weiter nichts einwenden. Aber leider hat man beim preußiſchen Zoll noch ganz andere Zwecke im Auge, als eine richtige Steuervertheilung, und dieſe ſind es, welche ſeiner Verbreitung ſehr im Wege ſtehen, manche Regierung wohl bedenklich über ihren Anſchluß machen könnten und wodurch Nachtheile hervorgebracht werden, die vielleicht den Vortheil des innern freien Verkehrs aufwiegen. Zwei Gründe für das preußiſche ſehr hohe Zollſyſtem wollen wir hier gar nicht niederlegen, weil ſie ganz unwürdig ſind und von der preußiſchen Regierung ſelbſt gewiß nicht anerkannt werden. Der erſte iſt, daß man Zölle haben müſſe, um möglichſt viele Beamte anſtellen und namentlich alte Militärs verſorgen zu können. Viele Beamte ſind kein Segen; je weniger man braucht, deſto beſſer. Und hat der Staat Verpflichtung gegen alte Militärs, ſo möge er ſie penſioniren; auf eine ſo tief eingreifende Frage, wie das geſammte Steuerſyſtem iſt, kann eine ſolche Nebenrückſicht nicht influiren.

Der andere Gedanke, den ich früher häufig zum Lobe eines hohen Zollſyſtems habe anführen hören, iſt gänzlich unmoraliſch, betrügeriſch und jener Zeit würdig, wo man die Unterthanen nur ungefähr wie Citronen anſah, und die beſte Citronenpreſſe für das beſte Steuerſyſtem hielt. Dieſe Anſicht, die ich häufig von Beamten habe vernehmen müſſen, lautet ſo: „Wir geben zu, daß der Zoll die theuerſte Steuer iſt, weil die bloße Erhebung vielleicht ein Vier-

Digitized by Google

tel der Einnahme verſchlingt. Um die Bedürfniſſe des Staats durch den Zoll zu decken, muß man freilich den Unterthanen mehr abnehmen, als bei jeder andern Steuer. Aber der Zoll hat die angenehme Eigenſchaft, daß er peu à peu den Leuten in den kleinſten Doſen abgefordert wird. Die wenigſten Leute können rechnen, ſie geben lieber das Doppelte nach und nach, indirect, auf dem Wege des Kaufes, als wenn man ihnen direct eine Summe mit einem Male abfordert, die freilich im Grunde nicht ſo groß iſt, als die vielen kleinen Theile, die ſie im täglichen Verkehre als Zollquote ſteuern müſſen. Die Leute werden freilich mehr Geld los, allein ſie merken nicht, woher es kommt, und wenn ſie verarmen, ſo wiſſen ſie wenigſtens den Grund davon nicht anzugeben." Statt daß der Staat ſeine Angehörigen alſo aufzuklären ſuchen ſollte, ſpeculirt er hier auf ihre Dummheit.

Eine ſchändliche Politik! Wäre ich Fürſt, ich ſetzte einen Beamten auf der Stelle ab, der mich durch ſolch' niederträchtigen Rath zu beleidigen wagte.

Wie geſagt, ich glaube nicht, daß irgend ein preußiſcher Staatsmann von Einfluß ſolche Gründe zur Vertheidigung des jetzigen Zollſyſtems anführt. Dagegen iſt eine Lieblingsphraſe noch immer die, daß die deutſche Induſtrie Schutzzölle nöthig habe, und unterſucht man die einzelnen Anſätze im Tarif, ſo findet man allerdings, daß dieſe ſonderbare Anſicht vom zu gewährenden Schutze eine Rolle bei der Anfertigung geſpielt zu haben ſcheint. Angeſehene, halb officielle Schriftſteller, öffentliche Aeußerungen hoher Staatsbeamten ꝛc. beſtätigen dieſe Vermuthung. Jedenfalls haben viele Anſätze die ſchlimme Folge eines ſog. Schutzzolles, man mag nun dabei an ſolchen gedacht haben oder nicht.

Der wohlklingende Name Schutzzoll iſt weiter nichts, als eine neue Benennung für eine alte, längſt verrufene Sache, für das Mercantilſyſtem.

Das Mercantilſyſtem ging von der Idee aus, daß es überhaupt nur eine beſtimmte Summe von Reichthum in der Welt gebe, die ſich nicht vermehre, ſondern nur anders vertheilen laſſe. Nach dem Mercantilſyſteme wäre zu Adams Zeiten ſchon ſo viel Reichthum in der Welt geweſen, als jetzt, und die Arbeit von unzähligen Millionen Menſchen habe ſeitdem die Summe derſelben nicht erhöht. Die-

ſes iſt nämlich die eigentliche Grundidee, die ſich folgerecht aus den Prinzipien entwickeln läßt, obgleich ſie es anders ausdrückten, und die edeln Metalle als eigentlichen Reichthum annahmen. Ganz folgerecht kam man dann zu dem Schluſſe, daß der Austauſch die Bereicherung des einen Landes nach ſich ziehen müßte. Man ſuchte daher durch Zölle zu erreichen, daß kein anderes Land durch Austauſch von dem eigenen Vortheil ziehen könne; durch Zölle ſuchte man zu erzwingen, daß jedes Bedürfniß im Lande ſelbſt erzeugt werde. Dieſe Anſicht braucht Gottlob nicht mehr in ihrem ganzen Umfange widerlegt zu werden. Man hat eingeſehen, daß die Summe des Reichthums ſich in's Unendliche ſteigern läßt, und daß ihr keine Grenze vorgeſchrieben iſt. Man hat eingeſehen, daß der Wohlſtand aller Länder zu gleicher Zeit wachſen kann, daß der Handel productiv iſt. Man hat eingeſehen, daß die Menſchen zu gegenſeitiger Hülfe und gegenſeitiger Förderung da ſeien, und daß eine folgerechte Durchführung des Mercantilſyſtems allen Handel, allen Verkehr, allen Umgang aufheben würde; mit einem Worte, daß es eine abſcheuliche, ſelbſtſüchtige, unpolitiſche und unchriſtliche Lehre ſei.

Dennoch ſpricht man wieder und wieder von Schutzzöllen. Ja, ſagt man, Alles können wir nicht ſelbſt produciren, das iſt gewiß. Aber wir können doch ſehr vieles produciren, was wir noch nicht produciren; wir können manche Zweige einer vortheilhaften Induſtrie im Lande ſelbſt anbauen, die jetzt im Auslande allein wachſen, und um dieſe hervor zu treiben, bedarf es der Schutzzölle.

Wendet man dagegen ein, daß der eigene Vortheil der Nation ſie ſchon ſelbſt die Wege lehren werde, die am zweckmäßigſten zur Production der angemeſſenſten Werthe führten, ſo hat man im Allgemeinen wieder nichts dagegen. Aber, ſagt man wieder, das Ausland hat in mancher Induſtrie einen Vorſprung.

Alle natürlichen Bedingungen für vortheilhafte Betreibung dieſer oder jener Induſtrie ſind bei uns vorhanden, aber uns fehlen vorläufig noch die Erfahrung, der Unternehmungsgeiſt, die Capitale, was der Ausländer ſich Alles ſchon erworben hat. Bis auch wir dieſe nothwendigen Ingredienzien ebenfalls erlangt haben, bedarf es des Schutzzolles, um ihn auf die andere Seite der Wagſchaale zu werfen. Man bedient ſich am liebſten zur evidenten Widerlegung etwaiger Gegner eines Bildes. Unſere Induſtrie iſt noch im Jugend-

Digitized by Google

alter; die Induſtrie des Auslandes iſt ſchon im kräftigen Mannesalter. Laßt unſere Induſtrie nur erſt zu denſelben Kräften herangewachſen ſein, ſo ſollen die Schutzzölle gleich aufhören. Der Schutzzoll iſt nur eine proviſoriſche Maßregel, bis unſere Induſtrie ein wahrer Herkules geworden iſt. Gegen ein ſolches Bild ließe ſich vielleicht ein anderes Bild ſetzen: Eine durch Schutzzölle hervorgerufene Induſtrie iſt eine exotiſche Pflanze, die man im Treibhauſe zieht, ſie kann der künſtlichen Wärme nie entbehren; ſobald ihr ſie an die friſche Luft bringt, erfriert ſie.

Doch jedes Bild hinkt bekanntlich. Die Widerlegung des Prinzips der Schutzzölle kann man in allen beſſern national-ökonomiſchen Werken finden, wozu wir das Buch des berühmten National-Oekonomen Liſt übrigens nicht zählen. Daß das alte Mercantilſyſtem immer wieder in anderer äußerer Form auftaucht, wiewohl ſeine Widerſinnigkeit auf der Hand liegt, möchten wir weniger aus einem Verſtandesfehler, als aus einem Gemüthsfehler unſerer Zeitgenoſſen erklären. Der Neid iſt tief in das menſchliche Herz eingewurzelt, und es hält ſchwer, ihn ganz auszurotten. Wir beneiden andere Nationen um ihre Induſtrie und um ihren Reichthum, wenn wir auch recht gut wiſſen, daß wir ſelbſt keinen Schaden, ſondern eitel Vortheil davon haben.

So wenigſtens erkläre ich mir die Inconſequenz mancher ſonſt geſcheidten Männer, die das Mercantilſyſtem verdammen und doch mit den Waffen deſſelben kämpfen. Der Neid ſpielt ihnen unbewußt dabei einen Streich.

Ohne uns auf eine ſehr überflüſſige Widerlegung der Schutzzölle einzulaſſen, wollen wir nur einige wenige Bemerkungen darüber, und in beſonderer Beziehung auf's preußiſche Zollſyſtem machen. Wiewohl der Schutzzoll nur eine proviſoriſche Maaßregel ſein ſoll, um der Induſtrie in ihren Geburtswehen unter die Arme zu greifen, ſo iſt doch ſeit 25 Jahren noch kein einziger Satz ermäßigt, umgekehrt ſind die Schutzzölle immer im Steigen begriffen geweſen. Wann ſoll denn endlich die Zeit kommen, wo die begünſtigten Zweige der Induſtrie, und es ſind deren viele, ſtark genug ſein werden, um ohne Schutz beſtehen zu können? Die Zeit wird nie erſcheinen Bis jetzt hat man noch nicht erlebt, daß eine durch Schutzzölle hervorgerufene Induſtrie erklärt habe, ſie bedürfe fortan derſelben nicht

mehr. Im Gegentheile nimmt ſie immer ſtärkeren Schutz in Anſpruch. Im Anfange erhebt man Schutzzölle, um eine künſtliche Induſtrie zu erzeugen, und ſpäter behält man ſie bei, um das einmal durch künſtliche Treibhauswärme Hervorgelockte nicht zu Grunde gehen zu laſſen. Macht der Staat ja endlich einmal Miene, die Zölle herabzuſetzen, eingedenk der urſprünglichen Idee, daß der Schutzzoll nur momentan ſein ſoll, ſo ertönt von allen Seiten ein Jammergeſchrei über gefährdete Exiſtenz. „Ihr habt uns durch eure hohen Zölle zur Anlegung von Fabriken angereizt, und nun wollt ihr nus plötzlich im Stiche laſſen. Ihr habt Verpflichtungen gegen uns, denn durch eure Handlungsweiſe ſind wir verlockt.“ In der That iſt der Staat in der traurigen Alternative, einen Zoll beſtehen zu laſſen, der die Mehrzahl ſeiner Unterthanen und die wirklich naturgemäße Induſtrie unverhältnißmäßig drückt, oder eine Menge Exiſtenzen zu ruiniren, die auf dieſe verkehrte Maaßregel ihre Lebenspläne gebauet hatten. Zuletzt muß er ſich freilich zu Letzterm immer entſchließen, aber nicht eher, bis er dem ganzen Lande, ſich ſelbſt eine lange Reihe von Jahren Schaden gethan hat, ohne irgend Jemanden zu nützen.

Die Sehergabe des Staats in Bezug auf die Zweige, welche durch augenblickliche Hülfe weſentlich zu fördern ſeien, läßt ſich allerdings mit Grund bezweifeln. Vergleichen wir einmal den Wohlſtand des jetzigen Deutſchlands mit dem Deutſchland vor 50 Jahren. Die Bevölkerung iſt um ein Drittheil geſtiegen; trotzdem lebt man jetzt reichlicher und beſſer in Deutſchland, wie damals.

Man genießt mehr Fleiſch, mehr Zucker, mehr Kaffee; man trinkt mehr Bier, Branntwein, Wein; man kleidet ſich beſſer, man wohnt beſſer, man lieſ't mehr, man geht mehr in's Theater; kurz, die Bedürfniſſe und Genüſſe ſind mannigfaltiger geworden, wie vor 50 Jahren. Beweis genug, daß auch die Production geſtiegen iſt, um allen dieſen vermehrten Lebensgenuß, dieſe größere Conſumtion zu beſtreiten. Woher nimmt denn Deutſchland ſeine Mittel zur Beſtreitung ſeiner doppelten und dreifachen Conſumtion? Etwa von dem Ertrage der Fabriken, die man vorzugsweiſe durch Schutzzölle begünſtigt hat? Ach nein, es iſt ſehr die Frage, ob dieſe alle nur einen Heller zu dem ungeheuer vermehrten Koſtenaufwande des Lebensbedarfs beitragen. Die Production Deutſchlands iſt allerdings uner-

meßlich geſtiegen, aber ganz ohne Zuthun der Regierungen, in Branchen, die ſich Gottlob nie eines Schutzes zu erfreuen gehabt haben. Da iſt zuerſt der Ackerbau. Eine genaue Berechnung iſt nicht anzuſtellen, aber ich glaube wenig zu ſagen, wenn ich behaupte, daß durch den Kleebau, den Kartoffelbau, durch Auftheilung der Gemeindeweiden, Urbarmachung wüſter Strecken, Bewäſſerung der Wieſen, beſſere Fruchtholze, Stallfütterung und andere Schwingfedern, wodurch ſich der Nationalverſtand zu helfen ſuchte ohne alle Einmiſchung der Regierung, die Summe des jetzt Erzeugten ſich auf das Dreifache beläuft. Der einzige Thaer hat durch ſeine Thätigkeit zur Verbreitung rationeller landwirthſchaftlicher Grundſätze mehr zur Vermehrung des Nationalreichthums beigetragen, als alle Schutzzölle. An den Ackerbau ſchließen ſich wieder eine Menge Fabriken, die ebenfalls ganz ohne Zuthun der Regierung emporgeblüht ſind. Brennereien, Brauereien, Lohgerbereien, Mehl-, Nudel-, Stärke-, Graupenfabriken u. ſ. w., Viehmaſtung (Hamburg z. B. verſorgt einen Theil der engliſchen Flotte mit Pökelfleiſch und Schweinefleiſch) haben keinen Schutzzoll gehabt. Die holſteiniſche Butterbereitung, der rheiniſche Weinbau, die baierſche Bierbrauerei, liefern große Summen für die Ausfuhr, und haben dabei immer auf eigenen Füßen geſtanden. Die feine Wolle, dieſer Artikel, der jährlich viele Millionen Thaler liefert, war vor 50 Jahren in Deutſchland noch ein unbekanntes Ding. Jetzt ſind Deutſchlands Schäfereien die erſten in der Welt, ohne daß die Regierung Schutzzölle zur Beförderung dieſer ſegensreichen Induſtrie nöthig gehabt hätte. Der deutſche Charakter paßt für die Schafzucht; es gehört Geduld dazu, minutiöſe Beobachtung.

Ein ſolcher Schafzüchter ſitzt tagelang ſchweigend in ſeinem Schafſtalle, er lernt jedes Haar zuletzt an jedem Thiere kennen; dieſelbe Eigenſchaft, die uns zu philologiſchen Sylbenſtechern gemacht hat, hat uns zu vortrefflichen Schafzüchtern gemacht. Das iſt in der That eine naturgemäße Induſtrie zu nennen, wiewohl der Seherblick des Staats dieſelbe nicht entdeckt hat.

Die erzgebirgiſchen Fabriken — wenn man einmal von Fabriken und Manufacturen im engern Sinne ſpricht — ſelbſt die Elberfelder und Barmener Induſtrie in ihren Hauptbranchen ſind ebenfalls ohne Schutzzoll entſtanden, und es fragt ſich, ob die ſpätere

Eintretung deſſelben ihrem Wachsthume förderlich geweſen ſein mag.

Man legt überhaupt viel zu viel Gewicht auf die Erzeugung einzelner ſpecieller Fabriken und Manufacturen, die in fremden Ländern zur beſondern Blüthe gekommen ſind, und überſieht viel zu ſehr den großen Reichthum, der neben und unter uns leicht und fröhlich emporſchießt. Wie geſagt, Mißgunſt und Neid ſpielen dabei unbewußt eine Rolle. So ſehr der Ackerbau mit ſeinen techniſchen Gewerben ſich ſchon gehoben hat, ſo iſt es doch keinem Zweifel unterworfen, daß er ſich noch in's Unendliche ſteigern ließe. Aber man will nun einmal durchaus durch dieſelben Mittel reich werden, wodurch die Engländer und Belgier reich geworden ſind, und in dieſem falſchen Bemühen ſchadet man der Entwickelung ſeiner Kräfte mehr, als wenn man ſich ganz ruhig verhielte. Die Idee der Schutzzölle iſt eine Chimäre; was ohne Schutzzoll nicht entſtehen kann, kann ſich ohne Schutzzoll auch nicht halten; und was etwa mit Schutzzöllen entſteht und zu bleibendem Daſein aufblüht, würde es ſicher auch ohne dieſe gethan haben. Umgekehrt mag ich wohl behaupten, daß manche an ſich gute Anlage zu einen beſondern Induſtriezweige durch Schutzzölle verdorben wird. Der Schutzzoll iſt ein ſchlechter Erzieher; er verzärtelt das ihm anvertraute Kind, und es gehört eine beſonders geſunde Natur dazu, um ſeinen demoraliſirenden Einfluſſe zu widerſtehen. Durch Schutzzölle will man die fehlenden Capitale, die fehlende Geſchicklichkeit, die fehlende Umſicht und Erfahrung u. ſ. w. erſetzen.

Das aber ſind lauter Dinge, die ſich durch nichts erſetzen laſſen. Capitale kommen durch Schutzzölle nicht in's Land, wohl aber werden die im Lande befindlichen auf eine falſche Bahn geleitet und einer richtigen, naturgemäßen Anwendung gar oft entzogen. Die fehlende Erfahrung wird ſchwerlich durch ſolche Prämie auf die Dummheit herbeigeſchafft; iſt uns das Ausland an Umſicht überlegen, ſo iſt es ſündlich und unchriſtlich, dieſes in der moraliſchen Weltordnung begründete Uebergewicht durch Machtgebote paralyſiren zu wollen. Nur Mühe und Anſtrengung ſind die wahren Mittel zur Concurrenz. Wem es an Erfahrung und Umſicht gebricht, der werde durch eigenen Schaden klug; auf Koſten ſeiner übrigen Mitſtaatsbürger ſoll er nicht ſchadlos gehalten werden. Es thut nichts,

Digitized by Google

wenn einige fehlende Verſuche Anfangs mit unterlaufen; jede wahre und richtige Idee ſchickt Anfangs einige enfants perdus voraus.

Uebrigens läßt bei heutiger Bildung, bei den ungeheuern Hülfsmitteln, die Literatur, techniſche und Naturwiſſenſchaften darbieten, ſich wohl auf anderm Wege Erfahrung und Kenntniß erlangen, als auf dem rein empiriſchen Wege. Die ſpaniſchen Schafzüchter waren uns an empiriſcher Erfahrung, an Capitalien u. ſ. w. weit voraus. Dennoch haben wir ſie durch verſtändige Ueberlegung, ruhigen, ſcharfen Calcül u. ſ. w. gänzlich überflügelt, und die Capitale fanden ſich und werden ſich immer finden, ſobald nur der Verſtand, die Ueberzeugung von der Möglichkeit, ſich befriedigt fühlte.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es manchen Regierungen nicht zu verdenken, wenn ſie ſich dreimal bedenken, bevor ſie dem preußiſchen Schutzzollſyſtem beitreten, und mancher Patriot, der den freien, innern Markt für Deutſchland ſehnſüchtig herbeiwünſcht, mag denſelben darum doch noch nicht auf Koſten eines falſchen Prinzips erkaufen. Auch hier heiligt ein guter Zweck noch nicht das Mittel. Die Idee des freien, innern Verkehrs iſt eine wahre Idee, die Idee der Schutzzölle iſt eine Unwahrheit. Warum ſoll man gezwungen ſein, zwei ſo ganz verſchiedene Dinge unzertrennlich zu übernehmen und die Realiſirung einer Ueberzeugung auf Koſten einer andern Ueberzeugung zu erlangen?

Eine deutſche Regierung hat allerdings eine ſchwere Verantwortlichkeit zu bedenken, bevor ſie ſich dem Zollvereine in ſeiner jetzigen Tariſirung anſchließt. Angenommen, auch die Verluſte, die der größte Theil der Unterthanen durch Vertheuerung ſo vieler Lebensbedürfniſſe erlitte, würden durch den Gewinn Einzelner wieder aufgewogen, ſo daß der Reichthum des Staates im Ganzen ſich durch dieſes Steuerſyſtem nicht verminderte — was wir übrigens nicht zugeben und was namentlich der Staatsrath Rebenius durch ſeinen ſo bewunderten und doch ſo ungenügenden Aufſatz in der deutſchen Vierteljahrſchrift von 1840 am allerwenigſten bewieſen hat — ſo ſteht doch feſt, daß dadurch wenigſtens eine andere gewaltſame Vertheilung des Vermögens hervorgebracht wird. Ein Anſchluß an den preußiſchen Zollverband iſt eine Revolution, die in dem Finanzſyſtem jeder einzelnen Familie bedeutende Erſchütterungen hervorbringt. Die meiſten Familien haben nicht mehr, als ſie zum Auskommen bedür-

fen. Steigen die gewohnten Lebensbedürfniſſe plötzlich um zehn Procent im Preiſe, ohne daß ſich die Einnahme vermehrt, ſo entſtehen unzählige Sorgen, Beſchränkungen, und der Keim zu mehr wie einem Ruine iſt gelegt. Daß dieſe Vertheuerung um zehn Procent eingetreten iſt, gibt ſelbſt der tabellariſche Apologet, Rebenius, für viele Städte in Baden zu. Er irrt aber, wenn er glaubt, daß dadurch nur die Mehrzahl der Conſumenten belaſtet werde, das freilich auch ſchon ſchlimm genug wäre.

Dieſe Conſumenten ſind auch faſt alle wieder Producenten; wie ſchädlich allein wirkt der durch plötzliche und künſtliche Entſtehung bedeutender Fabriken in die Höhe getriebene Tagelohn auf alle andere Productionszweige, auf Ackerbau, Handwerke u. ſ. w. Doch hiermit vorläufig genug. Ein anderes Mal wollen wir vom Anſchluſſe zweier größerer Staaten, Dänemarks und Oeſterreichs, ſprechen, deſſen die Zeitungen kürzlich als Project erwähnten. Hier wäre viel zu bedenken, nicht nur Nationalökonomiſches, ſondern auch Politiſches im engern oder höhern Sinne.

Unſer Votum, oder vielmehr unſere patriotiſche Phantaſie wäre alſo Folgendes: Der freie, innere Verkehr für Deutſchland möge ſobald als möglich in's Werk geſetzt werden. Wenn auch im Laufe der Jahrhunderte der Zoll überhaupt einer beſſern und würdigern Beſteuerung weichen würde, ſo möge er für jetzt noch bleiben und an der deutſchen Grenze erhoben werden. Aber nur ein Zoll, der durch ſeine Höhe nicht den Austauſch mit dem Auslande weſentlich beſchränkt und zerſtört, ein Zoll, der nicht den Unternehmungsgeiſt der Induſtriellen zu unnatürlicher Production aufreizt.*)

*) Die Grenzboten haben ſeit ihrem Entſtehen in Sachen der Schutzzolle ſich größten Theils dem Liſt'ſchen Syſteme angeſchloſſen und werden dies auch in Zukunft überall, wo der Redaction ein eigenes Wort geſtattet iſt, aus voller Ueberzeugung thun. Allein in ſo practiſchen Dingen kann eine literariſch-politiſche Zeitſchrift nicht die Prätenſion haben, eine entſcheidende Stimme führen und nur nach einer Seite hin hören zu wollen. Ihre Aufgabe iſt hauptſächlich, die Fragen der Zeit anzuregen und fortzuſpinnen. Wir haben daher mit Vergnügen den geiſtreichen Argumenten des vorliegenden Aufſatzes unſeres Blattes die Spalten geöffnet, obgleich die Wünſche des Herrn Verfaſſers in dem Hauptpunkte den unſrigen entgegen geſetzt ſind. D. Red. d. Grenzb.

Digitized by Google

Ludwig Zacharias Werner.

In Wien lebt eine alte Dame, eine ehemalige Freundin und Beichttochter von Ludwig Zacharias Werner. Was ſie mir über dieſen verrufenen Myſtiker, über dieſen chriſtlichen Aeſchylos (wie ihn Andreas Schuhmacher nannte) mittheilte, enthält vielleicht mehr Charakteriſtiſches, als manche Literaturgeſchichte über Werner herausſpindiſirt. Die Dame iſt eine von jenen, die in der Jugend fromm geweſen und im Alter klug werden; im Gegenſatz zu jenen, welche die Augen allzufrüh öffnen, um ſie nach einer an Erkenntniſſen zu reichen Jugend mit einem Pater Peccavi demüthig zu Boden zu ſenken, und im Alter fromm zu werden. Sie ſtand ſchon auf jener Höhe des ruhigen Bewußtſeins, um lächelnd von alten Irrthümern, ja mancher verzeihlichen Sünde, erzählen zu können; auch hatte ſie genug gelitten, und ſo Ruhe genug gewonnen, um alte Zeiten und vorübergegangene Perſönlichkeiten klar zu beurtheilen.

Die Winterabende wurden bei ihr mit Lectüre des Neueſten verbracht. Wir laſen eben Heine's „Romantiſche Schule" und kamen an Zacharias Werner, von dem Heine ſagt, daß er den Wienern von der Kanzel herunter ſeine alten Sünden erzählte. Frau von K., ſo hieß die alte Dame, legte die Hand auf's Buch und ſagte halb ſcherzend, halb traurig ernſt: „Der frivole Heine, wüßte er, wie ernſt es dem armen Werner um ſeine öffentlichen Beichten war und wie gern er jede Gelegenheit ergriff, ſich wahrhaft reuig anzuklagen, er hätte vielleicht in einem andern Tone von meinem geiſtlichen Freunde geſprochen."

„Wie, Werner war Ihr Freund, Sie kannten Werner?" fragte ich überraſcht.

„Sie muß das intereſſiren," antwortete Frau von K., „und ich will Ihnen bei Gelegenheit erzählen, was ich von dieſem ſonderbarſten aller Menſchen weiß und wie ich ſeine Bekanntſchaft machte."

Ich hielt Frau von K. beim Wort und erinnerte ſie an einem der nächſten Abende, da ich mit ihr allein war, an ihr Verſprechen.

Sie begann: „Sie wiſſen, welche Leiden ich als junge Frau von einigen zwanzig Jahren kennen lernte. Alles Unglück, das nur für dieſes Alter und junge Frauen geſchaffen zu ſein ſcheint, ſtürmte auf mich ein. Ich ſah mich umſonſt nach einer Stütze um, meine Seele war gebrochen und ich ſtand rath- und hülflos da, mitten in einem Leben, von dem ich einſt ungetrübte Freuden erwartet hatte. Religiös erzogen, wie ich war, ſah ich bald die einzige Hülfe, die mir werden konnte, nur in der Religion. Ich betete viel, las die Legenden der Heiligen und war auf dem beſten Wege, eine Myſtikerin zu werden. Zur ſelben Zeit begannen die Predigten Zacharias Werner's Aufſehen zu machen und die frommen Freundinnen, die ich bald in großer Zahl gefunden hatte, erzählten mir voll Entzücken von dem neuen Heiligen, der Balſam für alle Wunden hatte. Mein geſunder, jugendlicher Sinn, den ich mir trotz der ſchwärmeriſchen Richtung bewahrt hatte, machte mich noch immer mißtrauiſch gegen einen Prediger, von dem fromme Freundinnen ſo entzückt ſprachen. Doch ſah mich ſchon der nächſte Sonntag unter den Zuhörern Werner's. Seine Trauerſpiele, die ich ſchon kannte, hatten mich für ihn eingenommen. Die ätheriſchen durchſichtigen Geſtalten, die faſt alle ſeine Werke verweichlichen, ſind zwar nicht geeignet, ein weibliches Gemüth zu begeiſtern; aber die männliche Kraft, die nebenhergeht, die ſtarken, feſten Geſtalten von Fleiſch mit Blut, die Werner auch geſchaffen, ſind geeignet, einer Frau zu imponiren, und ſie nimmt jene ſchwindſüchtigen Erſcheinungen als ein Zeichen eines weichen, empfindſamen Gemüthes. In ſeiner Rede fand ich ganz den alten Werner wieder, nur ſchien mir, was ſonderbar klingt, der katholiſche Geiſtliche kräftiger und männlicher, als der proteſtantiſche Laie, der er doch war, da er ſeine Trauerſpiele ſchrieb. Seine Predigt war wie ein dunkler Alpenabgrund. Schwindel ergreift denjenigen, der hinunterblickte, nichts als ſchwarze Tiefe und wirres Chaos ſtarrt ihm entgegen; ein dumpfes Brauſen betäubt ihn. Aber je länger er hinunterblickt, eine deſto ſchönere Welt entdeckt er: glänzendes Fels-

Digitized by Google

geſtein, blühende Sträuche, ewig grüne Tannen ringen ſich in immer beſtimmteren Umriſſen aus dem Dunkel hervor. Im Grunde ſchäumt ein Bach und wirft ſeine leuchtenden Perlen in die Höhe. Das dumpfe Brauſen wird nach und nach eine einſchläfernde Melodie, aus der man Geiſterſtimmen zu hören glaubt. Zacharias Werner ſprach mit hinreißendem Feuer oder mit beſänftigender Weichheit, und ich ging aus der Kirche mit der frohen Ueberzeugung, meinen Retter und Rather gefunden zu haben. Schon nach einigen Wochen, als ich ihn noch mehrere Male gehört hatte, kniete ich mit dem hingebendſten Vertrauen in ſeinen Beichtſtuhl. Man erzählt ſich in Wien ſonderbare Geſchichten von den Bußen, die er ſeinen Beichtkindern aufzulegen pflegte. So ſoll er einmal einer Frau im Beichtſtuhle befohlen haben, Klopſtock's „Meſſias" von Anfang bis zu Ende dreimal durchzuleſen. Bei mir war es anders: nach Anhörung meiner Beichte ſagte er mit dem ſanfteſten Tone: Wer Du auch ſeieſt, mein Kind, Du biſt mehr eine Schwache, denn eine Sünderin; Du biſt mehr hülfs- als bußbedürftig, Du brauchſt mehr einen Freund, als einen Richter; Deine einzige Sünde iſt, daß Du nicht an die Vermittelung der Liebe glaubſt, oder nicht an ſie denkſt. Haſt Du nicht einen Gott, ſo ſuche ihn, dann erſt kannſt Du ſündigen, dann erſt kann Dir vergeben werden. Gehe hin, und Gott helfe Dir Gott finden. Er ertheilte mir den Segen, und ich ging. Niemals hatte ich den Beichtſtuhl ſo getröſtet und ſo geſtärkt verlaſſen, obwohl mir mein Beichtiger keine Buße auferlegt hatte. Ich kehrte oft wieder und es war mir, wenn ich im Beichtſtuhle kniete, als ob ich neben meinem Freunde ſäße, mit dem ich mich vertrauungsvoll beſpräche, oder harmlos über häusliche Angelegenheiten unterhielte. Bald kam es noch anders; mein Beichtiger beſuchte mich, und ſo, wie Sie jetzt daſitzen, im Fauteuil die Lampe vor uns, ſo ſaß er oft des Abends ein oder zwei Stündchen da, redete mir zu oder ſprach von vergangenen Zeiten, da er noch ein Weltkind war und der eiteln Luſt nachjagte. Es iſt mir, als ob ich ihn ſähe, wie er des Abends dort zur Thür hereintappt und kurzſichtig, wie er war, im Zimmer herumſpähte, um Jemand zu entdecken, und wie er oft ſchon ganz nahe vor mir ſtand, ohne mich zu ſehen; wie er ſich dann verlegen verbeugte, wenn man ihn anredete und nun er erſt entdeckte, vor wem er ſtand, und erſchrocken zurückprallte. Dann ſuchte er wieder einen

Stuhl, befühlte ihn erſt ganz, bevor er ſeinen Hut darauf legte, dann erſt ſetzte er ſich, begann das Geſpräch leiſe und ſchüchtern, bis er immer lebhafter wurde und ſich von der eigenen Rede forttragen ließ.

Werner war nicht wie ein Beichtvater, ſondern wie ein Arzt, und hatte für jede Natur andere Mittel; etwas, was man gewiß nicht von demjenigen denkt, den man ſich als einen ſchwärmeriſchen, ſogar fanatiſchen Prieſter vorzuſtellen gewohnt iſt. Was er bald erkannt hatte, traf ein. Theils verminderten ſich meine Leiden; theils wurde ich durch ſie ſelbſt geſtärkt und kam bald wieder von dem weichlich religiöſen Wege ab. Darum ſagte er einmal zu mir: Sie ſind nicht religiös organiſirt („religiös organiſirt," war einer ſeiner Lieblingsausdrücke); Sie ſind mehr philoſophiſch; aber Sie werden ſich mit der Zeit überzeugen, daß es einen Punkt gibt, wo Religion und Philoſophie zuſammenkommen, und einen andern Punkt, von dem beide ausgehen. Auf dieſem letztern werden Sie ſpäter anlangen, als auf dem erſtern. Bewahren Sie ſich mir, ich flehe Sie an darum, bewahren Sie ſich die göttlichen Formen des Chriſtenthums. Was den Gläubigen das Weſen iſt, ſei Ihnen wenigſtens die Form. Glauben Sie an die verſöhnende Kraft der Liebe, ſo glauben Sie doch auch an Jeſum Chriſtum, ebenſo ſollte Ihnen Glaube, Liebe und Hoffen, die heilige Dreiheit ſein.

Einer Freundin aber drohete er mit allen Höllenqualen und hielt ihr im Beichtſtuhle eine gewaltige feurige Predigt, weil ſie nicht wörtlich glauben wollte, was ſie die heilige Schrift lehrte.

Ebenſo verſchieden war ſeine Unterhaltung: heute ernſt, düſter, morgen weich, ſentimental und myſtiſch; übermorgen heiter, in Erinnerung an vergangene Tage, offen und geſprächig, ſelbſt witzig. Sprach er ernſt, ſo war ſeine Rede von Citationen, von Bibelſtellen überfüllt; in heiterer Stimmung beſann er ſich auch nicht, ein luſtiges Evenement aus ſeinem eignen Leben, vorzüglich aus der Pariſer Zeit, zu erzählen.

Von den Dichtungen aus ſeiner frühern Zeit ſprach Werner nicht gerne; er nannte ſie weltlich, frivol, ſogar ſündhaft. Nach ſeinen damaligen Anſichten war der 24. Januar dasjenige Stück, das er allen andern vorzog, und für am wenigſten ſündhaft hielt. Den Myſticismus in ſeinen religiöſen Dramen, z. B. in der helli-

Digitized by Google

gen Kunigunde, bezeichnete er als eine ſchwache Ahnung des Lichts, das ihn ſpäter aufgehen ſollte, er nannte ihn einen blaſſen Stern, einen ſchwachen Schein in der Nacht ſeiner Blindheit. Seinem Gedichte: „Der verlorne Sohn“ legte er einen größern Werth bei, als allen ſeinen Trauerſpielen. So ſehr ordnete ſich zu der Zeit ſein äſthetiſches Gefühl dem Katholicismus unter, daß er dieſes Gedicht, wo von Schweinen, Trabern, Schweinſtällen und Schweinekoſt für Menſchen die Rede, allen den Werken vorzog die, man kann es nicht leugnen, Schönheiten enthalten, wie wir ſie nur bei Aeſchilos, Shakſpeare, Göthe und Schiller finden. Die Dramatiker der damaligen Zeit haßte, ja verachtete er; nur wenn von einem ſolchen die Rede war, ſprach er mit Liebe von ſeinen eignen Stücken, und zählte, als ob von der Poeſie Anderer die Rede wäre, ihre Schönheiten auf. Grillparzer, der damals auftrat und in Wien ſchon viele Verehrer zählte, ſoll er beneidet haben, und wie ſehr ich gerne nur das Beſte von Werner erzähle, ſo kann ich ihn von Neid doch nicht freiſprechen; denn nach mancher Aeußerung, die er bei Gelegenheit fallen ließ, halte ich ſelbſt den Verdacht für begründet.

Daß Zacharias Werner manchmal ſehr guter Laune war, und ſich dann auch des Ernſteſten zum Scherze bediente, ja ſich ſelbſt parodirte, beweiſt folgende Anekdote, die wir einmal mit ihm erlebten: Mein Sohn, damals zehn Jahr alt, machte mit ſeinem Lehrer eine Landpartie in die Brühl. Ein fürchterliches Unwetter überfiel ſie. Ich war in der größten Sorge und lief unruhevoll in dem Zimmer hin und her, da der Abend herankam, das Unwetter zunahm, und mein Jakob mit ſeinem Lehrer noch immer nicht zurückkehrte. Da kam Werner und ſuchte mich, aber vergebens, auf jegliche Weiſe zu tröſten. Endlich ſpät kamen die ſehnlichſt Erwarteten zurück, aber in einem Zuſtande, den jeder kennt, der einmal eine ſolche verunglückte Landpartie mitmachte: durchnäßt bis auf die Haut, zitternd vor Kälte am ganzen Körper; die Haare troſen, und aus den Stiefeln floß das Waſſer in Strömen. Um einer Erkältung auszuweichen, gab ich ſchnell Befehle, friſche Wäſche, Kleider, Schuhe herbeizubringen, und während die Einen den durchnäßten Jungen auskleideten, die Andern hin und her liefen, um ſo ſchnell als möglich das Nöthige herbeizuſchaffen, ſtellte ſich Werner in die Mitte der Stube und citirte, ungeſtört von dem Lärme, der um ihn tobte,

Digitized by Google

mit lauter Stimme folgende parodirte Stelle aus ſeinem verlornen Sohne:

Da ſprach die Mutter (der Vater) zu den Mägden (Knechten):
„Schnell bringt ſein erſtes Kleid heran,
Bekleidet ihn, gebt ſeiner Rechten
Den Ring, zieht Schuh den Füßen an,
Und daß wir ſtärken den Geſchwächten,
Schlachtet mein beſtes Huhn (Kalb) ihm dann,
Denn todt war er, jetzt lebt mein Sohn
Verloren und iſt funden ſchon.

So kehr' auch ich o Liebe wieder
Und ewig Jeſus bleib' ich dein,
Du ſpreiteſt um mich dein Gefieder
Und hüllſt mütterlich mich ein;
Du wärmeſt meine müden Glieder
Und wiegſt mich wie ein Kindelein;
Doch bis ich ganz in dir zerrinn'
Nimm mir die Thräne nur nicht hin!"

Doch dauerte mein Zuſammenleben mit Werner kaum ein Jahr; ich weiß nicht, ob meine immer zunehmende Verweltlichung ſchuld daran war, oder ob ihn eine andere Urſache bewog, ſich aus meinem Hauſe zurück zu ziehen. Seine Beſuche wurden immer ſeltner und hörten endlich ganz auf. Wie unwahrſcheinlich es klingt, es iſt doch gewiß, daß die Geſpräche mit Werner vielleicht wider ſeinen Willen, mich von dem frömmelnden Wege, den ich betreten hatte, abbrachten. Freilich mögen auch meine häuslichen Zuſtände, die ſich damals lichter und freundlicher geſtalteten, und meine eigne Natur viel dazu beigetragen haben. Wie er mir die Dogmen des katholiſchen Chriſtenthums mit ſeiner dichteriſchen Phantaſie deutete, wurden ſie mir immer mehr zum Bilde, zur Form, welche abzuſtreifen mir nicht ſchwer wurde, und der Myſtiker machte aus einer orthodoxen Chriſtin eben blos eine Chriſtin. Später erfuhr ich, daß ſich Werner auch aus den andern Häuſern ſeiner Bekanntſchaften zurückzog und ſich blos auf ſeine Zelle und ſeine Bücher beſchränkte. Nur durch die Kanzel und den Beichtſtuhl blieb er in Verbindung mit der Welt, bis ich endlich hörte, daß Werner geſtorben. In Erinnerung an manche ſchöne Stunde, die ich mit ihm verlebt, an manches ſchöne, poetiſche Wort, das ich von ihm gehört, und an die traurigen Tage, da er mein einziger Vertrauter war, mußte ich ihm manche Thräne

Digitized by Google

der Freundſchaft nachweinen, und ich glaube, ich war nicht die einzige Frau in Wien, die es that.

Frau von K. legte die Hände in den Schooß und ſchwieg; was ſie mir erzählte, habe ich hier nach Jahren ſo treu als möglich wieder erzählt, und es iſt vielleicht dem Leſer nicht unintereſſant, den Dichter Luther's und der Söhne des Thales, als Beichtvater kennen zu lernen.

Geldern.

Reiſebilder aus Polen.

von

E. Göhring.*)

I.

Nach einer nicht allein höchſt unangenehmen, ſondern auch gefahrvollen Reiſe durch die ſumpfigen Brüche von Podlachien, welche ſich, ohne irgendwo auf eine größere Strecke unterbrochen zu werden, vom Fluſſe Wiepſch (Wieprz) bis zum Bugſtrome ausbreiten, gelangte ich zur lithauiſchen Grenze, und zwar in das Städtchen Wlodawa.

Dürftig, traurig und öde liegt dieſes Städtchen, das an den Begebenheiten der letzten polniſchen Revolution zu einiger Bedeutung gelangt iſt, in der flachen Gegend. Der polniſche Landescharakter prägt ſich deutlich auf ihm ab, noch viel deutlicher aber der Charakter der neueſten polniſchen Geſchichtsperiode.

Ruſſiſche Soldaten, vornehmlich Koſaken, welche zu Bewachung der Grenze hier liegen, treiben ſich, meiſt betrunken, auf den breiten Straßen umher, deren Häuſer nur mit ſehr wenigen Ausnahmen Hütten ſind, und zwar Hütten, welche bis auf Heerd und Schornſtein aus nichts anderem als Holz beſtehen.

An allen Ecken und Enden wimmelt es von Juden, die ſich nach ihrer hieſigen Weiſe, in geſchäftigem Müßiggange, der beim Zufall Gewinn ſucht, umherdrehen.

Mit den ruſſiſchen Soldaten ſcheinen dieſe Juden ſehr befreundet; ſowie jene mit ihnen. Hier ſieht man Soldaten, mitten in

*) Die Schriften des Herrn Göhring: Polen unter ruſſiſcher Herrſchaft (3 Bde. Leipzig 1843) und Warſchau eine ruſſiſche Hauptſtadt (2 Bde. Leipzig 1844) ſind unſern Leſern wahrſcheinlich wohl bekannt. D. Red.

Digitized by

Haufen von Juden heimliche Geſpräche führen, deren Inhalt natürlich für beide Sorten von Menſchen ein gemeinſchaftliches Intereſſe beſitzt; dort ſieht man Juden mit den tölpiſchen Soldaten halbſcherzend ſich balgen und herumzerren; dort ſich ‚Arm über Genik, führen; wo anders ſich küſſen und geſchäftig ſchwatzen.

Dieſe Freundſchaft kann natürlich nur von einer Gemeinſchaft in irgend einer Beziehung herrühren, und eine ſolche Gemeinſchaft iſt allerdings vorhanden, nämlich eine im Erwerbsgeſchäft.

Der Soldat, blutarm, denn mehr giebt ihm ſein reicher Kaiſer nicht, als täglich drei leichte Pfennige, und zwar dieſe nur alle vier Monate zu einem Silberrubel geſammelt, iſt zum Stehlen gezwungen, um ſeinem Leibe die nöthige Nahrung und ſeinem branntweinſüchtigen Gaumen den nöthigen Genuß zu verſchaffen. Größerer Gefahrloſigkeit wegen ſtiehlt er jenſeit der Grenze, in den lithauiſchen und volhyniſchen Dörfern und kleinen Städten. Die Kleidungsſtücke und andere Geräthe, die er aus den Häuſern, Kühe, Ochſen, Pferde, die er von der Weide und Anderes, was er irgendwo hinweggerafft hat, verkauft er an die wlodawaer Juden, die die Gegenſtände, unkenntlich gemacht, nicht ſelten wieder an die Orte, wo ſie geſtohlen ſind, zum Verkauf bringen, und zu dem gewöhnlichen Preiſe abſetzen, der natürlich zwei bis drei Mal höher iſt, als der, zu welchem ſie die Gegenſtände von dem militäriſchen Diebe angekauft haben.

So ſtehen die Juden hier, die, um dies beiher zu erwähnen, in der tiefſten Klaſſe der Judenſchaft ſtehen und mit den deutſchen wohl kaum in irgend einer Beziehung in Vergleich gebracht werden können, mit dem ruſſiſchen Soldaten in einem Gemeingeſchäft, und dieſes hat die enge Freundſchaft erzeugt, die der Fremde, welcher die Motive nicht kennt, zu bewundern ſich veranlaßt fühlen könnte.

Jemehr man ruſſiſche Soldaten und Juden auf den Straßen von Wlodawa ſieht, um deſto weniger Polen ſieht man darauf. Dennoch bilden dieſe die bei Weitem größere Hälfte der Einwohnerſchaft des Ortes. Zwei Urſachen liegen zu Grunde. Erſtens kommen die Polen, wie tiefen Standes ſie immer auch ſein mögen, nie gern mit jenen beiden Menſchenarten, nämlich ruſſiſchen Soldaten und Juden zuſammen, und meiden daher die Straßen, zweitens ſind ſie durch ihre Beſchäftigung von der Straße verwieſen. Die Polen

bilden die eigentliche Bürgerſchaft und den producirenden Theil der Einwohnerſchaft; Soldaten und Juden den conſumirenden. Dieſe haben Zeit die Straßen durch ihre müßig gehenden Perſonen zu beleben; die polniſchen Einwohner dagegen, theils Grundeigenthümer, theils Handwerker, ſind an Feld und Werkſtatt gebunden.

Sämmtliche drei Klaſſen der Bewohnerſchaft Wlodawa's befinden ſich nicht in angenehmem Zuſtande; im ſchlimmſten äußerlichen jedenfalls die ruſſiſchen Soldaten, denn, wie eifrig ſie auch ihr Stehlen betreiben, ſo kann es doch nicht ſolcher Art ſein, daß es ſie fortwährend von Nahrungsnoth frei hielte; im ſchlimmſten innerlichen aber die Polen, denn, wie tief auch die Volksklaſſe ſtehet, in welche dieſe polniſchen Einwohner Wlodawa's gezählt werden müſſen, ſo ſtehet ſie doch immer ſo hoch, daß ſie in vollem Maße die Schmach ihres Vaterlandes empfindet. Dieſes Zuſtandsverhältniß exiſtirt aber nicht bloß in dem Städtchen Wlodawa, ſondern in allen Städten des Königreichs.

Vor der Revolution, wurde mir erzählt, ſei Wlodawa vom polniſchen, lithauiſchen und volhyniſchen Adel ſehr beſucht geweſen, und derſelbe habe zu gewiſſen Zeiten regelmäßige Zuſammenkünfte in der Stadt gehalten, die derſelben einen gewiſſen Wohlſtand verliehen haben. Der Wunſch einer Wiedervereinigung der von Rußland auf ſo ſchandhafte Weiſe abgeriſſenen altpolniſchen Provinzen mit dem Königreiche, iſt die Veranlaſſung zu jenen Zuſammenkünften geweſen. Wlodawa liegt gerade da, wo die lithauiſch-volhyniſche Grenze auf die des Königreichs trifft, und hatte ſomit dem Adel der drei polniſchen Landestheile den paſſendſten Verſammlungsort geboten. Hier hatten ſich die Edlen vereint, um ſich gegenſeitig ihren gemeinſamen Wunſch mitzutheilen, zu berathen über die Dinge der Zukunft und gegenſeitig ihre patriotiſche Hoffnung zu nähren.

Gegenwärtig ſieht aber Wlodawa keinen Edelmann mehr, oder höchſtens nur einen ſchnell durchreiſenden; das unſelige Geſchick hat der großen polniſchen Hoffnung das warme Leben genommen, und ſo iſt auch jener ſehnſuchtsvolle Wunſch erſtarret, der die Polen der verſchiedenen von einander geriſſenen Landestheile mit Bruderliebe um ſo mehr erfüllte, jemehr von der Vereinigung die Rettung Aller abzuhängen ſchien. Jetzt, in der ſchmählichen, ehrekränkenden Knecht-

ſchaft, unter dem peinlichen Drucke, den Rußland ausübt, denkt der Pole jedes Landestheiles nur an ſich. Der des Königreiches ſeufzet nur nach der Befreiung des Königreiches, der Lithauens nur nach der Befreiung Lithauens, der Volhyniens nur nach der Befreiung deſſen, und ſo iſt der Drang nach Verſammlungen, die am Ende doch kaum vorläufig mehr ein anderes Reſultat haben könnten, als gegenſeitige Deutung und Beklagung der gemeinſchaftlichen Thräne, nicht mehr vorhanden.

Todt und unfreundlich, wie gegenwärtig die Stadt, iſt die Umgegend derſelben. Dürre ſandige Feldflächen, fiendunſtige finſtere Tannenwälderchen und Schilfgebüſch, hervorragend aus moraſtigen Erdvertiefungen, ſind die Gegenſtände, welche der Gegend die Phyſiognomie geben. Nahe von der Stadt ab breitet ſich nach Süd ein kleiner See aus. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt nach Oſt fließt der Bugſtrom mit ſeinem finſteren fettigen Waſſer zwiſchen niedrigen, moraſtigen Waldufern. Hier und da ragen dicke Baumſtämme oder rieſige Aeſte, welche Stürme in den Strom geſchleudert, und die ſich in die Sohle des Bettes eingewühlt haben, über den Waſſerſpiegel empor. Dieſelben ſind zum Theil eiſenfeſt und ſcheinen verſteinert, zum Theil ſind dieſelben von der Fäulniß angegriffen, je nachdem eben die Holzart iſt, und im Waſſer chemiſch procedirt.

Eine lebensgefährliche, eigenthümlich gebaute Fähre fährt auf dem der Stadt zunächſt gelegenen Punkte des Stromes auf lithauiſches und volhyniſches Gebiet über, denn die lithauiſch-volhyniſche Grenze ſtößt gerade auf dem Punkte, wo ſich die Fähre befindet, auf die Grenze des Königreiches, nämlich den Bugſtrom.

II.

Sobald ich in Wlodawa angelangt war und die nöthigen Geſchäfte auf der Poſterpedition, die ſich in einem elenden, aber wenigſtens ſehr reinlich gehaltenen Hüttchen befand, beſorgt hatte, begab ich mich in das Gaſthaus. Daſſelbe, ein niedriges ſehr langes Erdgeſchoßgebäude von Holz, vereiniget nach Landesſitte unter ſeinen vier Bohlenwänden und ſeinem hohen Schindeldache, zum Theil ohne Wandſcheidungen ſämmtliche Localitäten, nämlich Kuh- und Pferdeſtall, Wagenremiſe, Futterböden und das Gaſtzimmer, welches zugleich die Wohnung des Wirthes iſt.

Nachdem ich einige Aufträge an den Hausknecht, der, wie es in Polen gewöhnlich, den Titel Wächter (Stróż) führte, und zwar wohl mit voller Befugniß, denn seine Hauptfunction war ohne Frage, das Haus oder dessen Inhalt vor Dieben zu schützen, und zwar umsomehr, als sich solcher sehr viele im Ort befinden, lediglich in den kaiserlichen Uniformen; als ich also meine Aufträge an den Hausknecht gegeben, begab ich mich in das Gastlocal, ein großes, nur weiß gekälktes, und ziemlich verrauchtes Zimmer, von dessen Decke herab in der einen Ecke einige geräucherte Fleischwaaren hingen.

Ob der Wirth ein Jude war, wie es gewöhnlich in Polen der Fall ist, habe ich nicht erfahren, da ich weder ihn noch die Wirthin zu sehen bekommen habe. Vor einem dicht bei der Stubenthür befindlichen riesigen Heerde befanden sich, mit Kochen und Vorbereiten zum Kochen beschäftiget, zwei junge Mädchen, welche Tracht und Physiognomie augenblicklich als Christinnen legitimirten.

Außer denen war in der Stube nur eine Mannsperson in christlicher — wenn ich mich so ausdrücken darf — Tracht. Der Mann achtete nicht auf mich und führte sein Gespräch mit den beiden Mädchen fort. Daß derselbe ein Einheimischer war, ließ sich augenblicklich erkennen, daß er Pole war, erkannte ich sehr bald an seiner sehr fehlerhaften polnischen Sprache, die bisweilen deutsche Constructionen und in manchen Worten den lithauischen Dialect annahm. Wer das jetzige Polen kennt, hätte sehr schnell erkennen müssen, daß dieser Mann weder ein Deutscher, noch ein Pole, noch ein Lithauer, noch ein Russe war, doch unbeschadet seiner besonderen Nationalität, ein solcher oder solcher sein konnte.

Nach einiger Zeit trat dieser Mann an das kleine Fenster und blickte eine geraume Weile auf die Straße. Plötzlich wendete er sich vom Fenster hinweg, trat mit taumelndem Gange zu den beiden Mädchen, und erklärte, der Branntwein trete ihm jetzt sehr in den Kopf, er wolle sich eine Stunde schlafen legen. Darauf kroch er hinter eine häßliche spanische Wand, welche wahrscheinlich ein Bett oder anderes Lagergeräth verbarg.

Sogleich nach dieser Scene trat ein starker, ziemlich hochgewachsener Mann von mittelm Alter ein. Daß derselbe ein sehr heiteres, launiges Wesen sei, bekundete er gleich beim Eintritt durch die eigenthümliche Begrüßung der beiden geschäftigen Mädchen, die ihn seit

Digitized by Google

länger zu kennen ſchienen. Er knüpfte augenblicklich mit mir ein Geſpräch an, in welchem er ſcherzend bekannte, daß er ſeit der polniſchen Revolution die Deutſchen nicht mehr liebe, und zwar dies beſonders darum, weil ein deutſcher im ruſſiſchen Heere dienender Fürſt beim Ausbruch der Revolution, indem er abgelehnt auf Seite der Polen zu treten, das Ehrenwort, nicht gegen ſie zu agiren, gegeben, aber nicht bloß nicht gehalten, ſondern auf gräuliche Weiſe nicht gehalten habe, denn er habe mit ſeinem ruſſiſchen Regimente ſelbſt das Stammſchloß ſeiner leiblichen Großmutter, der edeln alten Fürſtin Tſchartoryiski (Czartoryiski) angegriffen, dieſe ſeine leibliche Großmutter von ihrem Schloß zu fliehen gezwungen, und in der Stadt Pulawy, dem Beſitzthum der Fürſtin, die widerlichſten Greuel an der Einwohnerſchaft durch ſeine Soldaten geſchehen laſſen. Der heitere Mann bekannte aber ſehr offenherzig dabei, daß er ſelbſt ein Deutſcher ſei, jedoch ein äußerſt ſchlechter, denn er ſpreche nicht einmal gern deutſch, weil es ihm in Folge der Abgewöhnung ſchwerer werde, als polniſch. Dieſer ſpaßhafte ſonderbare Mann war ſeit mehren Jahren als Getreidehändler und Speculant in Allerlei in Wlodawa anſäſſig.

Ich hatte mich vielleicht länger als eine Stunde mit demſelben unterhalten, als ein neuer Gaſt, der zu Wagen aus einem nahen volhyniſchen Orte angelangt war, in das Zimmer trat. Derſelbe war ein katholiſcher Landgeiſtlicher; wenigſtens hörte ich ihn von dem Getreidehändler, der ihn kannte, Proposzcz (Propſt) genannt werden.

Nachdem der Geiſtliche mit dem Getreidehändler ſich begrüßt und zum Gruß mit ihm ein Glas Goldwaſſer (Branntwein, in welchem Goldſtäubchen ſchwimmen; das gebräuchlichſte der feineren Branntweingetränke in Polen) ausgetrunken, trat er zurück in die Thür und rief nach ſeinem Fuhrknecht, der alsbald eintrat, aus einem Sacke ein geſchlachtetes Ferkel zog und es den beiden Mädchen übergab, die es ſodann an einen Bratſpieß befeſtigten und für den Geiſtlichen zum Mahle zuzubereiten begannen.

Der Geiſtliche, der Getreidehändler und ich ſaßen an dem einzigen Tiſche des Zimmers bei einander. Dem Geiſtlichen lag etwas auf dem Herzen, was er gern ſeinem Bekannten mitgetheilt hätte, aber meiner Nähe wegen nicht mitzutheilen wagte. Er ließ ſich dieſe beſorgliche Rückſicht ſo merken, daß der Getreidehändler, gleichſam

Digitized by Google

von freien Stücken, erklärte, ich ſei ein Deutſcher und dazu ein flüchtig durchreiſender, alſo eine ganz unverdächtige Perſon. Jetzt verſtand ich erſt des Geiſtlichen Verlegenheit und erhob mich ſogleich, um mich zu entfernen; doch jetzt bat mich der Geiſtliche ſelbſt, zu bleiben.

„Eine neue himmelſchreiende Neuigkeit," ſprach derſelbe halblaut, griff in die Taſche und zog eine Medaille heraus, die er mit einem bitteren verachtungsvollen Lächeln zeigte. „Mit Liebe hat Rußland nun alſo ſeine politiſchen Zwecke zu erreichen gelernt; d. h. es hält die Piken ſeiner Koſaken und die Wüſten Sibiriens für Inſtrumente der Liebe," ſprach der Propſt während des Vorzeigens der Medaille, welche auf der einen Seite die Worte führte: „Mit Gewalt entriſſen; durch Liebe vereint."

Dieſe Medaille, geprägt im Jahre 1839, bezog ſich auf ein Ereigniß, oder um treffender zu bezeichnen, auf eine ruſſiſche That, von welcher in Deutſchland nur Weniges, und auch das ſelbſt ſehr entſtellt, nämlich nach der bekannten ruſſiſchen Manier gefärbt, bekannt geworden iſt. Dieſes Ereigniß iſt die Ausrottung der unirten Kirche in den im vorigen Jahrhundert von Polen abgeriſſenen Ländern Lithauen, Podolien, Volhynien und der Ukraine.

Zur Zeit der Regierung Stephan Batoris im ſechszehnten Jahrhunderte hatte ſich bekanntlich an vielen Orten Rußlands, aber namentlich in Lithauen, aus der Gemeinſchaft der griechiſchen Katholiken eine Schaar ausgeſondert, welche eine Annäherung an die römiſchen Katholiken, in der Hoffnung, eine Vereinigung beider Kirchen, die natürlich nie zu Stande kommen konnte, zu bewirken wünſchte. Dieſe bildete die unirte Kirche, welche ſich in vielen Gebräuchen und Lehrſätzen, beſonders aber durch Anerkennung des Papſtes von der griechiſchen Kirche, welche die Staatskirche Rußlands iſt, von der römiſch katholiſchen aber dadurch unterſcheidet, daß ſie ihren Gottesdienſt nicht in lateiniſcher, ſondern der Landesſprache hält.

Anfangs betrachtete die griechiſche Kirche Rußlands die unirte Kirche als ihr zugehörig, und ließ Befehle über ſie ergehen. Da dieſe Befehle zurückgewieſen wurden, verſuchte die griechiſche Kirche auf mannigfache Weiſe die unirten Gemeinden zum Rücktritt in ſie zu bewegen. Da ihr aber auch dies nicht gelang, ließ ſie die unirte

Kirche ganz außer Acht, ſo daß dieſe nun ganz ſelbſtſtändig daſtand.

So hat dieſelbe unangefochten durch drei Jahrhunderte gedauert und durfte bei Betrachtung des bei vielen Völkern beſtätigten Satzes, daß mit dem Steigen der Civiliſation die Duldſamkeit im Bereiche des Glaubens wachſe, wohl der frohen Hoffnung hingegeben werden, daß ſie ewig dauern werde. Allein die frohe Hoffnung wurde der unirten Kirche zur Betrügerin; Rußland war nicht ein Reich, bei welchem jener Satz hätte Beſtätigung finden können. In dieſem, dem neunzehnten Jahrhunderte, nachdem es die unirte Kirche drei Jahrhunderte hindurch unbeeinträchtigt gelaſſen, unter des freiſinnig und hochmoraliſch gerühmten Kaiſer Alexanders Regierung begann es die Ausrottung dieſer Kirche, und zwar zuvörderſt in ſeinem Urgebiete. Die Gewaltthätigkeiten, welche es dabei anwendete, würden um ihrer Eigenthümlichkeit und Vielfältigkeit willen einer umfangreicheren Beſchreibung bedürfen, als ſie hier angemeſſen ſein kann.

Im Jahre 1824 war im Innern Rußlands das ruſſiſche Werk vollendet, alle dortigen unirten Gemeinden waren in die orthodoxe, griechiſch-ruſſiſche Kirche zurückgezwungen und ſomit dort die unirte Kirche gänzlich vernichtet. Jetzt fing Rußland daſſelbe Werk in den von Polen abgeriſſenen Ländern, Lithauen, Podolien, Volhynien und der Ukraine an. Zuvörderſt wurden die Biſchöfe der unirten Kirche dieſer Lande nach Petersburg berufen, und daſelbſt von der höchſten Staatsbehörde aufgefordert, in die griechiſche Kirche zurückzukehren und zu demſelben Schritte ihre Gemeinden zu vermögen. Lange weigerten ſich die Biſchöfe in irgend einer Hinſicht etwas zuzuſagen; als ſie nach ſchwerer Bedrohung aber endlich ernſtlich ihre Freiheit, ja noch mehr in Gefahr ſahen, entſchloſſen ſie ſich, dem Befehle wenigſtens ſo weit zu gehorchen, als er ausſchließlich ihre Perſonen traf.

Die ruſſiſche Staatsbehörde begnügte ſich mit dem Erlangten, da ſie daran ſo viel beſaß, daß ſie nun unter einer Art von Recht die niedrige Geiſtlichkeit und die Gemeinden in die griechiſche Kirche zwingen konnte. Die Biſchöfe, erklärte ſie, haben erkannt, daß die ruſſiſche Kirche die einzig rechte und allein zum ewigen Heil führende ſei, und ſeien in dieſelbe freiwillig eingekehrt; da nun die Biſchöfe die Klügſten, die Erleuchteſten ſeien, ſo können unbedacht alle Unirten

deren Beiſpiele folgen, ja und um der Seelen willen fühle ſie ſich berufen, dies zu fordern.

Die niedere Geiſtlichkeit und die Gemeinden der unirten Kirche hatten aber bereits erfahren, welcher Art die „Freiwilligkeit“ des Rückübertrittes ihrer Biſchöfe war, und weigerten ſich entſchieden, der Forderung der ruſſiſchen Behörde Genüge zu leiſten, frei erklärend, daß ihr Gewiſſen ihnen den Uebertritt und in dieſem die Verſcherzung ihres Seelenheiles verbiete.

Jetzt glaubte die Behörde, nicht mehr zögern zu brauchen, forderte von der Geiſtlichkeit ſchriftliche Zuſagen auf ihre Forderungen und ließ dieſe einholen durch bewaffnete Koſaken, welche für Weigerungsfälle die Vollmacht zu Gewaltnahme hatten.

Wie groß der Widerwille der Geiſtlichen vor dem geforderten Uebertritte und dabei wie barbariſch die ruſſiſchen Zwangsmittel waren, davon gibt ein Ereigniß Beweis, welches der Geiſtliche in dem Gaſthauſe zu Wlodawa in Erwähnung brachte. Dieſes Ereigniß beſteht darin, daß ein Pope der unirten Kirche in Lithauen, als er das gefürchtete Glöckchen der ruſſiſchen Extrapoſt nahen hörte, ſich in ſein Zimmer einſchloß, da ſeine Bücher und Bibeln auf einen Haufen warf und ſich darauf, und den Haufen unter ſich anzündete, ſo daß die Ruſſen ſtatt ſeiner einen halbverbrannten todten Märtyrer fanden, deſſen Uebertritt in ihre Kirche ſie nicht erzwingen konnten.

Viel weniger Widerſtreben fand die ruſſiſche Behörde bei dem Volke, den Laien, dieſen ſchüchternen ungebildeten Sklaven, und noch viel weniger Umſtände machte ſie mit denſelben. Die Gemeinden wurden von bewaffneten Koſakenabtheilungen zuſammen und in die von der Behörde ſelbſt eiligſt ruſſiſch-griechiſch eingerichteten Kirchen getrieben, und ſo waren auch dieſe, nach ruſſiſcher Sprache, freiwillig in die alleinſeligkeitgebende ruſſiſche Staatskirche übergetreten.

Vor acht Jahren war die ruſſiſche Behörde mit dieſem religiös-politiſchen Werke in Lithauen, Volhynien, Podolien und der Ukraine fertig, was ſie durch eine mit der Farbe der Religioſität und Moral dick überſtrichene Bekanntmachung bekundete, in welcher ſie ſagte: „Die höhere Geiſtlichkeit der Unirten habe, die Wahrheit erkennend, um den Rücktritt in die griechiſch-ruſſiſche Kirche **gebeten**, die niedere und die Laiengemeinſchaften ſeien zu demſelben veranlaßt worden.“

Darauf im Jahre 1839 ließ nun die Behörde jene Medaillen prägen, von denen der Geiſtliche in dem Gaſthauſe zu Wlodawa eine beſaß und vorzeigte. Dieſelben erſchienen wie das Denkmal für ein herrliches, rühmenswerthes Werk; waren aber natürlich nichts als eine täuſchende Decke für die häßliche Handlungsweiſe, eines von jenen Mitteln, die man nur bei den Jeſuiten im Gebrauche wähnt.

Die im civiliſirten Europa faſt unbegreiflich freche Verhöhnung der klarſten Wahrheit durch die Inſchrift: „Mit Gewalt entriſſen; durch Liebe vereint," empörte den Geiſtlichen im Gaſthauſe trotzdem, daß er durch manche Erfahrungen ſchon mit der ruſſiſchen Weiſe vertraut war, ſo daß er ſeinen Widerwillen kaum in Worten erſchöpfen konnte. „Wer hat denn wohl die Unirten vor drei Jahrhunderten mit Gewalt aus der griechiſchen Kirche gedrängt? und — mit Liebe alſo ſind ſie wieder hineingebracht worden?" ſtöhnte er während der Rede aller Augenblicke halb laut — denn in Polen wagt man nicht laut über Dinge zu ſprechen, welche die Behörde berühren.

Der Getreidehändler drehete lange, unter Lachen allerlei höhnende Bemerkungen hinwerfend, die Medaille betrachtend zwiſchen den Fingern um und reichte ſie dann plötzlich nach dem einen der am großen Heerde beſchäftigten Mädchen mit den Worten hin: „Du, ich will Dir den Orden ſchenken, hänge ihn Dir zur Ehre unſeres lieben Rußlands auf den ....."

Der Geiſtliche ſtand erſchrocken vom Stuhle auf, riß die Medaille dem Getreidehändler aus der Hand und ſteckte ſie in die Taſche.

„Nun, wäre denn das nicht eben die rechte Ehre für das Bettelding?" meinte der Getreidehändler und fuhr in der ihm eigenen höhniſch ſcherzhaften Weiſe mit ſehr heftiger Stimme fort: „„Triumph, Triumph!" hätten ſie auf die Dinger prägen laſſen ſollen, dann ließe ſich nichts ſagen; aber es iſt wahr, unſere lieben Ruſſen ſind ein Schandvolk, ein wahres Schandvolk ſind ſie die Ruſſen."

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo trat hinter der ſpaniſchen Wand jener oben erwähnte Mann mit den Worten hervor: „Herr ***, Sie wiſſen, was Sie jetzt geſagt haben. — Und Sie ſind Zeugen," ſprach er darauf zu dem Geiſtlichen und mir.

Der Getreidehändler brach darauf in ein gewaltiges Gelächter aus und rief dem ruſſiſchen Spione, der ſogleich die Stube verlaſſen

wollte, die Worte nach: „Du verfluchter Kerl, komm her, ich werde Dir noch mehr dazu ſagen."

Der Spion kehrte um mit der Erklärung: das ſei ihm eben recht, Herr *** möge vollends noch heraus räſonniren, was er auf dem Herzen habe. Der Getreidehändler räſonnirte indeß nicht weiter, ſondern forderte nur in ſeiner gewöhnlichen ſchäkernden Weiſe den Spion auf, mit in ſein Haus zu kommen, wo er ihm eine gewinngebende Mittheilung zu machen habe. Die Neugierde und das Gelüſt nach Geldgewinn wurden ziemlich ſchnell Sieger über die furchtſame Bedenklichkeit des Spions. Der Spion ging mit in das Haus des Getreidehändlers. Desgleichen der katholiſche Geiſtliche und ich in Folge ſtattgehabter Einladung.

Als wir uns in dem nett und deutſch eingerichteten Wohnzimmer des Getreidehändlers befanden, ließ dieſer ein Paar Flaſchen Ungarwein auftragen und ſchloß den Spion nicht von dem Genuſſe dieſes ganz vortrefflichen Trankes aus. Nach einer ſehr geraumen Zeit, in welcher auf Antrieb unſeres Wirthes über nichts als den vorhandenen Wein geſprochen wurde, frug dieſer, nämlich der Wirth, den Spion, was er denn nun eigentlich zu thun gedenke.

Der Spion, obſchon etwas ängſtlich, erklärte, daß es ſeine Pflicht ſei und in ſeinem Vortheil liege, Anzeige von dem, was er vernommen, an den Herrn Capitän (ein Koſakencapitän, der als Diſtriktsgubernator fungirte) zu erſtatten.

„Schurke infamer," ſprach der Getreidehändler, „ich weiß es, Du haſt mir lange Zeit ſchon auf meinen Mund begierig aufgepaßt und ich bin überzeugt, Du haſt gewußt, daß ich in die Oberſche (Oberza; Auberge) komme, denn ſonſt hätteſt Du Dich nicht hinter den Vorhang verſteckt gehabt; allein, ich mache Dir ein ziemlich vortheilhaftes Anerbieten: Du kannſt mir meine Getreide- und Holzaufkäufe in den nächſten Diſtrikten von Volhynien beſorgen. Ich gebe vom Korſchez (Scheffel) Getreide zehn polniſche Groſchen und vom Holz ein Geſammtdouceur nach der Zahl der mehr als dreiviertelelligen Stämme berechnet. Du dienſt der ruſſiſchen Regierung als Spürgenie um dreißig Gulden monatlich; bei mir wirſt Du es, je nachdem die Zeit für den Handel, auf ſechzig bis hundert bringen, und kannſt dabei Deinen kaiſerlich ruſſiſchen Dienſt noch fortbehalten; alſo — —"

Digitized by Google

Der Spion erklärte freudig unter tauſend Verbeugungen und vielmal wiederholter Betheuerung ſeiner muſterhaften Rechtſchaffenheit und Geſchicklichkeit ſeine Bereitwilligkeit zur Annahme des Anerbietens und erhielt darauf mit einigen Briefen Aufträge, zu deren Vollzug er ſich ſogleich anſchickte. Als er das Zimmer verlaſſen hatte, erzählte der Getreidehändler, daß er einen anderen Spion bereits ſeit mehreren Jahren in ſeinem Geſchäft habe. „Man muß dieſe Kerle an ſich ziehen, wenn man von ihnen nicht will vor das gefährliche Forum der ruſſiſchen Polizei gezogen werden," meinte er.

Der Fall, daß Spione der ruſſiſchen Regierung im Geſchäft oder der Freundſchaft von Privatperſonen ſtehen, findet ſich ziemlich häufig. Faſt durchgängig ſind dieſe Privatperſonen Deutſche. Der Pole iſt zu ſtolz, um mit ruſſiſchen Spionen in freundſchaftliche Berührung kommen zu mögen. Uebrigens haben es die Deutſchen in Polen auch weit mehr als die Polen nöthig, ſich vor den ruſſiſchen Spionen eine künſtliche Sicherheit zu bereiten, denn in ihrer deutſchen Zunge lebt allzuviel natürlicher Heroismus. Der Pole iſt vermögend, im Herzen das Gewaltigſte zu tragen, die ſchwerſten Thaten vorzubereiten und dabei eine ſtarre, rührungsloſe Zunge zu behalten. Der Deutſche aber kann ſeine Zunge nie befeſtigen. Die That überläßt er gewöhnlich dem Schöpfer des Weltalls, aber mit der Zunge muß er nun einmal gewaltig ſein, und dieſe Eigenthümlichkeit wird ihm im Königreich Polen oft ſehr gefährlich, wenn er die Gefahr nicht wie der Getreidehändler in Wlodawa oder in ähnlicher Weiſe zu beſeitigen verſteht.

In Lublin lernte ich einen deutſchen Weinhändler kennen, an deſſen Tiſche häufig ein ruſſiſcher Spion ſpeiſte. Er erklärte mir, er ſei ſeiner Sicherheit wegen gezwungen, mit dieſem Kerle eine gewiſſe Art von Freundſchaft zu pflegen. Derſelbe ſei der gefährlichſte Spion der Stadt, weil er bei dem Gubernator ſeiner eminenten Localkenntniß wegen in beſonders großem Anſehen ſtehe. Bei jeder Unterſuchung werde er zur Sprache gezogen und ſeiner Ausſage eine förmliche Untrüglichkeit beigemeſſen. Dem guten Vernehmen mit dieſem Kerle habe er es zu danken, daß er durch mehrere ſchlimme Verwickelungen mit der ruſſiſchen Behörde glücklich davon gekommen ſei.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Schicksal der Theaterzeitung. — Gluck's Grab. — Projectirtes Denkmal. — L. A. Frankl. — Ernst. — Wer über Nacht reich werden kann. — Enttäuschung der heimischen Künstler. — Gutzkow's „Dreizehnter November." — „Der Majoratserbe."

Es wurde vor Kurzem der Wiener Theaterzeitung in diesen Blättern erwähnt; dieß bringt mich auf die Veränderungen, die diesem hier vielverbreiteten Journal in der nächsten Zukunft bevorstehen dürften. Wie ich schon früher berichtet, haben die finanziellen Zustände der Zeitung eine so schlimme Wendung genommen, daß ohne die kräftigste Unterstützung mit fremden Geldmitteln an keine Fortführung des beinahe 40 Jahre bestehenden Institutes möglich ist. Diese ist schon in früheren ähnlichen Fällen versucht worden; und besonders haben die beiden reichen Schriftsteller Jeitteles und Langer sehr viel für die Erhaltung des Blattes gethan, ohne daß jedoch dem Uebel auf die Dauer zu steuern gewesen wäre. Nun soll Herr Bäuerle entschlossen sein, die Concession zu verkaufen, und es fehlt begreiflicher Weise nicht an Kauflustigen, denn dieses Journal ist bekanntlich eine wahre Goldgrube und wirft noch jetzt trotz der Concurrenz der Leipziger illustrirten Zeitung jährlich eine Rente von 20,000 Gulden Gewinn ab. Allein Bäuerle verlangt nicht weniger als — 300,000 Gulden C.-M., und zu diesem Kaufschilling will sich natürlich bei der precären Lage einer Zeitschrift in Oesterreich Niemand verstehen. Anfangs war der Buchdrucker Sollinger, in dessen Offizin die Theaterzeitung seit Jahren gedruckt, und der eine Forderung von 54,000 Gulden an sie hat, zum Kaufe erbötig, und jetzt, hört man, soll die Verlagshandlung der illustrirten Zeitung in Leipzig in Unterhandlungen getreten sein, um das Recht des Herausgebers an sich zu bringen. Gelingt es Herrn Weber in Leipzig, die Concession der genannten Zeitung unter annehmbaren Bedingungen zu erwerben, so lassen sich die mercantilen Vortheile, welche ihm daraus erwachsen würden, kaum im Voraus berechnen, denn er kann sodann hier eine den giltigen Censurgesetzen Oestreichs entsprechende Herausgabe seiner illustrirten

Digitized by Google

Zeitung veranstalten, die ihm das belletristische Monopol in der gesammten Monarchie sichert, während er in Sachsen eine andere für deutsche Zustände berechnete Auflage mit größerer Rücksicht auf die politischen Interessen der Gegenwart besorgen kann, die ihn in Deutschland von dem bisher häufig vorgebrachten Vorwurf der Schaalheit und Farblosigkeit sicher stellen, und dem Unternehmen gewiß förderlich sein würde.

Kaum hat sich die musikalische Welt von dem Festvergnügen der Beethovenfeier in Bonn erholt, und die vielfältigen Tiraden gehörig verdaut, welche bei dieser Gelegenheit von unsern schreibseligen Journalisten zu Markte gebracht wurden, so taucht auch schon wieder eine Entdeckung auf, welche in kurzer Frist mit einer neuen Todtenfeier zu drohen scheint. Ein junger Buchhändler, der den Friedhof von Matzleinsdorf nahe an der Stadt besuchte, entdeckte durch Zufall die Grabstätte des berühmten Komponisten Gluck, der bekanntlich, nachdem er in Frankreich den Zenith der Berühmtheit erstiegen, in Wien lebte und auch starb! Bisher wußte Niemand, wie von Mozart, den Grabeshügel anzugeben, unter dem die Gebeine des unsterblichen Meisters ruhen, bis vor einigen Wochen die Stelle aufgefunden ward, wo die sterblichen Reste des Tondichters modern, dessen Musikwerke einst zur Verherrlichung der üppigen Hoffeste dienten, welche Kaiser Karl VI. auf seinem Schlosse Favorite zu geben pflegte. Rechts vom Eingang, gedrückt von der Pracht eines freiherrlichen Mausoleums ist sein ärmliches Grab; eine kleine Marmortafel, in die Mauer eingefügt, halb versteckt unter Gras und Epheu, trägt den Namen des berühmten Todten; kaum ist die Inschrift zu entziffern, so ist Alles beschmutzt und zerstört. Die Inschrift lautet wörtlich: Hier ruht ein rechtschaffener, deutscher Mann, ein eifriger Christ und treuer Gatte, Christoph Ritter von Gluck, der erhabenen Tonkunst großer Meister. Er starb am 15. November 1787. — In einem Jahrhundert, das allen Berühmtheiten verschollener Zeiten die kostbarsten Denkmäler errichtet, wird man wohl auch nicht zaudern, dem Namen des großen Meisters zu huldigen; keine prunkende Denksäule verlangen wir, die Tausende kostet, nur einen einfachen, bescheidenen Stein für das bescheidene Grab im Matzleinsdorfer Kirchhofe, damit der Verehrer der Muse nicht achtlos den Boden betrete, der durch die Nähe des Genius geweiht ist. Der Redacteur der Sonntagsblätter, L. A. Frankl hat bereits eine Subscription eingeleitet, welche einen gedeihlichen Fortgang nimmt, und ohne Zweifel in wenig Monden die Kosten eines angemessenen Grabsteines decken wird.

Dem Violinisten Ernst, der jetzt in seiner Vaterstadt Brünn verweilt, ist von Seiten des reichen Amerikaners Dordle der Antrag gemacht worden, nach der neuen Welt einen Ausflug zu unternehmen, wogegen er ihm bei einem Aufenthalt von drei bis vier Monaten einen Gewinn von 106,000 Dollars zusichert. Es scheint kein Zweifel,

Digitized by Google

daß der Virtuose diesem verlockenden Antrage baldigst folgen wird. Die Virtuosen und die Börsenleute sind heutzutage die Einzigen, welche über Nacht reich werden können.

Man erinnert sich wohl noch der fatalen Brunnengeschichte, die im verflossenen Jahr so viel böses Blut machte in den hiesigen Künstlerkreisen, und so viel Lärm in der Journalistik. Der Bürgermeister beschwichtigte damals die aufgeregten Gemüther unserer Bildhauer durch den Plan, auf dem Stephansplatze zwei prachtvolle Brunnen zu errichten, welche blos vaterländischen Künstlern übertragen werden sollten, und die man mit den Standbildern der beiden heldenmüthigen Vertheidiger Wiens Stahremberg und Salm bei den zwei türkischen Belagerungen der Hauptstadt im 16. und 17. Jahrhunderte zu schmücken gedachte. Nun stellt sich aber allmählig dieser Plan als ein klugersonnenes Mährchen dar, das blos ausgeheckt wurde, um die durch Bevorzugung fremder Künstler tiefverletzten heimischen Talente zu versöhnen und hinzuhalten, und von dessen Verwirklichung niemals im Ernst die Rede war. Jetzt, da die zwei Viertel der kolossalen granitnen Wasserschale für den Brunnen auf der Freiung aus Schwanthalers Atelier in München auf der Donau eingetroffen sind, und die von diesem Künstler modellirten Figuren nächstens nachfolgen sollen, wird die alte Wunde wieder heiß, um so mehr, als man nachgerade einsieht, wie die Fiction von den beiden Brunnen auf dem Stephansplatze schon vom Anfange her widersinnig war, indem dieser lebhafte Platz, auf dem die Volksmenge unabläſſig umherwogt, und welcher von fast hundert Miethwagen in Beschlag genommen ist, selbst bei'm besten Willen kein Raum zu finden sein dürfte für zwei monumentale Wasserwerke, wie sie der lechzenden Sehnsucht unserer Bildner boshafter Weise hingemalt wurden.

Das Hofburgtheater brachte kurz nach einander zwei Novitäten, nachdem man bereits seit vier Monaten auf eine solche vergeblich gewartet hatte. Gutzkow's „Dreizehnter November" hat hier nur wenig angesprochen, indem dieses Drama allzusehr den Charakter des Gemachten und Gekünstelten an der Stirne trägt, um eine tiefere Wirkung möglich zu machen. Gutzkow gefällt sich darin, psychologische Abnormitäten und Idiosynkrasien dramatisch zu verkörpern, ohne zu bedenken, daß solches wohl dem Romandichter gestattet ist, dem der erforderliche Raum geboten ist, um den erschöpfendsten Commentar zu liefern und das eingreifendste Verständniß zu vermitteln. Er kann seitenlang die räthselhaften Stimmungen der Seele schildern, und den Leser, wenn nicht überzeugen, doch bereden, der Dramatiker ist auf die geschlossene Form der Bühnengestaltung beschränkt, und sollte darum Alles vermeiden, was nicht auf schnelle Auffassung und inneres Verständniß, auf volle und augenblicklich zündende Wirkung rechnen kann. Der Dramatiker muß sich mit der Größe und Tiefe

Digitized by Google

der geſchilderten Gefühle begnügen und die feine Detailmalerei dem Romanſchreiber überlaſſen, bei dem es wenig darauf ankommt, zu dem dreißigſten Bogen noch einen hinzuzufügen. Wollte Gutzkow nur die Blaſirtheit darſtellen, wie ſie als Krankheit unſeres Jahrhunderts gerade im Kopfe der Glücklichen zu wüthen pflegt, ſo war die unheimliche Familienchronik des Hauſes Douglas ganz und gar unnöthig, und wollte er ein Schickſalsdrama ſchreiben im Geſchmack von Werner und Müllner, ſo durfte wieder nicht die Einmiſchung eines ſo modernen Elements, als die Blaſirtheit iſt, ſtattfinden; eins ſchloß das andere aus, und in der Verſchmelzung beider Dinge liegt gerade das Mißgeſchick des Ganzen, dem überdies die forcirte Kataſtrophe ſchadet, wo der Graf Douglas, ſtatt ſich ſelbſt zu erſchießen, auf das Spiegelbild abdrückt und den verborgenen Verwandten hinter der Tapetenthüre ermordet. Taktvoll hat ſich bei dieſer Gelegenheit der ehrenwerthe Theil unſerer Tagespreſſe benommen, indem ſie nicht den unter dem gegenwärtigen Verhältniſſen reichlich dargebotenen Spielraum zu dem entſchiedenſten Tadel auf plumpe Weiſe ausbeutete, ſondern ſich in ihrem Urtheil ſehr gemäßigt und anerkennend ausſprach, und die naheliegende Rolle eines Executors des durch Gutzkow's Wiener Schilderungen erregten bureaukratiſchen Unwillens verſchmähte.

Die zweite Neuigkeit beſtand in dem Luſtſpiel: „Der Majoratserbe" von der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, welches anderwärts unter dem Titel: „Der Brief aus der Schweiz" gegeben ward. Es athmet ganz den bekannten moraliſtiſchen Geiſt, der in den zahlreichen dramatiſchen Produkten dieſer hohen Dame weht, und beſitzt eine auffallende Aehnlichkeit mit einem frühern Drama derſelben Verfaſſerin, nämlich mit dem Landwirth. Durch das ganz außerordentlich gelungene Spiel des Schauſpielers Fichtner, der den Grafen Scharfeneck gab, gewann das Stück einen unbezwingbaren Sieg und gefiel.

II.

Nochmals „Gottſched und Gellert."

Entgegnung.

An den Redacteur.

Indem ich Ihnen danke, lieber Kuranda, für ſo raſche und aufmerkſame Beurtheilung meines Stückes „Gottſched und Gellert," bitte ich Sie zugleich, mir einige Worte der Berichtigung und auch einige Worte der Entgegnung zu geſtatten.

Zuerſt die bloße Berichtigung. Der Proteſt Gottſched's u. ſ. w. geht nicht, wie die Grenzboten ſagen, gegen die preußiſche Regierung; Gottſched meint ja im Gegentheile, mit König Friedrich ſehr einig zu ſein, der Proteſt geht nur gegen einen preußiſchen Reitergeneral, gegen Seydlitz, der ſich auf Kriegsnothwendigkeit berufen hat. — Ebenſo gab es auch während der Aufführung, als der Autor nach den

Digitized by Google

zwei letzten Akten gerufen wurde, keine leidenschaftliche Opposition. Opposition zeigte sich wohl durch Zischen, als nach dem dritten Akte gerufen werden sollte, und ich habe darin keine Leidenschaft finden können, da das Stück nach diesem Akte gar nicht angethan ist, durch Hervorruf ausgezeichnet zu werden. Man wollte keine Uebertreibung. Widersprechen muß ich außerdem noch der Behauptung, daß Gottsched und Gellert nicht Hauptpersonen seien. Man ist ja noch nicht Hauptperson, wenn man wie Graf Bolza bedroht ist, und bedroht ist zudem Gottsched auch und selbst Gellert. Prinz Heinrich ferner wird wohl eine entscheidende Person, aber ohne dadurch die Hauptpersonen zu beeinträchtigen: in Wahrheit trägt er dazu bei, Gottsched und Gellert zur Vollendung ihrer Charakterbilder zu treiben, indem er sie zur Vertheidigung nöthigt. —

Uebrigens folge ich Ihnen nicht in weitere Ausstellungen, welche gewiß viel Richtiges haben und welche von Ihnen mit so freundlichen Gegensätzen umstellt sind, daß ich sehr undankbar sein müßte, wollte ich nicht unter Verbeugungen davor zurücktreten.

Es ist mir nur um eine Hauptsache zu thun, und dagegen habe ich eine motivirte Entgegnung aufzustellen. Gegen den Mißbrauch der Politik in meinem Drama, welchen Sie mir vorwerfen, ist meine Protestation gerichtet.

Ich habe mich stets gegen die unorganischen Phrasen über politische Freiheit erklärt, welche im Drama beiläufig und raketenartig aufsteigen und nach einem Effecte haschen, der außerhalb des charakteristischen Gedankenganges im Stücke liegt. Und, lieber Freund, dagegen erkläre ich mich heute noch.

Wie wunderlich muß es also zugehen, daß mir etwas vorgeworfen wird, was ich selbst verurtheile! Gewiß wunderlich. Und Sie stehen gar nicht allein mit diesem Vorwurfe: von anderer Seite und nicht blos von derjenigen, welche mich unter allen Umständen geschäftsmäßig angreift, unterstützt man vielseitig Ihren Angriff.

Unorganische Aeußerungen im Drama, das heißt Aeußerungen, welche nicht aus den Charakteren, der Situation und der ganzen Anlage des Stückes natürlich erwachsen, sind ästhetisch unberechtigt und sind auch eben deshalb — unwirksam. Einen des Theaters so Kundigen wie Sie wird es nicht täuschen, wenn eine unbefugt hervorspringende, eben beliebte politische Phrase beklatscht wird. Solche Wirkung erkennen Sie wie ich als ein Strohfeuer, das heißt, als keine der Rede werthe Wirkung. Sie haben nun selbst gesehen und ausgesprochen, daß mein Stück bei der ersten Aufführung einen schweren Stand gehabt, und haben doch auch selbst gesehen, daß es mit seinen politischen Wendungen vollständig durchdrang. Wäre das bei so zäher Stimmung möglich gewesen, wenn die politischen Wendungen äußerlich herbeigezogen worden wären? Ganz gewiß nicht.

Digitized by Google

Wo liegt also der Irrthum? Darin, daß die Ankläger nicht wissen oder nicht wissen wollen: politische Gedanken könnten auch ganz organische Bestandtheile eines Stückes und dann ästhetisch vollkommen berechtigt sein. Und dies ist bei meinem Stücke der Fall: es ist nicht ein Stück mit politischen Phrasen, sondern es ist ein ganz und gar politisches Stück. Politik ist durchweg das Pathos desselben.

Wenn Sie für Liebe blasirt wären, hätten Sie das Recht, aus einem Liebesdrama die Liebesreden auszuweisen? Eben so wenig, als Sie einem politischen Stücke die politische Rede entziehen dürfen, weil sie Ihnen aus irgend einem Grunde mißfällig. Also: der Vorwurf gegen mein Stück muß, wenn er treffen soll, allgemeiner oder muß noch spezieller gefaßt werden.

Allgemeiner gefaßt würde er heißen: Politik gibt kein Pathos und soll deshalb ganz aus dem Spiele bleiben! — Diese Forderung wird der Kritik nicht viel helfen. In Vorausbestimmung dessen, was wirken soll, ist die Kritik machtlos. Der Dichter wählt, was in ihm mächtig wird, und fragt nicht um Kategorie, fragt nicht um Erlaubniß, und ist er wirklich ein Dichter, wirkt also mit seiner neuen Kategorie, so ist ein fait accompli vorhanden, welches unfehlbar anerkannt wird, denn mit falschen und geschmacklosen Mitteln kommt auf dem Felde der Kunst ein fait accompli, eine vollständige Wirkung nicht zu Stande.

Politik wird allerdings schwerlich ein Pathos geben, wenn sie in Parteifragen sich bewegt und discussionsmäßig wirken soll. Sie enthält aber zwei Bestandtheile, welche zum größten Pathos führen können. Diese heißen: Charakterstärke und Vaterland. Dies sind zwei Begriffe, welche über allen politischen Schwankungen stehen, und auf diese habe ich mein „Charakterlustspiel" gebaut und diese lasse ich mir nicht verleiden dadurch, daß sie in den verdächtigten Ausdruck Politik hineingezogen werden. Sie liegen in dem vollen Sinne des Wortes Politik, und in diesem Sinne nehme ich das Wort in Anspruch, wenn ich mein Stück ein politisches nenne, und darauf gestützt behaupte ich: was in meinem Stücke Politisches geäußert wird, ist ein organischer Bestandtheil des Stückes und hat seine volle Berechtigung. Polemik gegen die politischen Theile meines Stücks wird also nur auf dasselbe wirken, wenn nachgewiesen wird, daß die politischen Aeußerungen meiner Personen nicht dem Charakter derselben und nicht der Zeit angemessen sind, in welcher sie sich bewegen. Welches sind meine Personen? Welches sind die Themata? Professoren sind es, ein junger Schriftsteller ist es aus Lessing's Kreise, der Prinz Heinrich ist es. Allen steht politisches Leben, politische Rede zu. Was reden sie? Jene vertheidigen akademische Berechtigung. Man sehe nach, wie das vorige Jahrhundert darin tapfer war auf Akademien. Diese bewegen sich um das Thema der Zerstückelung Deutschlands.

Digitized by Google

Wann erſchien das letztere ſeit dem dreißigjährigen Kriege ſchreiender als beim ſiebenjährigen Kriege? Man blicke in Leſſing's Schriften, man blicke nur in die Gedankengänge der Minna von Barnhelm, welche um jene Zeit geſchrieben wurde, und man wird erkennen, wie tief gerade dies Thema damals empfunden wurde. Für dies Thema war ein Offizier von der Reichsarmee, gerade weil ſie mit Schmach belaſtet war, das Organ, welches Alles ſagen konnte. Das Reich war de facto dahin und die deutſche Ausländerei ſchrie auf. Um ſie noch nachdrücklicher zu berechtigen, habe ich den wirklich räuberiſchen Ausländer, den ſchmarotzenden Italiener daneben geſtellt, und um uns den Gedankengang noch näher zu bringen, habe ich den Prinzen Heinrich zum Richter geſetzt, welcher bis nahe an unſre Zeiten heran gelebt und ſich konſequent als einen Vertreter des patriotiſchen Liberalismus erwieſen hat. Geſtehen muß ich Ihnen, daß ich auf Anerkennung ſo ſorgfältiger Motivirung gerechnet, nicht aber alle dem gegenüber den banal gehaltenen Vorwurf politiſcher Phraſe erwartet hatte.

Nun bleibt noch übrig von dieſem allgemeinen Theile des Vorwurfs der Ausdruck ſelbſt im Stücke, welcher nicht zu modern gemahnen dürfe. Hier geſtehe ich zu, daß Discuſſion, auch gegen mich, am Orte iſt. Hier bin ich ſelbſt mehrmals erſchrocken, weil mir die Folgerungen meiner Helden zu ſchlagend wurden. Und doch wußte ich genau: die Folgerungen ſind ganz organiſch vor ſich gegangen. Hier kann auch gedämpft werden, wenn man darüber einig iſt, daß die Dinge von damals den Dingen von heute nicht gar zu ſchreiend ähnlich ſehen dürfen. Ich meine, der Aeſthetik wegen, nicht etwa der Politik wegen, denn es ſind unverfängliche Themata, welche jede Regierung geſtatten wird: Recht der Wiſſenſchaft und Kampf gegen deutſche Ausländerei. Aeſthetiſch iſt aber die Sache auch gar ſehr zu überlegen. Ich berufe mich nicht, wie ich gar wohl könnte, auf Shakeſpeare, welcher ſogar ſeine Römer wie ſeine Engländer ſprechen läßt, nein, mein Cato kann ganz und gar ſo geſprochen haben, wie er im Stücke ſpricht; aber ich berufe mich darauf, daß die geſchichtliche Sprache im Drama wirklich einen Accent des lebendigen Dichters haben muß, um lebendig zu ſein. Das wird uns auch nur erſchrecken, wenn der Inhalt nach achtzig Jahren noch ſo lebendig trifft, wie bei dieſer deutſchen Ausländerei. Iſt dies aber meine Schuld, daß er noch ſo lebendig?

So viel über den Vorwurf, wenn er allgemein gefaßt würde. Wie wird er ſpecieller gefaßt erſcheinen?

Wir haben darüber in dieſen Tagen mündlich discutirt, und was iſt nicht in dieſen Tagen von den verſchiedenſten Seiten darüber geſprochen worden. Ich weiß alſo ungefähr, was aufgeſtellt werden mag. Das Wichtigſte habe ich bereits in Obigem berührt.

Erſtens kann und muß unterſucht werden, ob Charakter, Hand-

Digitized by Google

lung und Inhalt theils hiſtoriſch richtig, theils hiſtoriſch möglich dargeſtellt ſind. Denn die hiſtoriſche Möglichkeit iſt für den Dichter ſo wichtig als die Richtigkeit. Iſt man im Stande, meinem Stücke die hiſtoriſche Unmöglichkeit nachzuweiſen, dann iſt es beſeitigt.

Zweitens iſt mir vorzuwerfen, was ich eben bei'm „Ausdrucke" erwähnte: die Hauptfragen ſeien gerade jetzt lebendig, gehörten alſo nicht in den Ausgang des ſiebenjährigen Krieges, ſeien offenbar des jetzigen Augenblicks wegen gewählt, würden alſo ihre Wirkung mit dem Augenblicke verlieren.

Letzteres können wir abwarten. Ich meine, die Fragen werden wichtig bleiben, ſo lange Deutſchland beſteht, auch wenn ſie gelöſ't ſind, was wohl noch eine gute Weile auf ſich warten laſſen wird. Daß ſie im Jahre 1762 nicht möglich geweſen, habe ich ſchon beſtritten, und daß ich ſie gewählt, gerade weil ſie jetzt lebendig, das könnte ich ohne Weiteres zugeben; denn dies iſt mein Recht.

Hierbei kann ich aber etwas zuſetzen, welches freilich nur Bedeutung hat, wenn man meiner einfachen Verſicherung glauben ſchenkt. Denn obwohl ich zufälliger Weiſe Zeugen habe, ſo fühle ich mich doch nicht veranlaßt, Zeugen aufzurufen und für mich ſprechen zu laſſen, da ich die Wahrhaftigkeit meiner Verſicherung nicht verwirkt zu haben glaube.

Die Entſtehung des Stücks fällt in den vergangenen Winter. Robert Heller gebührt die Auffindung der Idee: Gottſched namentlich in ein Drama zu verarbeiten. Er theilte ſie mir mit, und wir wollten den Verſuch machen, das Thema gemeinſchaftlich zu componiren. Zwei Mal kamen wir zu ausführlicher Beſprechung zuſammen, erkannten aber wohl, daß der Stoff nicht leicht genug ſei, um ſo auf dem Wege bloßer Technik erledigt zu werden. Ich verreiſ'te, und das Unternehmen ward vergeſſen. Damals aber, bei der Beſprechung ſchon, erwuchs mir Cato als Vertreter des nicht öſterreichiſchen und nicht preußiſchen Deutſchthums, ſondern des Deutſchthums überhaupt. Als würdige Figur der Reichsarmee und Kämpfer gegen Ausländerei wurde er nur politiſcher und dramatiſcher Mittelpunkt, und Prinz Heinrich politiſch entſcheidender Ausgangspunkt des Stückes. Damals hatte die Ausländerfrage unter uns noch gar nicht das Aufſehn erlebt, welches im Frühſommer mit Itzſtein und Hecker eintrat.

Mir faſt unbewußt, hatte der Stoff von jenen Beſprechungen hier meine produktive Thätigkeit in Anſpruch genommen, und ſchon im Monat März ſchrieb ich in einem Zuge die drei erſten Akte, und ſkizzirte mit allen Conſequenzen den vierten und fünften. Als ich Mitte Mai nach Carlsbad ging, war ich bis auf die Höhe des vierten Aktes gekommen, alſo auf die politiſche Höhe des Stücks, und es wäre vielleicht etwas weniger lebendig geworden, aber es wäre um kein Haar anders geworden in ſeinem Inhalte, wenn ſich auch nichts

darauf Bezügliches politisch ereignet hätte. Da kam, ich glaube Ausgang Mai's oder Anfang Juni's, die bekannte Ausweisung, und ich erschrak darüber auch für mein Stück, weil ich voraussah, man werde es nun den Vorgängen nachgeschrieben erachten. Sollte ich deshalb furchtsam, weil ich falsch beurtheilt werden konnte, meinem Stücke einen Theil der Seele ausbrechen? Ich gestehe, daß ich mehrmals fast dazu entschlossen war, weil es mir empfindlich ist, der bloßen Gelegenheitsschriftstellerei geziehn zu werden. Ja, ich bin auch jetzt gar nicht abgeneigt, die grellsten Folgerungen hinwegzunehmen, und ich schwankte darüber noch kurz vor der Aufführung. Für einen großen Theil des Vaterlandes muß ich es ohnedies, wenn ich das Stück aufgeführt sehen will. Ich that es am Ende nicht, um bei der ersten Aufführung zu sehen, ob es organisch, das heißt voll wirken werde. Das mag einen Vorwurf verdienen, aber so wie er gemacht worden ist, verdient es den Vorwurf nicht.

Ferner: das Stück war Ende Juni fertig. Im Juli ward es vorgelesen, und die zweite Hälfte des vierten Aktes, welche Sie neuen Ereignissen angebildet erachten, war Wort für Wort so, wie sie dargestellt worden ist. Einen Monat später kamen jene Ereignisse, und deshalb schließen Sie gegen mich. Was steht aber ganz entgegengesetzt mir für ein Schluß zu? Der Schluß: der Organismus ist so richtig, daß die Tagesgeschichte die Probe darauf macht.

Sie tadeln(?) das Wort „fahnden." Ich habe das Wort gebraucht, oft gebraucht, lange ehe es politisch Mode wurde, und — es stammt aus altem Style. Ich hätte also gerade das historisch richtige Wort vermeiden, ich hätte das Stück schlechter machen müssen, um solchen Vorwürfen zu entgehen.

Endlich heißt es auch noch:(?) die Politik wird abgenützt, wenn sie auf das Theater kommt*). Hat die Journalistik ein Privilegium? könnte ich sagen. Und wozu schreibt Ihr Politik? Um sie in's Bewußtsein zu drängen. Geschieht dies etwa nicht vom Theater aus? Das Theater mag Streitfragen beeinträchtigen, und mit ihnen muß es aus politischen und ästhetischen Gründen vorsichtig sein. Aber gilt dies auch von Fragen, welche ein Lebenstheil der Nation geworden sind, gilt dies auch von patriotisch gewordenen Fragen? Mit nichten.

Und die Fragen meines Stücks sind mit geringfügigen Modificationen überall zulässig, und beleidigen Niemand, kaum einen unzurechnungsfähigen Ultra. Sie gebühren also dem Dramatiker, wenn ihm nicht nachgewiesen wird, daß er sie unorganisch verwende und verschleudere.

---

*) Unser Freund Laube verrückt den ganzen Standpunkt der Frage und schiebt unserer Beurtheilung einen Sinn unter, an den wir nicht im Traum gedacht Wir behalten uns die Antwort vor. D. Red. d. Grenzb.

Digitized by Google

Auf Ihre letzten Worte indeſſen, ob ich nicht mit vollſtändigſtem Verbrauche aller politiſchen Hebel die politiſchen Stücke ein für alle Mal hätte beſeitigen wollen, bleibe ich Ihnen die Antwort ſchuldig.

Leipzig, d. 24. September 1845.

Heinrich Laube.

III.

Notizen.

Zeitſchriften und Bücher. — Nur fort. — Künſtlergäſte. — Ein protegirter Theaterdirektor. — Gäſte in Weimar. — Lenau und der Buchhändler Frankh. — Gleichungen im Alter der Potentaten. — Laube, Auerbach, Willkomm. — Die belgiſche Kammer und der Socialismus.

— Dem neuen Jahre laufen bereits mehrere neue Zeitſchriften voraus. So „Die Werkſtatt," eine Monatſchrift für Handwerker unter der Redaction des wohlmeinenden Redacteurs des Telegraphen Georg Schirges. So elegant ausgeſtattete Blätter haben wohl die wenigſten Handwerker bisher zu ihrer Lectüre gehabt. Auch der Inhalt iſt zum großen Theile gut gewählt und der Preis erſtaunenswerth billig (4 Sgr. für ein Heft von 4 Bogen) geſtellt. — Eine andere neue Zeitſchrift, die „Theater-Locomotive," redigirt von Julius Koffka, beginnt ihre Laufbahn mit einer Polemik: „Das junge Deutſchland auf den Brettern, eine Skizze von W. Bernhardi." — Eine Buchhandlung hat auf Ronge's Namen eine Speculation gemacht und einen Roman herausgegeben: „Johannes Norge, oder Bekenntniſſe eines Cölibatärs. Die Geſchichte iſt ſehr ſchmutzig und kann weder den römiſchen noch den Deutſch-Katholiken eine Freude machen. — Von dem trefflichen Buche des Franzoſen A. de Gerando: „Siebenbürgen und ſeine Bewohner," iſt eine geſchmackvoll ausgeſtattete Ueberſetzung erſchienen (Leipzig, Verlag von Carl Lork, 2 Bände). Gerando iſt der Schwiegerſohn des bekannten Magnaten Graf E. Teleki. — Von Moritz Hartmann's „Kelch und Schwert" iſt (in derſelben Verlagshandlung) eine zweite vermehrte Auflage erſchienen. Hartmann lebt gegenwärtig in Brüſſel.

— Man ſchreibt uns aus Prag: Aus der Gegend von Trautenau ſind zwei Männer, die den deutſch-katholiſchen Ideen ſich angeſchloſſen, nach preußiſch Schleſien ohne Paß ausgewandert, nicht ohne dieſſeits beträchtliche Schulden zurückzulaſſen. Die öſterreichiſche Polizei ſoll ſich deswegen an die preußiſche gewendet haben; erhielt aber von dieſer die Antwort, daß man hierüber erſt beim Miniſterium anfragen müſſe. Mittlerweile ſoll man von hier aus gleichfalls nach Wien geſchrieben und die Antwort erhalten haben, daß keine weiteren Schritte zu thun ſein. — Sind ſie fort — denkt man in Wien — um ſo beſſer.— Unter den mannigfachen Gäſten, die wir in den erſten

Wochen hier ſahen, dürfen wir nicht über den vielbeſternten und betitelten Großen, eines Würdeträgers der Kunſt vergeſſen, des bekannten Malers Pollak aus Rom (il Polaco), der in Prag geboren und die erſten Elemente der Kunſt an unſerer Akademie ſtudirt hat. Riedel und Pollak ſind bekanntlich die beiden ausgezeichnetſten deutſchen Genremaler in Rom. Das eigenthümliche, herrliche Sonnencolorit, das den Bildern dieſer beiden Künſtler einen ganz beſonderen Stempel giebt, erhöht noch die Grazie ihrer Zeichnung. Pollak, der ſeit zwölf Jahren in Rom lebt, hat mit ſeinem Freunde Riedel eine Reiſe durch Deutſchland gemacht, zunächſt um ihre Eltern zu beſuchen. Riedel iſt ein Baier, Pollak wie geſagt ein Böhme. In München werden die beiden Unzertrennlichen wieder zuſammenſtoßen, um die Rückreiſe nach Italien gemeinſchaftlich anzutreten.

Wie nachträglich verlautet, ſo ſoll der neu eintretende Director, Herr Hoffmann, dieſe Stelle hauptſächlich einem Empfehlungsſchreiben des Fürſten Metternich zu danken haben. Er war an die Fürſtin Schwarzenberg gerichtet, und wie ich höre, hat die Fürſtin, pour faire honneur à cette lettre, ſelbſt die Fürſprecherin bei den einflußreichſten Ständeausſchüſſen gemacht, und für ihren Protégé Stimmen geſammelt. Herr Hoffmann ſoll übrigens ein energiſcher Mann ſein, von deſſen Leitung man ſich viel Gutes verſpricht. Nun, alle neuen Beſen kehren gut, ſogar Herr Stöger hat im erſten Jahre gut gekehrt, während es jetzt eines kleinen Herkules bedürfte, um aufzuräumen.

— Man ſchreibt uns aus Weimar: Die Anweſenheit der Königin von Holland bringt einiges Leben in unſere Langeweile. Raupach hat mehrere Mal bei Hofe geſpeiſt, ſeine kauſtiſche Unterhaltung iſt jedenfalls pikanter als ſeine tragiſchen Jambenſtelzen ſind. Die Wenigſten wiſſen wohl, daß Raupach hier ſeine erſten Verſuche für die Bühne machte. Sein erſtes Produkt fiel entſchieden durch. Er hat aber, wie Scribe, dem es ebenſo erging, nicht den Muth verloren und beherrſchte ſpäter durch volle funfzehn Jahre das deutſche Repertoire. — Großes Aufſehen machte hier eine junge reizende Dame aus einer der erſten Familien Leipzigs, die bei Hofe ſang und namentlich durch Worte aus Göthe's Fauſt, welche Beethoven'ſchen Melodien unterlegt waren, einen unendlichen Zauber auf die Zuhörer ausübte. Frau Doctorin F..ge iſt wohl eine der ausgezeichnetſten Sängerinnen Deutſchlands und faſt möchte man dem Glücke fluchen, das durch Reichthum und Behaglichkeit ein Talent der Bühne entzieht, deren Zierde es wäre. — Der Wiener Komiker Franz Wallner gaſtirte hier mit außerordentlichem Erfolge. Sämmtliche Schauſpieler gaben dem gemüthlichen und auch perſönlich liebenswürdigen Künſtler einen ſolennen Abſchiedsſchmaus. — Madame Glasbrenner-Perroni iſt ſo eben ein-

getroffen, um gleichfalls eine Reihe von Gaſtrollen zu geben. — Dem Dr. Schuſelka iſt von dem hieſigen Miniſterium der Aufenthalt in Jena ferner geſtattet worden. Derſelbe hat nämlich an die Polizeihofſtelle in Wien geſchrieben, daß man die gegen ihn gerichtete Anklage ihm hierher übermitteln laſſe und ihm geſtatte, von hier aus ſich vertheidigen zu dürfen. Man iſt geſpannt auf die Antwort, die ihm von Wien aus werden wird.

— Man ſchreibt uns aus Stuttgart: Lenau befindet ſich noch immer in der Irrenheilanſtalt zu Winnenthal, körperlich viel geſünder, als ſeit lange zuvor, aber geiſtig vollkommen zerſtört; ſeine Freunde fürchten: unheilbar. Die einzige Hoffnung beruht darauf, daß er ſich noch auf keine fixe Idee geworfen hat. In manchen politiſchen und literariſchen Kreiſen wird ein andrer Mann gleichfalls bekannt ſein, der gegenwärtig in Winnenthal untergebracht iſt, Buchhändler Frankh von hier. Er wähnt, Tag und Nacht von Mördern belauert zu ſein, iſt deshalb nur unter den ängſtlichſten Vorkehrungen und ſetzt ſich Nachts, ſtatt in's Bett zu gehen, einen Prügel in der Hand, in eine Ecke. Man wollte ihm kürzlich eine Erholungsreiſe erlauben, aber von dem einzigen Menſchen, dem er noch traut, einem hieſigen Literaten, der ihn begleiten und überwachen ſollte, verlangt er doch, er ſolle auf dem Bock ſitzen, damit er, Frankh, vom Innern des Wagens aus, die geladene Piſtole in der Hand, ihn beobachten und bei der geringſten verdächtigen Bewegung hinunterſchießen könne. Der Literat bedankt ſich natürlich für dieſe Luſtpartie.

— Der älteſte unter den lebenden Potentaten iſt gegenwärtig der Papſt, er zählt 79 Jahre, der jüngſte iſt ein Mädchen von funfzehn Jahren: die Königin Iſabella von Spanien. Les extrêmes se touchent. Der älteſte Herr der Chriſtenheit und die jüngſte Herrin ſind beide unverheirathet. Will man ein Mädchen nicht als Potentat gelten laſſen, ſo iſt die Reihe des Jüngſten an dem Sultan, der 21 Jahre zählt. Wieder Extreme, die ſich aber nicht berühren. Wie morſch iſt der Thron von Conſtantinopel, trotz ſeines jungen Herrſchers, und wie eiſern greift Rom noch immer in die Welt hinein, trotz ſeines greiſen Hauptes. Nach dem Papſt kommen die conſtitutionellen Könige an die Reihe Der König von Hannover zählt 73 Jahre, Louis Philipp 71, der König von Würtemberg 63, der König von Baiern 58 Jahre. Der König des zwiſchen Preußen und Oeſterreich eingeklammerten Sachſen iſt um 10 Jahre jünger, als der König von Baiern. Der ſchwächſte conſtitutionelle Thron, der von Griechenland, hat einen Monarchen von 29 Jahren an der Spitze. Die zwei Hauptmächte Deutſchlands halten einander die Wagſchaale: der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen ſind in gleichem

Alter, es zählt jeder 51 Jahre. Der Kaiser von Rußland steht dicht hinter ihnen mit 49 Jahren. Der König von Belgien ist um drei Jahre älter als der König von Holland, der 52 Jahre zählt, und hat diesem auch überall den Vorsprung abgewonnen, sowohl bei der Brautwerbung um die brittische Thronerbin Auguste Charlotte (1816), die den stattlichen Koburger dem nassauischen Nebenbuhler vorzog, wie auf dem Throne der Belgier (1831). Die Königinnen von England und Portugal, von denen jede einem schönen Koburger angetraut ist, sind in ihrem Alter eben so einig, wie in ihrem Geschmack, es zählt jede 25 Jahre. Uebrigens ist dies ein Punkt, worin Königinnen im Nachtheile gegen andere Erdentöchter sind — sie können ihr Alter nicht verheimlichen. —

— Auch Heinrich Laube führt die Theaterliebe nach Wien, auch er will das Burgtheater studiren und Wiener Eindrücke erleben. Werden seine Erlebnisse freundlicher sein als die Carl Gutzkow's? Laube ist schon von vorn herein schlimmer dran; Monaldeschi ist das einzige Stück, das auf österreichischen Bühnen gegeben werden kann. Rococco, Struensee, Gottsched und Gellert sind nach dortigen Censurbegriffen unmöglich. — Berthold Auerbach, der in den letzten zwei Monaten in Böhmen gelebt hat, und zwar meist auf Dörfern und in kleinen Städten, bereitet eine größere Arbeit vor, die ein in Deutschland noch unbekanntes Element von Dorfgeschichten zum Gegenstand hat. — Ernst Willkomm, dessen vierbändiger Roman: „Weiße Sclaven" nun beendet ist, tritt eine Reise nach Italien an.

— In Allem und Jedem zeigt sich das kleine Belgien rüstig und immer den Andern voran. Die schnelle und außerordentliche Einberufung der Kammern, um ein Gesetz zu votiren und der Noth der ärmern Klassen vorzubeugen, verdient eine Denksäule. Und wie trefflich waren alle diese patriotischen Repräsentanten bereits für die Frage vorbereitet. Die Presse, der kein Zwang aufgelegt ist, hatte den Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und die Mittel zur Abhülfe waren in den Journalen bereits zur Reife gebracht. Wie Belgien der erste Staat auf dem Continent war, welcher Eisenbahnen baute, so ist es jetzt der erste Staat, welcher der socialistischen Frage sich von Staatswegen annimmt. Der König hat von dem Ministerium einen Gesetzvorschlag verlangt, wie das Loos der Arbeiter zu verbessern ist und welche Mittel zu einer Aenderung der gegenwärtigen Verhältnisse zu ergreifen sind.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google